This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

IV, 413.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Guizot.

AE 2.1
K8
v.176

S. S.

Striemellachs, ſ. Th. 58, S. 303.

Striemen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, mit Striemen verſehen, wovon aber das Mittelwort geſtriemet, für ſtriemig, noch am gangbarſten iſt. Der Rücken iſt geſtriemet von Geiſſeln. (Opitz.)

Striemenbock, Cerambyx liciatus, eine Art Holzbock.

Striemenhelmſchnecke, Buccinum Vibex Linn., Fr. le Casque dentelé, ſ. unter Schnecke, Th. 147, S. 212.

Striemenſchild, Cassida Vibex, eine Art Schildkäfer.

Striemenerz, ein geſtreifeltes Erz, welches Streifen in ſeiner Mitte hat.

Striemig, Bei- und Nebenwort, Striemen habend. Der Rücken iſt ſtriemig; waſſerſtriemiges Brod ꝛc.

Striepe, ſ. Strippe.

Striez, der Strietzel oder die Strietzel, ein im gemeinen Leben vieler Gegenden übliches Wort, einen länglichen ſchmalen und dicken Körper zu bezeichnen. Ein in länglicher Form gebackenes Brod, heißt in eini-

gen Gegenden Strietzel, in andern Weck, und in noch andern Stolle. Butterſtrietzel, ein Buttergebackenes in dieſer Geſtalt. In einem andern Verſtande iſt die Butterſtrietzel ein Stück Butter in ähnlicher länglicher Geſtalt, ein Butterweck, Ital. Striscia. In Baiern und Oeſterreich ſind die Strietzeln eine Art Kuchen, vielleicht von ähnlicher Geſtalt, welche im Wendiſchen Struza heißen, wo es von Einigen von ſtrotzen abgeleitet wird. In allen Fällen ſticht der Begriff der Länge hervor, daher iſt dieſes Wort von Striem, Streifen nur im Suffixo verſchieden.

Striezel, ſ. den vorhergehenden Artikel.

—, ein Brod, ſ. oben.

— (Butter-), ſ. daſelbſt.

— (Kuchen-), ſ. daſ.

— (Leber-), ſ. Th. 69, S. 522 u. f.

— (Mohn-), ſ. Th. 92, S. 697 u. f.

Striga, in den Römiſchen Lägern ein Raum oder eine Gaſſe zwiſchen den Escadronen der Reiter, in welchen die Pferde in Reihen aufgeſtellt wurden, wie es noch jetzt in den Kavallerie-Lägern geſchieht. Die Größe einer ſolchen Reiterlagerſtraße wird auf 120 Fuß Länge und 60 Fuß Breite angegeben, wovon der Länge nach zu beiden Seiten wieder 10 Fuß zu den Zelten, 5 Fuß zu den Waffen, und 9 Fuß zu den Pferden abgemeſſen wurden, welche auf einer Seite 24 Fuß, auf beiden aber 48 Fuß betrugen; mithin blieb darzwiſchen noch eine Gaſſe oder ein Raum von 12 Fuß Breite zum Hin- und Zurückgehen, welches zuſammen die 60 Fuß Breite betrug, und bei zehn Zelten, jedes 10 Fuß groß, welche der Länge nach aufgeſchlagen wurden, blieben zwiſchen jedem noch 2 Fuß Raum, ſo, daß man zwiſchen ihnen durchkommen konnte, welches die 120 Fuß Länge ausmachte. — Im Feldbaue hieß Striga eine Furche, wie ſie mit dem Pfluge der Länge nach gezogen wurde, *und da die* Ochſen ſie nicht ganz auszogen, ſondern

darüber ſtille ſtehen blieben, ſo hieß es strigare; in der Feldmeßkunſt hieß aber jedes Stück Land, das länger, als breiter war, und gerade weg ging, jedoch quer vor lag, Scamnum, und von dieſen beiden Arten auch ein Feld bald Ager Strigatus, bald Scamnatus.

Strigauiſche Erde, Franz. Bol de Strigau, eine reine graue oder bräunliche Boluserde, welche bei Strigau in Schleſien gewonnen wird. Johann Schulthes, mit dem Beinamen Trimontanus, fand ſie zuerſt im Jahre 1604. Sie hat ihr Lager im luftigen Geſteine, wie Bimsſtein, iſt glänzend, hängt an der Zunge, und zerſpringt im Munde. Im Waſſer wirft ſie Stücke von ſich; wenn ſie recht rein iſt, zergeht ſie im Munde wie Butter.

Strigilis, bei den Römern, ein Inſtrument, womit die Bader den Badenden den Schmutz vom Oele, womit ſie ſich beſtrichen, wieder abſchabten. Es war von Eiſen, Meſſing oder auch Silber, und etwas gekrümmt, damit es ſich um ſo beſſer nach des Leibes Struktur ſchicke. Man ſchabte mit dieſem Inſtrumente auch die Kämpfer in den Gymnaſien, die ſich auch vor den Kämpfen mit Oel ſalbten. Das Abgeſchabte hieß Strigmenta, welches man aufhob, und als eine beſondere Arzeney verkaufte.

Stringiren, oder das Belegen der Klinge, Binden der Klinge, in der Fechtkunſt. Im Allgemeinen, die Klinge des Gegners aufſuchen, und wo möglich mit der ganzen Stärke die Schwäche des Gegners mit einem Bogen aus der Defenſionslinie wegſtreifen. Wer nur ſtreift, der muß die Weite von dem Leibe des Gegners, und auch beide Klingenweiten nach dem Augenmaaße zu beurtheilen wiſſen, damit der Gegner die halbe Schwäche oder halbe Stärke hinein ſchiebe, oder auf einer oder der andern Seite durchgehe, ehe man die Spitze wieder in die gehörige Linie bringt. Beim Stoßfechten beſteht es ins Beſondere darin, daß man mit

der Stärke ſeiner Klinge die Klinge des Gegners an der halben Schwäche faßt, und ſie nun ſeitwärts drückt; liegt hierbei der Gegner aber ſo, daß man mit ſeiner ganzen Stärke die ganze Schwäche des Gegners faßt, ſo nennt man dieſes auch: ſich ſeiner Klinge bemeiſtern. Man kann die feindliche Klinge entweder gleich auf derſelben Seite, wo man mit ihm liegt, oder auf der andern Seite belegen. Dieſes geſchieht inwendig mit halb Terz, halb Quart, worauf man die inwendige feſte Quart nachſtößt; auswendig aber mit Quart, wodurch das Belegen mehr auf der feindlichen Klinge erfolgt; nachgeſtoßen wird hier die Terz. Das Hauptmittel gegen das Belegen iſt, daß man dieſes gar nicht geſchehen läßt, ſondern ſeine Klinge nach der entgegengeſetzten Seite bringt, und nun in die Blöße des Gegners ſtößt, welche mit ſeinem Verſuche zu ſtringiren verbunden iſt. Uebrigens ſind die Contrelektionen und die Nachſtöße nach dem Belegen zu mannigfaltig, als daß ſie hier aufgelöſet werden könnten. — Beim Hiebfechten iſt das Stringiren der Klinge daſſelbe, nur mit dem Unterſchiede, daß es hier auf der Klinge geſchieht; am vortheilhafteſten iſt es gegen ſolche anzuwenden, die beſtändig vorhalten, indem man erſt ſeine Klinge überhebt; dann auf der andern Seite ſtringirt, und nun nachhaut; zugleich kann man auch mit dem Belegen ſelbſt einen Schritt verbinden. Die Contrelektion beſteht darin, daß man, ſobald der Gegner ſtringiren will, unter der Klinge durchgeht, und ſich an die entgegengeſetzte Seite legt, auch hier gleich in die vom Gegner erhaltene Blöße haut.

Stripmalm, Sproterz, ein von Kirwan beſchriebenes ſilberhaltiges Bleyerz, worin Spießglas enthalten iſt, zum Unterſchiede von dem kieſigen Bleyerze, worin viel Eiſenkies, und von dem ſteinigen oder ſandigen Bleyerze, wo ſehr viel Kieſel oder Kalkſtein mit dem Bleyer *verbunden iſt.*

Th. 1, S. 603), als candatus, Fuchsſchwanzamarant, ſ. Th. 15, S. 420. Der Letzte heißt im Zillerthale Stritzelar. — Der Hahnenkamm, Celosia cristata, ſ. Th. 21, S. 195 u. f.

C. Blütenſtritzeln. 7) Samenſtritzel. Der Wegerich, Wegebreit, Plantago, ſ. unter Wegerich. — 8) Gröpsſtritzel. Die Grasnelke, Statice, St. Armeria; ſ. den Art. Wieſenkraut, unter W. — 9) Blumenſtritzel. Die Bleywurz, Plumbago, ſ. Zahnwurz, unter Z.

D. Fruchtſtritzeln. 10) Fruchtſtritzel. Die Wunderblume, Mirabilis, ſ. dieſen Art. unter W.

Strix, der Lateiniſche Name der Eule, ſ. dieſen Artikel, Th. 11, S. 682 u. f.

Strobel, ein nur in einigen Gegenden übliches Wort, wo es die Zirbelnuß, Lat. Strobilus, bedeutet, da denn auch, nach Adelung, ein jeder Tann- und Fichtenzapfen dieſen Namen führt. Die Benennung rührt von der ſtraubigen und ſtruppigen Geſtalt her. Daß die erſte Hälfte dieſes Worts nicht unmittelbar aus dem Lateiniſchen Strobilus entlehnt iſt, erſieht man aus verſchiedenen gemeinen Mundarten, wo der Strobeldorn ein Name der Artiſchocke iſt, und ein Strobelkopf, ein zottiger, ſtraubiger Kopf. Strobelſtern bedeutet einen Kometen, und ſtrobelig, ſtrubelig, ſträubig, ſo daß ſträuben als das Stammwort angeſehen werden muß.

Strobeldorn, ſ. den vorhergehenden Artikel, und unter Cynara, Th. 8, S. 477.

Strobelhahn, Straubhahn, von den ſtraubigen Federn; ſ. unter Huhn, Th. 26, S. 15.

Strobelhuhn, ſ. daſelbſt.

Strobelkopf, ſ. oben, unter Strobel.

Strobelſtern, ſ. daſelbſt.

Strobeltaube, ſ. unter Taube, in T.

Strobs, in der *Schifffahrt*, kleine flache Schiffe, die

man in Rußland auf der Wolga zum Handel mit Aſtrachan und dem Kaſpiſchen Meere gebraucht. Dieſe Schiffe enthalten ungefähr 300 Ballen Seide, die 15 Laſten betragen. Sie ſegeln und rudern, und haben dazu ſechzehn Ruder, nur einen Maſt und ein Segeltuch. Das Steuerruder iſt eine lange Stange; an dem Orte, der im Waſſer iſt, iſt ſie platt. Der Patron regiert es durch ein Seil, das zwiſchen zwei Flügeln, die es im Stande halten, angemacht iſt. Dieſe Schiffe können noch über die Waare fünf und zwanzig Bootsleute und ſechzig Paſſagiere tragen.

Ströckhölzer, im Bergbaue, die Hölzer, worauf die Blaſebälge ruhen.

Stroh, ein Collectivum, alſo ohne Mehrheit, die Halme des reifen Getreides, beſonders die Halme, welche von dem ausgedroſchenen Getreide übrig bleiben, und in weiterm Verſtande auch die übrigbleibenden Halme anderer Feldfrüchte: Rockenſtroh, Gerſtenſtroh, Haferſtroh, Dinkelſtroh, Weitzenſtroh, Erbſenſtroh, Wickenſtroh, Bohnenſtroh ꝛc. Wenn Stroh allein ſteht, ſo verſteht man darunter gemeiniglich Rokkenſtroh. Schüttenſtroh, welches aus langen geraden Halmen beſteht, und in Schütten gebunden wird, zum Unterſchiede von dem Wirrſtroh, Krummſtroh oder Rittſtroh, welches aus zerknickten und verworrenen Halmen beſteht. Ein Haus mit Stroh decken. Auf dem Strohe ſchlafen, auf bloßem Strohe. Ein Bund Stroh. Leeres Stroh dreſchen, eine unnütze Arbeit verrichten. — Figürlich bezeichnet Stroh in einigen Fällen auch eine gewiſſe beſtimmte Menge. So iſt z. B. in der Landwirthſchaft ein Stroh Garben fünf bis ſechs Garben, vermuthlich in ſo fern ihrer ſo viel mit einem Strohſeile zuſammen gebunden und zum Vorſchlagen auf die Tenne getragen werden. In Bremen, Hildesheim und in den *Seeſtädten* iſt ein Stroh Bücklinge, eine gewiſſe Zahl in

Stroh gepackter oder mit Stroh zuſammengebundener Bücklinge. Zwanzig Stroh machen eine Laſt Bücklinge. Nach Adelung, in ſeiner Anmerkung im ſeinem großen Wörterbuche zu Stroh, ſchon beim Kopke Stroh, in den gemeinen Mundarten Strau, im Schwed. Strå, im Angelſ. Streow, Strou, im Engl. Straw, im Lateiniſchen mit einem andern Suffix Stramen. Entweder von ſtreuen, weil es von den älteſten Zeiten an zum Unterſtreuen gebraucht worden, oder auch unmittelbar von dem Geräuſche, welches das Stroh in der Behandlung macht, und welcher dem Laute ähnlich iſt, welcher mit dem Streuen verbunden iſt, in welchem Falle beide Wörter, nur Seitenverwandte ſeyn würden. Im gemeinen Leben mancher Provinzen macht man von Stroh ein neues Collektivum das Geſtröhe, für Stroh, oder Stroh aller Art.

Das Stroh, Stramen, Stramentum; Fr. Paille, Chaume; Engl. Straw, in der Landwirthſchaft, wird, nach dem Dreſchen, in zwei Gattungen getheilt, in langes, und in kurzes Stroh. Das lange führt den Namen Richtſtroh, Schütten, und das kurze wird Wirrſtroh, Krummſtroh, Rittſtroh, auch Wurmgebunde genannt. Die Gebunde oder Schütten werden nach der Größe der Garbe gemacht, und da jedesmal Abgang iſt, ſo kann man von einem Schocke Getreide 30 Gebunde langes oder Richt- und 15 Gebunde kurzes oder Wirrſtroh rechnen. Das Aufbinden des Strohes, ſowohl des Rocken- oder Roggenſtrohes, als aller andern Stroharten, geſchieht in den Scheunen, nach dem Ausdreſchen der Körner aus den Aehren. Das Stroh jeder Getreideart, von dem die Körner ausgedroſchen worden, wird auf einander geworfen, und daraus die Bunde mittelſt eines gedreheten Strohſeils gemacht, welches um jedes Bund geſchlungen, die Enden zuſammengedrehet, und das Zuſammengedrehete umgeſteckt wird. *Dieſe Bunde heißen* daher auch Ach-

man in Rußland auf der Wolga zum Handel mit Aſtrachan und dem Kaſpiſchen Meere gebraucht. Dieſe Schiffe enthalten ungefähr 300 Ballen Seide, die 15 Laſten betragen. Sie ſegeln und rudern, und haben dazu ſechzehn Ruder, nur einen Maſt und ein Segeltuch. Das Steuerruder iſt eine lange Stange; an dem Orte, der im Waſſer iſt, iſt ſie platt. Der Patron regiert es durch ein Seil, das zwiſchen zwei Flügeln, die es im Stande halten, angemacht iſt. Dieſe Schiffe können noch über die Waare fünf und zwanzig Bootsleute und ſechzig Paſſagiere tragen.

Ströckhölzer, im Bergbaue, die Hölzer, worauf die Blaſebälge ruhen.

Stroh, ein Collectivum, alſo ohne Mehrheit, die Halme des reifen Getreides, beſonders die Halme, welche von dem ausgedroſchenen Getreide übrig bleiben, und in weiterm Verſtande auch die übrigbleibenden Halme anderer Feldfrüchte: Rockenſtroh, Gerſtenſtroh, Haferſtroh, Dinkelſtroh, Weitzenſtroh, Erbſenſtroh, Wickenſtroh, Bohnenſtroh ꝛc. Wenn Stroh allein ſteht, ſo verſteht man darunter gemeiniglich Rokkenſtroh. Schüttenſtroh, welches aus langen geraden Halmen beſteht, und in Schütten gebunden wird, zum Unterſchiede von dem Wirrſtroh, Krummſtroh oder Rittſtroh, welches aus zerknickten und verworrenen Halmen beſteht. Ein Haus mit Stroh decken. Auf dem Strohe ſchlafen, auf bloßem Strohe. Ein Bund Stroh. Leeres Stroh dreſchen, eine unnütze Arbeit verrichten. — Figürlich bezeichnet Stroh in einigen Fällen auch eine gewiſſe beſtimmte Menge. So iſt z. B. in der Landwirthſchaft ein Stroh Garben fünf bis ſechs Garben, vermuthlich in ſo fern ihrer ſo viel mit einem Strohſeile zuſammen gebunden und zum Vorſchlagen auf die Tenne getragen werden. In Bremen, Hildesheim und in den Seeſtädten iſt ein Stroh Bücklinge, eine gewiſſe Zahl in

Stroh gepackter oder mit Stroh zuſammengebundener Bücklinge. Zwanzig Stroh machen eine Laſt Bücklinge. Nach Adelung, in ſeiner Anmerkung in ſeinem großen Wörterbuche zu Stroh, ſchon beim Notker Stroh, in den gemeinen Mundarten Strau, im Schwed. Stra, im Angelſ. Streow, Streu, im Engl. Straw, im Lateiniſchen mit einem andern Suffixo Stramen. Entweder von ſtreuen, weil es von den älteſten Zeiten an zum Unterſtreuen gebraucht worden, oder auch unmittelbar von dem Geräuſche, welches das Stroh in der Behandlung macht, und welcher dem Laute ähnlich iſt, welcher mit dem Streuen verbunden iſt, in welchem Falle beide Wörter nur Seitenverwandte ſeyn würden. Im gemeinen Leben mancher Provinzen macht man von Stroh ein neues Collektivum das Geſtröhde, für Stroh, oder Stroh aller Art.

Das Stroh, Stramen, Stramentum; Fr. Paille, Chaume; Engl. Straw, in der Landwirthſchaft, wird, nach dem Dreſchen, in zwei Gattungen getheilt, in langes, und in kurzes Stroh. Das lange führt den Namen Richtſtroh, Schütten, und das kurze wird Wirrſtroh, Krummſtroh, Rittſtroh, auch Wurmgebunde genannt. Die Gebunde oder Schütten werden nach der Größe der Garbe gemacht, und da jedesmal Abgang iſt, ſo kann man von einem Schocke Getreide 30 Gebunde langes oder Richt- und 15 Gebunde kurzes oder Wirrſtroh rechnen. Das Aufbinden des Strohes, ſowohl des Rocken- oder Roggenſtrohes, als aller andern Strohharten, geſchieht in den Scheunen, nach dem Ausdreſchen der Körner aus den Aehren. Das Stroh jeder Getreideart, von dem die Körner ausgedroſchen worden, wird auf einander geworfen, und daraus die Bunde mittelſt eines gedreheten Strohſeils gemacht, welches um jedes Bund geſchlungen, die Enden zuſammengedrehet, und das Zuſammengedrehete untergeſteckt wird. Dieſe Bunde heißen daher auch Ach-

rengebunde, weil sich die ausgedroschenen Aehren noch daran befinden. Ein jedes Bund wird ungefähr so stark gemacht, daß es an 20 Pfd. wiegt; dieses bezieht sich jedoch nur hauptsächlich auf die Rockenstrohbunde; denn das Gersten-, Hafer- und Erbsenstroh hat nur selten in Bunden dieses Gewicht, nur das Weizenstroh macht eine Ausnahme. — Jeder Landwirth thut wohl, wenn er das Stroh allemal nach einer festgesetzten Zahl und nicht nach Belieben der Dreschet bald viel, bald wenig Bunde oder Gebunde aufbinden läßt Diese Arbeiter können schon nach dem Gewichte mit der Hand und nach der Länge der Strohseile ziemlich egale Bunde, und gewiß eine gleiche Zahl, entweder 20 oder 30, einbinden. Der Nutzen eines solchen Verfahrens ist: daß ein Wirth seinen Fütterungsetat überschlagen, und das Strohausgeben täglich viel ordentlicher dadurch besorgen kann, daß nicht einmal zu viel, ein andermal zu wenig zur Siede und Futter gegeben wird. Auch die Unordnung in den Scheunen, indem man ungedroschenes Getreide und ungedroschenes Stroh Alles untereinander wirft, ist nicht anzurathen. Besser ist es, alles Stroh allein, und aus der Scheune gleich in das Strohmagazin und unter Beschluß zu legen, und aus diesem wird es zur Siede und Fütterung täglich zu einer gewissen Stunde herausgegeben; denn den ganzen Tag nach einem Bunde Stroh bald in diesen, bald in jenen Stall zu laufen, wie es in vielen Wirthschaften geschieht, zeigt eine große Verwirrung in den Wirthschaftsgeschäften an. — Man theilt oder unterscheidet ferner noch das Stroh in Futter- und in Streustroh. Zu dem Futterstroh rechnet man das Weitzen- und alle Arten von Sommerstroh; zum Streustroh das Rockenstroh. Das Letztere giebt zwar auch das Hauptwinterfutter für die Schafe, da aber diese nur die *Hülsen der Aehren* davon fressen, so bleibt das Stroh *selbst, welches* Orte oder Urscha genannt wird, noch

zur Einſtreu übrig. Hiernach iſt alſo das Stroh von Weitzen, Gerſte, Hafer, Erbſen, Bohnen, Wicken, Buchweitzen und von andern Sommerfrüchten Futterſtroh, das Rockenſtroh dagegen, wenn die genannten Hülſen von den Schafen abgefreſſen worden, Streuſtroh. Dieſes Stroh wird auch auf den mehrſten Landgütern in großer Menge gewonnen, und ſchickt ſich auch am beſten zur Streu, weil es von den Excrementen des Viehes am leichteſten getränkt wird, oder ſolche am leichteſten einziehen, wodurch ein guter Dünger erzeugt wird. Um nun dieſen Dünger zu gewinnen, iſt es auch nöthig, daß man die Landleute aufmerkſam macht: das Rockenſtroh nicht zu verkaufen, ſondern es, außer dem Schaffutter (welches Vieh, wie oben erwähnt worden, nur die Hülſen davon frißt) zur Einſtreu anzuwenden, um guten Dünger zu erhalten, beſonders da, wo der Landmann ſeinen Viehſtand zu erhöhen ſucht; denn die Waldſtreu (ſ. unter Streu, Th. 175) gewähet ihm dieſen Dünger nicht. Der eigentliche Dünger wird zwar nur durch den Urin und die Excremente des Viehes erzeugt, allein es gehört dazu doch ein Bindemittel, vermöge deſſen ſie gehörig aufgefangen, mit einander vermiſcht, und in die nöthige Gährung geſetzt werden, ohne welche kein Miſt die erforderliche Wirkung thut, und dieſes iſt die Einſtreu von Stroh, die hierzu ganz beſonders geeiguet iſt. Nur an den Orten, wo der Landmann ſein Wohngebäude aus Steinen aufführt, wie es jetzt größtentheils in mehreren Staaten geſchieht, (z. B. in Preußen, wo wenigſtens in denjenigen Dörfern dahin geſehen wird, welche durch Feuersbrünſte zerſtört worden, oder wo man neue Dörfer errichtet, damit das Feuer, wenn es irgend wo in Dörfern ꝛc. ausbrechen ſollte, ſeine verheerende Wirkungen nicht ſo weit erſtrecken kann, daß ſie ganz abbrennen, ſondern demſelben Einhalt gethan werden kann),

rengebunde, weil ſich die ausgedroſchenen Aehren noch daran befinden. Ein jedes Bund wird ungefähr ſo ſtark gemacht, daß es an 20 Pfd. wiegt; dieſes bezieht ſich jedoch nur hauptſächlich auf die Rockenſtrohbunde; denn das Gerſten-, Hafer- und Erbſenſtroh hat nur ſelten in Bunden dieſes Gewicht, nur das Weizenſtroh macht eine Ausnahme. — Jeder Landwirth thut wohl, wenn er das Stroh allemal nach einer feſtgeſetzten Zahl und nicht nach Belieben der Dreſcher bald viel, bald wenig Bunde oder Gebunde aufbinden läßt Dieſe Arbeiter können ſchon nach dem Gewichte mit der Hand und nach der Länge der Strohſeile ziemlich egale Bunde, und gewiß eine gleiche Zahl, entweder 20 oder 30, einbinden. Der Nutzen eines ſolchen Verfahrens iſt: daß ein Wirth ſeinen Fütterungsetat überſchlagen, und das Strohausgeben täglich viel ordentlicher dadurch beſorgen kann, daß nicht einmal zu viel, ein andermal zu wenig zur Siede und Futter gegeben wird. Auch die Unordnung in den Scheunen, indem man ungedroſchenes Getreide und ungedroſchenes Stroh Alles untereinander wirft, iſt nicht anzurathen. Beſſer iſt es, alles Stroh allein, und aus der Scheune gleich in das Strohmagazin und unter Beſchluß zu legen, und aus dieſem wird es zur Siede und Fütterung täglich zu einer gewiſſen Stunde herausgegeben; denn den ganzen Tag nach einem Bunde Stroh bald in dieſen, bald in jenen Stall zu laufen, wie es in vielen Wirthſchaften geſchieht, zeigt eine große Verwirrung in den Wirthſchaftsgeſchäften an. — Man theilt oder unterſcheidet ferner noch das Stroh in Futter- und in Streuſtroh. Zu dem Futterſtroh rechnet man das Weitzen- und alle Arten von Sommerſtroh; zum Streuſtroh das Rockenſtroh. Das Letztere giebt zwar auch das Hauptwinterfutter für die Schafe, da aber dieſe nur die Hülſen der Aehren davon freſſen, ſo bleibt das Stroh ſelbſt, welches Orte oder Urſche genannt wird, noch

zur Einſtreu übrig. Hiernach iſt alſo das Stroh von Weitzen, Gerſte, Haſer, Erbſen, Bohnen, Wicken, Buchweitzen und von andern Sommerfrüchten Futterſtroh, das Rockenſtroh dagegen, wenn die genannten Hülſen von den Schafen abgefreſſen worden, Streuſtroh. Dieſes Stroh wird auch auf den mehrſten Landgütern in großer Menge gewonnen, und ſchickt ſich auch am beſten zur Streu, weil es von den Excrementen des Viehes am leichteſten getränkt wird, oder ſolche am leichteſten einziehen, wodurch ein guter Dünger erzeugt wird. Um nun dieſen Dünger zu gewinnen, iſt es auch nöthig, daß man die Landleute aufmerkſam macht: das Rockenſtroh nicht zu verkaufen, ſondern es, außer dem Schaffutter (welches Vieh, wie oben erwähnt worden, nur die Hülſen davon friſſt) zur Einſtreu anzuwenden, um guten Dünger zu erhalten, beſonders da, wo der Landmann ſeinen Viehſtand zu erhöhen ſucht; denn die Waldſtreu (ſ. unter Streu, Th. 175) gewähet ihm dieſen Dünger nicht. Der eigentliche Dünger wird zwar nur durch den Urin und die Excremente des Viehes erzeugt, allein es gehört dazu doch ein Bindemittel, vermöge deſſen ſie gehörig aufgefangen, mit einander vermiſcht, und in die nöthige Gährung geſetzt werden, ohne welche kein Miſt die erforderliche Wirkung thut, und dieſes iſt die Einſtreu von Stroh, die hierzu ganz beſonders geeiguet iſt. Nur an den Orten, wo der Landmann ſein Wohngebäude aus Steinen aufführt, wie es jetzt größtentheils in mehreren Staaten geſchieht, (z. B. in Preußen, wo wenigſtens in denjenigen Dörfern dahin geſehen wird, welche durch Feuersbrünſte zerſtört worden, oder wo man neue Dörfer errichtet, damit das Feuer, wenn es irgend wo in Dörfern ꝛc. ausbrechen ſollte, ſeine verheerende Wirkungen nicht ſo weit erſtrecken kann, daß ſie ganz abbrennen, ſondern demſelben Einhalt gethan werden kann),

brauchen, so muß auch, um ein richtiges Verhältniß in der Fütterung aufzustellen, eines dem andern in der Fütterung zu Hülfe kommen. Man kann daher, nach einer vorher angelegten genauen Berechnung, festsetzen, daß auf 3 Scheffel Aussaat (Weitzen oder Gerste) zwei Stück Rindvieh gehalten werden können. Dieses zeigt sich, wenn man nach der Erfahrung annimmt, daß von drei Scheffeln theils Weitzen-, theils Gerstenaussaat durch die Bank wenigstens 15 Mandeln gewonnen werden können. Bei der Abdreschung einer Mandel Gerste fand sich beim Wiegen des davon aufgebundenen Strohes, daß solches 170 Pfund an Gewichte betrug. Ferner wurde 1 Scheffel vom Gerstenstroh geschnittener Häckſel ebenfalls gewogen, und derselbe enthielt 8 Pfd. Aus diesen beiden Sätzen vereiniget, erhellt, daß die für zwei Stück Rindvieh ausgesetzte 3 Scheffel Aussaat 319 Scheffel Häckſel geben. Wenn man nun ferner annimmt, daß die Winterfütterung von der Mitte des Novembers bis zu dem ersten Mai zusammen hundert und fünfundsechzig, und also von zwei Stücken zusammengenommen dreihundert und dreißig Tage dauert, so ergiebt sich daraus, daß auf jedes Stück Vieh täglich beinahe 1 Scheffel kommt. — Nun bestehe eine Rindviehherde aus Zugochsen, Kühen und jungem Vieh, wovon, wenn sie sonst ein gehöriges Verhältniß hat, eine jede Gattung oder Art $\frac{1}{3}$ ausmacht, so käme auf den Zugochsen 1 Scheffel, auf die Kuh $\frac{3}{4}$, und auf ein Stück junges Vieh $\frac{1}{2}$ Scheffel Häckſel, bei sonst hinlänglichem Rauchfutter, und hiermit könnten sie vollkommen auskommen. Bei diesen Sätzen wird daher bei den angenommenen drei Morgen Aussaat noch übrig bleiben. Bei dieser Schätzung ist bloß ein starker und Mittelboden zur Richtschnur genommen worden; bei einem schlechten Boden tritt natürlich eine andere Rechnung ein; denn wo nur dieser Boden vorhanden ist, ist es auch um die Viehzucht nicht zum Besten

indem hier der reiche Anbau von allerhand Wurzelwerk, und ein gutes Brühfutter den Abgang des Heues vollkommen erſetzt. Zur Siede oder zum Strohbrühfutter, welches mit warmem Waſſer bereitet wird, das man auf das geſchnittene Stroh, oder den Häckſel gießt, wird das lange Stroh genommen, welches die Knechte zur Siede ſchneiden. Dieſe ſind verbunden im Winter um fünf Uhr aufzuſtehen, von welcher Zeit an bis es Tag wird, ſie die nöthige Siede bereiten. Ein Knecht kann in drei Stunden acht Gebunde Stroh zu kurzer und kleiner Siede machen, die in ordentlichen Wirthſchaften jederzeit vorräthig ſeyn muß. Ein Schock Stroh giebt 50 Scheffel Siede, und ein Stück Rindvieh, wenn es nicht viel Heu oder Vorgelegtes bekommt, frißt täglich gegen drei Viertel. Wie ſchon oben bemerkt worden, erhält daſſelbe bloß Weitzen-, Gerſten-, Haſer- und Buchweitzenſtroh, und die Schafe Rocken- und Erbſenſtroh zur Fütterung. Daher muß in einer guten Wirthſchaft auch ausgemittelt werden, wie viel von dieſen Stroharten jährlich gewonnen wird, und dieſes geſchieht durch die beim Ackerbaue feſtgeſetzten Ausſaaten des Getreides, nebſt deren Ertrag, und dann wäre noch zu beſtimmen, wie viel ein jedes Stück Vieh von den angeführten Stroharten zu ſeinem hinlänglichen Unterhalte nöthig habe. Dieſes kann nur durch eine mit vieler Aufmerkſamkeit erworbene Erfahrung beſtimmt werden. Man nehme an, die Fütterung beſtehe beim Rindviehe nur im Weitzen- und Gerſtenſtrohe, und auf drei Scheffel Weitzen- oder Gerſten-Ausſaat rechne man zwei Stück Rindvieh. Hier ſoll nun hauptſächlich bei der Verwendung des genannten Strohfutters auf den davon zu ſchneidenden Häckſel Rückſicht genommen werden. Da in einer jeden Herde große, mittlere und kleine Stücke untereinander vermiſcht ſind, und es bekannt iſt, daß ein Ochſe *mehr Futter, als* eine Kuh, und dieſe *dagegen wieder mehr, als das* junge Vieh, ge-

schaftsbedürfniß auf dem Lande im Nothfalle schwere anzuschaffen oder womit zu ersetzen ist, als Stroh und Heu, wenn nämlich ein allgemeiner Mangel obwaltet Es ist ein großer Mangel, wenn es an Korn gebricht allein ihm kann aus benachbarten Ländern, zumal wenn man Schifffahrt hat, abgeholfen werden; dieses kann aber nicht so mit Stroh und Heu geschehen, weil dieses sich auf Schiffe nicht gut laden läßt, da der Raum derselben zu beschränkt ist, und auch eine Ladung Stroh oder Heu aus entfernteren Gegenden zu Schiffe kommen zu lassen, sehr kostbar werden würde. Wie reichlich der Gewinn an Stroh ist, ergiebt sich aus den Getreide erndten, überhaupt aus der Erndte einer jeden Getreideart der Landgüter einer jeden Provinz. Man sehe die Art. Gerste, Hafer, Rocken, Weitzen ꝛc. ꝛc. in der Encyklopädie nach, wo so Manches über das Stroh dieser Getreidearten vorkommt; auch die Art. Buchweitzen, Erbse ꝛc. ꝛc., und den Art. Haberstroh, unter Avena, Th. 2, S. 692; ferner das unten folgende Register der Stroharten; auch die Art. Dünger und Mist. — Das Stroh jeder Art muß, wie das Heu, in den Scheunen und auf Böden gut verwahrt werden; die Dächer müssen daher nicht schadhaft seyn, damit keine Nässe eindringe, und dann muß es auch Zugluft haben, jedoch nicht in dem Grade, wie das Heu, wenn es nur trocken liegt, oder trocken gestellt wird. Auch ist es nöthig, daß es vor dem Einbringen, wenn es naß geworden seyn sollte, erst gut abtrockne; denn wenn es in Bunden liegt oder steht, und im Innern derselben naß seyn sollte, so wird es mulmig und fault, so daß es weder zum Viehfutter, noch zur Streu und zu andern Gegenständen gebraucht werden kann. Ein solches verdorbenes Stroh kann nur noch zum Dünger dienen, indem man es in die Mistkute oder Grube, oder auf die Düngerhaufen wirft, und unterarbeitet.

Das Stroh wird, außer der oben angeführten

Hauptnutzung in der Landwirthschaft, noch mannigfaltig genutzt. So z. B. zu verschiedenen künstlichen Stroharbeiten, als zu Hüten für Damen und Herren in verschiedener Gestalt, nach der jedesmaligen herrschenden Mode in den Städten, und dann auch zu Kiepen oder Kappen und Hüten für die Landleute von beiden Geschlechtern, für die Schiffer, Fischer, Fuhrleute ꝛc.; dann zu Strohtellern, Schüsselunterlagen, Feuerschirmen, Fußteppichen ꝛc. ꝛc.; zum Belegen der Kästchen, Theebüchsen, Möbel, zum Beflechten der Flaschen aller Art; zu Strohmatten, Bienenkörben ꝛc.; s. die unten folgenden Artikel. Ferner wird es beim Bauer auf dem Lande gebraucht, sowohl zum Decken der Dächer (s. Strohdach, weiter unten), als auch zur Klebearbeit, nach dem verschiedenen Bedürfnisse auf mancherlei Weise unter den Lehm gemengt, s. unter Decke, Th. 9, S. 30; bei der Klebearbeit, s. Th. 70, S. 87 u. f.; zur Heitzung auf dem Lande, und wie solches ohne Nachtheil der Landwirthschaft Statt finden kann, s. Th. 63, S. 681 u. f.; zum Kochen, s. unter Kochen, Th. 42, S. 277; zur Deichbedeckung, s. unter Damm, Th. 8; zur Befestigung der Dünen, s. unter Düne, Th. 9, S. 683, 684; zum Ausstopfen der Strohsäcke, s. unter Strohsack, und zu verschiedenen andern Zwecken. — Wie schon oben an mehreren Stellen bemerkt worden, sollte mit dem Strohe eigentlich kein Handel Statt finden, weil dasselbe in jeder guten Landwirthschaft zum Viehfutter, zur Viehstreu, zum Dünger und zum Dachdecken gebraucht wird, und wenn dann noch Ueberfluß vorhanden ist, so soll derselbe in besonders dazu bestimmten Scheuern aufbewahrt werden, um ihn in strohармen Jahren, wo Mangel an Stroh ist, als Aushülfe zu haben. Indessen findet man häufig genug, daß sowohl die Gutsbesitzer, als auch die Landleute Stroh *nach großen Städten auf* den Markt bringen; auch

ſchaftsbedürfniß auf dem Lande im Nothfalle ſchwere
anzuſchaffen oder womit zu erſetzen iſt, als Stroh un
Heu, wenn nämlich ein allgemeiner Mangel obwalte
Es iſt ein großer Mangel, wenn es an Korn gebricht
allein ihm kann aus benachbarten Ländern, zumal wen
man Schifffahrt hat, abgeholfen werden; dieſes kan
aber nicht ſo mit Stroh und Heu geſchehen, weil dieſe
ſich auf Schiffe nicht gut laden läßt, da der Raum derſel
ben zu beſchränkt iſt, und auch eine Ladung Stroh ode
Heu aus entfernteren Gegenden zu Schiffe kommen z
laſſen, ſehr koſtbar werden würde. Wie reichlich de
Gewinn an Stroh iſt, ergiebt ſich aus den Getreide
erndten, überhaupt aus der Erndte einer jeden Getreide
art der Landgüter einer jeden Provinz. Man ſehe di
Art. Gerſte, Hafer, Rocken, Weitzen ꝛc. ꝛc. i
der Encyklopädie nach, wo ſo Manches über das Stro
dieſer Getreidearten vorkommt; auch die Art. Buch
weitzen, Erbſe ꝛc. ꝛc., und den Art. Haberſtroh,
unter Avena, Th. 2, S. 692; ferner das unten fol
gende Regiſter der Stroharten; auch die Art.
Dünger und Miſt. — Das Stroh jeder Art muß,
wie das Heu, in den Scheunen und auf Böden gu
verwahrt werden; die Dächer müſſen daher nicht ſchad
haft ſeyn, damit keine Näſſe eindringe, und dann muß
es auch Zugluft haben, jedoch nicht in dem Grade, w
das Heu, wenn es nur trocken liegt, oder trocken ge
wird. Auch iſt es nöthig, daß es vor dem Einbrin
wenn es naß geworden ſeyn ſollte, erſt gut abtroc
denn wenn es in Bunden liegt oder ſteht, und im In
derſelben naß ſeyn ſollte, ſo wird es mulmig und
ſo daß es weder zum Viehfutter, noch zur Str
zu andern Gegenſtänden gebraucht werden kann.
ſolches verdorbenes Stroh kann nur noch zum D
dienen, indem man es in die Miſtkute oder Grü
auf die Düngerhaufen wirft, und unterarbeitet

Das Stroh wird, außer der oben a

Hauptnutzung in der Landwirthſchaft, noch mannigfaltig genutzt. So z. B. zu verſchiedenen künſtlichen Strohar beiten, als zu Hüten für Damen und Herren in verſchiedener Geſtalt, nach der jedesmaligen herrſchenden Mode in den Städten, und dann auch zu Kiepen oder Kappen und Hüten für die Landleute von beiden Geſchlechtern, für die Schiffer, Fiſcher, Fuhrleute ꝛc.; dann zu Strohtellern, Schüſſelunterlagen, Feuerſchirmen, Fußteppichen ꝛc. ꝛc.; zum Belegen der Käſtchen, Theebüchſen, Möbel, zum Beflechten der Flaſchen aller Art; zu Strohmatten, Bienenkörben ꝛc.; ſ. die unten folgenden Artikel. Ferner wird es beim Bauer auf dem Lande gebraucht, ſowohl zum Decken der Dächer (ſ. Strohdach, weiter unten), als auch zur Klebearbeit, nach dem verſchiedenen Bedürfniſſe auf mancherlei Weiſe unter den Lehm gemengt, ſ. unter Decke, Th. 9, S. 30; bei der Klebearbeit, ſ. Th. 70, S. 87 u. f.; zur Heitzung auf dem Lande, und wie ſolches ohne Nachtheil der Landwirthſchaft Statt finden kann, ſ. Th. 63, S. 681 u. f.; zum Kochen, ſ. unter Kochen, Th. 42, S. 277; zur Deichbedeckung, ſ. unter Damm, Th. 8; zur Beſtekkung der Dünen, ſ. unter Düne, Th. 9, S. 683, 684; zum Ausſtopfen der Strohſäcke, ſ. unter Strohſack, und zu verſchiedenen andern Zwecken. — Wie ſchon oben an mehreren Stellen bemerkt worden, ſollte mit dem Strohe eigentlich kein Handel Statt finden, weil daſſelbe in jeder guten Landwirthſchaft zum Viehfutter, zur Viehſtreu, zum Dünger und zum Dachdecken gebraucht wird, und wenn dann noch Ueberfluß vorhanden iſt, ſo ſoll derſelbe in beſonders dazu beſtimmten Scheuern aufbewahrt werden, um ihn in ſtrohärmen Jahren, wo Mangel an Stroh iſt, als Aushülfe zu haben. Indeſſen findet man häufig genug, daß ſowohl die Gutsbeſitzer, als auch die Landleute Stroh nach großen Städten auf den Markt bringen; auch

weiter die für den Landmann und Zehendherren so n
theiligen Folgen entstanden, daß viele Aecker wegen
gang des nöthigen Düngers theils völlig unbenutzt
gen geblieben, theils aber entweder ganz unbedüngt o
doch nicht mit gehöriger hinreichender Düngung geba
mithin der hieraus sonst zu hoffen gewesene Nutzen n
davon gezogen werden können. Nachdem Wir nun d
so allgemein schädliche Strohausfuhr fernerhin zu
statten schlechterdings nicht und um so weniger gem
sind, als eines Theils die Billigkeit schon von selbst er
dert, daß das im Lande gewonnene Stroh nicht z
Vortheil fremden Guts auswärts benutzt, und dadu
dem Lande selbst, worin es doch gewachsen ist, das
gene Bedürfniß an der so nöthigen Düngung und Be
rung entzogen, sondern vielmehr solches zu diesem
hufe im Lande wieder verwendet werde, andern Th
aber Wir Selbst Unser eigenes entbehrliches Herrscha
ches Zehendstroh in dieser Absicht nicht außer Landes
einem höheren Preise verkaufen, sondern wieder an
sere Unterthanen in billigem Anschlage abgeben las
und Wir haben daher gnädigst zu verordnen für nöt
gefunden, daß künftighin weder von Unseren Untert
nen, noch auch von auswärtigen Zehendherren von
gleichen im Lande gewachsenen Stroh oder gar sc
zubereitetem Dünger das Mindeste auswärts verka
oder unter irgend einigem Vorwande exportirt, und
Uebertreter jedesmal mit einer Strafe von zehn Rei
thalern und Bezahlung des Werths des außerhalb L
des verkauften oder verführten Strohes und Düng
belegt werden sollen. So befehlen Wir hiermit g
digst, daß ihr diese Unsere sowohl zum Besten Uns
Unterthanen, als auch zum eigenen offenbaren Vorth
dem Zehendherrn gereichende Verordnung zu Jederma
Wissenschaft alsbald gehörig bekannt machet, und e
nicht nur selbst geziemend darnach achtet, sondern a
genauer darauf sehet, daß solcher allenthalben gebühr
nachgelebt, sodann die Uebertreter in jedem Contrav
tionsfall mit vorbemeldeter Strafe belegt, und solche
hörig verrechnet werde ꝛc.

Hieraus gewahrt man, daß das Stroh stets als

ſehr wichtiger Artikel in der Landwirthſchaft Deutſchlands betrachtet worden iſt, und daß ſelbſt Regenten nicht unterlaſſen haben, daſſelbe vor der Gewinnſucht zu bewahren, damit nicht dem Lande dasjenige entzogen werde, was ſo wichtig in der Viehzucht und dem Ackerbaue iſt. Außerhalb des Landes ſolte daher das Stroh gar nicht verkauft werden, weil es auch beim gewonnenen Ueberfluſſe immer nur dem Lande ſelbſt vortheilhaft und wichtig iſt, da es zu ſo vielen andern Fabrikaten gebraucht werden kann. Wer es aber in der Wirthſchaft aufzuheben nicht nöthig hat, indem der jährliche Gewinn davon immer einen Ueberſchuß bietet, der kann es verkaufen, um dafür andere Wirthſchaftsgegenſtände anzuſchaffen. — Hier iſt nun noch zu erörtern, ob das Stroh bei dem Lehne bleibe, oder ob es den Allodialerben zuerkannt werde. Nach der Meinung vieler Rechtslehrer, wenn ſie gleich den Miſt dem Lehne als ein nothwendiges Zubehör, wenigſtens den auf dem Hofe liegenden, einſtimmig zuerkennen, ſoll das Stroh nicht dem Lehne, ſondern den Allodialerben zugehören; dieſem wird aber von andern Rechtslehrern widerſprochen, und dieſes nach folgenden Gründen: Wenn man von der Nothwendigkeit des Miſtes in der Landwirthſchaft überzeugt iſt, ſo muß man daſſelbe auch in Anſehung des Strohes ſeyn, weil ohne dieſes kein Miſt gemacht werden kann; ja man kann behaupten, daß das Stroh eines der unentbehrlichſten Stücke in der Landwirthſchaft iſt, und deſſen Mangel den Untergang des ganzen Guts nach ſich zieht. Man nehme nur ein Landgut an, auf welchem das Stroh ein Jahr hindurch gänzlich mangelt, ſo muß man gewiß auch annehmen, daß ein ſolcher Mangel nicht bloß auf ein Jahr Schaden ſtiftet, ſondern die Folgen davon ſich auch noch auf viele folgende Jahre erſtrecken; denn ein Feld oder Acker, welches nur ein Jahr in der Düngung verſäumt worden, empfindet ſolches wenigſtens ſechs Jahre,

und dann kann man auch bei ſtarken und lange anhaltenden Wintern, wenn man kein Stroh zur Fütterung hat, ſein Vieh verhungern, oder doch in die elendeſten Umſtände verſetzt ſehen. Die Entziehung des Strohes iſt daher eine offenbare Deterioration für das Lehngut. Da nun der Erblaſſer aus dieſer Urſache niemals von dem gewonnenen Strohe verkaufen kann, noch darf, ſondern Alles zum Beſten des Guts anwenden muß, ſo iſt kein vernünftiger Grund vorhanden, warum deſſen Erben, die ſich doch nicht mehr Recht, als der Erblaſſer ſelbſt gehabt hat, anmaßen können, das Gut von allem benöthigten Stroh zu entblößen befugt ſeyn ſollten. Auch hält man die Strohverkäufer für die liederlichſten Wirthe, und deshalb hielt man auch immer die Pächter und Bauern, damit die Güter nicht durch Entziehung des Strohes ruinirt werden ſollten, in beſonderer Aufſicht. Geſchieht nun dieſes des Strohes wegen, hält man eine Veräußerung deſſelben auf allen andern Gütern für verderblich, warum ſollte dieſes nicht auch auf den Lehngütern der Fall ſeyn, an deren Erhaltung doch dem ganzen Staate liegt? Daher iſt auch die Meinung der Rechtslehrer, daß das Stroh nicht bei dem Lehne bleiben, ſondern den Allodialerben anheim fallen ſoll, verwerflich, weil ſie das offenbare Verderben der Lehngüter nach ſich ziehen würde, und ſie iſt noch unbilliger, wenn man dabei auch nicht einmal den Unterſchied zwiſchen dem Futter- und Streuſtroh zulaſſen, ſondern beides den Landerben zuerkennen will. In Anſehung des Futterſtrohes ließe ſich noch eher ein Schluß von der Brödere y und dem Pferdefutterkorn auf daſſelbe machen, da auch dieſe zur Fortſetzung der Wirthſchaft nothwendig ſind, und dennoch bleiben ſie nicht beim Lehne, ſondern fallen den Allodialerben zu. — Wenn man der Meinung der oben gedachten Rechtslehrer in etwas beipflichten *möchte, ſo könnte es* bloß in Hinſicht des Futterſtrohes *geſchehen, wenn man* dabei zugleich in Betrachtung zieht,

daß daſſelbe für das vorhandene Vieh beſtimmt iſt, und daher auch demjenigen, der das Vieh erhält, verbleiben müſſe; denn da nach der allgemeinen Obſervanz, und ſelbſt den Lehngeſetzen, das Vieh den Allodialerben zugehört, ſo ſcheint es wohl in der Obſervanz zu liegen, daß auch das Futterſtroh denſelben zugehören müſſe. Wenn nun die Allodialerben das zur Betreibung der Wirthſchaft nöthige Vieh gegen die Taxe des wahren Werthes dem Lehnsfolger zu überlaſſen ſchuldig ſind, ſo muß ſolches auch mit dem Futterſtrohe auf gleiche Weiſe geſchehen; nur kann die Vergütigung des Futterſtrohes nicht immer nach demjenigen Preiſe geſchehen, wofür daſſelbe bei Fremden eingekauft wird, ſondern es muß dabei eine billige Landtaxe, wofür es ſonſt gewöhnlich, nach Verſchiedenheit der Stroharten, verkauft wird, zum Grunde gelegt werden. — Das Futterſtroh gehört eigentlich nicht zu denjenigen Produkten, welche auf den Märkten öffentlich zum Verkaufe feil gehalten werden, ſondern ſolches muß, wenn man es nöthig hat, mit vieler Mühe bei ſchlechten Wirthen zuſammen geſucht werden; auch lehrt die Erfahrung, daß man zu Zeiten, wo das Stroh hoch im Preiſe ſteht, das zuſammen geſuchte Stroh auch theuer bezahlen, ja es oft mit Geld aufwiegen muß. Wollte man nun auch den Lehnsfolger hiernach behandeln, und ihm das ſämmtliche Futterſtroh, welches auf dem Lehngute in hinlänglicher Menge vorhanden iſt, eben ſo hoch zu bezahlen anhalten, ſo würde er dadurch in einen anſehnlichen Schaden geſetzt werden, die Allodialerben dagegen viel gewinnen. Ueberhaupt ſind alle Produkte, die nicht zu allen Zeiten feil ſind, ſondern bloß in der Noth geſucht werden, niemals nach den Preiſen, worin ſie jetzt ſtehen, ſondern nach der gewöhnlichen Landtaxe anzunehmen. — Dieſes bezöge ſich nur bloß auf das Futterſtroh, deſſen Vergütigung an die Allodialerben *man hier als billig* gelten laſſe; allein in *Hinſicht des Streuſtrohes kann* ſolches nicht gelten. —

Nach den Römiſchen Rechten kann das Streuſtroh den Allodialerben nicht zugehören; denn nach dem Leg. 17, §. 2 ff. de act. emt., welcher die Rechtslehrer bewogen hat, den Miſt bei dem Lehne zu laſſen, wird auch ausdrücklich der Streu oder des Strohes gedacht; denn das Wort Stramentum kann wohl nicht anders als Stroh oder Streu überſetzt werden; es iſt daher ſchwer zu begreifen, daß die Rechtslehrer dieſes Geſetz in dem einen Stücke angenommen haben, in dem andern aber nicht. Wahrſcheinlich ſind die Rechtslehrer durch die wegen des Futterſtrohes oben angeführten Gründe aufmerkſam gemacht, das gedachte Geſetz auch bei dem Strohe anzunehmen bewogen worden; nur ſcheinen ihre ökonomiſchen Kenntniſſe nicht hinreichend genug geweſen zu ſeyn, um den Unterſchied zwiſchen dem Futter- und Streuſtrohe zu bemerken, welches man daraus gewahrt, daß ſie das Geſtreu, worunter eigentlich das in den Teichen und Sümpfen gewachſene Rohr und Schilf verſtanden wird, dem Lehne zuerkennen, und ſich deshalb auf das oben angeführte Römiſche Geſetz berufen. Dieſe Art Streu wächſt aber nur an den wenigſten Orten, und es würde in der Welt gewiß ſehr wenig Miſt gemacht werden, wenn man nur dieſes allein dazu gebrauchen wollte. Faſt durchgehends iſt das Stroh die gewöhnliche Einſtreu des Viehes, und es giebt, wie allen Landwirthen bekannt iſt, nicht allein den meiſten, ſondern auch den beſten Miſt; auch heißt das Lateiniſche Wort Stramentum nicht bloß Streu, ſondern man verſteht darunter auch das Stroh, in welcher Bedeutung es unter andern der Römiſche Wirſchaftslehrer Varro gebraucht hat. Sowohl hiernach, als auch nach der geſunden Vernunft, und ſelbſt nach den von den Rechtslehrern angenommenen Grundſätzen muß das Streuſtroh bei dem Lehne verbleiben, und die Allodialerben haben darauf keine gegründeten Anſprüche zu machen. Hier kommt es nur bloß noch darauf an, was für Stroh

man eigentlich unter Streuſtroh bei dieſen Erbſchafts-angelegenheiten zu verſtehen habe, alſo den Unterſchied zwiſchen Futter- und Streuſtroh zu erweiſen. Unter allen Arten von Sommerſtroh wird das Weitzenſtroh, wie allen Landwirthen bekannt iſt, hauptſächlich zur Fütterung gebraucht. Es geſchieht zwar, daß man auch von dieſem Strohe, wenn man es in Ueberfluß hat, dem Viehe unterſtreut, um mehr Miſt zu haben, dieſes iſt aber nicht ſeine eigentliche Beſtimmung, da beſonders die Erfahrung lehrt, daß das Weitzen- und Sommerſtroh, wegen ſeiner weichen Natur, da es ſehr zuſammenfällt, lange nicht ſo viel Miſt, als das Rockenſtroh giebt. Dennoch iſt es nnr eigentlich das Rockenſtroh, welches man ſich in allen Landwirthſchaften hauptſächlich zum Einſtreuen bedient, und dieſes wird nicht nur auf den mehrſten Landgütern in größerer Menge gewonnen, ſondern es ſchickt ſich auch am beſten zum Streuſtroh, weil es von den Excrementen des Viehes am leichteſten getränkt wird, und ſo den beſten Dünger giebt; und wenn es gleich zum Winterfutter für die Schafe gebraucht wird, ſo bleibt doch das Stroh, da die Schafe nur die Hülſen der Aehren abfreſſen, zur Einſtreu. Hieraus ergiebt ſich nun, daß das Stroh von Weitzen, Gerſten, Hafer, Erbſen, Wicken, Buchweitzen und andern Sommerfrüchten als Futterſtroh, das Rockenſtroh aber als Streuſtroh anzuſehen iſt. Uebrigens hat man in neuerer Zeit nach der Obſervanz in Erbſonderungsfällen, der widrigen Meinung der Rechtslehrer ungeachtet, auf das Stroh, es ſey von welcher Art es wolle, faſt gar keine Rückſicht genommen, ſondern Alles wird ohne Bedenken bei dem Lehne gelaſſen. Auch haben Fälle in verſchiedenen Provinzen bewieſen, daß man, ob man gleich Alles auf das Strengſte nach der Obſervanz nahm, an das Stroh gar nicht dachte, ſondern es den Lehnsfolgern verblieb; auch machten die Allodialerben *gar keine Anſprüche darauf.* — Hier entſteht nun noch

die Frage: ob und in wie weit diese Angelegenheit wegen der Erndte auszugleichen ist? Hier geht Alles auf die Ausgleichung der Erben. Wird nämlich die Erndte dem Erblasser gegen Vergütigung überlassen, so versteht es sich von selbst, daß darunter auch das mit eingeerndtete Stroh begriffen sey; in allen andern Fällen bleibt noch immer die Frage: ob und in wie weit den Allodialerben, wenn sie ein Recht an der Erndte haben, auch das Stroh gebührt? Und dieses ist mit Recht eine wichtige Frage zu nennen, indem dem einen Lehnsfolger der Same und das Brodgetreide zur Fortsetzung der Wirthschaft weit entbehrlicher, als das Stroh ist. Jenes kann er allenthalben für Geld bekommen, dieses ist aber eine Waare, die nicht in Menge zum Verkaufe feil steht, wie solches schon oben angeführt worden. Man findet zwar nirgends, daß man sich über den Umstand: ob, wenn die Allodialerben die Erndte bekommen, der Lehnsfolger nicht wenigstens das Stroh davon behalten müsse, deutlich erklärt habe; da aber die Rechtslehrer dem Lehnsfolger nicht den bei dem Tode des Erblassers vorgefundenen Strohvorrath überlassen wollen, sondern solchen den Allodialerben durchaus zueignen, so ist kein Zweifel, daß sie wegen des Strohes von der den Allodialerben nach den Rechten zukommenden Erndte, wenn man sie darüber befragen sollte, eine gleiche Meinung hegen werden; sie können auch, so lange sie bei ihren einmal angenommenen Grundsätzen verbleiben, und auf die Erhaltung der Wirthschaft keine Rücksicht nehmen wollen, nicht anders urtheilen. Da aber der Ungrund dieser angenommenen Meinung schon oben deutlich erwiesen, und der Unterschied zwischen dem Streu- und Futterstrohe gezeigt, auch daß das Streustroh selbst nach den Römischen Rechten den Allodialerben niemals zugehören könne, gezeigt worden, woraus zuletzt als Schluß sich zeiget: daß die Allodialerben nur allenfalls

an das Futterſtroh, wohin das Stroh vom Weitzen, der Gerſte, dem Hafer, den Erbſen, Wicken, dem Buchweitzen und andern Sommerfrüchten mehr zu rechnen iſt, Anſpruch machen können, das Streuſtroh aber, worunter überhaupt das Stroh von dem Rocken verſtanden wird, dem Lehnsfolger verbleiben müſſe; denn hier iſt kein Grund vorhanden, warum dasjenige, was bei dem zur Zeit des Abſterbens des Erblaſſers vorgefundenen Strohvorrath billig iſt, nicht auch in Anſehung des Strohes von der neuen Erndte der Billigkeit gemäß ſeyn ſollte; es walten vielmehr, wenn man die Sache in reife Ueberlegung ziehen will, bei dem Letztern noch mehrere, zur Beſtärkung des Geſagten dienende Gründe vor, als bei dem Erſteren; denn der Strohvorrath, der bei dem Tode des Erblaſſers vorgefunden wird, beſteht oft nur in einer Kleinigkeit; wenigſtens macht es doch nur einen Theil des jährlichen Strohbedürfniſſes aus, wobei ſich der Gutsbeſitzer noch eher helfen, und auf eine andere Art Rath ſchaffen kann, als wenn ihm das Stroh von der ganzen Erndte entzogen wird; dieſes müßte ihm in ſtroharmen Zeiten, wo alſo das Stroh theuer iſt, eine Verwüſtung der Wirthſchaft androhen, und er würde die ſchädlichen Folgen davon auf viele Jahre empfinden. Uebrigens gilt bei dieſer Angelegenheit die an jedem Orte eingeführte Obſervanz, ja die Obſervanz einer jeden Provinz, worin nicht ein allgemeines Landrecht ſolche aufhebt. An vielen Orten, wie ſchon oben bemerkt worden, nimmt man, nach der Obſervanz, auf das Stroh keine Rückſicht, ſondern läßt ſolches ohne Bedenken bei dem Lehne, ob indeſſen die Obſervanz eben ſo in Anſehung des Strohes von der neuen Erndte gehalten wird, iſt ſchwer zu beſtimmen, weil man darüber nichts angemerkt findet; auch ereignet ſich in einigen Ländern, ſo auch in den Preußiſchen, nur ſelten, daß die Allodialerben die ganze neue Erndte bekommen; es bleibt daher immer nöthig näher zu

bestimmen, wie man es mit dem Strohe der neuen Erndte halten müsse, wenn die Allodialerben auch nach der eingeführten Observanz ein Recht und Anspruch darauf hätten. Das Streustroh, also das Rockenstroh, dem Lehne zu entziehen, ist gesetzwidrig, und den Allodialerben kann niemals eine Befugniß an dasselbe zustehen, nur allein an dem Futterstrohe, wie schon oben gezeigt worden, können die Allodialerben, wenn es die Observanz verlangt, ein Recht behalten.

Bei dem Verkaufe eines Landguts gehören, in Ansehung der Natural- und Industrial-Früchte, alles Getreide und andere Feldfrüchte, die zur Zeit der Uebergabe auf dem Halme stehen, und noch nicht abgemähet worden sind, dem Käufer, als neuem Besitzer und Eigenthümer. Das schon gedroschene oder noch nicht ausgedroschene Getreide gehört, es mag noch in den Scheunen liegen, oder die Körner bereits auf den Boden gebracht worden seyn, wenn nicht in dem Kaufkontrakte deshalb ein anderes verabredet worden, dem Verkäufer und vorigen Eigenthümer; allein das vorräthige Stroh von dem bereits abgemäheten Getreide verbleibt jedoch dem Käufer des Guts, da solches zur Fortsetzung der Wirthschaft nothwendig ist, wie solches auch schon oben an mehreren Stellen gezeigt worden; denn es ist eine allgemeine Wirthschaftsregel, daß das auf einem Landgute geerndtete Stroh unter keinerlei Vorwand dem Gute entzogen werden kann, sowohl in Hinsicht der Viehfütterung, als der Streu und des Düngers; denn dieser Gebrauch von demselben rechtfertiget diese Regel; indessen ist hier immer noch der Fall anzunehmen, wenn der Verkäufer zum Vortheile seiner Felder anderweitig Stroh angekauft hat, und dieses noch wirklich in natura vorhanden ist, so kann der Verkäufer auch solches für sich behalten; ist es aber schon verfüttert oder zur *Einstreu* verwandt worden, so steht dem abziehenden *Gutsverkäufer* nicht frei, statt dessen so viel von dem

eigenen Zuwachſe zurückzubehalten; denn von demjenigen, was ſchon in oder auf das Gut verwandt worden, und alſo in natura nicht mehr da iſt, kann auch keine Vergütigung verlangt werden. — Auch ein Pachter darf bei ſeinem Abzuge von einem ihm verpachteten Gute das vorräthige Stroh weder mitnehmen, noch verkaufen, ſondern es verbleibt dem Gute, aus deſſen Pachtung er tritt. Es verſteht ſich, daß hier von allen Arten von Stroh die Rede iſt, welche ſowohl zum Viehfutter, als auch zur Einſtreu und Dachbedeckung nöthig ſind. Der Getreidezuwachs, und beſonders die Einſchnitte deſſelben in Stroh ſind bekanntermaßen nicht in allen Jahren gleich; ein Landwirth hat daran bald Mangel, und bald wiederum Ueberfluß, und der Letztere muß jederzeit auf diejenigen Zeiten, wo der Strohein[illegible]chnitt ſchlecht und gering iſt, aufbehalten werden, damit niemals Mangel verſpürt werde. Es kann nun leicht geſchehen, daß das vor dem Antritte der Pacht vorhergegangene Jahr ein ſchlechtes Strohjahr geweſen iſt, und folglich der Pachter keinen Strohbeſtand bei der Uebernahme des Guts gefunden hat, dagegen ſolches in dem letzten Pachtjahre reichlich zugewachſen iſt. Wenn nun gleich der Pachter mehr laſſen muß, als er empfangen hat, ſo kann ihm doch, aus wirthſchaftlichen Urſachen, weil hier immer ein Jahr dem andern aushelfen muß, die Mitnehmung oder Verkaufung des Strohes nicht geſtattet werden. Wie ſchon oftmals erwähnt worden, iſt nichts dem Landgute ſchädlicher, als der Mangel an Stroh, weil dadurch Vieh, Felder und Dächer (Letztere wegen der nöthigen Dekkung) leiden; wollte man nun einem Pachter die Freiheit geben, das in dem Gute vorhandene Stroh als ſein Eigenthum fortzunehmen oder zu verkaufen, ſo würde ſolches eben ſo gut ſeyn, als wenn man ihm die Erlaubniß: das Gut am Ende ſeiner Pacht noch recht *aus dem Grunde zu ruiniren*, ertheilte, und wie ſehr

würde nicht dieſes von Vielen, die von keinen andern Maaßregeln, als nur ſolchen, die ihnen der Eigennutz an die Hand giebt, etwas wiſſen, gemißbraucht werden. Der Pachter kann auch von ſeinem geſammelten Strohvorrathe von dem Eigenthümer keine Vergütigung verlangen; denn nur die Körner, nicht das Stroh, ſind ihm zur Abnutzung angeſchlagen worden, dieſem nach hat er auch gar keinen Grund, der eine ſolche Forderung rechtfertigen könnte. Der freie Gebrauch und die Verwendung deſſelben zum Nutzen des verpachteten Gutes iſt ihm zwar unbenommen, hat er aber einen größeren Vorrath, als hierzu in einem Jahre nöthig iſt, ſo iſt ſolcher nicht ſein, ſondern des Gutes Eigenthum, wie ſolches auch ſchon oben bemerkt worden, indem der Lauf der Wirthſchaft es ſchon ſo mit ſich bringt, daß der Ueberfluß des einen Jahres dem Mangel des andern, nach einer vernünftigen Erfahrung zu Statten kommen muß. (Oeconomia forensis, Bd. 4.)

Stroh (Buchweitzen-), ſ. unter Buchweitzen, Th. 7, S. 226 u. f.

— (Bohnen-), das getrocknete Stroh der Bohnen, welches ein ſehr gutes Rind- und Schafviehfutter abgiebt; ſ. auch unter Bohne, Th. 6, S. 138.

— (Dinkel-), Spelt- oder Spelzſtroh, die Halme des Dinkels oder Spelzes, welche getrocknet ſowohl zum Viehfutter, als auch zum Einſtreuen genutzt werden. Das Dinkelſtroh iſt weit kürzer, als das Rockenſtroh, ungefähr halb ſo lang; allein es iſt auch ſtärker und buſchigter, als Letzteres. Wenn der Dinkel unter dem Rocken ſteht, wo dann das Getreide gemiſchte Frucht heißt, ſo wird er mit der Senſe gemähet, und ſeine Halme als Stroh mit dem Rockenſtrohe verbraucht; ſteht er aber auf einem Acker allein, und nicht zu dick, ſo wird er mit der Sichel geſchnitten, und das davon gewonnene Stroh nach dem Ausdreſchen der Körner allein in der Landwirthſchaft benutzt.

Stroh (Erbſen-), ſ. unter Erbſe, Th. 11, S. 213.

— (Frucht-) wird überhaupt das Stroh der Feldfrüchte genannt, worunter das Getreide ꝛc. verſtanden wird; insbeſondere verſteht man aber darunter das Stroh der Erbſen, Bohnen und dergleichen Früchte, die keine Aehren tragen.

— (Futter-), dasjenige Stroh, welches zum Viehfüttern benutzt wird, und wozu man das Weitzen- und alle andern Arten von Sommerſtroh rechnet; ſ. oben, unter Stroh.

— (Gerſten-), das Stroh von der Sommer- und Wintergerſte, welches nach dem Ausdreſchen der Aehren als Wirrſtroh gebunden, und in den Scheunen auf Gerüſte gelegt wird, damit es keinen Geruch oder Schimmel anzieht und zur Fütterung nicht untauglich wird, wozu man es gebraucht. Auch das Stroh von der Himmelsgerſte, Davidsgerſte, iſt ein ſehr gutes Viehfutter. S. auch unter Gerſte, Th. 17, und oben, unter Stroh.

— (Hafer-), ſ. unter Avena, Th. 2, S. 692, und oben, unter Stroh. Auch das Stroh des Türkiſchen oder Ungariſchen Hafers iſt ein ſchönes gelbes Stroh, welches dem Viehe ein angenehmes Futter iſt; eben ſo das Stroh des Engliſchen ſchweren Hafers, welches ein vorzügliches Futter für Pferde und Schafe iſt. Die Erſteren freſſen es lieber, als Heu, und die Letzteren lieber, als Laub. Der Eichelhafer giebt weniger Stroh, als der gemeine Hafer, welches gleichfalls zum Viehfutter dient.

— (Krumm-), Wirrſtroh, verworrenes Stroh, mit zerknickten Halmen, zum Unterſchiede von dem Schüttenſtroh, Richtſtroh, mit geraden Halmen. Ueberhaupt verſteht man unter Krummſtroh in der Landwirthſchaft alles Futterſtroh, worunter die Aehrengebünde und Wirrgebünde, oder Wirr-

bunde, von Weitzen-, Rocken-, Haferſ, Gerſten- und andern Stroharten vom Sommergetreide gehören; dagegen wird das Lang- oder Schüttenſtroh zum Flechtwerke, Dachdecken ꝛc. gebraucht; ſ. auch oben, unter Stroh.

Stroh (Kümmel-), ſ. Th. 55, S. 18.

— (Kurz-), kurzes Stroh, welches keine langen Halme hat, wie z. B. das Dinkelſtroh, die Gerſte ꝛc.; dann auch ein zerknicktes oder zerbrochenes Stroh. Ferner rechnet man hierher alles Futterſtroh von dem Sommergetreide, welches kürzer, als das Lang- oder Richtſtroh iſt. Außer der Fütterung gebraucht man das kurze Stroh auch zum Unterſtreuen ꝛc. ꝛc.

— (Lang-), langes Stroh, Richtſtroh, Schittſtroh, Schüttenſtroh, welches dem kurzen entgegengeſetzt wird, und worunter man hauptſächlich das Rocken- oder Roggenſtroh verſteht, welches man zum Einlegen in das Bett, auf den Boden der Bettſtelle, und auch in den Strohſack, zum Dachdecken der Landhäuſer, Ställe, und Scheunen, zum Einpacken, Bedecken der Gewächſe in den Gärten, zu Strohflechtwerken, in der Erndte, Bänder daraus zu machen, in das Futter zu ſchneiden, und zu andern Zwecken gebraucht, wozu man glattes und langes Stroh nöthig hat. S. auch die vorhergehenden Artikel, und oben, unter Stroh.

— (Linſen-), ſ. unter Linſe, Th. 79, S. 354, 361.

— (Reis-), ſ. unter Reiß, Th. 122, S. 284. Aus dieſem Strohe flechten die Chineſen Hüte, die als Seltenheiten in unſern Kunſtkammern gezeigt werden.

— (Richt-), Schüttenſtroh, ſ. Stroh (Lang-).

— (Ritt-), ſ. oben, unter Stroh, S. 8.

— (Rocken-), ſ. oben, unter Stroh, und unter Rokken, Th. 126, S. 70.

— (Schütten-), ſ. Stroh (Lang-).

Stroh (Sommer-), das Stroh von allen Sommergetreidearten, ſ. oben, unter Stroh.

— (Streu-), dasjenige Stroh, welches dem Viehe untergeſtreuet wird, und worein daſſelbe ſeine Excremente und ſeinen Urin läßt, welches dann aus den Ställen in die Miſtkute oder Miſtgrube kommt, von da aus auf Miſtwagen geladen und vor das Thor gebracht wird, wo es neben den Feldern, die gedüngt werden ſollen, zu Haufen aufgethürmt wird, Miſthaufen, wo dann dieſer Dünger erſt in Fäulniß übergehen muß, ehe er in das Acker kommt. Das Stroh iſt hier das Hauptbindemittel des Miſtes.

— (Wald-), Wegſtroh, Bettſtroh, ſ. Labkraut, Th. 58, S. 17 und 24.

— (Weg-), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Weizen-), ſ. oben, unter Stroh, und den Artikel Weizen, unter W. Das Weizenſtroh wird vorzüglich zu Strohhüten ꝛc. benutzt.

— (Wicken-), ſ. unter Wicken, in W.

— (Winter-), dasjenige Stroh, welches von dem Wintergetreide gewonnen wird; ſ. oben, unter Stroh.

— (Wirr-), ſ. Stroh (Krumm-).

Strohharbeit, Strohharbeiten, künſtliche aus Stroh verfertigte Arbeiten, welche in Flechtwerken mannigfaltiger Art beſtehen, als in Strohhüten für Damen und Herren, Tellern, Körbchen, Käſtchen, Tiſch-, Kommoden- und Fußteppichen oder Decken ꝛc. in feiner Arbeit; dann in Taubenneſtern, Bienenkörben, Decken zum Fußreinigen, Strohbändern oder Strohſeilen ꝛc. ꝛc. in grober Arbeit. Auch macht man dergleichen Arbeiten, z. B. die Käſtchen, von aufgeleimtem Strohe, das verſchiedentlich gefärbt iſt, als von rother, blauer, gelber, grüner, brauner ꝛc. Farbe in allen Schattirungen. Die Käſtchen ſelbſt beſtehen aus Span oder aus Pappe, und das gefärbte Stroh wird nach verſchiedenen gewöhl-

ten Figuren aufgeleimt. Es werden dazu ſehr ſtarke Strohhalme gewählt, welche erſt gepreßt, dann gefärbt und in Figuren mannigfaltiger Art aufgeleimt werden, ſo daß ein ſolches Käſtchen wie ausgelegte oder fournirte Tiſchlerarbeit ausſieht. Von den feinern Stroharbeiten, beſonders Hüten, findet man Fabriken in allen großen Städten. S. auch den Art. Strohwaare.

Stroharbeiter, derjenige, welcher aus Stroh künſtliche Arbeiten flechtet, wie ſie in dem vorhergehenden Artikel erwähnt worden, und auch unter Strohwaaren vorkommen werden. Das Strohflechten iſt immer als ein freies Gewerbe, als eine Kunſt betrachtet worden, mithin ſind die Strohflechter nie zünftig geweſen, und Jeder, der Geſchick dazu hatte, konnte es betreiben, ohne es bei einem Andern erlernt zu haben, und jetzt, bei der Aufhebung des Gewerbezwanges, um ſo mehr in jeder Art des Flechtwerks.

Strohbalken, beim Zimmermann, diejenigen ſchwachen Baumſtämme, die man gemeiniglich zu Stroh- und Schindeldächern zu gebrauchen pflegt.

Strohband, Strohſeil, die aus langem Rockenſtrohe gedreheten und in der Mitte zuſammengeknüpften Seile, womit die Getreidegarben eingebunden werden. Auf einen hinlänglichen Vorrath derſelben muß ein Landwirth vor der Erndte bedacht ſeyn. S. unter Erndte, Th. 11, S. 375 u. f. — In der Kriegsbaukunſt wird das Strohſeil zum Traciren der Verſchanzungen gebraucht, und damit, wie mit einer Schnur, verfahren. Um es nicht zu verwirren, wenn man eine bedeutende Länge gebraucht, wie beim Traciren der Tranſcheen, wird es auf Strohhaſpel gewickelt, welche durch einen Mann nachgetragen worden; ſ. Fig. 9037. Man bedient ſich jetzt lieber der Tracierleine.

Strohbändchen, ſchmale und dünne ſeidene Bänder von allerlei Farben, die nicht breiter, als ein gepreßter Strohhalm gemacht werden; ſie ſind mit Gummi Arabikum

ſtark geſteift oder appretirt, und werden von den Frauenzimmern zum Garniren der Kleider, zum Kopfputz, zu Halszierden ꝛc. angewandt.

Strohberechnung, in der Landwirthſchaft, die Berechnung des gewonnenen Strohes, ſowohl von der Sommer- als Winteraus ſaat des Getreides in Hinſicht der Fütterung des Viehes und Düngung des Landes. Es bezieht ſich hier hauptſächlich auf eine Stroh- und Düngerberechnung nach der Größe des Landguts und des darauf zu haltenden Viehes. Um nun dieſes zu ermitteln, ſo kann man z. B. ein Landgut annehmen, welches nach der gewöhnlichen Dreifelder-Wirthſchaft bewirthſchaftet wird, und 1200 Morgen zum Feld- und Ackerbaue beſitzt. Ehe man nun zur Ausſaat übergeht, iſt es nöthig vorher zu wiſſen: 1) daß auf 300 Quadratruthen Land ein Stück Vieh und zehn Schafe gehalten werden können; 2) daß man von 150 Quadratruthen oder einem Scheffel Ausſaat in gutem Boden ein Fuder Heu gewinnt; und 3) daß auf 150 Quadratruthen Saatland ein auch zwei Schock Getreide wächſt. Dieſe hier angeführten Grundſätze beſtätigen ſich durch die Erfahrung, denn ſie treffen faſt immer zu, wenn nämlich der Boden gut, und überhaupt keine beſondern klimatiſchen Verhältniſſe eintreten, welche dieſe Aufſtellung abändern. Nach dieſer Beſtimmung beträgt die Ausſaat der drei Felder, nämlich:

Winterfeld	400	Scheffel.
Sommerfeld	400	—
Brachfeld	400	—
	1200	Scheffel.

Auf dieſer Flur von drei Feldern können nun 1200 Schafe und 120 Stück Vieh, in Ochſen, Kühen, Pferden und Geltevieh beſtehend, gehalten werden. Man kann hier als eine gewiſſe Regel annehmen: ſo viele *Scheffel Ausſaat die ganze* Fläche des Ackerbaues in

allen drei Feldern an ſich enthält, ſo viel kann man auch Schafe halten, und der zehnte Theil der Schafe giebt die Anzahl des Nutz- und Zugviehes, wenn nämlich die Einſaat wirthſchaftlich und ordentlich geſchieht, und das nöthige Wieſenwachs oder Heufutter nicht fehlt. Schafe und Rindvieh müſſen den Sommer über ihre gehörige Weide, und den Winter über ihr nöthiges Futter an Stroh und Heu bekommen. — Der Einſchitt oder die Erndte von 800 Scheffeln Saat über Winter und Sommer giebt die Fütterung an Stroh, und trägt zu 1½ Schock 1200 Schock Getreide. Dieſe geben von der Winterung die Hälfte, und von der Sommerung ⅓ an Stroh, 433 Schock, woraus folgende Futter-Balance entſteht:

1200 Schafe täglich 60 Geb., macht auf 120 Tage	120 Schock.
60 Kühe, jede 1 Geb., macht auf 180 Tage	180 —
36 Ochſen zu ½ Geb., auf dieſelbe angeführten Tage . . .	34 —
24 Pferde, zu 1 Gebund, macht auf dieſe Zeit	72 —
Den Sommer über nur die Hälfte, weil es Weidepferde ſind .	36 —
10 Stück Geltevieh zu ½ Geb., durch 6 Wintermonate . . .	15 —
Summa	457 Schock.

Hier fehlen aber 24 Schock nach der obigen Angabe von 433 Schock, welches daher kommt, daß den Schafen nicht täglich das Stroh gegeben wird, ſondern wenn ſie ausgetrieben werden, ſo erſpart man daſſelbe, und es müßte ſchon ein harter Winter ſeyn, wenn ſie vier volle Monate oder hundertundzwanzig Tage im Stalle ſtehen ſollten; auch iſt oft mehr Zuwachs als 1½ Schock; ja man kann bei einem guten Boden und guten Dünger

leicht 2 Schock annehmen; folglich wird auch mehr Stroh seyn. Man kann daher diese Futterbalance gelten lassen, aus der man zugleich gewahrt, daß der Landmann nicht viel Stroh übrig hat, wenn er einstreuen, das Vieh gut füttern, und Dächer damit repariren soll, und in den Ländern, wo die Ablösung des Landmanns von dem Gutsherrn nicht geschehen ist, auch noch Stroh zu liefern hat. — Durch die Fütterung und Einstreu entsteht nun die Düngerbalance. Das oben angeführte Vieh macht nun den Winter über nach der Erfahrung folgenden Dünger:

Dünger-Balance.

1200 Schafe zu 2 Zeilen vom Nov. an	24	Zeilen.
60 Kühe zu 2 Zeilen	120	—
36 Ochsen zu 1½ Zeilen	54	—
24 Pferde zu 2 Zeilen	48	—
10 Stück Geltevieh zu 1½ Zeilen	15	—
	261	Zeilen.

Ein Schock Stroh giebt 5 bis 6 Fuder Mist, und folglich 433 Schock 2165 Fuder Mist, welcher zu 3 Beeten geschlagen wird, also 783 Beete werden in der Brache jährlich bedüngt, welches nicht volle 98 Scheffel macht, folglich beinahe das 4tel der Brache, und in acht Jahre kann das ganze Feld bedungen werden, indem auf einen Scheffel Saat ungefähr 10 Fuder Dünger kommen. — Nach diesen Berechnungen läßt sich nun auch die Berechnung machen, wenn das Vieh Winter und Sommer über auf dem Stalle steht und gefüttert wird; eben so bei den landwirthschaftlichen Methoden, wo die Brache ausfällt, oder keine Dreifelderwirthschaft geführt wird. Einiges hierüber kommt auch oben, unter Stroh, vor.

Strohbesteckung, s. unter Düngen, Th. 9, S. 683 u. f.

Strohbett, ein aus Stroh verfertigtes Bett, in dem sowohl die Kopfkissen, als auch das Unter- und das Deck-

allen drei Feldern an sich enthält, so viel kann man auch Schafe halten, und der zehnte Theil der Schafe giebt die Anzahl des Nutz- und Zugviehes, wenn nämlich die Einsaat wirthschaftlich und ordentlich geschieht, und das nöthige Wiesenwachs oder Heufutter nicht fehlt. Schafe und Rindvieh müssen den Sommer über ihre gehörige Weide, und den Winter über ihr nöthiges Futter an Stroh und Heu bekommen. — Der Einschitt oder die Erndte von 800 Scheffeln Saat über Winter und Sommer giebt die Fütterung an Stroh, und trägt zu 1½ Schock 1200 Schock Getreide. Diese geben von der Winterung die Hälfte, und von der Sommerung ⅓ an Stroh, 433 Schock, woraus folgende Futter-Balance entsteht:

1200 Schafe täglich 60 Geb., macht auf 120 Tage	120 Schock.
60 Kühe, jede 1 Geb., macht auf 180 Tage	180 —
36 Ochsen zu ½ Geb., auf dieselbe angeführten Tage . . .	34 —
24 Pferde, zu 1 Gebund, macht auf diese Zeit	72 —
Den Sommer über nur die Hälfte, weil es Weidepferde sind .	36 —
10 Stück Geltevieh zu ½ Geb., durch 6 Wintermonate . . .	15 —
Summa	457 Schock.

Hier fehlen aber 24 Schock nach der obigen Angabe von 433 Schock, welches daher kommt, daß den Schafen nicht täglich das Stroh gegeben wird, sondern wenn sie ausgetrieben werden, so erspart man dasselbe, und es müßte schon ein harter Winter seyn, wenn sie vier volle Monate oder hundertundzwanzig Tage im Stalle stehen sollten; auch ist oft mehr Zuwachs als 1½ Schock; ja man kann bei einem guten Boden und guten Dünger

zu ſchwefelnden Sachen zerfrißt. Man hat übrigens die Bemerkung gemacht, daß die gelbe Farbe am geſchwefelten Stroh und geſchwefelter Strohwhare nach einiger Zeit zurückkehrt, welches beim Bleichen mit Chlor nicht der Fall iſt. Mit dem Chlorwaſſer oder der Chlorflüſſigkeit werden die Strohwaaren oftmals benetzt, und dann wieder mit reinem Waſſer abgeſpühlt, oder man läßt auch Chlordämpfe daran gehen.

Strohblume, Immerſchöne, Xeranthemum Linn., Elichrysum Willd., Helichrysum Pers., eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der neunzehnten Klaſſe (Syngenesia Polygamia Superflua) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat: Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus dachziegelförmig gelagerten Schuppen und hat einen gefärbten Strahl. Der Fruchtboden iſt nackt; die Fruchtkrone iſt behaart oder federig. Willd. Spec. plant. 3. p. 1903. Corymbiferae Juss. Syst. X. Folgende Arten werden ſowohl in den Gärten im Sommer gezogen, als auch in den Zimmern, und im Winter in Treibhäuſern wegen ihres ſchönen Anſehens.

1) Die glänzende Strohblume, Elichrysum lucidum Sprengel. Elichrysum (bracteatum) herbaceum erectum, foliis lanceolatis utrinque acutis scabriusculis, pedunculis unifloris elongatis, calycibus bracteatis. Willd. Enum. pl. p. 869. Helichrysum chrysanthum. Persoon Synops. pl. 2. p. 414. Xeranthemum bracteatum. Ventenat. Malm. p. et t. 2. Andrew's repos. 375. Engl. Wave-leaved Elichrysum. Der Stengel dieſer einjährigen, auch wohl zweijährigen Pflanze iſt aufrecht, unten holzig, oben krautartig, mehr oder weniger äſtig, 3 — 4 Fuß hoch und darüber. Die Blätter ſind lanzettförmig, ganzrandig, an beiden Enden verdünnt, 3 — 6 *Zoll lang, unbehaart*, glänzend, ein wenig

scharf. Die Blumen stehen einzeln an den Spitzen der Zweige, welche rispen- oder doldentraubenartig sich theilen, sind groß (über 1 Zoll im Durchmesser), schön goldgelb, glänzend, die Schuppen lanzettförmig, die äußern abstehend, mit dunkelgelber oder gelbrother Spitze. Die Scheibenblümchen sind gelbroth; die Haarkrone ist gezähnelt und gefiedert. Das Vaterland dieser schönen Zierpflanze, die man jetzt schon in mehreren Deutschen Gärten findet, ist Neuholland. Man streuet den Samen ins Mistbeet, und wenn die aufgegangenen Pflänzchen zum Versetzen stark genug sind, werden sie einzeln in Töpfe in lockere kräftige Erde gepflanzt, und im Glashause oder in der zweiten Abtheilung eines Treibhauses überwintert. Nach einer solchen Behandlung dauert die Pflanze zwei, selten drei Jahre, hat einen strauchartigen Wuchs, und blühet dann im zweiten Jahre nach der Aussaat des Samens reichlich vom July bis in den October, zuweilen auch im Winter, wenn sie nämlich ins Gewächshaus gestellt und gut gepflegt wird. Sie bleibt aber einjährig; wenn man den Samen zeitig im Frühjahre ins Mistbeet aussäet, und die Pflanzen im Mai, oder sobald man keinen Frost mehr zu fürchten hat, an schickliche sonnenreiche Orte ins freie Land pflanzt. Im Freien blühen sie vom August bis October; sobald sich aber Frost einstellt, so sinken sie hin. Nach Dietrichs Beobachtungen tragen die in unsern Gärten im Lande stehenden Pflanzen nicht immer reifen Samen, am wenigsten bei anhaltend nasser und kalter Witterung, daher muß schon aus diesem Grunde eine Pflanze im Topfe gezogen und an einen temperirten, vor Regen geschützten Ort gestellt werden.

2) Die kalte Strohblume, Elichrysum frigidum Willd. Elichrysum herbaceum ramosum procumbens. foliis quadrifariam imbricatis oblongis *obtusis incanis*, ramis unifloris, floribus sessilibus. *Willd. Spec.* plant. Xeranthemum frigidum. La-

bilard. pl. Syriae p. 9. t. 4. Die Wurzel dieſer auf den höchſten Alpen des Libanons, auch auf der Inſel Corſika wildwachſenden Pflanze iſt holzig und perennirend; der Stängel äſtig, weitſchweifig, krautartig, auf der Erde hingeſtreckt, mit einfachen, eines Fingers langen Zweigen. Die Blätter ſind ſehr klein, ungefähr eine Linie lang, länglich, ſtumpf, grau, liegen dachziegelförmig über einander, und bilden vier Reihen. Die Blumen ſitzen einzeln an den Spitzen der Zweige, und haben ſchneeweiße, auswendig filzige Kelche.

3) Die ſchönſte Strohblume, Elichrysum speciosissimum, fruticosum erectum, foliis sessilibus lanceolato-obovatis acutis trinerviis lanato-tomentosis, ramis unifloris. Willd. Spec. plant. Xeranthemum speciosissimum Linn. Spec. plant. p. 1202. Andrew's repos. 54. Burm. afr. 178. t. 66, f. 2. Breyn. ic. 27, t. 16. f. 1. Engliſch Showy Elichrysum. Dieſe perennirende, auf dem Kap der guten Hoffnung heimiſche Pflanze, hat einen ſtrauchartigen aufrechten Stengel, feſtſitzende, lanzettumgekehrt eyförmige, geſpitzte Blätter, welche drei Rippen haben, und wollig-filzig ſind, einblumige Zweige, und große geſtielte Blumen. Die Haarkrone iſt gefiedert. Dieſe ſchöne Zierpflanze, welche vom July bis September blühet, verlangt eine Ueberwinterung im Glashauſe.

4) Die ſpiralblättrige Strohblume, Elichrysum spirale, fruticosum erectum, foliis sessilibus lanceolatis tomentosis, subtus carinatis spiraliter imbricatis, ramis unifloris. Willd. Spec. plant. Xeranthemum spirale. Andrew's repos. bot. 4. p. et t. 262. Engl. Spiral-leaved Elichrysum. Dieſe perennirende, auf dem Kap der guten Hoffnung wildwachſende Pflanze hat einen ſtrauchartigen, aufrechten, mit einblumigen Zweigen verſehenen Stengel, deſſen Blätter ungeſtielt, lanzettförmig, filzig,

unten kielförmig, spiralförmig und dachziegelförmig gelagert sind. Die Blumen stehen einzeln, und gleichen der bekleideten Strohblume (Elichrysum vestitum), nur sind sie durch lanzettförmige, gekielte, spiralförmige Blätter unterschieden, davon die obersten zwischen den Blumen an der Spitze nicht mit häutigen Ohrläppchen versehen sind, wie bei jener, und dann durch größere Blumen, deren Kelchschuppen glänzend weiß, und an der Spitze roth gefärbt sind. Die prachtvollen Blumen entwickeln sich vom July bis September. Sowohl diese, als die vorhergehende, sah man im botanischen Garten zu Kew blühen.

5) Die zurückgebogene Strohblume, Elichrysum recurvatum, fruticosum erectum, foliis lanceolatis tomentosis ciliatis recurvatis, ramis unifloris. Willd. Spec. plant. Xeranthemum recurvatum. Linn. suppl. p. 366. Der Stengel dieser perennirenden, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einheimischen Pflanze hat einen strauchartigen Stengel, mit filzigen einblumigen Zweigen. Die Blätter stehen wechselsweise, sind steif, lanzettförmig, gespitzt, rinnenförmig, zurückgebogen, gefranzt, und unten filzig. Die Blumen stehen einzeln an der Spitze der Zweige, und haben blutrothe, glatte, langgespitzte Kelchschuppen, die oben weiß sind, und gelbe Scheibenblümchen. Sie verlangen eine Glashauskultur.

6) Die gedrehete Strohblume, Elichrysum retortum, fruticosum ramosum decumbens, foliis lanceolatis sericeis subrecurvatis, ramulis unifloris, pedunculis squamosis. Willd. Spec. plant. Xeranthemum retortum. Linn. Spec. plant. p. 1202. Dill. elth. 423. t. 322. f. 415. Englisch Trailing Elichrysum. Der Stengel dieser perennirenden Pflanze ist strauchartig, ästig, niederliegend, mit einblumigen Aestchen. Die Blätter sind lanzettförmig, fast zurückgekrümmt-gedrehet, mit Seidenhärchen bekleidet.

Die Blumenſtiele ſind ſchuppig. Das Vaterland und die Kultur, wie bei der vorhergehenden Art. Im botaniſchen Garten zu Kew entwickeln ſich die Blumen im July und Auguſt.

7) Die ſilberfarbene Strohblume, Elichrysum Argenteum Willd. Xeranthemum argenteum, foliis oblongis convolutis recurvis argenteis, caule erecto fruticoso. Thunb. prodr. p. 152. Helichrysum argenteum. Pers. Syn. plant. Der Stengel dieſer perennirenden Pflanze iſt ſtrauchartig, aufrecht, mit länglichen, eingerollten, zurückgekrümmten Blättern beſetzt, die mit ſilberfarbenen Seidenhärchen bekleidet ſind. Die Blumen bilden Doldentrauben. Das Vaterland iſt das Kap der guten Hoffnung, und die Kultur im Glashauſe.

8) Die masliebenartige Strohblume, Elichrysum bellidioides Willd. Xeranthemum bellidioides, ramis unifloris, foliis ovato-oblongis cuspidatis amplexicaulibus, pedunculis tomentosis subaphyllis. Forst. prodr. Nr. 293. Helichrysum corymbosum. Lamarck Encycl. 3, p. 242. Engl. Daisy Elichrysum. Der Stengel dieſer Pflanze iſt krautartig, mit einfachen, 2 Zoll langen, fadenförmigen, einblumigen Zweigen, und eyförmigen, umfaſſenden, unten ſchneeweiß-filzigen Blättern. Die Blumenſtiele ſind blattlos, filzig, die Blumen klein und goldgelb. Sie wächſt in Neuholland.

9) Die graublättrige Strohblume, Elichrysum canescens. Willd. Xeranthemum canescens fruticosum, foliis imbricatis ovato-subulatis glabris. Amoen. acad. 6. Curt. bot. mag. p. 420. Engl. Gray leav'd Elichrysum. Der Stengel dieſer perennirenden Pflanze iſt ſtrauchartig, aufrecht, mit einblumigen Zweigen. Die Blätter ſind länglich, ſtumpf, mit grauem Filze bekleidet, und dachziegelförmig gelagert. *Die Kelche ſind ſchön* purpurroth, glänzend, die unter-

unten kielförmig, ſpiralförmig und dachziegelförmig gelagert ſind. Die Blumen ſtehen einzeln, und gleichen der bekleideten Strohblume (Elichrysum vestitum), nur ſind ſie durch lanzettförmige, gekielte, ſpiralförmige Blätter unterſchieden, davon die oberſten zwiſchen den Blumen an der Spitze nicht mit häutigen Ohrläppchen verſehen ſind, wie bei jener, und dann durch größere Blumen, deren Kelchſchuppen glänzend weiß, und an der Spitze roth gefärbt ſind. Die prachtvollen Blumen entwickeln ſich vom July bis September. Sowohl dieſe, als die vorhergehende, ſah man im botaniſchen Garten zu Kew blühen.

5) Die zurückgebogene Strohblume, Elichrysum recurvatum, fruticosum erectum, foliis lanceolatis tomentosis ciliatis recurvatis, ramis unifloris. Willd. Spec. plant. Xeranthemum recurvatum. Linn. suppl. p. 366. Der Stengel dieſer perennirenden, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einheimiſchen Pflanze hat einen ſtrauchartigen Stengel, mit filzigen einblumigen Zweigen. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind ſteif, lanzettförmig, geſpitzt, rinnenförmig, zurückgebogen, gefranzt, und unten filzig. Die Blumen ſtehen einzeln an der Spitze der Zweige, und haben blutrothe, glatte, langgeſpitzte Kelchſchuppen, die oben weiß ſind, und gelbe Scheibenblümchen. Sie verlangen eine Glashauskultur.

6) Die gedrehete Strohblume, Elichrysum retortum, fruticosum ramosum decumbens, foliis lanceolatis sericeis subrecurvatis, ramulis unifloris, pedunculis squamosis. Willd. Spec. plant. Xeranthemum retortum. Linn. Spec. plant. p. 1202. Dill. elth. 423. t. 322. f. 415. Engliſch Trailing Elichrysum. Der Stengel dieſer perennirenden Pflanze iſt ſtrauchartig, äſtig, niederliegend, mit einblumigen Aeſtchen. Die Blätter ſind lanzettförmig, faſt zurückgekrümmt-gedrehet, mit Seidenhärchen bekleidet.

fulgidum, suffruticosum erectum, foliis amplexicaulibus ovato-lanceolatis, subtus pubescentibus, margine tomentosis, ramis subtrifloris. Willd. Spec. plant. Xeranthemum fulgidum. Linn. suppl. p. 365. Jacq. ic rar. 1, t. 173. Gnaphalium aureum Houttuyn. Linn. Syst. plant. 9, p. 291, t. 67, f. 3.; Engl. Great yellow-flower'd Elichrysum. Der Stengel dieſer am Kap der guten Hoffnung einheimiſchen perennirenden Pflanze iſt eines Fingers dick, wollig, an der Spitze in Blüten tragende Zweige getheilt. Die Blätter ſind breit-lanzettförmig, umfaſſend, unten filzig, am Rande wollig. Die Blumen ſtehen zu vier bis ſechs an den Spitzen der Zweige, ſind goldgelb, glänzend, und ungefähr ſo groß, wie eine Wallnuß. Man überwintert dieſe Art im Glashauſe. Im botaniſchen Garten zu Kew blüht ſie vom Februar bis October. — Das goldfarbige Ruhrkraut, Gnaphalium aureum. Thunb., welches unter Ruhrkraut, Th. 128, S. 643, angeführt worden, ſoll, nach Dietrich, eine Abart des ſtinkenden Ruhrkrautes (Gnaphalium foetidum) ſeyn, alſo mit dieſer Strohblume nichts gemein haben.

12) Die warzige Strohblume, Elichrysum papillosum rigidum, foliis lanceolatis, papilloso-pilosis flor. solitariis terminalibus bracteatis. Labillard Nov. Holl. pl. Spec. 2. p. 46. t. 192. Helichrysum papillosum. Pers. Syn. 2. p. 414. Der Stengel dieſer Pflanze iſt aufrecht, mit lanzettförmigen, warzig-haarigen Blättern beſetzt. Die Blumen ſtehen einzeln an der Spitze der Zweige und haben Deckblättchen. Dieſe Art wächſt in Neuholland auf dem Kap van Diemen, und gleicht der glänzenden Strohblume (Elichrysum lucidum), iſt aber von derſelben durch die Bekleidung der Blätter unterſchieden, welche bei jener glatt ſind, und durch grauweiße, faſt langgeſpitzte Kelchſchuppen.

13) Die ruthenförmige Strohblume, Elichrysum virgatum, fruticosum erectum, foliis lanceolatis tomentosis remotis patentibus, ramis unifloris, floribus pedunculatis Willd. Spec. plant. Xeranthemum virgatum. Mant. 284. Berg. cap. 275. Elichrysum africanum lanuginosum. Breyn. prodr. 3. t. 16. f. 3. Diese perennirende Art hat einen strauchartigen aufrechten Stengel, ruthenförmige, einblumige Zweige, lanzenförmige, filzige, entfernt-abstehende Blätter, und gestielte Blumen, mit gelben Kelchschuppen. Sie unterscheidet sich von der schmalblättrigen Strohblume (Elichrysum sesamoides) von der gebüschelten (Elichrysum fasciculatum) durch breitere Blätter, durch gelbe Kelche, und durch geschwänzte Antheren. Das Vaterland ist das Kap der guten Hoffnung, und im Winter erfordert sie eine Glashauserziehung. — Elichrysum africanum Edw. oder das schöne Ruhrkraut (Gnaphalium eximium), s. unter Ruhrkraut, Th. 128, S. 649, ist eine andere Pflanze.

14) Die schmalblättrige Strohblume, Elichrysum sesamoides, fruticosum erectum, foliis acerosis linearibus carinatis glabris adpressis, ramis unifloris, floribus sessilibus. Willd. Spec. plant. Xeranthemum sesamoides. Linn. Spec. plant. p. 1203. Helichrysum heterophyllum β. Pers. Syns. 2. p. 415. Lamarck Encycl. 3. p. 239. Breyn. ic. 27. t. 16. f. 2. Engl. Superb Elichrysum. Der Stengel dieser perennirenden Pflanze ist strauchartig, aufrecht, mit einblumigen Zweigen versehen. Die Blätter sind linienförmig, rinnenförmig, glatt angedrückt; die Blumen stiellos, groß und weiß. Hierzu gehört als Abänderung γ. Xeranthemum sesamoides mit filzigen steifen Stengelblättern ꝛc. — Mit der schmalblättrigen Strohblume verbindet Persoon (in seiner *Syn. plant.*) die büschelblättrige Strohblume (*Elichrysum* fasciculatum Willd.); allein beide unter-

ſcheiden ſich durch die Blätter und durch den Blütenſtand; denn bei der Erſtern ſind die Blätter dreiſeitig und die Blumen feſtſitzend, bei der Letzteren hingegen ſind die Blätter faſt walzenrund und die Blumen geſtielt. Beide Arten findet man in der neuen Ausgabe des Hort. Kew. aufgeführt. Die ſchmalblättrige Strohblume blüht in dem botaniſchen Garten zu Kew vom April bis Juni, und die büſchelblättrige vom März bis September.

15) Die roſtfarbene Strohblume, Elichrysum ferrugineum, foliis ovatis tomentosis laxiusculis, summitatibus ferrugineis, flore luteo. Lamarck Encyclop. 3. p. 237. Pers. Syn. 2. p. 414. Dieſe auf dem Kap der guten Hoffnung wachſende Pflanze hat eyförmige, filzige, etwas ſchlaffe Blätter, wovon die oberſten roſtfarbig ſind, gelbe Blumen und eine gefiederte Haarkrone.

16) Die ſchuppige Strohblume, Elichrysum imbricatum, fruticosum ramosum, foliis oblongo-lanceolatis, sericeis imbricatis, ramis unifloris, pedunculis squamosis. Willd. Spec. plant. Xeranthemum imbricatum. Amoen. acad. 6. Thunb. prodr. 153. Berg. cop. 271, Pet. gaz. t. 5. f. 10. Elichrysum. Breyn. prodr. t. 18. f. 1. Der Stengel dieſer perennirenden, auf dem Kap der guten Hoffnung einheimiſchen Pflanze iſt ſtrauchartig, äſtig, mit einblumigen Zweigen. Die Blätter ſind länglich, lanzettförmig, mit Seidenhärchen bekleidet, und liegen dachziegelförmig übereinander. Die Blumenſtiele ſind ſchuppig. Die Kelche glänzend weiß, auswendig bis gegen die Mitte gelbroth; die Haarkrone roth. Sie verlangt im Winter einen Platz im Glashauſe.

17) Die ſproſſende Strohblume, Elichrysum proliferum. Willd. Elichrysum fruticosum ramosum diffusum *proliferum*, foliis subrotundo-*ovatis glabris convexis* arcte imbricatis, floribus

sessilibus. Willd. Spec. plant. Xeranthemum proliferum, caule fruticoso prolifero. Linn. Spec. plant. Tom. II. p. 1202. Breyn. ic. 28. t. 17. f. 1. Seb. mus. 2. t. 89. Engl. Proliferos Elichrysum. Der Stengel dieſer perennirenden Pflanze iſt ſtrauchartig, äſtig, weitſchweifig und ſproſſend. Die Blätter ſind rundlich-eyförmig, unbehaart, verbunden, und dachziegelförmig gelagert. Die Zweige ſind einblumig und ſteif; die Blumenſtiele mit Schuppen beſetzt; jeder derſelben trägt eine ſchöne Blume mit rothen glänzenden Kelchſchuppen. Nach Dietrich ſoll als Abänderung hierher gehören das Elichrysum serpyllifolium Lamarck. Enc. 3. p. 238.

18) Die bunte Strohblume, Elichrysum variegatum, fruticosum erectum ramosum, foliis oblongis tomentosis imbricatis, ramis unifloris, floribus nutantibus. Willd. Spec. plant. Xeranthemum variegatum. Syst. veget. 624. Der Stengel dieſer perennirenden Pflanze iſt ſtrauchartig, äſtig, und trägt längliche, filzige, dachziegelförmig gelagerte Blätter, und einzelne überhängende Blumen, mit zierlich gefleckten Kelchſchuppen. Das Vaterland iſt das Cap der guten Hoffnung. Dieſe Pflanze verlangt im Winter eine Stelle im Glashauſe.

19) Die bekleidete Strohblume, Elichrysum vestitum, fruticosum erectum, foliis sessilibus lanceolato-linearibus lanato-tomentosis acutiusculis, floribus apice membrana appendiculatis, ramis unifloris. Willd. Spec. plant. Xeranthemum vestitum Linn. Spec. plant. Tom II, p. 1201. Gnaphalium vestitum Thunb. prodr. p. 148; Engl. Upright Elichrysum. Der Stengel dieſer perennirenden Strohblumenart iſt ſtrauchartig, mit einblumigen Zweigen beſetzt. Die Blätter ſind ungeſtielt, lanzettlinienförmig, wollig-filzig, etwas geſpitzt, die oberſten zwiſchen den Blumen ſtehenden an der Spitze häutig-

gedrängt. Die Blumen sind groß, mit weißen glänzenden Kelchschuppen, die an der Spitze schwarzbraun sind. Das Vaterland dieser Pflanze ist das Kap der guten Hoffnung. Sie verlangt im Winter eine Stelle im Glashause. In dem botanischen Garten zu Kew blühet diese schöne Pflanze vom Juli bis September.

20) Die wuchernde Strohblume, Elichrysum stoloniferum, herbaceum repens, foliis lanceolatis sericeis recurvo-patulis, ramulis unifloris. Willd. Spec. plant. Xeranthemum stoloniferum. Linn. Suppl. p. 366. Der Stengel dieser dauernden Pflanze, welche auf dem Kap der guten Hoffnung wächst, ist krautartig, schwach, kriechend, mit einblumigen Aesten besetzt. Die Blätter sind lanzettförmig zurückgekrümmt, abstehend, fein filzig. Die Blumen sind klein und roth, und die Haarkrone gefiedert. Diese Pflanze vermehrt sich durch die kriechenden Stengel.

Die Kultur dieser Strohblumen oder Immortellen in unsern Gärten kommt ganz mit derjenigen der Ruhrkräuter, Th. 128, S. 654 u. f., überein, wenigstens erleiden die Afrikanischen dieselbe Behandlung, wie dort die Kultur dieser Südpflanzen angegeben worden, daher ich auf diesen Artikel, wie eben angeführt worden, verweise. — Unter den Immortellen oder Blumen, deren ausdauernde papier- oder strohartige Kelche auch im trocknen Zustande ihre schöne glänzende Farbe behalten, und auf diese Weise sich gleichsam verewigen, gebührt dieser Gattung unstreitig der erste Rang, daher man sie auch Strohblumen genannt hat, weil sie wie getrocknetes Stroh glänzen, sich auch gleichsam so trocknen lassen. Die meisten Arten dieser Gattung tragen große Blumen mit prachtvoll glänzenden Kelchen, die das Auge des Beschauers in Anspruch nehmen, und daher jeden Blumenfreund ergötzen. Die schönsten darunter sind Nr. 1, 3, 4, 9, 11, 14, 18 und 19, die gewiß jeden Liebhaber der Blumen ansprechen werden.

und daher nicht allein im freien Garten im Sommer zu stehen verdienen, sondern auch eine Zierde des Zimmer- oder Fenstergartens ausmachen. So auch mehrere Arten aus der Gattung des Ruhrkrauts (Gnaphalium), aus der Gattung Spreublume (Achyranthes und Xeranthemum, s. Th. 161, S. 704 u. f.). Diese Blumen eignen sich getrocknet zu allerlei Verzierungen und Winterbelustigungen, z. B. zu Sträußen, Kränzen, Festons, Guirlanden ꝛc., weil sie ihre Farbe auch im trocknen Zustande behalten. Besonders verdient um die Immortellen hat sich Herr August Sadebeck zu Reichenbach in Schlesien gemacht, der diesen Blumenarten seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und alle Pflanzentheile derselben, die ausdauernde Farben haben, in systematischer Ordnung aufgestellt hat. Derselbe hat auch, vereint mit dem Dr. Dietrich, dem Herausgeber des Lexicons der Gärtnerei und Botanik, ein Werk herausgegeben, dessen Inhalt ausschließlich den immerwährenden Blumen oder Perpetuellen gewidmet ist; auch der Dr. Dietrich hat in seiner ästhetischen Pflanzenkunde schon diese Perpetuellen zusammengestellt. — Wie schon oben bemerkt worden, gehören hierher auch mehrere Arten aus der Gattung Gnaphalium, Xeranthemum und Achyranthes, die in dieser Hinsicht eine Familie auszumachen scheinen, und bei denen man auch in den botanischen Werken die meisten Verwechselungen findet, so auch oftmalige Umänderungen des Gattungsnamens, indem man sonst Xeranthemum als Strohblume und Spreublume bezeichnete, wofür man jetzt die beiden Gattungen Elichrysum und Achyranthes hat.

Nachtrag zum vollständigen Lexicon der Gärtnerei und Botanik ꝛc., vom Dr. F. G. Dietrich. 3r Band. Berlin, 1817. S. 61 u. f.

Hier wird nun noch eine Art aus der Gattung Xeranthemum anzuführen seyn, die auch mit dem Namen

Strohblume belegt wird, nämlich die gemeine oder Sommerstrohblume, gemeine Spreublume, die immerwährende Blume oder Perpetuelle, das unsterbliche Kraut oder die Immortelle, Papierblume, Xeranthemum Annuum herbaceum, foliis lanceolatis patentibus, caule herbaceo. Jacq. vind 150. Gouan Monsp. 436. Flos perpetuus; Fr. Xeranthème annuel; Engl. Common Annual Xeranthemum. Diese einjährige oder Sommerpflanze hat einen ästigen aufrechten Stengel, der, wie die Blätter und Blumenstiele, mit weißgrauem Filze bekleidet ist. Die Blätter stehen wechselsweise, sind lanzettförmig, an beiden Enden verdünnt, auf der Unterfläche blaßgrau. Die Blumen stehen einzeln auf langen, viereckig-gestreiften, einblumigen Stielen; die untern Kelchschuppen (Blätter) sind eyförmig, rauschend, glänzend, dachziegelförmig gelagert; die obern, welche den Strahl ausmachen, viel größer, lanzettförmig, abstehend, schön roth oder violett, zuweilen weiß. Die Haarkrone besteht aus fünf ungleichen, gespitzten, spreuartigen, fast gefranzten Blättchen. Diese jährige Pflanze wächst in Südeuropa, in der Levante, auch in Oesterreich und in der Schweiz, blüht vom July bis in den Herbst, nnd wird zur Verschönerung unserer Gärten benutzt. Den Samen säet man an der bestimmten Stelle ins Land. Die Pflänzchen unterscheiden sich von andern, mit ihnen zugleich hervorkommenden Gewächsen durch sitzende, fast kreisrunde, ganzrandige, unten weißlichgraue Cotyledonen oder Samenlappen, zwischen welchen die ersten länglich-lanzettförmigen Stengelblätter hervorkommen. Oft pflanzt sich diese Zierpflanze von selbst fort, und in diesem Falle darf man nur die Pflänzchen, da, wo sie gehäuft beisammen stehen, zum Theil ausziehen und an andere Orte pflanzen. Sie hat die schon oben angeführte Eigenschaft der Strohblumen, getrocknet ihre schöne Farbe zu behalten, und zu allerlei Verzierungen im Winter be-

nutzt werden zu können. Die Blätter dieſer Pflanze haben die Härte eines Pergaments, daß wenn man ſie bewegt oder anrührt, ſie ordentlich rauſchen oder knarren.

Strohblume (bekleidete), Elichrysum vestitum, ſ. oben, S. 48.

— (bunte), Elichrysum variegatum, ſ. daſelbſt.

— (büſchelblättrige), Elichrysum fasciculatum, ſ. daſ., S. 44.

— (gedrehete), Elichrysum retortum, ſ. daſ., S. 42.

— (gemeine), Xeranthemum annuum, ſ. daſ., S. 51.

— (glänzende), Elichrysum lucidum, ſ. daſ., S. 39.

— (goldgelbe), Elichrysum fulgidum, ſ. daſ., S. 44.

— (graublättrige), Elichrysum canescens, ſ. daſ., S. 43.

— (kalte), Elichrysum frigidum, ſ. daſ., S. 40.

— (masliebenartige), Elichrysum bellidioides, ſ. daſ., S. 43.

— (roſtfarbige), Elichrysum ferrugineum, ſ. daſ., S. 47.

— (ruthenförmige), Elichrysum virgatum, ſ. daſ., S. 46.

— (ſchmalblättrige), Elichrysum sesamoides, ſ. daſelbſt.

— (ſchönſte), Elichrysum speciosissimum, ſ. daſ., S. 41.

— (ſchuppige), Elichrysum imbricatum, ſ. daſ., S. 47.

— (ſilberfarbene), Elichrysum argenteum, ſ. daſ., S. 43.

— (Sommer-), ſ. daſ., S. 51.

— (ſpiralblättrige), Elichrysum spirale, ſ. daſ., S. 41.

— (ſproſſende), Elichrysum proliferum, ſ. daſ., S. 47.

— (warzige), Elichrysum papillosum, ſ. daſ., S. 45.

Strohblume (wuchernde), Elichrysum stoloniferum, ſ. oben, S. 49.

— (zurückgebogene), Elichrysum recurvatum, ſ. daſ., S. 42.

Strohbrecke, eine Maſchine, welche in Schweden erfunden worden, das Rockenſtroh durch Walzen weich und dem Viehe genießbar zu machen. S. auch Strohmaſchine.

Strohbückling, Strohbücklinge, geräucherte Heringe, die in geflochtenes Stroh eingepackt und hernach bei Strohbunden oder Strohbundweiſe verhandelt werden. Zwanzig Engliſche Stroh oder 10,000 Stücke werden für eine Laſt gerechnet. Die meiſten Strohbücklinge lieferte ehemals Holland, jetzt bekommt man deren auch von England über Hamburg, ſo auch aus andern Landen. S. auch unter Hering, Th. 20, S. 753 u. f.

Strohbüſchel, nennt man einezuſammengeraffte Anzahl Strohhalme, wie man ſie mit einer Hand faſſen kann, oder ſo viel, als man mit einer Hand zu faſſen im Stande iſt, welche man dann in der Mitte zuſammenbiegt, um den Büſchel zu bilden. Einen ſolchen Strohbüſchel, auch Strohwiſch genannt, gebraucht man nun verſchiedentlich. Hauptſächlich bindet man denſelben an eine Stange, die man irgendwo aufſtellt, wodurch die Paſſage als geſperrt angezeigt wird, z. B. bei Straßen, die neu gepflaſtert oder ausgebeſſert werden ſollen, bei Feldwegen, damit dieſe nicht begangen werden, um nicht die Feldfrüchte zu zerſtören, bei aufgeworfenen Gruben, damit ſolche nicht überſprungen werden ꝛc. Der Unterſchied von Strohbüſchel und Strohwiſch beſteht darin, daß der Letztere auch aus kleinem Strohe, Krummſtrohe ꝛc. beſteht, der Strohbüſchel, aber gemeiniglich noch die Aehren enthält, und eigends dazu gebogen und gebunden wird. Auch gebraucht man dergleichen Strohbüſchel zur Vogelſcheuche, wo ſie gleichfalls an eine lange Stange gebunden wer-

den; man läßt hierbei die Halme recht lang herabhangen, damit ſie der Wind hin und her bewegen kann, um die Vögel aus den Obſt- ꝛc. Gärten zu verſcheuchen. S. auch den Art. Strohwiſch. — Bei den Römern wurden die Strohbüſchel ſtatt der Fahne gebraucht; ſ. Th. 53, S. 329. — An einigen Orten dient auch ein aufgeſteckter Strohbüſchel zur Nachricht, daß man etwas zu verkaufen habe.

Strohbutter, ſ. unter Butter, Th. 7, S. 464.

Strohcigarren oder Damencigarren, weil ſie von Nonnen in Spanien fabrizirt werden. Das Deckblatt derſelben beſteht in einem Blatte Mais oder Türkiſchen Weitzen, die Inlage aber aus fein geſchnittenen Havannablättern.

Strohdach, beim Dachdecker, ein Dach, welches in Deutſchland mit Stroh gedeckt wird. Zu den Strohdächern gebraucht man das Richtſtroh vom Rocken, welches große Bunde enthält, die Scheunenbunde genannt werden, wogegen die Rohrbunde ganz klein ſind. Das Richtſtroh vom Weitzen iſt zum Decken nicht vortheilhaft, weil es nur von kurzer Dauer iſt, weshalb man es nur im Nothfalle gebraucht. Dasjenige Stroh, welches zum Dachdecken genommen wird, muß rein ausgedroſchen ſeyn, weil ſonſt die Krähen, Dohlen und Tauben, auch andere Vögel gern nach den noch in dem Strohe befindlichen Körnern gehen, die Halme ausziehen, und die Dächer nicht nur beſchädigen, ſondern oft gänzlich zu Grunde richten und unbrauchbar machen. Wenn nun ein Dach mit Stroh gedeckt werden ſoll, ſo wird zu dieſem Zwecke das Stroh in gehörige Bunde oder Schauben gebunden, die ſo lang, als das Stroh, und ungefähr 1 Fuß dick ſind. Beim Decken fängt der Decker, nachdem das Sparrwerk mit Latten benagelt worden, die faſt $\frac{1}{2}$ Fuß von einander liegen, damit an, daß er zuerſt den Abfall oder den unterſten Rand des Daches verfertiget. Hierzu ſucht er ſich die beſten und

ſtärkſten Strohbunde aus, die zu beiden Enden mit Weidenruthen gebunden ſind, und nachher werden ſie in der Mitte durchſchnitten. Dieſe Bunde des Abfalls werden ſehr dicht zuſammengelegt, ſo daß ſie an den Seiten ſogar etwas übereinander gehen. Wenn der Abfall längs dem Gebäude gemacht worden iſt, ſo wird die Einfaſſung des Giebels gemacht, die mit Weidenruthen an die Latten gebunden, und dann noch obenein mit hölzernen Nägeln, die man durch die Einfaſſung der Mauer und die Bunde ſchlägt, befeſtiget. Auf dieſe Weiſe wird eine Reihe Strohſchauben nach der andern aufgelegt und feſt gebunden, ſo daß der dickere Theil die erſte Reihe Strohſchauben bedeckt. Oben auf dem Forſte, wo die Enden der Schauben über das Stück Bauholz, welches den Forſt macht, von beiden Seiten hinüberragen, werden große Forſtſchauben gelegt, deren Länge den Forſt durch einen rechten Winkel durchkreuzen. Sie werden auf den Forſt ſelbſt aufgebunden, und noch mit naßgemachter Erde belegt, um ſie feſter zu machen. Man macht die Lattung 21 Zoll weit, und für jedes Schock Stroh zu verdecken, oder für jede 180 Quadratfuß zu bedecken, giebt man auf dem Lande 8 Gr. Cour. Nach einer andern Berechnung aus dem Mansfeldiſchen ſind die Koſten einer Quadratruthe zu einem Strohdache von 15 Zoll Stärke, an zwölf Latten, Arbeitslohn, Lattennägeln, Stroh, Weiden und Bandſtöcken: 4 Rthlr. 16 Gr. Cour. — Einige haben daran einen Wohlgefallen, eine Schicht Rohr und eine Schicht Stroh einzudecken, welches dem Dache zwar ein ſpiegelndes Anſehen giebt, allein es iſt nicht dauerhaft; denn wenn das Dach, beſonders Stroh, ſich ſetzt, ſo pflegt das Rohr hervorzutreten, wodurch dann mit der Zeit das Dach locker und unbrauchbar wird. Wenn ein Strohdach gut gedeckt iſt, ſo muß es einen Fuß in der Dicke haben und allenthalben gleich ſeyn. Auf eine Latte von einem Baumgange breit, wer-

den sechs bis acht Scheunenbunde Stroh zu einem guten Strohdache erfordert. Das feste und dichte Binden ist eine von den Haupteigenschaften eines gut gelegten Strohdaches. Die Dauer eines Strohdaches läßt sich nicht genau angeben, doch setzen Wirthschaftserfahrene wenigstens sechzehn, und von einem Rohrdache zwanzig Jahre fest. Wenn daher ein Strohdach in gutem Stande bleiben und die Dachung nicht auf einmal zu Grunde gehen soll, so muß von der ersten Art der 16te, und von der andern der 10te Theil alle Jahre neu gedeckt werden; denn bei dieser Ordnung kann ein jedes Dach in dem besten Zustande bleiben. Dieses fällt auch jedem Landmanne, dessen Haus mit Stroh gedeckt ist, sehr leicht, da ihm das Stroh zuwächst, und an Dünger verliert er dadurch nicht das Geringste, indem er an die Stelle des neu aufgedachten Strohes, das alte abgerissene wieder zurück bekommt, welches zum Mistmachen weit tüchtiger ist, als das frische. Geschickte Landleute verstehen selbst das Decken und brauchen dafür auch nichts auszugeben, sollte es Einer oder der Andere aber nicht verstehen, so ist dieser Lohn jährlich nur eine Kleinigkeit von dem 16ten oder 20sten Theil seiner Gebäude. Die Dauer der Stroh- und Rohrdächer hängt auch von der Witterung ab, besonders von der Lage eines Gebäudes. So gehen die Dächer, welche nach Westen und Norden liegen, weit früher zu Grunde, weil die erste die Wetterseite ist, die andern aber wegen Mangel der Sonne schwer austrocknen können, und daher viel Moos ansetzen, der noch zum Verderben hilft, indem er die Nässe länger beherbergt. Dann hält auch ein Dach auf einem Stalle länger, als auf einer Scheune, weil die von dem Viehe aufsteigende Wärme, die darauf fallende Nässe weit eher abtrocknet, und besonders der Schnee weit leichter schmelzt. — Die öfteren Feuersbrünste auf dem Lande, die *besonders durch* die Strohdächer volle Nahrung erhalten, *indem sie das* Feuer, durch die leichte Zündbarkeit ver-

breiten, haben den Wunsch hervorgerufen, die Gebäude der Landleute auch mit Ziegeln gedeckt zu sehen, wie in den Städten; auch findet man hin und wieder Dörfer, deren Häuser mit Ziegeln gedeckt sind, wodurch bei einem entstehenden Feuer solches nicht so leicht verbreitet wird, sondern demselben bald Einhalt gethan werden kann, so daß nur wenige Gebäude ein Raub der Flammen werden. Man hat hier die Kosten in Anschlag gebracht, die freilich nicht ganz unbedeutend für den Landmann sind; denn die Ziegel muß er kaufen, und das Stroh wächst ihm zu; auch braucht er Splette dazu, die er sich zwar allenfalls schneiden kann, indessen möchte ihm dieses nicht recht seyn, und dann braucht er auch einen Dachdecker, den er lohnen muß ꝛc. Längst hat man schon gegen die Strohdächer geeifert, daß solche den größten Nachtheil den Dörfern bringen, und nur erst in der neuesten Zeit hat man hin und wieder angefangen, die Häuser in den Dörfern mit Ziegeln zu decken, hauptsächlich in denjenigen, die sich in der Nähe der großen Städte befinden, und wo die Landleute Gelegenheit haben, ihre Produkte in denselben gut abzusetzen; in den etwas tief in den Provinzen liegenden Dörfern möchte es den Landleuten, die nicht Gelegenheit haben, ihre Produkte so gut anzubringen, wohl etwas schwer werden. Ein Herr H. G. Leisewitz zu Nenndorf hat in das neue Hannöversche Magazin vom Jahre 1794, St. 64, S. 1015, einen Aufsatz: über die schädliche Gewohnheit, Häuser mit Stroh zu decken, einrücken lassen, aus dem ich hier Folgendes mittheile:

> Lange schon ist von wahren Patrioten gegen die gefahrvollen Strohdächer geeifert, und dem Publikum das Thörigte in der Verdachung mit Stroh gezeigt worden; da aber bisher noch die mehrsten Bewohner der Dörfer bei ihres Groß- und Aeltervaters Gebrauch und Gewohnheit geblieben sind, so haben sie bei der Entstehung des

Feuers nicht allein den Verluſt ihrer Güter, ſondern auch ihre eigene Thorheit zu beweinen, wenn das brennende Strohdach alle Mittel zur Rettung raubt, und die fliegenden Strohbrände ein Haus nach dem andern anzünden. Es wäre wohl endlich einmal Zeit, von dieſer, ſo manche Familie unglücklich machende Gewohnheit abzulaſſen! Häuſer, denen wir unſere Güter, ja ſelbſt unſer eigenes Leben anvertrauen, mit Stroh, einem dem Flachſe zunächſt feuerfangenden Material, ganz und gar zu umgeben. Möglich iſt dieſes ja, und auch ſehr leicht, ſobald nur jedem Neubauenden es zur Schuldigkeit gemacht würde, durchaus ein Ziegeldach zu legen, und die Brandaſſekurationskaſſe in Zukunft kein Haus mit einem Strohdache in Aſſekuration aufnähme; oder ſind die Gründe für die Vortheile der Strohdächer etwa von ſolchem Gewichte, daß man ſie den Ziegeldächern noch immer vorziehen müſſe! Ich denke es nicht! Denn man nehme an, ein Landmann habe die mehrſte Zeit das Stroh ſelber, und hätte alſo nicht nöthig, baares Geld für die Verdachung ſeines Hauſes und ſeiner Scheunen auszugeben; die Strohdächer verſchafften ihm ein dichteres Dach, das Regen und Schneegeſtöber nicht ſo durchlaſſe, als unſere gewöhnlichen Ziegeldächer; ſie ſchützten im Winter gegen die Kälte, und im Sommer wider die Hitze, welches von Ziegeldächern nicht zu erwarten ſteht; ja ſie wären überhaupt wohlfeiler: bleiben dennoch nicht dieſe vermeinten Vortheile gegen das größere Uebel, das durch ſie bei dem geringſten Brande entſteht, nur bloß ſcheinbar, und trügen ſie nicht, ſobald unſeres Nachbars brennendes Haus mit einem Strohdache, auch das unſrige mit einem Strohdache ohne Gnade und Rettung anzündet, und uns ſofort, wegen des herabſtürzenden brennenden Strohdaches allen Eingang und Ausgang zur Rettung verſperrt? Hat dahe der Landmann eignes Stroh zur Verdachung eines neuen Hauſes, ſo verkaufe er es lieber, und kaufe dafür Ziegel, oder er dünge damit ſeinen Acker. Muß er aber die feuerfangende Strohdecke von andern erhandeln, ſo gebe er ſein Geld lieber für Ziegel aus, und müßte er ſie auch theurer, als das, womit man Feuer anmacht, bezahlen. Schneiet es durch's Dach, ſo trage er lieber den wenigen Schnee vom Boden, als daß er alle ſeine Hab-

seligkeiten, in der Asche suche. Wie viel gewönne nicht dabei der Ackerbau, dem jetzt durch die Strohdächer die beste Düngung entzogen, und auf die Häuser, wohin er doch gar nicht gehört, gebracht wird. Doch vielleicht sind die Ziegel nicht an allen Orten zu haben, und wäre auch dieses, lieben Landleute, so laßt uns selber Ziegel streichen; denn dieses können wir leichter lernen, als die Wahrheit umstoßen: Wenn Feuer und Stroh zusammen kommt, so brennt es.

Wenn man gleich diese Mahnung an die Landleute: ihre Häuser lieber mit Ziegeln, als mit Stroh zu decken, auch noch jetzt wiederholen oder sie in Erinnerung bringen möchte, so kann man doch nicht umhin, auch auf den Zustand ihres Haushalts und ihrer Feldwirthschaft Rücksicht zu nehmen, da die Kosten der Ziegeldächer eben nicht geringe sind; denn da hier nicht bloß sein Wohnhaus mit Ziegeln gedeckt werden soll, sondern auch sein Stall, seine Scheune, kurz alle Gebäude, die sein Territorium einschließen, also ihm gehören; denn sonst würde der Vortheil für ihn nicht wesentlich seyn, wenn eins seiner Gebäude mit Ziegeln gedeckt wäre, die andern aber Strohdächer besäßen. Wie schon oben bemerkt worden, können Landleute, welche tief in einer Provinz und von Landstraßen abgesondert liegen, nicht immer einen so bedeutenden Kostenaufwand machen, da ihre Einnahmen aus dem Ackerbaue u. der Viehzucht nicht so bedeutend sind, wie diejenigen, die an den Landstraßen und nicht fern von ansehnlichen Städten liegen, wohin sie ihre Produkte zum Verkaufe bringen, die ihnen daselbst gut bezahlt werden, ja öfters Produkte, von denen sie sonst gar keinen Gebrauch würden machen können, und die nur bei den Städtern Absatz finden. Dann ist auch schon oben gezeigt worden, daß das Stroh, welches sie zum Decken ihrer Häuser gebrauchen, auch nicht ganz verloren *ist; nur die erste Deckung beim Aufbaue eines neuen Hauses ist gleichsam* theilweise auf eine längere

Zeit dem Dünger entzogen, jedoch nur theilweiſe, weil bei jedem Ausbeſſern des Daches das alte Stroh für das neue in den Dünger gelangt, mithin iſt auf die Folge immer wieder Erſatz vorhanden, und ſogar mit Gewinn, weil das ſchon von der Witterung mürbe gewordene Stroh die Excremente des Viehes beſſer aufnimmt, ſie beſſer einziehen, als bei dem friſchem Strohe. Daß der Landmann bei der Sitte ſeiner Vorfahren geblieben iſt, kann hier wohl nicht ganz als ſchädlich betrachtet werden, da ihm die Strohdeckung ſo viele Vortheile verſchafft, die ihm ein einfaches Ziegeldach nicht liefert; denn nur ein ſolches könnte er doch nur zu ſeiner Dachbedeckung wählen; denn ein doppeltes würde noch einmal ſo theuer ſeyn, und auch einen ganz andern Dachſtuhl erfordern, da die Laſt nicht für die gewöhnlichen Bauernhäuſer paſſen würde. Dann rechnet auch der Landmann nicht immer auf einen Brand; denn wohl wiſſend, daß bei einer ſorgſamen Aufſicht in ſeiner Wirthſchaft, und bei einer genauen Reinigung ſeines Lokals nach dem Feierabende, ein Brand nur durch Feueranlegen möglich iſt; es müßte denn bei einem Gewitter durch den Blitz geſchehen, alſo durch die elektriſche Materie der Gewitterwolken, wenn ſie ſich über das Dach entladet; denn da Ställe, Scheunen, Böden ꝛc. nur mit einer gut verſchloſſenen Laterne beſucht werden; auch das Tabakſrauchen der Knechte an dieſen Orten nicht geduldet, und auch die höchſte Vorſicht im Hauſe ſelbſt von der Frau und den Mägden mit dem Feuer und dem Lichte beobachtet wird, ſo iſt ein Brand nur ſelten zu vermuthen: auch giebt es eine große Anzahl von Dörfern, in denen ſich die älteſten Bewohner keines Feuers erinnern können, mithin bewundert die Furcht, und muß ſie auch ſchwinden, wenn in ganzen Dörfe dafür geſorgt wird, daß man vertraulich mit dem Feuer und Lichte umgeht. Dergleichen erfordern ſchon kommune Verbunde, oder doch ſolche Ge-

bäude, die anders conſtruirt ſind, als man ſie gewöhnlich auf dem Lande bei den Bauern findet; ſie müßten doch wenigſtens mit Steinen bekleidet ſeyn, wenn auch das Ganze aus Holz oder Balken beſtände, und dieſes macht die Gebäude koſtbar, da Steine, Kalk ꝛc. auf dem Lande nicht überall anzutreffen ſind, und auch der Transport koſtbar iſt; mithin möchte es wohl noch lange dauern, ehe man Ziegeldächer überall auf den Dörfern erblickt. Hier wäre nur noch in Anſchlag zu bringen, ob man nicht die Strohdächer gegen Feuersgefahr durch irgend ein Mittel ſichern könne. Man hat in dieſer Hinſicht mehrere Verſuche angeſtellt, die auch zum Theil ſehr befriedigend ausgefallen ſind. So z. B. ein ſtarker Lehmüberzug, der mit Leimwaſſer eingerührt worden. Man kocht z. B. nach der Größe des Strohdaches 1 bis 1½ Pfund Hornleim mit vier bis ſechs Quart Brunnenwaſſer ab, ſo daß es ein dünnes Leimwaſſer bleibt, ſollte es durchs Kochen etwas zu dick werden, ſo gießt man noch warmes Waſſer zu. Nun löſe man Lehm, eine gute Parthie im Waſſer dicklich auf, ſo daß es ein Lehmbrey wird, vermiſche denſelben mit dem Leimwaſſer gehörig, jedoch ſo, daß er ſich mit einem großen Pinſel (Maurerpinſel) ſtreichen läßt, und ſtreiche damit das Strohdach einige Male über, jedoch ſo, daß es überall mit der Lehmmaſſe gehörig überzogen iſt, und beſonders ſtark ſtreiche man die Verbindungen der Bunde, ſo wie alle Oerter, die irgend wo Oeffnungen zeigen, damit Alles gleichſam damit candirt iſt, und man nur hin und wieder das Stroh durchſchimmern ſieht. Dieſer Anſtrich, wenn er gut gemacht worden iſt, hält die darauf fallenden brennenden Strohbrände ab, daß ſie nicht gleich zünden können. So hat man auch einen Anſtrich mit Ocher oder gelber Erde vorgeſchlagen, welcher mit einer Auflöſung von grünem oder Eiſenvitriol (ſchwefelſaurem Eiſen) vermiſcht worden; auch von *Caput mortuum* oder gewaſchertem Be-

lus mit derſelben Auflöſung; auch würde ein Thonüberſtrich, nicht zu dünn, dieſelbe Wirkung thun, indem er den Brand abhielte; denn das Stroh iſt trocken, beſonders im Sommer, und daher außerordentlich zündbar oder feuerfangend, wenn es daher einen Ueberſtrich erhält, ſo hält er die Zündung ab, und um ſo mehr, wenn man gleich ein ſolches Dach mit Waſſer beſpritzt, oder beſpritzen kann. Ob die neueren Dachbedeckungen von Steinkohlentheer, Eſtrich ꝛc. ſich auch zu den Dächern des Landmannes ſchicken, wie ſie in großen Städten hin und wieder bei den flachen Dächern angewendet worden ſind, bedarf einer nähern Erörterung Landbauverſtändiger. — An einigen Orten macht man die Strohdächer auf folgende Weiſe feuerfeſt. Man macht ein ganz dünnes oder halbes Strohdach, und deckt daſſelbe mit großen Lehmfladen, die, wie der Lehm, zum Auskleben der Wände mit Steoh gut gemiſcht ſind. Dieſe Fladen werden 3 Fuß lang, 1 Fuß breit, und 1 Zoll dick gemacht, und ſo wie Ziegel übereinander gehangen, daß ſie einander halb überdecken, und daß, wie bei den Ziegeldächern, die Fugen auf die Mitte der unterſten paſſen. Oberwärts ſind dieſe Fladen an beiden Enden mit Strohbändern verſehen, damit ſie an die Dachſtangen gebunden und feſt gemacht werden. Alle Fugen werden ganz feſt mit Lehm verſchmiert, damit nichts durchdringen kann, ſo iſt das Dach zur Abhaltung des Feuers geſchickt. Die Noth lehrte die Einwohner eines in der Grafſchaft Mansfeld belegenen Dorfes, das in wenigen Jahren dreimal abbrannte, dieſe Erfindung, und ſo mit Lehm gedeckt, iſt es nun ſchon viele Jahre vor aller Feuersgefahr bewahrt worden, und die Einwohner haben gute und dauerhafte Dächer erhalten. Folgende Verbeſſerungen ſcheinen noch hierbei ſehr anwendbar zu ſeyn. 1) Man laſſe das untergelegte Stroh ganz weg, weil darin die Mäuſe niſten, und es auch zu weiter nichts hilft, als daß die Koſten

dadurch vermehrt werden. 2) Man ebene das ganze Dach von außen mit einem Mauerhobel, weil ſonſt der Regen wie von einer Cascade fließt, und bald den Lehm und Thon losweicht. 3) Man ſehe bei einem ſolchen Dache alle Jahre nach, und wenn ſich kleine Rinnen zeigen, ſo verſtreiche man ſolche. Dieſe Art Dächer ſoll wohlfeil und ſehr dauerhaft ſeyn. So haben auch die Halliſchen Salzkothen dergleichen Stroh-Lehmdächer. Sie kneten nämlich eine Maſſe von Lehm und Stroh mit den Füßen untereinander, und legen ſie hernach auf aneinander gelegte Stangen, in der Dicke von einer halben Elle, und ſtreichen ſie darauf glatt. Ein ſolches Dach iſt vollkommen feuerfeſt, nicht ſehr theuer, hält das Eindringen der Kälte gut ab (da zum Salztrocknen ein ſehr hoher Grad der Wärme nöthig iſt), und iſt ſehr dauerhaft; denn es liegt über 100 Jahre, ehe es einer großen Verbeſſerung bedarf, dabei iſt es ſehr ſchwer.

Strohdecke, Strohdecken, Decken von oder aus Stroh geflochten, die man auf Kommoden, Tiſche ꝛc. legt, damit kein Staub darauf fällt; ſie ſiud fein geflochten, und oft von farbigem Stroh mit Figuren. Dann auch grobe Strohdecken oder Teller, zum Abputzen der Füße, zum Belgen der Miſtbeete ꝛc. Die Strohdecken zum Bedecken der Miſtbeete im Winter, kommen bei den Gärtnern vor. Sie werden von gleich zuſammengelegtem geraden Stroh, welches in kleine Bündel abgetheilt iſt, verfertiget. Nachdem langes und ſehr gerades Stroh in dergleichen Bündel gelegt worden, ſo werden die Bündel mit Bindfaden von Stelle zu Stelle aneinander geſchlungen und zuſammengebunden, ſo daß nach Verlangen ein Ganzes daraus entſteht. An jeder Stelle werden zwei Fäden gebraucht, mit dem einen wird über das erſte und unter das zweite Bündel geſchlungen, mit dem zweiten Faden aber umgekehrt, unter das erſte und über das zweite, und ſo werden alle

Bündel von Stelle zu Stelle gleichsam an einander geflochten. Die Länge und Breite muß sich nach dem Mistbeete richten. Oefters nagelt man auch wohl die Strohbündel auf zwei Finger breite Latten in einiger Entfernung von einander auf.

Strohdecker, auf dem Lande, ein Arbeiter (unzünftiger Handwerker), welcher Strohdächer verfertiget, mit Stroh deckt, zum Unterschiede von einem Ziegeldecker, Schieferdecker und Schindeldecker. Der Strohdecker macht auch Rohrdächer, sowohl ganz aus Rohr, als auch mit Stroh vermischt.

Strohdeich, ein Deich, dessen Schwöppung oder Böschung mit geraden Rocken- oder Weitzenstroh belegt, und in die Erde mit Spicknadeln gespickt ist.

Strohdocken, eine Art Strohwische, welche man sich beim Wasser-, besonders aber beim Seebau mit erheblichem Nutzen bedient, wenn man Dünen, mit Sand umgebene Inseln, Küsten und Ufer vermehren oder erhöhen will. Hierdurch wird nämlich der dortige Flugsand zwischen denselben gefangen, oder, wie man sich auch auszudrücken pflegt, gedämpft. Die Verfahrungsart, wie man dieses bewirkt, sehe man unter Dünen, Th. 9, S. 683, nach. Wenn es bei dieser Besteckung des Sandes mit Strohdocken langsam gehen sollte, reißt man auch wohl den übrigen Theil der Besandung, der mit Strohdocken nicht besetzt worden, bei trockner Witterung und einem nach dem Lande zu stehenden mäßigen Winde, mit einer Egge auf, und macht dadurch den Sand um so leichter und stärker beweglich. Vorgeschriebene Bewegung des Sandes mit Strohdocken nennen die Holländer eigentlich bepooten, und zwar zum Unterschiede der Arbeit zur Bekleidung der Strohdeiche, welche bei ihnen bekrampen heißt.

Strohdünger, der aus Stroh bereitete Dünger, das *heißt, die* Strohstreu, die dem Viehe gemacht wird, und *worein dasselbe* seine Excremente läßt, seinen Koth und

Urin, der hineinzieht, mit demſelben gleichſam, in Haufen aufgeſchüttet, verweſet, und ſo zu einem guten Dung der Felder wird; ſ. oben, unter Stroh.

Ströhern, Bei- und Nebenwort, aus Stroh verfertiget, von Stroh. Ein ſtröherner Hut, ein ſtröhernes Dach, wofür man jedoch lieber die Zuſammenſetzungen mit Stroh — braucht. Ingleichen figürlich, unkräftig, unſchmackhaft, wie das Stroh. Es ſchmeckt ſo ſtröhern. Ein ſtröherner Witz, Einfall, ein kraftloſer, matter.

Strohfackel, Fr. Brandon, ein an einen Stock befeſtigtes, gedrehetes Strohſeil, welches, angezündet, zum Leuchten auf dem Felde in der Nacht dient; auch eine Art Strohwiſch.

Strohfarbe, Strohfarben, die blaßgelbe Farbe des Strohes, und dann auch diejenigen Farben, welche man dem Strohe mittheilt, indem man daſſelbe zu verſchiedenen Flechtwerken färbt. Da im Art. Färben, Th. 12, die Strohfärberey hierher verwieſen worden, ſo muß hier noch Einiges darüber geſagt werden. Wenn man das Stroh zu färben beabſichtiget, muß man es vorher in Alaunwaſſer zwei Tage liegen laſſen, damit es dann die Farbe beſſer annimmt. Hierzu werden 2 Unzen oder 4 Loth Alaun genommen, welcher gepulvert in vier Maaß Waſſer gethan wird, damit er ſich darin auflöſe. In dieſe Auflöſung wird nun, wie bemerkt worden, das Stroh gelegt. Auch kann man das Stroh bündelweiſe in einer Alaunauflöſung kochen, wodurch es noch ſchneller zur Annehmung der Farben geſchickt gemacht wird. Man ſucht zum Färben das ſchönſte und weißeſte Stroh aus; denn je weißer das Stroh iſt, je ſchöner wird die Farbe. Was die verſchiedenen rothen Farben betrifft, womit das Stroh gefärbt wird, ſo iſt darüber ſchon das Nöthige unter Roth, Th. 127, S. 539 u. f. geſagt worden. Die *rothbraunen Farben*, ſ. daſelbſt, S. 598 u. f. —

Um das Stroh auf verſchiedene Weiſe gelb zu färben, nimmt man 4 Unzen oder 8 Loth Curcumeywurzel, welche in ungefähr zwei Kannen oder Maaß Urin gekocht werden, wodurch man eine ſchöne gelbe Tinktur erhält. Wenn dieſe durch Leinwand filtrirt worden, läßt man das Stroh ein Paar Minuten darin ſieden, zieht das Gefäß vom Feuer, und läßt das Stroh ſo lange darin liegen, bis es die Farbe vollkommen angenommen hat. — Nach einer zweiten Vorſchrift nimmt man Avignonsbeeren und läßt ſie in Waſſer kochen, bis die Tinktur oder das färbende Pigment vollkommen herausgezogen iſt; dann gießt man ſie in einen glaſurten Topf, ſetzt ſie in warme Aſche, und läßt das Stroh darin weichen. Statt der Avignonskörner kann man auch Krentzbeeren, auch Safran nehmen, und beides in Waſſer ſieden laſſen, das heißt, jedes einzeln, nachdem man die Farbe haben will. Den Safran darf man nur eine halbe Stunde lang im Waſſer ſieden laſſen. — Citronengelb auf Stroh wird erhalten, wenn man Berbiesbeeren in Waſſer abkocht, und hernach das Stroh in dieſe Tinktur legt, und es damit ein wenig ſieden läßt. Man läßt es ſo lange in der Farbenbrühe liegen, bis es eine ſchöne Farbe angenommen hat. Je länger das Stroh darin bleibt, um ſo dunkler wird die Farbe. Man kann auch Gelbholz abkochen, und in dieſe Abkochung das Stroh legen, und damit noch einmal aufſieden laſſen. — Um das Stroh grün zu färben, laſſe man Grünſpan in Weineſſig auflöſen, gieße dazu ein wenig Weingeiſt oder Kornbranntwein, lege das Stroh hinein, und laſſe es auf warmer Aſche darin beitzen. — Nach einer zweiten Art löſe man ein wenig Weinſtein in Weineſſig auf, ſetze verhältnißmäßig Grünſpan dazu, und laſſe es mit einander ziehen, lege dann das Stroh hinein, und laſſe es darin ſo lange beitzen, bis es die verlangte Farbe hat. — Um Stroh dunkelgrün zu färben, zerſtößt man grüne Kohlblätter, Raute und

wilde Cichorien, drückt den Saft aus, und löset darin etwas Grünspan auf. In dieser Mischung läßt man Stroh sieben bis acht Tage liegen, und wendet es von Zeit zu Zeit um, dann herausgenommen. Hierauf läßt man etwas Campecheholz in Wasser kochen, legt das Stroh in diese Tinktur, und sobald sie zu sieden anfängt, herausgenommen und in reines Brunnenwasser geworfen. — Eine hellgrüne Farbe auf Stroh gewinnt man, wenn man Grünspan in Weinessig einweicht und das gespaltene Stroh darein legt, damit es gehörig anzieht. Man schüttle nun täglich das Gefäß tüchtig um, und fahre damit abwechselnd so lange fort, bis das Stroh eine schöne hellgrüne Farbe angenommen hat. Man erhält auch ein schönes Grün, wenn man das Stroh erst in einer Safran- oder Curcumeyabkochung thut, und dann dasselbe in eine Indigobrühe taucht. — Blau auf Stroh. Man nehme ungefähr 2 Loth pulverisirten Indigo und lasse ihn in einem Maaße frischen Wassers auflösen; dann lege man das Stroh hinein, und lasse es über warmer Asche gehörig beitzen. Will man schöne Schattirungen haben, so nimmt man von diesem gefärbten Strohe, feuchtet es zuerst an, und spaltet es, weil die Farbe bis in die innerste Röhre dringt. Dann mit einem Zahne polirt oder mit dem Hefte eines Messers, und auf der Seite, wo es am glättesten ist, nachdem man vorher alle Fasern der innern Seite mit einem scharfen Federmesser abgeschabt hat. Eben so schabt man die äußere glänzende Seite ab, damit man das Stroh auch auf Papier leimen kann. Man kann auch Indigo in verdünnter Schwefelsäure auflösen, und darein das Stroh legen. — Violett auf Stroh. Man kocht Kampecheholz mit Wasser, legt das Stroh hinein, und läßt es so lange darin, bis es schön gefärbt ist. Zur violetten, gelben und grünen Farbe ist das Gerstenstroh *am besten*. — Schwarz auf Stroh. *Man legt das Stroh* zuerst in die violette, dann in die

grüne Tinktur. Auch kann man eine Kampecheholz-Abkochung mit etwas Salz allein zur schwarzen Farbe benutzen. Auch das Einweichen des Strohes in ein Galläpfelbad, dann in ein Bad von salzsaurem Eisen, und zuletzt in ein Bad von Kampecheholz, giebt eine dauerhafte schwarze Farbe. — Leingrau auf Stroh. Man tauche das Stroh in kalten Maulbeer- oder Brombeerensaft, ohne es darin lange beitzen zu lassen, weil es die Farbe schon kalt leicht annimmt. In Ermangelung dieses Saftes nimmt man süßen Most, wie er von der Kelter kommt, und in Ermangelung des Letzteren einen dunkelrothen Wein. In den beiden Letzteren muß aber das Stroh fünf bis sechs Tage lang weichen. Um es von verschiedenen Schattirungen zu erhalten, nimmt man jeden Tag etwas davon heraus. — Pfirsichblütfarbe auf Stroh. Man löset Orseille in lauwarmen Wasser auf, und bringt das Stroh in diese Tinktur.

Strohfärben, s. den vorhergehenden Artikel.

Strohfeuer, ein Feuer, welches durch das Anzünden des Strohes entsteht; sei es nun auf dem Felde oder im Haushalte, in der Küche, um Federvieh, besonders Gänse, abzusengen, von den Stoppelfedern, nachdem sie geschlachtet worden, zu befreien, indem man die Federn schon vorher ausgerupft hat. Auf dem Felde geschieht es oft noch gegen den Winter hin, wenn das Vieh auf dem Stalle gefüttert wird, daß man die Stoppeln abbrennt. Das Strohfeuer hat ein helleres weißes Licht, als das Holz- und Kohlenfeuer.

Strohfiedel, ein nur unbedeutendes musikalisches Instrument, welches aus siebzehn viereckigen Stöcken von Buchen-, Ahorn- oder anderm gut ausgetrockneten Holze besteht. Die Stöckchen oder dünnen Hölzer sind von verschiedener Größe und in einem solchen Verhältnisse, daß ein jeder einen besonderen Ton hält. Man zieht sie auf zwei Fäden mit kleinen Kugeln von einan-

der geſondert, und ſtreckt ſie über zwei zuſammengebundene Rollen von dürrem Strohe. Dieſe Stöcke werden mit zwei dünnen Stäben, an deren Enden ein kleiner Knopf iſt, geſchlagen, und die Harmonie hervorgebracht. Im Scherze nennt man dieſe Fiedel das hölzerne Gelächter, Ital. Ribecca.

Strohflechten, das, das künſtliche Zuſammenflechten des Strohes zu verſchiedenen Gegenſtänden, ſowohl zu Kunſt- oder künſtlichen Arbeiten, als Käſtchen, Koberchen, Tiſchdecken ꝛc., als auch zu gröbern Geflechten, als Strohſtühlen, Bienenkörben, Strohſeilen ꝛc.; ſ. Stroharbeiten und Strohwaaren.

Strohfuhren, diejenigen Fuhren bei den Landleuten, welche ihren Dienſtherrſchaften da geleiſtet werden müſſen, wo die Hofedienſte noch beſtehen. Ueberhaupt fällt es nicht ſelten vor, daß auf dem Lande entweder Stroh verfahren oder geholt werden muß. Das Erſtere ſollte billig in einer gut geregelten Wirthſchaft niemals vorfallen, indem das Stroh keine Waare iſt, die ein guter Wirth zum Verkaufe übrig hat, da ſie ihm beſſere Dienſte leiſtet, als der Erlös daraus ihm einbringt. Hier kommt es nun öfters vor, daß Stroh geholt oder weggefahren werden muß, und die Dienſtbauern wegen der anzunehmenden Ladung allerhand Schwierigkeiten zu machen pflegen, ſo wird dieſe auf folgende Weiſe beſtimmt, vorausgeſetzt, daß ein jedes Bund Stroh, welches zur Fuhre gelangt, 20 Pfund enthält, welches das gewöhnlichſte Gewicht deſſelben zu ſeyn pflegt. Von dieſen Bunden kann nun ein vierſpänniger Bauerwagen, das heißt, mit einem Viergeſpanne, ganz gut ſechs Mandeln, ein Zweigeſpann in einer guten Mittelgegend drei Mandeln, ein Zweigeſpann in einer ſchlechten Ackergegend aber nur zwei Mandeln fortbringen. Bei dieſer verſchiedenen Beſtimmung iſt nun nicht bloß das Gewicht, *ſondern auch* die Beſchaffenheit der Wagen, *welche nach der Verſchiedenheit* des Geſpannes eingr-

richtet seyn müssen, berücksichtiget werden. Das Gersten-, Erbsen- und Haferstroh wird nur selten das vorgezeichnete Gewicht halten, indessen kann doch dessen Ladung ebenfalls nicht höher in Anschlag gebracht werden, weil es fast noch mehr Platz, als das Rockenstroh einnimmt. Die Last dieser Ladungen ist noch weit unter derjenigen, die man sonst gewöhnlich auf ein Pferd zu rechnen pflegt; denn nach dieser Bestimmung kommen auf ein jedes Pferd nur ungefähr 4 Zentner, da die ordentliche Last für dasselbe in 6 Zentnern besteht. Die schon oben erwähnten Bunde von Gersten-, Haferund Erbsenstroh sollen nach einigen Landwirthen noch mehr Raum einnehmen, als das Rockenstroh, weil sie nicht so bequem gepackt und in einander gefügt werden können. Man muß bei der Strohladung auch auf die Entfernung des Orts, wohin die Ladung gebracht werden soll, oder woher es geholt werden soll, sehen. In der hohen Ladung besteht die größte Unbequemlichkeit, welche dergleichen Strohfuhren haben, und es können die Landleute damit nicht so gut und schnell fortkommen, als mit einem kleinen Wagen, obgleich die darauf befindliche Ladung schwerer ist. Bei einer jeden Unebenheit des Weges hat sich der Fuhrmann auf das Aeußerste in Acht zu nehmen, wenn er nicht mit seiner hochaufgethürmten Ladung umwerfen will. Diese Unbequemlichkeit fällt aber auf einer weiten Reise weit lästiger, als auf einer kurzen. Wenn das Stroh auf eine oder höchstens zwei Meilen gefahren werden soll, so wird den Bauern nicht zu viel geschehen, wenn einem vierspännigen acht Mandeln, einem zweispännigen im mittleren Boden vier Mandeln, und einem zweispännigen in einer ganz schlechten Ackergegend drei Mandeln zu laden aufgegeben werden. Die Last bleibt, wie auch schon vorher bemerkt worden, noch immer verhältnißmäßig, und auf einer so kurzen Reise hat ein Bauer sich im Fahren zu übereilen keine Ursache, sondern er kann immer, auch

bei ungleichen Wegen, die nöthigen Vorsichten gebrauchen. Die Ladungssätze, die oben bestimmt worden, finden nur Statt, wenn das Stroh über zwei Meilen gefahren wird.

Strohfutter, der Häckſel, welcher aus dem Strohe geſchnitten wird; ſ. den Art. Häckerling, Th. 20, S. 592 u. f.

Strohgeflecht, Stroharbeiten; ſ. den letzten Artikel, und Strohflechten, Strohwaare.

Strohgelb, ſ. Strohfarbe.

Strohglocke, ſ. Th. 19, S. 173.

Strohgrün, ſ. Strohfarbe.

Strohhalm, Strohhälmchen, ein einzelner Halm Stroh von reifem oder ausgedroſchenem Getreide.

Strohhandel, der Handel mit dem ausgedroſchenen Strohe, welcher von den Gutsbeſitzern und Landleuten geführt wird. Daſſelbe wird Schock-, Mandel- und Bundweiſe verkauft. S. unter Stroh, S. 17 u. f.

Strohhändler, werden diejenigen genannt, welche das Stroh bei den Landleuten aufkaufen, um es dann auf den Märkten wieder zu verkaufen, ſowohl Schock- und Mandel- als Bundweiſe; ſ. unter Stroh.

Strohhaſpel, eine Maſchine, gleich dem Haſpel, welche zum Aufwickeln der Strohſeile beim Traciren von Verſchanzungen dient.

Strohhaufen, die übereinander geworfene Bunde Stroh, auch das nach dem Ausdreſchen aufeinander geworfene Stroh, woraus die Bunde gemacht werden.

Strohhochzeit, ſ. unter Strohkranz, Th. 47, S. 703.

Strohhut, Strohhüte, Fr. Chapeaux de paille, aus Stroh geflochtene Hüte, ſowohl große und kleine, als grobe und feine: Kappen, Kiepen auch Pferdeköpfe genannt, Schaubhüte, Tyroler Hüte, mit großer *Krämpe*, Putzhüte für Damen, feine *Herrenhüte*, Reiſehüte im Sommer, Kinder-

hüte ꝛc. Die Strohhüte waren unter den niedrigen Ständen, besonders auf dem Lande, schon seit langen Jahren Mode, weil sie wohlfeil, dauerhaft und doch gut gegen Sonne und Regen waren; daher gehört auch die Strohmanufaktur in Sachsen zu den ältesten; denn schon vor hundert Jahren ward von derselben, als von einer seit alten Zeiten bekannten Arbeit gesprochen. Man verfertigte damals vorzüglich grobe, große Hüte, die unter dem Namen Kappen, Kiepen, Tyroler Hüte besonders ins nördliche Deutschland gingen. Diese Arbeit lohnte nur schlecht; denn sie brachte den ganzen Tag kaum 2 Groschen ein. Die höheren Klassen der Staatsbewohner, überhaupt die Gebildeten und Vornehmen trugen nur selten Strohhüte, und 1711 klagte der Pfarrer in Lockwitz, wo diese Arbeit damals vorzüglich blühete: „daß die Frauen lieber Gold und Seide auf den Kopf setzten als Stroh, und dadurch immer mehr diese Arbeit in Verfall brächten.“ Wenn nun zu jener Zeit, nach den Berichten, das Dorf Lockwitz jährlich allein einige tausend Thaler gewann, so ist der Gewinn in jetziger Zeit gewiß sehr bedeutend, da die vornehmsten Frauen in einem geschmackvollen Strohhute sechs Monate lang erscheinen, und die Mode in der Façon oft wechselt, also oft neue Hüte angeschafft oder die alten umgearbeitet werden müssen. Sowohl die Façon, als auch die Feinheit des Strohes haben den Preis der Hüte sehr gesteigert, so, daß man rechnen kann, daß in Sachsen allein jährlich hunderttausend Hüte abgesetzt werden, und den Vertrieb, welchen die Leipziger Messe mit diesem Artikel nach allen Europäischen Ländern, besonders den nördlichen Gegenden, macht, ist noch weit größer. — Die feinsten Strohhüte werden in Italien, vorzüglich in Toskana verfertiget, aber auch in England, Frankreich, der Schweiz, in Sachsen, wie schon vorher bemerkt worden, in den Preußischen Staaten, und hier vorzüglich in Berlin; dann in Bayern, Wür-

temberg, Tyrol, Krain, Nieder-Oeſterreich ꝛc. ꝛc. werden ſehr feine Hüte geliefert. Eine Gebirgsgegend, wo der Boden zur Erzeugung von gutem Strohe ſandig iſt, und die Arbeiter wohlfeil zu haben ſind, ſoll ſich zu dieſem Fabrikationszweige am beſten eignen. Man gebraucht dazu Weitzen-, Dinkel-, Rocken-, Hafer-, Gerſten- und Reisſtroh. In Toskana nimmt man dazu das Stroh des gewöhnlichen Weitzens, auch des Dinkels oder Spelzes, ſeltener das Rocken- und Reisſtroh. Der auf Bergland gewachſene Sommerweitzen giebt das dünnſte, feinſte, längſte, folglich auch das beſte Stroh zu den Strohhüten und andern Strohwaaren. In Italien ſäet man die Körner des gewöhnlichen Weitzens hierzu im März und zwar dichter, wie gewöhnlich, aus. Wenn dann das Stroh im Junius reif iſt, ſo reißt man es mit den Wurzeln aus der Erde, läßt es einige Tage, auf Haufen gelagert, trocknen, ſondert dann die Wurzeln ab, und driſcht hierauf vorſichtig, bloß mit einem Klopfholze, die Frucht aus den Aehren. Je nach der verſchiedenen Feinheit der Strohwaaren lieſt man jetzt die Halme zu mehreren, gewöhnlich acht, Sorten aus. Das Stroh zu den feinſten Damenhüten wird ſo weiß als möglich gebleicht, welches in Toskana gleich geſchieht, nachdem es auf dem Felde getrocknet worden iſt; man ſetzt es dann mehrere Nächte hindurch dem Thaue, aber nicht dem Regen aus, weil die Regentropfen Flecken verurſachen; nachher wird es geſchwefelt. In andern Ländern macht man es mit dem Bleichen eben ſo. Man legt das Stroh zwei bis vier Wochen lang in fließendes Waſſer, dann einige Zeit an die Sonne, und befeuchtet es von Zeit zu Zeit, aber nur, wenn es warm iſt. Hierauf ſetzt man es zwölf bis achtundvierzig Stunden der Einwirkung der Schwefeldämpfe aus, feuchtet es wieder mit Waſſer an, und läßt es drei Stunden oder überhaupt ſo lange zwiſchen grober Leinwand liegen, bis ihm alle Feuchtigkeit entzogen worden iſt. Auch auf folgende Weiſe kann man das

Bleichen verrichten. Man laugt das Stroh wiederholt mit kaltem Waſſer aus, und übergießt es hierauf mit warmer Aſchenlauge; nach zwölf Stunden läßt man dieſe ab, und legt das Stroh vierundzwanzig bis ſechs unddreißig Stunden lang in Chlorwaſſer; hierauf wäſcht man es einige Male mit Waſſer aus, legt es kurze Zeit an die Sonne, und läßt es trocken werden. Es ſoll zwar, auf dieſe Weiſe gebleicht, eine außerordentliche Weiße erhalten, aber an Glanz und oft an Feſtigkeit leiden. Beſſer ſoll es in letzter Hinſicht ausfallen, wenn es vor dem Bleichen in Chlorwaſſer dreimal hintereinander, jedesmal vierundzwanzig Stunden lang in einer ſiedend heißen Potaſchenlauge ausgelaugt worden, vorzüglich aber, wenn man ſtatt bloßes Chlorwaſſer Chlorkalkwaſſer nimmt, welches man nach vierundzwanzig Stunden durch friſches erſetzt, wenn man es, nach der Behandlung in dieſem Waſſer, mit verdünnter ſchwefelichter Säure übergießt, dann noch einmal in die Chlorflüſſigkeit legt, es hierauf auswäſcht, abermals in ein mit Schwefelſäure, aber ganz ſchwach geſäuertes Bad bringt, und es ganz zuletzt, nach wiederholtem Auswaſchen trocknet. Auf dieſe Weiſe behandelt wird es ganz weiß, glänzend, atlasartig, und ſo geſchmeidig werden, daß man es im feuchten und trocknen Zuſtande wie ein Band um den Finger wickeln kann; auch wird es an der Luft nicht wieder gelb, und läßt ſich im feuchten Zuſtande zu den feinſten ſeidenartigen Fäden ſpalten. Zu grob geflochtenen Strohhüten kann man das Stroh in ſeiner natürlichen Dicke anwenden, zu feinern muß es erſt erſt geſpalten werden. Dieſes geſchieht, ſo lange das Stroh noch feucht iſt, und um es feucht zu erhalten, was auch nachher beim Flechten nothwendig iſt, wird es mit naſſer Leinwand umgeben. Von den ſternförmigen, eiſernen, ſtählernen oder beinernen Spaltinſtrumenten hat man, *je nach* der Menge von Streifen, zu welchen man das *Stroh ſpalten* will, mehrere Sorten, z. B. mit drei,

vier, sechs, acht, zehn ꝛc. Strahlen. Zu der gewöhnlichen geflochtenen Strohwaare, z. B. zu gewöhnlichen Strohhüten, pflegt man fünf Streifen zu nehmen, die man so zusammenflechtet, daß daraus ein schmales Band entsteht. Während des Flechtens befeuchtet man die Finger, weil warme Finger dem Strohe die Geschmeidigkeit benehmen würden. Die durch das Flechten erhaltenen Strohbänder werden einzeln zu der verlangten Form zusammengenähet. Bei dieser Arbeit muß die Nadel unter den Maschen am Rande stets ringsum hinfahren. Den Rand des Huts macht man immer zuerst, und dann folgt die Verfertigung des Kopfes über einer hölzernen Form; zuletzt wird der Kopf an den Rand befestiget. In Sachsen, namentlich in und um Dresden, haben die Geschwister Eberhard das Strohflechten besonders in feiner Arbeit emporgebracht. Sie fingen damit zu Ende des verwichenen Jahrhunderts an, und zeigten dabei eine damals in Sachsen neue Methode, nämlich das Stroh aufzuschlitzen, zu glätten, zu färben, und dann daraus die mannigfaltigsten Produkte zu verarbeiten; sie erhielten dadurch so viel zu thun, daß sie nicht alle Bestellungen ausführen konnten. Das gröbste, vorher unnütz weggeworfene Stroh war, weil es aufgeschlitzt werden konnte, das willkommenste und unentbehrlichste. Aus manchem Bunde wurde für 20 Groschen gewonnen. Da nun andere Kaufleute ebenfalls diesen Fabrikzweig ergriffen, so nahmen in Dresden die Fabriken so zu, daß man daselbst in dem dritten Decennium dieses Jahrhunderts mehr als eintausend Menschen rechnen konnte, die sich wenigstens sechs Monate des Jahres davon nährten, und in den Dörfern um Dresden herum wissen die Landleute nicht, wie anderwärts, mit Spinnen, sondern nur mit dem Be- und Verarbeiten des Strohes umzugehen, und Jung und Alt flechtet, *spaltet, schneidet*, schwefelt ꝛc. Stroh. Das *Letztere wird hier erst gerüffelt*; man zieht es durch eine

Art Rechen mit dicht ſtehenden eiſernenen Spitzen, um die Halme rein und von Körnern leer zu haben. Man ſchaubt es nun oder bringt es in Bunde, deren jedes zwölf Männchen, oder ſo viel hat, als man mit beiden Händen zwölfmal faſſen kann. Ein ſolches Bund koſtet jetzt 8, 9 bis 12 Gr.; der letztere Preis, wenn naſſe Jahre dem Strohe Flecken beibringen. Dann kommt es unter die Scheere. Man ſchneidet nämlich den Halm in ſo viele Theile, als er Knoten hat, alſo in drei, ſonſt, als man grobe Hüte verfertigte, warf man den dünnſten oberſten weg, der jetzt am theuerſten iſt. Die zerſchnittenen Halme kommen ins Schwefelfaß, welches einen doppelten Boden hat. Der oberſte iſt durchbrochen, um die durchs Verbrennen des darunter befindlichen Schwefels entwickelte ſchwefelichte Säure ans Stroh zu laſſen, das, geſchwefelt, gebleicht, und ſortirt, und in grobes, mittleres und feines verleſen wird. Hieraus macht man nun das Geflecht, indem man drei bis eilf Halme verarbeitet. Dieſes iſt die mühſamſte und eine ſehr ſchmerzhafte Arbeit, da das Einbiegen und Niederdrükken der harten Halme blutige Finger macht. Das Geflecht wird zu Mandeln, deren eine 40 Ellen enthält, geweift und vernäht. Nach der Menge der dazu gebrauchten Halme, der Form, Feinheit ꝛc., hat es verſchiedene Namen und Preiſe. Die Letztern ſind, was das feinere betrifft, nach und nach gegen hundert Prozent geſtiegen; nur das grobe iſt noch ziemlich auf dem alten Fuße. Da ſchon kleine Kinder von fünf bis ſechs Jahren mitarbeiten, und man dieſe Arbeit überall mit hinnehmen kann, ſo iſt ſie als Nebenerwerb um ſo willkommener, und daher arbeiten Hirten, Vogelſteller ꝛc. in jener Gegend immer am Vogelherde, hinter der Herde ꝛc. Das Nähen bringt noch mehr ein, als das Flechten; es findet aber nicht in allen Dörfern, wo geflochten wird, Statt, vorzüglich geſchieht es in Dresden, Lockwitz, Kreiſchen, Poſſendorf, Maxen ꝛc. Eine Menge Auf-

Käufer erhandeln das Geflecht, laſſen es vernähen, und verſenden es dann theils unmittelbar, theils beziehen ſie die Meſſen. Auch in den Berliner Strohhutfabriken wird das Stroh auf eine ähnliche Weiſe, als hier angeführt worden, geflochten, und auch Hüte daraus genähet, auch geſchieht das Letztere von jungen Mädchen und Frauen in ihren Wohnungen, die ſich dazu das Geflecht kaufen. Die Anzahl der Strohhüteverfertiger in Berlin iſt nicht geringe, und die Anzahl der Hüte, die ſowohl in Berlin, bei dem nicht geringen Debite der fremden Strohhüte, als auch ins In- und Ausland verkauft werden, iſt ſehr anſehnlich.

Einige Flechtmethoden der Strohhüte rühren von Boileau, Service, Parry und Lane (Strohwaarenfabrikanten in London) her. So bindet Lane, deſſen Verfahren vorzüglich gerühmt wird, eine gewiſſe Menge von Halmen an dem ſogenannten weißen oder reinen Ende zuſammen. Wenn er z. B. dreizehn Halme oder Streifen zuſammenflechten will, ſo legt er ſie ſo, daß ihre glänzende Fläche unten zu liegen kommt, und zwar ſieben auf einer Seite und ſechs auf der andern. Die auf dieſe Art vertheilten Halme werden in der linken Hand gehalten, die innere oder hohle Seite zunächſt bei dem Arbeiter. Dieſer nimmt nun den äußeren Halm an der rechten Seite zwiſchen den Zeigefinger und Daumen, und zieht ihn abwärts. Durch Aenderung der Lage des Daumens und Fingers kann dann dieſer Halm umgewunden werden, ſo, daß eine Art Umſchlag oder Einfaſſung ſich bildet, und die glänzende Fläche des Halmes wieder, wie vorher, unten hin kommt. Dieſer Halm wird nun mit den übrigen zuſammengeflochten, indem man ihn unter dem zweiten und dritten, und über dem vierten und fünften, dann unter dem ſechsten und ſiebenten einſchiebt. Die glänzende oder äußere Oberfläche des Strohes muß dabei immer von den Arbeitern weggekehrt ſeyn. Sieben Halme bleiben

an der linken Seite, und die Arbeit wird fortgesetzt, indem man den äußersten Halm zwischen den Daumen und Zeigefinger der linken Hand nimmt, ihn nach vorn zu zieht, umwindet, und nach hinten zu beugt. Diesen Halm muß man nun einflechten, indem man ihn unter dem zweiten und dritten Halme an der linken Seite, über dem vierten und fünften, und unter dem sechsten und siebenten einschiebt. Es liegen nun sieben Halme an der rechten Seite; der äußere derselben wird auf die oben beschriebene Art gewunden, und in die andern eingeschoben; und so fährt man mit der Arbeit immer an derjenigen Seite fort, auf welcher sieben Halme zu liegen kommen. Wird dieses Verfahren immer mit der gehörigen Aufmerksamkeit befolgt, so kommt der Rükken, oder die innere Seite der Halme, immer nach außen, die äußere oder glänzende Seite immer nach unten, und so muß das Geflechte schön und regelmäßig ausfallen. Wenn einzelne Halme zu kurz geworden sind, so daß sie durch andere ersetzt werden müssen, und daß das Ende des zu kurz gewordenen Halmes ausgelassen werden muß, so wendet man folgendes Verfahren an. Gesetzt, der sechste oder innere Halm von den sieben an der rechten Seite gelegenen Halmen ginge aus; dann legt man den neuen dafür einzusetzenden Halm unter den sechsten der rechten Seite, und über den sechsten der linken Seite. Man fährt nun fort auf obige Weise vier Halme einzuflechten, indem man mit dem äußeren Halme zur Rechten anfängt. Man nimmt hierauf den äußeren Halm zur Linken, dann wieder den zur Rechten, hierauf wieder den zur Linken, und so befestiget man den neuen Halm, während der jetzt ausgeschlossene alte niedergezogen, und mit dem Daumen der linken Hand gehalten wird, damit er nicht unter die übrigen gerathe. Es soll noch bequemer seyn, den fünften Halm auszulassen, und einen neuen unter dem fünften auf der rechten Seite einzusetzen. Dieser kommt dann über dem

fünften auf der Rechten zu liegen. Hier werden zwei Halme eingeflochten, und der ausgelaſſene Halm wird zurückgezogen. Das auf dieſe Art ausgelaſſene und neu eingeflochtene Stroh wird an der äußerſten Seite gar nicht bemerkbar; an der innern Seite werden die ausgelaſſenen Halme abgekneipt, und wenn die Geflechte gebleicht und geſtreckt worden ſind, ſo werden ſie weiter zu den Hüten verarbeitet. — Durch Waſchen mit Waſſer reiniget man den ſo weit fertigen Strohhut von Staub und Schmutz. In England wendet man dazu eine ſchwache Lauge von Potaſche an. Man ſchwefelt das Geflecht noch einmal, und taucht es zuletzt in Weingeiſt, welcher noch farbige, harzige Theile des Strohes auflöſet. Glanz kann man den Hüten noch dadurch geben, daß man ſie mit Reiswaſſer oder dünnen Stärkekleiſter, oder mit einer Gummiauflöſung befeuchtet, daß man ſie dann lagenweiſe zwiſchen hölzerne, vorher ſehr ſtark erwärmte Bretter auf einander legt, ſie ſehr ſtark preßt, und vierundzwanzig Stunden lang in der Preſſe läßt. Einfacher und von noch beſſerem Erfolge, als das Preſſen, iſt das Ueberfahren mit einem heißen Stahle, der zu dieſem Zwecke eine bequeme Geſtalt haben und zur leichten Führung eingerichtet ſeyn muß. — Man hat die Strohhutfabrikation auch hin und wieder in Deutſchland in den öffentlichen Armen- und Arbeitshäuſern zur Beſchäftigung der Inwohner eingeführt. So z. B. in dem Armenhauſe zu Kreuzburg, in der Provinz Schleſien des Preußiſchen Staats, zwölf Meilen von Breslau, dicht an der Grenze von Oberſchleſien. Die Kinder flechten darin unter der Aufſicht einer Lehrerin, die von ihrer Tochter unterſtützt wird, Strohhüte, oder wie man ſie in Schleſien nennt: Strohhauben. Die Kleinſten leſen das Stroh aus, ſchneiden die Knoten aus den Halmen, und binden es zuſammen. Die Erwachſenen flechten die Schnüre zu den Hüten, deren eine, nach Maßgabe der Feinheit, von 15 bis zu 50

Ellen lang iſt, die Funfzehner von der ſchlechteſten Sorte koſten 1 gGr., die Vierziger 16 Gr., und die feinſten Funfziger von ſchönem Strohe, denn auch nach dieſem richtet ſich der Preis, bis 1 Rthlr. 8 Gr. Ein Kind macht, außer den Schulſtunden, wöchentlich wohl zwei Schnüre Funfzehner, ein ſehr geübtes eine Schnur von 40 bis 50 Ellen. Die Strohhüte, die hier angefertiget werden, betragen jährlich, außer den verſchiedenen anderen Arbeiten, weit über tauſend Stück.

Mit den Strohhüten wird ein ſehr anſehnlicher Handel getrieben. Diejenigen Hüte, welche im Florentiniſchen verfertiget werden, gehen in großer Menge nach den Küſten am Mittelländiſchen Meere, nach England, der Levante ꝛc. Diejenigen, welche nach Deutſchland kommen, gehen größtentheils nach Wien, auch nach Berlin ꝛc., jedoch iſt der Abſatz der Italieniſchen Strohhüte nicht mehr ſo bedeutend in Deutſchland, als ehemals, da ſie jetzt, beſonders in den genannten Reſidenzen, und auch in Dresden ꝛc., wie oben angeführt worden, ſehr gut nachgemacht werden, ja man ſie in allen Geſtalten oder Formen, nach der jedesmaligen Mode hat, die ſowohl im Inlande einen ſtarken Abſatz erhalten, als auch nach dem Auslande gehen. Von den Krainiſchen Strohhüten gehen viele nach Wien und andern Orten, und werden daſelbſt für ächte Florentiniſche verkauft. Aus Sachſen gehen verſchiedene Strohhüte als Strohkappen, verſchiedene Berliner Kappen, Neſtelkappen, Blatterkappen, Schneppenhüte, Tyroler Hüte, Kindermützen, Kiepen, feine Strohhüte ꝛc., nach dem Auslande. Eben dahin geht auch vieles Geflecht, und wird da verarbeitet, ſo wie auch Toskaniſches Geflecht, der faſt einzige Rival des Sächſiſchen, eingeführt wird. Ein Theil des Geflechts wird auch in Leipzig verarbeitet. Man rechnet, daß im Ganzen über hunderttauſend Thaler durch dieſen Manufakturzweig nach Sachſen kommen. Es beſchäftigen ſich gegen 5000 Menſchen

in den müßigen Stunden des Winters damit. Man hat dieſen Erwerbszweig auch ſchon ins Ausland verpflanzen wollen; allein der Landmann gewöhnt ſich nicht leicht an eine Arbeit, die von Jugend auf geübt ſeyn will, wenn ſie einträglich ſeyn ſoll, und das dazu taugliche Weitzenſtroh fand ſich bis jetzt nur in England, Toskana und in einigen Gegenden Frankreichs, ſo wie in Sachſen um Dresden herum an der Elbe, wo auch dieſer Erwerbszweig ganz vorzüglich getrieben wird. Auch in Frankreich wird dieſer Induſtriezweig ſehr ſtark betrieben, und aus Paris und andern Orten werden viele Putzhüte ins Ausland verſchickt. Die in den Handel gebrachten Strohhüte ſind nun entweder noch roh, das heißt, wie ſie geflochten worden, ohne Garnitur, oder mit derſelben, alſo ausgeſchmückt. Die Ausſchmückung geſchieht mit Band von verſchiedenen Farben, ſowohl in Schleifen ꝛc., als auch anders garnirt; dann auch mit gemachten Blumen, Federbüſchen, Reiherfedern ꝛc. Man füttert ſie mit Taffent, Atlas, ſeidener Serge, Baſt, Glanzleinwand, Gaze ꝛc.; ſie ſind eine Waare der Mode- und Galanteriehändler, die auch zugleich Herrenhüte von Stroh in der neueſten Façon debitiren. Die ſogenannten Gottſcheber wandern auch mit Strohhüten in allen Oeſterreichiſchen und den benachbarten Provinzen herum. Daß die Strohhüte der Damen, ſowohl nach der Façon, als auch nach manchen Erfindern, oder auch nach denjenigen Damen, welche ſie zuerſt trugen, gewiſſe Namen erhalten haben, iſt bekannt, zuweilen giebt ihn auch wohl die Putzmacherin, nach der Garnitur ꝛc., daher die Namen à la Française, à l'Anglaise, à la Vienne, à l'Italienne, à la Venitienne, à la Vandyke, Sens devant-derrière, à la Capuce ou Capuchon, à la Bergère, à la Jardinière, d'Esville, Stürmer ꝛc. ꝛc. Man trägt auch ſchwarzgefärbte Strohhüte, wozu man die ſchon gelb gewordenen Strohhüte am beſten benutzen kann,

wenn man sie schwarz färben läßt; sie sind dann nicht so kostspielig. Sie werden mit schwarzgefärbten und gekrausten Federn garnirt, auch mit schwarzem und mit farbigem Bande. Vorn ist an denselben die Blende oder der Schirm mit Roseau oder mit kleinen buschigen Federn besetzt. Die Hutköpfe bestehen oft nur bloß aus Strohstreifen und sind dann dazwischen mit Krepp oder schwarzem Seidenzeuge besetzt, und jede Zusammensetzung mit Roseau betollt. Man trägt sowohl gewölbte, als platte Köpfe. Fig. 9038, Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 und 9, zeigt verschiedene Formen von Strohhüten für Damen mit und ohne Garnitur, wie man sie bis jetzt getragen hat. Die Strohhüte, welche die Bauerweiber tragen, werden gleichfalls aus geflochtenen Strohbändern auf Leinwand zusammengenähet, das heißt, die geflochtenen und platt gedrückten Strohbänder werden dicht neben einander auf die Leinwand gesetzt; sie werden auf den Kopf gestülpt und bilden rund um den Kopf einen Schirm, oder sie werden dicht daran getragen, und heißen dann Kiepen, auch Pferdeköpfe, weil sie die Gestalt eines Pferdekopfes haben.

Allgemeine Handlungszeitung. Jahrg. 1812. St. 84, S. 337 u. f.

Ausführliche Volks-Gewerbslehre ꝛc., von Dr. J. H. M. Poppe. 2r Band. Stuttgart und Wien, 1834. S. 411 u. f.

Praktisches Taschenwörterbuch der Waarenkunde ꝛc., von J. Chr. Schedel, Th. 2, S. 310 u. f.

Die verschiedenen Modejournale.

Strohhutfabrik, Strohhutmanufaktur, die Werkstatt, worin die Strohhüte im Großen von vielen Arbeitern angefertiget werden, jeder einen besonderen Zweig dieser Fabrikation betreibt, als das Aussuchen, Spalten, Bleichen, Flechten ꝛc. ꝛc. des Strohes zu den *Hüten*; s. den vorhergehenden Artikel. Das Lokal *einer solchen* Fabrik muß geräumig seyn, gehörig Licht *haben, und* mit Allem, was zur Fabrikation der Stroh-

hüte gehört, verſehen ſeyn. Berlin zählt an zwanzig dieſer Fabriken oder Manufakturen, außer den vielen Frauenzimmern, die Hüte auf ihrer eigenen Hand nähen und ſich das Flechtwerk oder Geflecht dazu kaufen. Faſt in allen großen Städten Deutſchlands findet man jetzt Strohhutfabriken; die vorzüglichſten aber an den oben unter Stroh erwähnten Orten.

Strohhutfabrikant, derjenige, welcher eine Strohhutfabrik unterhält, ſie auf ſeine Koſten hat errichten und einrichten laſſen, und ihr als Principal und Direktor vorſteht, indem nach ſeinen Angaben die Hüte fabrizirt werden, wozu theils die Modejournale dienen, theils auch die fremden Hüte als Vorbilder ſelbſt. Derjenige, welcher eine ſolche Fabrik errichtet, muß auch die nöthigen Kenntniſſe, die eine ſolche Fabrikation in allen Theilen erfordert, beſitzen, oder einen tüchtigen Werkführer, der ſein Fach verſteht, auch noch eine Frauensperſon haben, als Direktrice über die Mädchen, welche die Hüte nähen. Das Garniren derſelben verrichtet ſie ſelbſt, mit vielleicht noch einer Gehülfin.

Strohhutpatelle, Patella compressa, ſ. Strohhut, unter Klippkleber, Th. 40, S. 618.

Strohhütte, eine kleine, von Stroh aufgeführte Hütte in Geſtalt eines Dreiecks; überhaupt auch jede mit Stroh beflochtene oder umwickelte Hütte.

Strohjunge, Strohjungen, eine Benennung der Jungen zu Halle, welche die Wagenlader, außer ihren Knechten, noch halten dürfen.

Strohjunker, ſ. Landjunker, Th. 60.

Strohkarde, Strohkarden, bei den Tuchbereitern die Karden oder Diſtelkolben, womit das gewalkte Tuch gerauhet wird.

Strohkaſten, diejenigen Kaſten, welche zur Fortbringung des in Netzen lebendig gefangenen Roth-, Dam- und Rehwildpretes dienen; ſ. unter Hirſch, Th. 33, S. 678.

Strohkopf, mit dieſer Benennung wird derjenige ausgeheißen, der nichts begreifen will, dem die klarſten Darſtellungen von einem Gegenſtande nicht einleuchten. Auch Kinder, beſonders Knaben, wenn ſie in der Schule bei aller Anſtrengung nichts lernen, nichts begreifen wollen, nennt man Strohköpfe.

Strohkorb, ein aus Stroh geflochtener Korb mit Hülfe der Weidenruthen. Wie die Körbe geflochten werden, findet man unter Korb, Th. 44.

Strohkranz, **Strohring**, ſ. Th. 47, S. 685 und S. 703 u. f.

Strohkranzrede, ſ. daſelbſt, S. 704.

Strohlade, in der Wundarzneykunſt, ſ. unter Knochen, Th. 41, S. 487.

Strohlager, ein Lager von Stroh, welches dem Viehe untergeſtreuet wird, worauf es ſich in der Nacht legt. Auch für Menſchen werden oft in Scheunen Strohlager gemacht, das heißt, die Bunde Stroh werden auseinander gemacht, und gleichſam wie ein Lager ausgebreitet. Auch Soldaten im Lager, ſowohl im Uebungslager, als im Felde, erhalten ein ſolches Lager.

Strohlatte, **Strohlatten**, diejenigen Latten, womit die Strohdächer benagelt werden; ſ. oben, unter Strohdach.

Strohleckwerke, in den Salzwerken, ein Leckwerk, wo die Salzſole über angebrachtes Stroh tröpfelt, und dadurch gradirt, oder durch die Ausdünſtung der wäſſerigen Theile im Gehalte erhöhet wird.

Strohleim, Fr. Torchis, in der Baukunſt, Leim, worunter Häckerling getreten wird, womit man auf dem Lande die Mauern von kleinen Steinen, als bei Scheunen, Meyerhöfen und andern Gebäuden von weniger wichtigen Art, macht.

Strohlieferung, ſ. unter Furrage, Th. 15, S. 478.

Strohmagazin, und die Anlegung dieſer Magazine im Felde, ſ. Th. 51, S. 554 u. f.

Strohmann, Strohpuppe, eine aus Stroh verfertigte Figur, ſo wie man ſie zur Verſcheuchung der Vögel in den Feldern und Gärten aufzuſtellen pflegt. Sie wird aus Strohſeilen verfertiget, indem man das Stroh zu Seilen drehet, und anderes glattes Stroh damit umwindet, ſo daß eine Figur, wie ſie in Gärten zu dem genannten Zwecke nöthig iſt, daraus gemacht werden kann.

Strohhutmanufaktur, ſ. Strohhutfabrik.

Strohmatte, eine aus Stroh geflochtene Matte, die man anſtatt der Baſtmatten gebrauchen kann. Man flechtet ſie von langem und geradem Strohe, vielfach zuſammengelegt, ordentlich in einander, wie die andere Stroharbeit, und unterſcheidet ſie von der Strohdecke, die mit Bindfaden zuſammengebunden iſt.

Strohmiſt, derjenige Miſt, welcher aus der Strohſtreue entſteht, zum Unterſchiede von dem Miſte, welcher aus der Waldſtreue entſteht. S. den Art. Miſt.

Strohpapier, ſ. unter Papier, Th. 106, S. 755.

Strohpuppe, ſ. Strohmann.

Strohring, ſ. Strohkranz.

Strohſack, ein Sack von Leinwand, darein man geſchnittenes Stroh ſteckt, und ſolchen dann unter die Betten in die Bettſtelle legt, ſo daß die Betten darauf ruhen, eine Erhöhung haben. Der Strohſack wird ſo genähet, wie ein ordentlicher Sack, nur an beiden Enden geſchloſſen. Seine Größe richtet ſich nach der Breite und Länge des Bettes, gewöhnlich iſt ſeine Länge 5½ bis 6 Fuß, und ſeine Breite bei einſchläfrigen Bettſtellen 2½, bei anderthalbſchläfrigen 3 bis 3½, und bei zweiſchläfrigen 4 Fuß. Man macht ihn gewöhnlich aus feſter grauer Leinwand, oder aus Drell; in der Mitte erhält er einen Schlitz, der ſo lang iſt, daß man das Stroh bequem hineinſtecken kann. Nach der Größe des Bettes und alſo auch des Strohſackes wird auch das Quantum an Stroh genommen,

1 Bund, 1½ bis 2 Bund. Sobald das Stroh durch das Liegen zu Häckſel geworden iſt, wird es ausgeſchüttet und neues hineingethan. Man hat ſtatt der Strohſäcke in den Betten Mooſsäcke vorgeſchlagen, indem das Moos, welches Arme ſchon längſt zu dem vorher erwähnten Zwecke angewendet haben, eine Art Federkraft beſitzt, und ſich daher noch beſſer als das Stroh zur Unterlage unter Betten eignet; denn der Zweck des Strohſackes iſt doch eigentlich, daß man durch die weichen Federbetten und leinenen Matratzen das harte Holz des Bettgeſtelles nicht fühlen ſoll; allein dieſe Säcke haben das Uebel, daß ſie ſchwer zu handhaben ſind, und man nicht eben genug darauf liegt; beim Aufſchütteln fällt das Stroh alles gegen die Mitte, und wenn man es auch durch den Schlitz des Sackes gut darin zu verbreiten ſucht, ſo iſt doch nicht möglich, eine gewiſſe Ebenheit oder gleiche Fläche zu erhalten, und dann reißt oder ſchlitzt man ſich auch leicht bei dem Aufwühlen des Strohes mit den Händen in die Finger, weil das abgebrochene oder zerriſſene Stroh ſehr ſcharf iſt; ferner wird auch das Zimmer durch das zerdrückte kurze Stroh, welches aus dem Sacke herausfällt, oder ſich durch die Fäden des Sackes hindurch drängt, ſtets unreinlich, indem man unter dem Bette, bei Gurtbettſtellen, immer Stroh an der Erde liegen findet, ohne einmal zu erwähnen, daß die Mäuſe gern ihre Wohnung darin nehmen. Dieſes Alles verhindert das Moos, wenn man damit Strohſäcke ſtopft, da Pferdehaare, zu dieſem Zwecke zu gebrauchen, zu koſtbar ſind. Man macht dieſe Säcke wie die gewöhnlichen Matratzen, ſticht ſie hier und da durch, und hat nicht zu befürchten, daß Mäuſe oder anderes Ungeziefer darin Aufenthalt finden. Wenn das Moos mit der Zeit niedergedrückt worden, ſo darf man es nur *mit* Stöcken ausklopfen, ſo hebt es ſich wieder von Neuem *wegen ſeiner* Federkraft. Ein dergleichen Mooſsack *dauert an* zwanzig Jahre, ſtatt Strohſäcke kaum einige

Jahre ausdauern, weil das Stroh nicht allein niedergedrückt wird, ſondern auch zu Müll zerfällt, zu vollkommenen Häckſel, ſo daß es ausgeſchüttet und mit neuem Strohe vertauſcht werden muß. Das Moos ſammelt man zu dem erwähnten Zwecke im Auguſt und September in den Waldungen, wenn es im ſtärkſten Wachsthume iſt, und ſucht an einem heitern und trocknen Tage das längſte und weichſte aus, ſäubert es ſogleich von der gröbſten Erde, und beſonders von deſſen holzigen Wurzeln. Wenn es auf dem Boden oder an einem andern trocknen Orte in den Schatten gebracht worden iſt, breitet man es aus, und läßt es ſo abtrocknen, damit ſich die Erde leicht von den Wurzeln abſondert, dieſe aber ſelbſt nicht ſpröde und zerbrechlich werden. In dieſem Zuſtande legt man es auf Flechten und klopft ſanft mit einem Stocke daran, damit alle noch daran hängende Erde abfalle, wobei man zugleich alles Harte abſchneiden muß. Wenn das Moos auf dieſe Weiſe vorbereitet worden, ſo iſt es zum Stopfen fertig. S. auch den Art. Moos, Th. 94, S. 439, woſelbſt auch Einiges darüber geſagt worden.

Strohſchaube, das Strohbund oder Bund Stroh, alſo das in Bunde oder Bündel von einer gewiſſen Größe zuſammengebundene Stroh; ſ. auch oben, die Art. Stroh und Strohdach.

Strohſchmelz, ſ. unter Schmelz.

Strohſchneide, Strohſchneidebank, Strohſchneidelade, Strohſchneidemaſchine; ſ. unter Häckerling, Th. 20, S. 592 u. f.

Strohſchneidebank, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Strohſchneidelade, ſ. daſelbſt.

Strohſchneidemaſchine, ſ. daſ.

Strohſchneider, ein Arbeiter, welcher das Stroh zu Häckſel ſchneidet, der Futterſchneider, Häckſelſchneider, ſ. unter Häckerling, Th. 20, S. 626 u. f.

Strohſchnüre, ganz ſchmale Borten, aus drei ganzen

oder gespaltenen Strohhalmen, welche zu allerlei Geflechten, Bordüren, Körbchen ꝛc. verwendet werden, indem man ihnen die nöthige Biegung giebt und sie mit Zwirn heftet.

Strohseil, s. Strohband.

Strohspalten, das Spalten des Strohes vermittelst eines dazu eingerichteten Messers; s. oben, unter Strohhut.

Strohsparren, in der Baukunst, leichte Sparren, die bestimmt sind, ein Strohdach zu tragen, also nicht die Stärke haben dürfen, wie diejenigen, welche ein Ziegeldach tragen sollen.

Strohstück, Mattrich, ein Deich oder Damm in Holland, der äußerlich, damit er dauerhaft sey, einige Finger dick mit Stroh oder Schilf gedeckt ist.

Strohstuhl, eine Art Stühle, deren Sitz, anstatt mit Rohr, mit Stroh beflochten ist. Es giebt zu dieser Arbeit besondere Leute, welche die Stühle mit Strohsitzen beflechten. Solches geschieht aus starkem und geradem Strohe, woraus zusammengedrehete Bänder gemacht werden, mit welchen der Sitz hernach beflochten wird. In dem offenen Sitze wird ein Kreuz von Stäben befestiget, über welches hernach das Stroh geflochten wird; s. auch den Art. Stuhl und Stuhlmacher.

Strohteller, zierlich geflochtene Teller von gefärbtem Strohe. Sie werden, so wie die Hüte, aus geflochtenen Strohbändern, nachdem man den Bändern die Gestalt durch das Zusammenbiegen gegeben hat, mit Fäden zusammengeheftet, und auf diese Weise zum Ganzen gebildet.

Strohtuch, eine Benennung des groben leinenen Tuchs, welches man über das unten in das Bett gelegte Stroh zu decken pflegt, damit dasselbe bei der Zubereitung des Bettes nicht mit herausgerissen werde. Dieses Tuch oder *diese Leinwand* findet nur da Anwendung, wo man sich *des Strohsackes* nicht bedient, sondern das Stroh auf

die Bretter der Bettſtelle gelegt und ausgebreitet wird, wo alſo die Bettſtellen einen gut ſchließenden Bretterboden haben, wo dieſes aber nicht der Fall iſt, oder der Boden einen Rahmen mit Gurten benagelt beſitzt, da iſt ein Strohſack oder eine Matratze nöthig; ſ. oben, unter Strohſack.

Strohwaaren, die aus Stroh durch das Flechten desſelben verfertigten Waaren. Zu dieſen Waaren gehören: die Strohhüte der mannigfaltigſten Art, ſowohl für Damen, als für Herren aus den höheren und gebildeten Ständen; dann diejenigen, welche beſonders die Landleute von beiden Geſchlechtern, die Schiffer, Fiſcher, Fuhrleute, Bergbewohner, beſonders die Schweizer, Tyroler ꝛc. tragen, und davon oben, unter Strohhut, das Nöthige ſchon geſagt worden; die langen, runden und ovalen Strohteller, Schüſſelunterlagen, Strohdecken über Möbel zu legen, z. B. über Tiſche, Kommoden ꝛc.; Geflechte über Käſtchen, Kober, Körbchen, Glasdeckel, Schirme, Flaſchen ꝛc. Dann verfertiget man aus gepreßtem und aufgeſpaltenem Strohe, welches gefärbt worden, verſchiedene Stroharbeiten. So werden z. B. die ganzen oder geſpaltenen Strohhalme auf Papier, Pappe, Seidenzeug oder Holz geklebt, und dann feſt darauf gepreßt. Auf dieſe Art kann man nicht bloß gepreßte Strohhüte verfertigen, ſondern auch Käſtchen oder Schatullen, Strohteller, Körbchen, Etuis, Tapeten, Theebüchſen, Arbeitsbeutel, für Frauenzimmer, Fächer, Flaſchen, Feuerſchirme, Souvenirs, Zahnſtocherbüchſen ꝛc. Die oben erwähnten feſteren Stoffe, als Pappe, Holz ꝛc. geben die Unterlagen oder den Kern ab, und mit gravirten Walzen oder Platten preßt man allerlei ſcharfe Figuren auf das Stroh. Die leichteſte und einfachſte aller Stroharbeiten iſt das Aneinanderreihen der Strohhalme mit Fäden; ſie wird vorzüglich zu Strohdecken, Strohtellern, Strohmatten ꝛc. angewen-

det. Man nimmt dazu ſtarke, meiſt gefärbte, auch wohl mit geſpaltenen Halmen überwickelte Strohhalme, legt ſie reihenweiſe und in verſchiedenen Muſtern neben und übereinander, und heftet ſie nach dem Muſter mit ſtarkem Zwirne zuſammen. Aus den Strohſchnüren, welche aus ganzen oder geſpaltenen Strohhalmen gemacht werden (ſ. oben, S. 87) macht man wieder mancherlei Geflechte, Bordüren, Körbchen ꝛc., indem man ihnen die nöthigen Biegungen giebt und ſie mit Zwirn heftet. Andere Geflechte nennt man nach ihrer Form Ringgeflechte, Spitzgeflechte, Zackengeflechte, durchbrochene Geflechte ꝛc. Ueberhaupt ſind die Formen, in welche ſich die Strohhalme in Beziehung auf Verzierungen bringen laſſen, ſehr zahlreich, beſonders bei den durchbrochenen, gezogenen, geſchlängelten, gekrausten Strohhüten. Wenn man Blumen oder Federbüſche aus Strohhalmen verfertigen will, ſo müſſen dieſe in ſehr feine Streifen geſpalten werden. Manche Blumen könnte man leicht aus den Strohfaſern machen, wenn man nicht erſt eine Art Kräuſelung mit ihnen vornähme. In dieſer Abſicht legt man ſie auf ein gefurchtes Holz, und darüber fährt man eine eben ſo gefurchte Walze hin. Beim Zurichten der Blumen ſorgt man dafür, daß die Finger immer feucht bleiben, weil ſie ſonſt dem Strohe die Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit benehmen. Die gröbſten Geflechte aus Stroh ſind diejenigen, woraus die Bienenkörbe, die Schüſſeln zum Brodteige, die Strohſeſſel ꝛc. verfertiget werden. Hier iſt eigentlich die ganze Waare als ein Geflecht zu betrachten, weil ſie nicht aus einzelnen mit einander verbundenen Geflechten, ſondern aus zuſammengeflochtenen groben Halmen oder dicken Strohſchnüren beſteht. — Durch Weben bildet man zuweilen große Strohplatten, welche gehörig zerſchnitten, zu Hüten verarbeitet werden können. Auch Gewebe halb aus Stroh und halb aus Seide ſind ſchon zum Vorſchein gekommen. Man

macht ſie entweder glatt, nämlich aus einer Kette von leichter Seide mit dicht neben einander liegendem Einſchlage von geſpaltenem Strohe, oder façonnirt in ſehr vielen Abwechſelungen. S. auch die Art. Strohar-beit und Strohhut.

Strohwaarenfabriken, diejenigen Fabriken oder Manufakturen, worin die ſchon oben, S. 89, angeführten Strohwaaren fabrizirt werden. Man findet ſie in Italien, Frankreich, England, der Schweitz und in Deutſchland in ziemlicher Anzahl, nur in geringer Anzahl in anderen Ländern. S. auch die Art. Strohhut, Strohhutmanufaktur und Strohwaaren.

Strohwaarenhandel, der Handel mit Strohwaaren aller Art, der ſowohl von Italien, Frankreich, England und der Schweiz, als auch von Deutſchland aus überall hin getrieben wird, hauptſächlich mit Strohhüten, Strohdecken, Strohteller, Strohgeflecht ꝛc. ꝛc., beſonders gehen viele dieſer Waaren nach dem Oriente und nach Amerika. S. auch oben, unter Strohhut.

Strohwage, ſ. unter Wage, in W.

Strohweben, ſ. oben, unter Strohwaaren.

Strohwein, eine Art des Veltliner Weins, der den Namen von ſeiner Bereitung erhalten hat. Die Trauben werden hierzu ausgeſucht, dann aufgehangen, wenn ſie gehörig abgetrocknet ſind, auf Stroh gelegt, und ungefähr im Frühjahre gepreßt, wo ſie das Anſehen von Roſinen haben.

Strohwieſe, ſ. unter Wieſe, in W.

Strohwiſch, ein Wiſch von Stroh, das heißt, eine Menge Strohhalme, oder Wirr- und Kurzſtroh, die man mit der Hand faßt, ſie zuſammenbiegt, und damit Gefäße auswiſcht oder ausſcheuert. Man bindet auch Strohwiſche an eine Stange, und ſtellt ſolche da aus, wo das Straßen-Pflaſter aufgeriſſen worden, oder etwas *gebauet wird, welches* in einer Straße liegt, damit *die Fahrenden und* Reitenden gewarnt werden, nicht dieſe

Straße zu berühren, oder wenigſtens den Theil der Straße, der ausgebeſſert, oder wo gebauet wird. S. auch Strohbüſchel, S. 53.

Strohwittwe, im Scherze, ein Frau, welche ihren Mann auf kurze Zeit verloren hat, oder vielmehr deren Mann auf kurze Zeit in Geſchäften abweſend iſt, ſich in der Provinz oder in einem fremden Lande aufhält; ſo wie auch ein Ehemann in der Abweſenheit ſeiner Gattin ein Strohwittwer heißt. Im Schwediſchen, nach Adelung, Gräsenka, von Gräs, Gras, und Enka, Wittwe, welches Herr Ihre irrig von gradig, begierig, ableitet, weil dergleichen Perſonen ſich gemeiniglich nach ihrem Gatten zu ſehnen pflegen. Die Benennung ſoll, nach dem eben genannten Sprachforſcher, eine Anſpielung auf den Strohkranz ſeyn; doch läßt ſich dieſes nicht gut hier erklären, da der Strohkranz eine ganz andere Bedeutung hat, und auch keine Anwendung auf das männliche Geſchlecht enthält, noch eher möchte man ſagen, daß es von dem ausgedroſchenen Strohe hergenommen worden ſey, und hier gleichſam leer bedeute, eine leere Stelle, alſo eine Strohwittwe eine Frau ſey, deren Mann fehlt, deſſen Stelle im Bette, ſo wie überhaupt an ihrer Seite leer iſt, und ſo auch umgekehrt von dem Manne, wenn ihm die Frau fehlt. Denn da Wittwe mit Stroh in Verbindung geſetzt worden, ſo kann es nur dieſe Bedeutung haben, von leerem Strohe. Nach Adelungs Erklärung wurde ehemals eine geſchwächte Weibesperſon eine Graswittwe genannt, das iſt, eine Perſon, welche ihres Gatten beraubt worden, und daher bei einer künftigen Verheirathung mit einem Kranze von Stroh oder Gras zur Kirche gehen mußte. Strohwittwe bezeichne daher eine Perſon, welche keinen Gatten habe, und doch *keine* Jungfer ſey. Man ſieht leicht, daß dieſe Erklärung *zu weit* hergeholt iſt, und keinen Bezug auf dieſen *Kranz hat.*

Strohwittwer, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Strohwülſte, in den Kutſchen, ſ. Th. 57, S. 294.

Strohwürmer, Inſekten, welche ſich gern im Strohe aufhalten; ſ. den Art. Wurm, unter W.

Strohzelt, ſ. unter Zelt.

Strohziegel, ſ. Th. 70, S. 100 u. f.

Strollchen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches im Hochdeutſchen fremd, aber in einigen Oberdeutſchen Gegenden gangbar iſt, wo es mit herumſtreichen eine Bedeutung hat. Im Lande herumſtreichen; daher Stollchengeſinde, Landſtreicher. Es gehört zu unſerm Trollen.

Strom, nach Adelung, in Hinſicht der Sprachkunſt, 1. der Zuſtand, da ein flüſſiger Körper ſtrömt, ohne Mehrheit. Das Meer kam wieder in ſeinen Strom, 2 Moſ. 14, 25. Dem Strome des Waſſers durch Dämme wehren. — 2. Ein ſtrömender flüſſiger Körper, das iſt, eine große Maſſe eines ſich ſchnell fortbewegenden flüſſigen Körpers, beſonders wenn ſolches in gerader Richtung geſchieht. (1) Eigentlich. So nennt man denjenigen Theil eines Fluſſes, Baches ꝛc., wo das Waſſer einen ſehr ſtarken Zug hat, den Strom. In den Strom kommen. Stromauffahren, gegen den Strom. Wider den Strom ſchwimmen, auch figürlich, überlegenen Hinderniſſen Widerſtand leiſten wollen. Ströme im Meere, Maſſen Waſſer, welche einen ſichtbaren Zug nach gewiſſen Gegenden haben Der Hauptſtrom des Weltmeeres geht von Morgen gegen Abend. So iſt die berühmte Scylla weiter nichts, als ein Strom zwiſchen den Vorgebirgen Faro und Seiglio. Die Ströme in der Tiefe, welche auf der Oberfläche der See nicht merklich ſind. Auch geringere, aber ſich heftig aus einer Oeffnung hervordrängende Maſſen eines flüſſigen Körpers heißen, nach einer *nicht ſeltenen* Vergrößerung, zuweilen Ströme. *So ſagt man der* Wallfiſch blaſe einen Strom aus

ſeinen Luftlöchern. In engerer Bedeutung nennt man große Flüſſe, beſonders wenn ihre Bewegung nach ihrem Ausfluſſe zu ſtark und heftig iſt, Ströme; ſolche Ströme ſind die Donau, der Rhein, die Elbe ꝛc. ꝛc. Eigentlich verdienen nur diejenigen großen Flüſſe dieſen Namen, deren Lauf vorzüglich ſchnell und reißend iſt; allein in weiterm Verſtande giebt man ihn oft allen großen Flüſſen, ſo wie man hingegen auch reißende Bäche im gemeinen Leben häufig Ströme zu nennen pflegt.— (2) Figürlich. (a) In Rückſicht der ſchnellen Bewegung. Du wirſt deswegen den ſchnellen Strom der Zeit nicht eine Minute aufhalten (Duſch). Sich von dem Strome ſeiner Zeit hinreißen laſſen, von den herrſchen Meinungen u. Sitten ſeiner Zeit. Die ehrwürdigen Worte Religion und Ehre können wider den Strom des Beiſpiels und der Leidenſchaft nicht immer beſtehen. (b) In Anſehung der Maſſe, eine große Menge. Ein Strom von Worten, wo zugleich mit auf die Bewegung angeſpielt wird. Ströme Bluts vergießen. Ströme von Thränen ſind zu wenig für dieſen Verluſt ꝛc.

Die Ströme ſind in der Naturkunde und in der Schifffahrt gewiſſe merkliche Bewegungen der See nach irgend einer Gegend. Man kann ſie von der Fluth dadurch unterſcheiden, daß ſie an vielen Stellen ſind, wo dieſe nicht eigentlich Statt findet, obgleich ſie Vieles zu jenem beiträgt. Wenn Ströme ins Meer ausfließen, oder in eine See gehen, ſo behalten ſie ihre Geſchwindigkeit noch eine Zeit lang bei, ſo daß man ihr Strömen noch eine Zeit lang von dem ſtillſtehenden Waſſer unterſcheiden kann; allein ſie verlieren ſich darin, und gehen nicht durch, wie man geglaubt hat, daß nämlich der Rhein durch den Bodenſee und die Rhone durch den Genferſee ganz durchgehen, ohne ſich mit dem Waſſer deſſelben zu vermiſchen. Man will zwar hin und wieder die Bemerkung gemacht haben, daß man den Durch-

gang eines Flusses oder Stromes an dem Wasser selbst erkannt habe; allein andere Naturforscher läugnen dieses, und auch wohl mit Recht, da es der Natur des Wassers ganz entgegen sey, die keine Trennung dulde, mithin muß jede Einströmung eines andern Flusses in eine See oder in ein Meer, wenn sie noch so heftig ist, ihren Grenzpunkt finden, wo sie aufhört, und sich mit dem Wasser vermischt. In den Meeren und großen Seen finden sich oft Strömungen, das heißt, heftige Bewegungen des Wassers nach einer gewissen Gegend hin, wodurch die Schiffe oft unvermerkt von ihrem Laufe abgetrieben werden, und hernach ihre Rechnung berichtigen müssen. Diese Ströme führen daher Fahrzeuge von ihrem Wege ab, und dieses nennt man das Abströmen, und wenn sie solche gegen etwas antreiben, das Anströmen, wo sie leicht scheitern können. Wenn Ströme durch feste Körper oder überhaupt durch irgend einen Gegenstand aufgehalten werden, so können daraus Meeresstrudel entstehen. In der Mitte, wo die Geschwindigkeit am größten ist, steht das Wasser eines Flusses zuweilen drei Fuß höher, als an den Ufern, bei dem Ausflusse aber ist die Oberfläche in der Mitte hohl, weil das Meerwasser an den Seiten am stärksten aufsteigt. Sowohl durch diese Gegenwirkung, als durch Krümmungen, Inseln, Brücken ꝛc. können Wirbel oder Strudel entstehen; oft werden sogar die Flüsse, durch das Aufschwellen anderer hineinfallender, durch das Zurücktreten des Meeres, durch Winde und Ausbrüche in ihrem Laufe aufgehalten und zurückgetrieben. Man kann sich dieses zum Theil daraus erklären, daß das Wasser in einem Flusse ꝛc. um so schneller fließt, je stärker das Gefälle seiner Oberfläche, das heißt, der Winkel ist, den die Oberfläche des Wassers mit der Horizontalfläche bildet. Dann ist auch die Druckhöhe größer. Fände z. B. das Wasser in seinem Bette oder ausgehöhltem Wege keine Hindernisse, so würde es nach den

Geſetzen des Falls der Körper mit beſchleunigter Bewegung fließen: allein die wirklich vorhandenen Hinderniſſe heben die Beſchleunigung ganz, oder doch größtentheils auf. Dieſe Hinderniſſe ſind vorzüglich Rauheiten des Bodens der Seitenwände, und Adhäſion der Waſſertheilchen an dieſen Flächen. Dazu kommen oft noch Eisgang, Stürme ꝛc., die der Bewegung des Waſſers entgegenwirken, auch Krümmungen. Die Urſache dieſer Strömungen oder Ströme ſollen nach genauern Forſchungen, beſtändige Paſſatwinde, die Ebbe und Fluth, und das Zurückwerfen der Wellen von der entgegengeſetzten Küſte, ausgehende Flüſſe, Meerbuſen, Engen zwiſchen den Inſeln, die allgemein bemerkte Bewegung des Waſſers vom Morgen gegen Abend ꝛc., die noch unbekannten ungerechnet. Man hat auch noch in den Meerestiefen Strömungen bemerken wollen, die alſo unter der Oberfläche des Meeres fortgehen. Die Engländer haben dergleichen Strömungen im Sunde gefunden, auch im Kanal von Kalais und in der Meerenge von Gibraltar will man ſie beobachtet haben. Ein Weiteres über den Strom und die Strömung, ſ. den Art. Meeresſtrom, Th. 87. S. 99 u. f. — Durch den Strom und die Strömung kann man auch nach und nach Felſen hinwegſchaffen, welche die Strömung ſchiffbarer Flüſſe hindern, wozu man ſich in Nordamerika eines ſehr vorzüglichen Mittels bedient. Man ſtellt nämlich am Fuße der Strömung ein Boot auf, welches ein langes, am Ufer feſtgebundenes Tau in ſeiner Stellung erhält. Quer über dem Bote liegt eine Welle, an jedem Ende mit einem Rade, ähnlich dem Ruderrade eines Dampfboots, verſehen. Dieſe beiden Räder mit der ſie verbindenden Welle werden durch die Kraft der Strömung in eine ſchnelle Bewegung geſetzt. Stellen wir uns nun mehrere, mit Eiſenſpitzen verſehene, oder vielmehr beſchlagene Balken vor, welche an ſtarken, über das Vordertheil des Boots hinausragen-

den Hebeln befeſtiget ſind, wie Fig. 9039 zeigt. Wenn nun dieſe Hebel ſich frei auf- und abbewegen können, und wenn ein oder mehrere vorragende Däume, dem Ende eines jeden Hebels gegenüber, mit der Welle in Verbindung gebracht worden, ſo erzeugt die Bewegung des Stroms eine fortwährende Aufeinanderfolge von Schlägen. Die auf den Felſen am Boden anſchlagende Eiſenſpitze trennt aber beſtändig kleine Stücke von der Maſſe, die der Strom ſogleich fortführt. Durch die bloße Aktion des Stromes ſelbſt wird dergeſtalt ein Verfahren möglich, die Felſen auf deſſen Bette zu zerreiben. Vermittelſt eines Steuers kann ein einziger Arbeiter das Boot nach irgend einem Theile des Fluſſes lenken; und wenn er ſich die Stromſchnelle hinaufbegeben muß, ſo kann er, da der Kanal einmal gegraben iſt, das Boot ohne Mühe durch eine Schiffsmühle vorwärts bewegen. Iſt der Zweck dieſer Maſchine erreicht, und der Kanal tief genug, ſo wird ſie, mittelſt einer geringen Abänderung, zu einer andern, faſt eben ſo vortheilhaften Arbeit benutzt. Man nimmt die Stampfer und vorragenden Däume von der Welle ab, und erſetzt ſie durch eine cylindriſche Trommel von Holz oder Metall, welche einen Theil der Welle ſo umgiebt, daß man ſie nach Belieben mit derſelben verbinden, oder von ihr geſondert halten kann. Das bis jetzt an das Boot befeſtigte Tau wird nun an die Trommel feſtgemacht. Befindet ſich nun dieſe loſe von der Welle, ſo drehen die Ruderräder nur die Letztere, und das Boot bleibt auf ſeinem Platze; ſobald aber die Welle mit der ſie umgebenden Trommel in Zuſammenhang gebracht wird, ſo fängt dieſe ſich zu drehen an, und indem ſich das Tau darauf windet, wird das Boot allmählig gegen den Strom hinangezogen, und kann auf dieſe Weiſe allen zu Berg gehenden Fahrzeugen als Bugſirboot dienen. Hat es den Gipfel der Stromſchnelle erreicht, ſo macht man die Trommel wieder von der Welle los, und läßt

das Boot, mit Anwendung einiger Friktion zur Mäßigung der Schnelligkeit, wieder stromabwärts treiben. (Ueber Maschinen- und Fabrikwesen von Charles Babbage. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. G. Friedenberg. Berlin, 1833, S. 43 u. f.)

Bei der Elektricität besteht der Strom aus einer großen Anzahl sehr kleiner Funken mit einem sanften Blasen. Er erregt, auf den Körper angewendet, einen gelinden Reiz, und bringt eine angenehme Wärme in dem elektrisirten Theile hervor. Wo dieser Grad noch zu stark ist, da muß man das Holz abnehmen, und die elektrische Materie bloß aus der metallenen Spitze des Direktors selbst ausströmen lassen, welches die gelindeste Behandlung und doch sehr wirksam ist. Das Ausströmen kann sogar, ohne Furcht einer Beschädigung, auf die Augen gerichtet werden. Es giebt fünf Grade der zur Heilung dienenden Elektricität: 1) das Ausströmen aus metallenen Spitzen; 2) dasselbe aus hölzernen; 3) schwache Funken; 4) stärkere Funken, und endlich 5) schwache Schläge. Das Strömen oder Ausströmen aus Spitzen muß man wenigstens drei, höchstens zehn Minuten dauern lassen. Bei Schlägen durch einerlei Theil muß man nicht über zwölf bis vierzehn gehen; die Anzahl der Funken kann aber etwas höher steigen.

Stromauffahren, auf großen und kleineren schiffbaren Flüssen, eine höchst mühsame Arbeit, besonders wenn der Wind fehlt, weil dann die Schiffe geschleppt werden müssen, welches bei den ungleichen Ufern eine große Mühe macht, so daß ein Mann besonders daran zu arbeiten hat, nur bloß die Leine zu heben. Mehrere Schiffsknechte schlagen sich dann das Seil oder Schiffstau um den Leib, nehmen einen starken Stock oder Knüppel in die rechte Hand, um sich darauf im Vorwärtsschreiten zu stützen, und ziehen dann das Schiff mit großer Anstrengung das Ufer entlang. Oft müssen sich die Schiffer im Sande einen Kanal ausgraben, sie

ſchicken dann das Boot mit dem Anker eine Strecke voraus, und winden ſich nach.

Stromateus, Stromatei, die Lateiniſche Benennung der Deckfiſche.

Strombahn wird derjenige Raum im Waſſer genannt, den das fortfließende Waſſer mit ſeiner Bewegung beſchreibt; daher die Strombahn eines Fluſſes oder eines Baches ſchmälern, wenn ſie eingeengt wird.

Strombett, der Boden oder Grund in einem Strome, worüber derſelbe läuft, der entweder aus Felſen oder andern harten Steinen, derbem Kies, Mergel, Flußſand, Schlamm ꝛc. beſteht. Wenn der Grund oder das Strombett bei kleineren Flüſſen ſehr verſchlammt iſt, ſo wird das Waſſer abgelaſſen, und der Fluß gereiniget, welches zu einer Zeit im Sommer geſchieht, wo das Waſſer niedrig ſteht.

Strombiten, eine Art verſteinerter Flügelſchnecken, die ſchmal und lang ſind, und den Bucciniten gleichen, nur daß ſie nicht wie dieſe Bäuche haben.

Strombreite, Strombreiten, im Waſſerbaue, die geraden gezogenen Linien, welche die von der Mittellinie ſenkrecht nach der Grenze beſtimmten Entfernungen beſtimmen.

Strombruch, im Deichbaue, ein ſolcher Deichbruch, wenn der Deichſchar gelegen, oder wenn das Ufer oder Vorland eines Deiches mit durchgeriſſen iſt, und der Strom in den Bruch tritt.

Strombus, die Lateiniſche Benennung des Geſchlechts der Flügelſchnecken oder der Flügelſchneckenfamilie, ſ. unter Schnecke, Th. 147, S. 200 u. f.

Stromdelphin, eine Benennung des Fünffingerfiſches (Polynemus quinquarius, Fr. le Polynème à cinq doigts). Er hat fünf Strahlen an jeder Seite, welche *viel länger ſind*, als der ganze Körper.

Strömelting, eine Art Apfel.

Stromenge, im Waſſerbaue, die Oerter, wo entweder die natürliche Lage der Ufer ſich verengt, oder die durch Einbau verengt worden.

Stromgrenze, Stromgrenzen, welche durch die Stromengen beſtimmt werden. Die wahren Stromgrenzen ſind diejenigen beiden Seitenlinien, welche entſtehen, wenn man die Stromengen dem Laufe des Stromes gemäß zuſammenzieht, und zwiſchen welchen das regelmäßig fortfließende Waſſer enthalten iſt.

Stromkarpfen, Karpfen, welche ſich in den Strömen oder Flüſſen aufhalten, zum Unterſchiede von den See- oder Teichkarpfen.

Stromkarte, ein genau entworfener Plan, nicht bloß von der Beſchaffenheit der Ufer, ſondern von Allem, was an Sandbänken, Inſeln oder Werdern an dem Schlauche des Stromes ſich befindet. Jeder Deichbau ſollte, nach Deichbauverſtändigen, beſtändig mit einer ſolchen Deich- oder Stromkarte verſehen ſeyn, auf welcher Folgendes mit mathematiſcher Genauigkeit anzugeben wäre, als: 1) Die Lage der Deiche und Richtung des Fluſſes und Stromes überhaupt. 2) Die Tiefen und Untiefen des Stroms in gewiſſen beſtändig gleichen Entfernungen von einander, nebſt deſſen etwaigen Inſeln, Werdern und Sandfeldern, und dieſe nicht bloß nach deren Größe, ſondern auch Höhe, unter oder über dem Waſſer, und aus welcher Erdart ſowohl ſie ſelbſt, als auch, ſo viel nur möglich, das Grundbett des Stromes beſteht. 3) Eben ſo auch in Anſehung des ſogenannten Wattes und Vorlandes vor den Deichen, und wo Anwuchs oder Abbruch befindlich iſt. 4) Vollſtändige Profile von jeder etwas veränderten Art und Lage der Deiche, nach einem größeren Maaßſtabe; nebſt Anzeige der Erdarten derſelben, und des Grundes und Bodens, worauf ſie liegen, wobei zugleich die Höhe des in der Gegend jemals erlebten oder bekannt gewordenen höchſten und niedrigſten Waſſerſtandes aufs Genaueſte und Richtigſte

anzugeben ist. 5) Dasselbe auch in Beziehung auf sämmtliche sogenannte Sommerdeiche, Binnendeiche, Flügeldeiche, Kaje- oder Kuhrdeiche, Geest-, Mehr- oder Heidedeiche und Dämme, wie dergleichen nur einen Namen haben mögen. 6) Alle und jede Wasserwerke, groß oder klein, sie bestehen woraus oder worin sie wollen. 7) Das unbedeichte Land, nebst allen den Vorkehrungen, die zu dessen Abwässerung gehören oder sich darauf beziehen, wie auch die verschiedene Güte und Lage des Landes, und zwar Letzteres in Absicht des äußeren Wasserstandes. 8) Den Lauf und Ausfluß kleiner Flüsse, nebst deren größten und geringsten Tiefen. 9) Die besonderen Namen und Benennungen jeder Deiche, ingleichen ob sie Soden- oder Groden-, Stroh- oder Sticket-, Fläcken-, Holz- oder Steindeiche sind, auch gegen welchen Windstrich jeder dieser Deiche liegt. 10) Das gegenüber befindliche Ufer, in so fern es nicht unabsehlich entfernt ist, und Einfluß auf das andere Ufer haben kann; dann auch die etwaige Bedeichung, Beschaffenheit, Größe und Höhe jener Ufer, nebst deren sämmtlichen Wasserwerken. 11) Die Höhe der Ebbe und Fluth, sowohl außerordentlicher, als ordentlicher Fluthen und Springfluthen; des sogenannten Wachs- oder Oberwassers, des Falles und der Geschwindigkeit des Flusses; und endlich 12) müssen die Strom- und Deichkarten eines jeden Deichbandes jedesmal nach einerlei Maaßstab verfertiget, und davon ein Exemplar höchsten Orts eingesandt werden, damit jeder Deichbeamte bei jedesmaligen Berichtserstattungen sich füglich darauf beziehen könne, bei besondern und wichtigen Vorfällen, aber nur nöthig habe, speciellere Plane von der in Rede stehenden Gegend (die sich aber auf die generalen Plane ausdrücklich beziehen müssen) nach einem größeren Maaßstabe solchen Berichten beizulegen. Uebrigens müssen die *generalen Plane* sämmtlich nach Ablauf einer *gewissen festzusetzenden* Zeit aufs Neue, nach dem ein

für allemal angenommenen Maaßſtabe gemacht oder doch wenigſtens nach den dazwiſchen eingetretenen Veränderungen auf's Neue eingerichtet werden. Alle dieſe Plane müſſen ſorgfältigſt aufgehoben werden, um dadurch Urſachen und Folgen der ſo mannigfaltigen Veränderungen in der Bahn der Flüſſe und Ströme ſicher beurtheilen, und auf dieſe Weiſe ſich endlich dadurch eine allgemeine höchſt nöthige und zuverläßige Geſchichte des ganzen Deichweſens erwerben zu können, als woran es bis jetzt, ſo viel bekannt, noch in mehreren Deichgegenden zum unerſetzlichen und unendlichen Nachtheil derſelben mangelt.

Stromkorb, bei den Müllern, große Fiſchreuſen, die ſich an den Fluthbetten ihrer Mühlen, wenn ſie das Schutzbrett aufziehen, oder vor die Oeffnungen, die ſie mit Fleiß an ihren Dämmen machen, legen. Ueberhaupt alle diejenigen Fiſchreuſe ohne Kehle, welche vor den Strom eines Gerinnes oder anderer fließenden Waſſer gelegt werden. — Im Waſſerbaue bedient man ſich der Stromkörbe ein hohes und ſenkrecht in die Tiefe gehendes Ufer wider den gewaltigen Einriß zu bewahren. Es ſind 3 bis 4 Ellen in ihrer Rundung weite Körbe, die wie ein Zuckerhut ſpitz zugehen. Man ſteckt zu einem ſolchen Korbe eine Rundung von dem erwähnten Umfange aus langen ſchwachen Stangen in die Erde, ſo daß ſie 1 oder ¾ Fuß von einander zu ſtehen kommen, und der Zwiſchenraum wird mit Nähtergerten ausgeflochten. Bei dem Legen und Gebrauche dieſer Körbe muß man wohl Acht haben, daß ſie, nachdem ſie mit Dornen angefüllt ſind, recht auf den Grund, und zwar mit dem ſpitzigen Theile in das Ufer gelegt, und daſelbſt gut eingegraben werden, dergeſtalt, daß ſie entweder mit ihrer Oeffnung längſt dem Fluſſe hinliegen, und dann dienen ſie anſtatt eines Strichzauns, oder daß *ſie die Breite* ihrer Oeffnung gerade gegen den Strom

kehren. In beiden Lagen werden ſie mit zwei oder drei Pfählen befeſtiget.

Stromkrebs, Stromkrebſe, ſ. Flußkrebſe, unter Krebs, ein Thier, Th. 48, S. 126.

Stromlage, Stromlagen, eigenthümliche Mauerverbände, die zu Ankern hinter den Wänden von Quadern maſſiver Schleuſen und Brücken angebracht werden. Hier dürfen nämlich die Mauerſteine keinesweges nach dem gemeinen Mauerverbande verarbeitet werden, ſondern es müſſen auch über demſelben zur beſſeren Verbindung, nach den Umſtänden, etwa auf alle drei Fuß hoch, ganze Querlagen, ſchief, etwa nach einem Winkel von 45 Graden, über die andern, die unten gerade liegen, hergelegt werden. Eine ſolche Lage der Steine nennen ſowohl die Holländiſchen, als Deutſchen Maurer eine Stromlage. Bringt man dieſe Lage bei hohen aufrechtſtehenden Mauern an, ſo nennt man ſie Klamplage. Von dem Nutzen der Stromlagen ſchreibt der Holländer C. Redeley Kheid in ſeiner: Verhandeling over de Metselary in Vestingwerken, S. 29, daß ſie das Mauerwerk außerordentlich in einander verbinden, und gegen Druck, Trennung, Sinken und Aufreißen bewahren, kurz, daß ſie bei Mauern, die etwas zu bedeuten haben, eben ſo nöthig ſind, als die Materialien ſelbſt. Ferner, S. 134, daß alle Baumeiſter in Holland darin übereinſtimmen, daß waſſerdichte Mauern mitten in ihrer Stärke zwei Strom- oder Kamplagen haben müſſen. Da es überdies nöthig iſt, daß Mauerſteine, ſo viel, als möglich, naß vermauert werden, ſo verlangt man auch billig von den Maurern, daß ſie jedesmal, ehe ſie die Arbeit verlaſſen, über die letztere Lage der Steine, Waſſer mit Kalk, Tarras oder Mörtel vermiſcht, gießen, damit ſich die Steine um ſo dichter mit einander verbinden, welches von ihnen beſonders ein Guß genannt wird. Sonſt heißt auch noch bei Pack-

und Reifwerken eine Stromlage ſo viel, als Stoppellage, wovon unter dieſen Wörtern weiter nachzuſehen iſt.

Stromlänge, der Theil der Ströme, welcher zwiſchen eintretenden wichtigen Nebenflüſſen liegt.

Strömling, Stromlinge, eine Art kleiner Heringe, welche häufig in dem Bothniſchen Meerbuſen gefangen werden; aber auch in anderen Gegenden; ſ. auch unter Sardelle, Th. 136, S. 473 u. f. Breitling.

Strömlingsmücke, ſ. Th. 66, S. 573.

Strommeſſer, in der Schifffahrtskunde, eine Abmeſſung des Stromes. Man hat verſchiedene Mittel und Werkzeuge, die Geſchwindigkeit des fließenden Waſſers, namentlich in Flüſſen, zu meſſen. An einer Stelle, wo die Strombahn gerade iſt, ſteckt man eine Strecke von hundert und mehreren Fußen ab; an jedes Ende der abgemeſſenen Grenzlinie ſtellt ſich ein Beobachter mit einer Sekundenuhr. Der oberſte wirft in dem Augenblicke, wo er auf die Uhr ſieht, eine Korkkugel oder Wachskugel, oder einen ähnlichen leichten ſchwimmenden Körper in den Strom des Waſſers. Der unterſte Beobachter, deſſen Uhr mit der Uhr des oberſten völlig gleich geht, ſieht in dem Augenblicke nach der Uhr, wo der ſchwimmende Körper an das Ende der gemeſſenen Linie gekommen iſt; ſo hat man die Zeit in Sekunden, welche der ſchwimmende Körper gebrauchte, um die abgeſteckte Länge zu durchſchwimmen; dividirt man nun die gefundene Zahl von Sekunden in die Anzahl von Fußen der abgemeſſenen Strecke, ſo hat man die Geſchwindigkeit der Kugel, folglich auch des fließenden Waſſers in einer Sekunde. Aber auch abgeſehen davon, daß bei dieſer Meſſung zwei Beobachter nöthig ſind, und daß eine Windſtille vorausgeſetzt werden muß, ſo findet man nur die Geſchwindigkeit des Waſſers an der Oberfläche, und zwar am Stromſtriche, wo die Geſchwindigkeit am *größten iſt*; man erhält aber keineswegs die mittlere *Geſchwindigkeit* des Waſſers, wie ſie doch erforderlich

iſt. — Unter den ſogenannten Strommeſſern beſtimmt das nach Art eines Staurades gebauete Rädchen ebenfalls nur die Geſchwindigkeit des Waſſers an der Oberfläche. Das Rädchen hat nur dünne blecherne Schaufeln, welche in die Oberfläche des Waſſers bis zu einer ſolchen Tiefe eingetaucht ſeyn müſſen, daß das Rädchen gut umläuft. Die Geſchwindigkeit des Schwerpunktes der eingetauchten Schaufeln würde begreiflich der Geſchwindigkeit des Waſſers gleich ſeyn, wenn an dem Rädchen gar keine Reibung Statt fände, die zwar ſehr geringe gemacht, aber nicht ganz hinweg gebracht werden kann. Wenn man nun die Zahl der Umläufe des Rades mittelſt einer Sekundenuhr beobachtet, mit dieſer Zahl die durch den Schwerpunkt der Schaufeln beſchriebene Peripherie multiplicirt, und das Produkt durch die Anzahl der beobachtenden Sekunden dividirt, ſo würde man jene Geſchwindigkeit des Waſſers erhalten. Um nicht nöthig zu haben, die Umläufe zu zählen, ſo kann man der Welle des Rädchen ein Paar Schraubengänge geben, die mit möglichſt geringer Reibung in ein Stirnrad greifen, ſo daß jeder Umlauf des Rädchens in ſeiner Welle einen Zahn des Stirnrades weiter ſchiebt. Die meiſten Strommeſſer geben, wie der Stromquadrant, die Geſchwindigkeit nicht unmittelbar, ſondern nur die Stärke des Waſſerſtoßes an, welche aber auf der Geſchwindigkeit beruhet. Eine ſolche Bewandniß hat es auch mit dem Waſſerhebel des Lorgna, mit der Waſſerfahne des Ximenes, mit dem Tachometer des Brünings, und noch einigen andern ähnlichen Inſtrumenten; ſ. dieſe Artikel, unter W und T. — Die beſten Strommeſſer ſind diejenigen, welche die Geſchwindigkeit des Waſſers geradezu anzeigen, und nicht das zwiſchen Geſchwindigkeit und Stoß des Waſſers Statt findende Geſetz als bekannt vorausſetzen. Zu dieſen Strommeſſern gehört vorzüglich Woltmanns *hydrometriſcher* Flügel. Der Strom

muß zwei kleine Flügel auf ähnliche Art umtreiben, wie die Luft die Windmühlenflügel umdrehet. An der Flügelwelle befinden sich ein Paar Schraubengänge, welche so in ein Stirnrad eingreifen, daß sich daran die Anzahl der Umdrehungen leicht bemerken läßt. Mittelst einer Schnur kann man das Zapfenlager der Stirnradswelle, folglich auch die Achse des Stirnrades so weit erhöhen, daß das Rad nur so lange in die Schraubengänge der Flügelwelle greift, als man Sekunden zählt; dann ist man im Stande aus der Anzahl der Umläufe und der Umlaufszeit die Geschwindigkeit des Stromes zu finden. Flügelwelle, Stirnrad und die übrigen Vorrichtungen sind an einem festen Stative angebracht, welches man ins Wasser setzt. Bei gehöriger Befestigung dieses Stativs kann man das Instrument in allen Tiefen anwenden.

R. Woltmanns Theorie und Gebrauch des hydrometrischen Flügels ꝛc. Hamburg, 1790.
Ch. Brünings Abhandlung über die Geschwindigkeit des fließenden Wassers; aus dem Holländischen übersetzt von Kröncke. Frankfurt am Main, 1798.
J. F. Lempe, Lehrbegriff der Maschinenlehre, Th. 1, Abth. 2. Leipzig, 1797, S. 87 u. f.
G. G. Schmidts Mathematik, Th. 2, Abth. 2. Frankfurt am Main, 1799. S. 63 u. f.
J. A. Eytelweins Mechanik fester Körper und Hydraulik. Berlin, 1801. S. 452 u. f.

Stromneunauge, Flußneunauge, Petromyzon fluviatilis Linn., s. den Art. Lamprete, Th. 59, S. 362 u. f.

Strompendel, s. Stromquadrant.

Stromprofil, die Vermessung, welche quer durch einen Strom vorgenommen wird, und wo bei jedem Punkte der Breite die zukommende Tiefe und jedes Punktes Geschwindigkeit bestimmt wird, wodurch man in Erfahrung bringen

kann, wie viele Kubikfuße in einer gegebenen Zeit vorbeifließen.

Stromquadrant, Strompendel, ein in 90 Grade getheilter Viertelskreis, der auf folgende Art eingerichtet iſt. Von ſeinem nach oben hingekehrten Mittelpunkte hängt eine ſehr dünne Stange, auch wohl nur ein ſteifer Faden, mit einer Kugel herab, die etwas ſpecifiſch ſchwerer als Waſſer iſt. Stellt man nun den Quadranten ſo, daß der eine Halbmeſſer in die lothrechte Lage kommt, ſo hängt in der Luft auch die Stange mit der Kugel lothrecht herab. Bringt man aber die Kugel unter die Oberfläche von fließendem Waſſer, ſo ſtößt dieſes die Kugel zur Seite; dann ſteigt die Stange an dem eingetheilten Bogen hinauf, und macht folglich einen Winkel mit dem vertikalen Halbmeſſer des Quadranten, deſſen Grade die Größe dieſes Winkels angegeben. Je größer nun die Geſchwindigkeit des fließenden Waſſers iſt, um ſo größer muß auch dieſer Winkel ſeyn. Senkt man die Kugel in Flüſſe von verſchiedenen Geſchwindigkeiten, oder auch in verſchiedene Tiefen ein und deſſelben Fluſſes, ſo giebt das Verhältniß der Tangenten der von der Stange bemerkten Winkel das Verhältniß der Stöße oder der Quadrate der Geſchwindigkeiten an, wenn man dieſe den Stößen proportional annimmt. Hätte man z. B. die Geſchwindigkeit eines Fluſſes durch ſchwimmende Körper auf ſeiner Oberfläche beſtimmt, und mittelſt des Strompendels das Verhältniß der Geſchwindigkeiten auf der Oberfläche und in verſchiedenen Tiefen gefunden, ſo ließe ſich daraus die Geſchwindigkeit des Fluſſes für jede beliebige Beobachtungsſtelle herleiten.

Stromquappe, ſ. Aalquappe, oder vielmehr Aalraupe, Th. 1, S. 19 u. f.

Stromſtrich, ein Waſſerſtreifen, welcher ſich von dem übrigen Waſſer durch einen ſchnellern Zug unterſcheidet. *Die ganze* Strombahn bewegt ſich faſt niemals

mit einerley Kraft und Geschwindigkeit fort, sondern es finden sich darin gewisse Striche, die vor allen andern sich in ihrer Heftigkeit hervorthun. Diese Striche ereignen sich in der größten Tiefe der Strombahn; daher versteht man auch unter Stromstrich die Richtung der größten in einer Strombahn befindlichen Tiefen. Ein Werk, welches sich des Stromstrichs bemächtigen und denselben anderswo hinleiten soll, muß nothwendig so lang seyn, daß es denselben ganz auffangen kann, auch muß der Winkel, unter dem ein Werk den Stromstrich auffängt, allemal kleiner als 45 Grad seyn; denn je kleiner der Winkel ist, desto leichter läßt sich der Stromstrich ableiten, nur muß dann das Werk auch die gehörige Lage haben.

Stromzeughaus, ein schon von Silberschlag in der Abhandlung vom Wasserbau an Strömen vom Jahre 1766 vorgeschlagenes Haus, um jederzeit darin Alles dasjenige in Bereitschaft zu haben, was die Noth erfordert, um wider hohe Fluthen zu schützen. In einem Stromzeughause soll nöthig seyn. I. An geometrischen Instrumenten: 1) Eine vorzüglich eingerichtete Nivellirwage, auch geringere oder sogenannte Schrotwagen; 2) eine Meßkette, nebst ihren Köchern zu den Marquirstäben; 3) einige Meßfahnen, und 4) ein bequem eingerichteter Meßtisch. — II. Am Zimmergeräthe: 5) Alle Arten von Aexten; 6) große und kleine Bohrer; 7) Winkeleisen; 8) Spund- und Falzhobel; 9) Meißel; 10) allerley Gattungen von Beilen und Hammern; 11) Zimmersägen, Handsägen, Kurzsägen. III. Werkzeuge, um auf dem Grunde zu arbeiten: 12) Grundsägen, um unter dem Wasser etwas zu zerschneiden; 13) Visitirnadeln, um zu erforschen, ob und wie tief unter dem Sandgrunde etwa Felsen verborgen liegen. Sie bestehen aus einer starken Stange Eisen, die unten eine verstählte Spitze hat, oben aber an eine hölzerne

Stange befestiget werden kann; 14) Trichter- oder Kehlbohrer, die Art des auf dem Grunde befindlichen Sandes zu wissen; 15) Haken, manches auf dem Grunde im Wege Liegendes wegzuziehen; 16) große eiserne, auch kleinere Zangen; 17) Hacken; 18) Rührstangen; 19) verschiedene Arten von Schöpfschaufeln; 20) Hebeschäffeln oder Schaufelschaufeln; auch 21) Eymer; 22) Bugger- und Modderhacken. — IV. Stehendes Werkzeug: 23) Spaden von allerhand Gattung, worunter auch das Rasenmesser, dessen Stiel man auf die Schulter legt, und rückwärts geht, jedoch so, daß mit beiden Händen aufgedrückt wird. Damit ist man im Stande in aller Geschwindigkeit eine ansehnliche Menge Soden zu stechen, die alle von gleicher Größe seyn können, die man hernach mit den Spaden abnehmen läßt. — V. Hauendes Werkzeug: 24) Hacken allerlei Art, wie z. B. die Steinhacke, Erdhacke und Doppelhacke, welche Letzte man sehr bequem brauchen kann, wenn man bald in Sand und Grund, bald in feste Schollen, bald in verwachsenes Erdreich geräth. — VI. Stoßendes Werkzeug: 25) Rammen allerlei Art, als da ist die große oder sogenannte Schottramme, mit ihrem ganzen Zubehör, und zwar wegen des zu befürchtenden Nothfalls mehr denn eine derselben; auch einen Prahm, der auf dem Wasser bereit liegt, um im erforderlichen Falle eine große Ramme darauf zu setzen. Hand- oder Stoßrammen, auch sogenannte Papenmützen; 26) ein Paar große eiserne Amboshammer. — VII. Hebezeug: 27) Ein Paar gute Flaschenzüge oder Kolben; 28) Brechstangen, besonders eine Art, die man Geißfüße nennt; 29) ein Paar Hebeladen; 30) Erdwinden; 31) Radhaspel; 32) Wagenwinden, die sowohl oben, als seitwärts etwas heben können, nebst den zu dergleichen Hebzeugen überhaupt gehörigen

Tauen und Ketten. — VIII. An Schleppzeugen: 33) Wipp- oder Sturzkarren; 34) verſchiedene andere Schubkarren; 35) Tragbahren; 36) Schlitten oder Schleifen; 37) Block- oder Stein- und Baumwägen; auch 38) ſogenannte Mollbooten und Mulden. — IX. Eiſenwerk: Außer dem ſchon vorher angeführten: 39) eine Anzahl verſtählter Schuhe zu Rammpfählen; 40) eine Art eiſerner Klammern; 41) eine Anzahl großer und kleiner Bolzen, nebſt Splinten und Ringen; 42) große und kleine Nägel, nebſt dazu gehörigen Bohrern; 43) eine Anzahl eiſerner Sporen für die Karrengänger, und 44) ein anſehnlicher Vorrath eiſerner Stifte in und auf die Felgen der Karrenräder. — X. Baumaterialien, auch noch andere Erforderniſſe: 45) Einen Vorrath von langen eichenen und ellernen Pfählen; 46) einen Vorrath von kurzen, breiten hinreichend behauenen und zugeſpitzten Pfählen; 47) desgleichen ein ſolcher Vorrath etwa 6 Fuß langer Pfähle mit Falzen, in welche Spundbretter paſſen; 48) ein hinreichender Vorrath an ſogenannten Pinnplanken, nebſt den zugehörigen gefalzten und mit eiſernen Schuhen verſehenen Pfählen, um dadurch in Zeit der Noth ſogleich erhöhen zu können; 49) geſchnittenes Eichenbauholz, Bohlen und Bretter, auch eine gewiſſe Menge ſogenannter Keuerdielen; 50) ein guter Vorrath von Eichen- und Büchen-, auch Weidenbuſchbünden, und ſogenannten Würſten oder Faſchinen, der, wenn er verderben will, das heißt jedoch, wenn ein neuer Vorrath ſchon wieder da iſt, verbraucht werden kann; 51) ein reicher Vorrath von ſogenannten Flücken oder Horden, aus einem Flechtwerke von Weidenbuſch. Ein guter Harniſch, den man den Deichen dadurch, zur Zeit der Noth, anthun kann; 52) in dieſer Abſicht auch eine gewiſſe Anzahl Segeltücher, mit den dazu nöthigen Ringen,

Tauen, Leinen und Gewichten; 53) ein Vorrath von behauenen Steinen, Bruch- und Feldſteinen, in und um das Magazingebäude, oder vielmehr in der Nähe deſſelben; 54) desgleichen ein Vorrath, ſowohl an Reet- oder Schilf-, als Strohbehuf zur eiligen Herſtellung und Unterhaltung der etwa in der Gegend befindlichen Strohdeiche; desgleichen eine Anzahl der dazu nöthigen Spick- oder Sticknadeln; 55) eine Anzahl Laternen, Pechfackeln und Pechkränze, beſonders ein ſogenannter eiſerner Korb oder eine Feuerpfanne, wie beim Kriegsweſen gebräuchlich iſt, worein man Lunte oder einen Pechkranz legt, den weder Regen, noch Waſſer, noch Wind auslöſcht, und allenthalben ſogleich hingeſteckt und befeſtiget werden kann; 56) ein Paar Tonnen mit Theer und Pech; 57) eine anſehnliche Anzahl Säcke, nöthigenfalls zu Sandſäcken, auch einige Säcke voll Werg und Moos; 58) einige Leitern; 59) eine Menge Heu- und Miſtgabeln: 60) einige eiſerne Eggen, nöthigenfalls zum Ebenen, auch Aufreißen der Deicherde; 61) ein Paar Eisſägen; 62) eine Menge hölzerner Schlagen oder Schlägel von Büchenholz. Ingleichen 63) ein ſogenannter Schlingels oder Schlengels, gleichſam als ein Tauwerk von jungen Faſchinenweden oder Reiſern zum Binden der Grundwaſen; 64) eine Anzahl Deichklopfer und Wallſchlägel; 65) Kant- oder Zaunſchlagen; 66) Doßierbretter; 67) Faſchinenmeſſer; 68) Keuethaken; 69) Stangen, Leinen und Gewichte zum Austiefen; 70) Meßruthen, Maaßſtöcke ꝛc. ꝛc.

Stronerde, ſ. Strontianerde.

Strongylus, Strongyli, der Lateiniſche Name der Palliſaden- oder Rundwürmer; ſ. unter Wurm, in W.

Strongyps, Cöleſtin, ſ. unter Stein, Th. 171, S. 559 u. f.

Strontian, Strontia, ſ. den folgenden Artikel.

Strontianerde, Strontiana, Fr. Strontiane, eine Erde, welche uns die Natur noch nicht im reinen Zuſtande geliefert hat, die noch nicht rein aufgefunden worden. Die Chemiker ſind daher genöthiget, dieſelbe aus den natürlichen Verbindungen dieſer Erde mit Kohlenſäure oder Schwefelſäure abzuſcheiden. Die Kohlenſäure läßt ſich der kohlenſauren Strontianerde dadurch entziehen, daß man ſolche gepülvert mit dem fünften Theile Kohlenpulver mengt, und ſie in einem mit Kohlenpulver ausgefütterten Schmelztiegel einem heftigen Glühfeuer ausſetzt. Ein anderes Verfahren beſteht darin, daß man die kohlenſaure Strontianerde durch Salpeterſäure zerſetzt, die Auflöſung bis zum Kryſtalliſationspunkte verdunſtet, und die erhaltene Kryſtalle in einem Schmelztiegel ſo lange glühet, bis alle Salpeterſäure entwichen iſt. Aus der ſchwefelſauren Strontianerde kann man dieſe Erde durch das von Vauquelin angegebene Verfahren gewinnen. Die gepülverte natürliche ſchwefelſaure Strontianerde wird mit dem achten Theile Kohlenpulver, dem Gewichte nach, vermiſcht, und einige Stunden heftig geglühet. Die ſchwefelſaure Verbindung wird dadurch in eine ſchwefelhaltige verwandelt, welche man in Waſſer auflöſet, und durch einen Zuſatz von Salpeterſäure den Schwefel unterſchlägt. Die Flüſſigkeit, welche eine Verbindung der Strontianerde mit Salpeterſäure enthält, wird, wie oben angeführt worden, behandelt. Kürzer läßt ſich dieſe Abſcheidung nach Klaproths angegebenem Verfahren bewerkſtelligen. Die ſchwefelſaure Strontianerde wird mit drei Theilen kohlenſaurem Kali gemiſcht, in einem Kolben mit ſieben Theilen Waſſer übergoſſen, zum Kochen gebracht, und eine halbe Stunde im Sieden erhalten, wodurch der ſchwefelſauren Strontianerde die Schwefelſäure entzogen wird; dagegen nimmt ſie Kohlenſäure an, welche durch das oben angeführte Verfahren fortgeſchafft wird.

Man kann auch, da der schwefelsaure Baryt fast immer einen Antheil schwefelsaurer Strontianerde enthält, die bei der Zersetzung des Baryts bleibende Mutterlauge zur Gewinnung der Strontianerde benutzen. — Die reine Strontianerde ist eine poröse Masse von graulich-weißer Farbe, scharfem und alkalischem Geschmacke, jedoch weniger scharf und weniger urinähnlich, als der Geschmack des Natrum, des Alkali und der Schwererde, auch der Geruch ist nur sehr schwach. Die blaue Farbe der Vegetabilien wird von ihr in Grün verwandelt. Das specifische Gewicht derselben beträgt nach Hassenfratz 1,647. Auf den thierischen Körper wirkt sie nicht so heftig wie die Baryterde; sie ist nicht giftig. Vor dem Löthrohre schmelzt sie nicht; sie wird aber mit Licht durchdrungen, von einer so weißen, blendenden Flamme umgeben, daß das Auge es kaum zu ertragen vermag. Die Strontianerde hat die Eigenschaften der Baryterde und Kalkerde; sie erhitzt sich und zerfällt in Pulver. Vom Wasser wird sie aufgelöset. Funfzig Theile Wasser lösen bei einer Temperatur von 60 Graden Fahr. einen Theil von dieser Erde auf. Die Auflösung, welche Strontianwasser genannt wird, ist klar und durchsichtig, und hat einen bitterlichen Geschmack. Die blauen Pflanzensäfte werden dadurch grün gefärbt; heißes Wasser löset eine beträchtlichere Menge davon auf, als kaltes. Die Auflösung wird in der freien Luft zersetzt, wobei ein Strontianrahm entsteht. Beim Erkalten der Auflösung wird aber der größte Theil der aufgelöseten Strontianerde, so wie der Strontianrahm, in durchsichtigen farbenlosen Krystallen abgeschieden. Die Krystalle sind rhomboidale Tafeln; die größten sind selten länger als $\frac{1}{4}$ Zoll. Zuweilen sind die Kanten und Ecken vollständig, häufiger sind sie aber mit zwei Flächen zugeschärft. In den meisten Fällen hängen diese Krystalle so zusammen, daß sie eine dünne Platte von einem und mehreren Zollen

Länge und einem halben Zoll Breite bilden; zuweilen ist die Gestalt der Krystalle kubisch; auch trifft man unter den Krystallen seidenartige, abgeplattete Nadeln, oder zusammengedrückte Prismen an. Diese Krystalle enthalten ungefähr 68 Prozent Wasser, und bei einer Temperatur von 60 Graden werden etwa 51, 4 Theile Wasser erfordert, um einen Theil derselben aufzulösen; kochendes Wasser nimmt beinahe die Hälfte davon, dem Gewichte nach, in sich. An der Luft verlieren sie ihr Krystallisationswasser, ziehen Kohlensäure an, und zerfallen in Pulver. Ihr specifisches Gewicht beträgt 1, 46. Durch das Zusammenschmelzen der Strontianerde mit Schwefel in einem Schmelztiegel läßt sich schwefelhaltige Strontianerde darstellen, welche vom Wasser schwach aufgelöset, und dadurch in eine Hydrosülfüre der Strontianerde verwandelt wird. Dieselbe Verbindung wird erhalten, wenn man einen Theil ätzende Strontianerde mit ½ Schwefel und einer hinreichenden Menge Wasser kocht, die Flüssigkeit dann filtrirt, und in einer wohlverstopften, ganz angefüllten Flasche aufbewahrt. Beim Verdunsten der Auflösung finden sich Krystalle ein, welche Strontian-Hydrosülfüre sind, und in der Flüssigkeit bleibt hydrogenisirte Sülfüre zurück. Zersetzt man die Hydrosülfüre der Strontianerde durch Säuren, so brennt das schwefelhaltige Wasserstoffgas, welches entweicht, mit purpurrother Flamme, wegen der in geringer Menge aufgelöseten Strontianerde. Wenn man ein Gemenge aus Phosphor und Strontianerde in einer an dem einen Ende verschlossenen Glasröhre erhitzt, so verbinden sich beide Substanzen mit einander, und es entsteht phosphorhaltige Strontianerde. Die Strontianerde besitzt die Eigenschaft, die Flamme purpurroth oder vielmehr karminroth zu färben. Man kann, um diesen Versuch anzustellen, entweder etwas salpetersaure Strontianerde an den Docht eines Lichtes bringen, oder mit Alkohol, wel-

cher ſalzſaure Strontianerde aufgelöſet hat, Papierſtreifen oder Baumwolle anfeuchten, und dieſe entzünden. Dieſes iſt eines derjenigen Merkmale, wodurch man die Strontianerde von der Baryterde unterſcheidet. Letztere ertheilt unter ähnlichen Umſtänden der Flamme eine bläulich-gelbe Farbe. Die Eigenſchaft der Strontianerde die Flamme roth zu färben, wurde vom Dr. Aſh im Jahre 1787 zuerſt bemerkt. — Mit der Kieſelerde verbindet ſich die Strontianerde zu einem Glaſe, welches nicht dieſelben Eigenſchaften hat, wie ein aus Natron oder Potaſche und Kieſelerde beſtehendes Glas. — Die Thonerde miſcht ſich mit der Strontianerde; denn in einem Thontiegel fließt die Strontianerde mit der Maſſe des Tiegels zu einem hellen, harten grünen Glaſe zuſammen. Die Zirkonerde und Süßerde dringen chemiſch nicht in die Potaſche, das Natrum und die Strontianerde ein. — Die Bittererde miſcht ſich mit der Strontianerde nicht. — Mit einigen Metalloxiden geht die Strontianerde eine Verbindung ein, ſie ſind jedoch noch nicht näher unterſucht worden. Mit den Säuren ſtellt die Strontianerde Salze dar, von welchen in den Artikeln der Salze, Th. 133 und 134 geredet worden. Die Baryterde und Strontianerde nähern ſich in mehreren Eigenſchaften. Die Hauptkennzeichen, woran man Letztere von der Erſteren unterſcheidet, ſind folgende: ſie iſt weniger kauſtiſch, hat ein geringeres ſpecifiſches Gewicht, phosphoreſcirt vor dem Löthrohre, färbt die Flamme purpurroth, iſt unſchmelzbar, erfordert eine ungleich größere Menge Waſſer zu ihrer Auflöſung, bildet Kryſtalle von anderer Grundgeſtalt, zeigt gegen die Säuren eine entferntere Verwandſchaft, und übt auf den thieriſchen Körper keine giftigen Eigenſchaften aus, wie auch ſchon oben erwähnt worden. Indeſſen beobachtete Trommsdorff in dem Brennpunkte des großen Tſchirnhauſiſchen Brennglaſes das Schmel-

gen des Strontian; obgleich er nach Lampadius in dem ſtärkſten Weißglühfeuer unſchmelzbar iſt, mit Kalk vermiſcht fließt er aber nach ihm zu einer porzellanartigen Maſſe. — Man hat anfangs den Strontianit, welcher die Verbindung dieſer Erde mit Kohlenſäure enthält, und das erſte Foſſil war, worin man dieſe Erde in großer Menge antraf, für kohlenſauren Baryt gehalten; allein der Dr. Crawford, der einige Verſuche damit anſtellte, bemerkte jedoch, als er dieſes Foſſil mit Salzſäure behandelte, daß es vom kohlenſauren Baryt abweichende Erſcheinungen zeigte. In ſeiner Abhandlung, welche er im Jahre 1790 über die ſalzſaure Baryterde bekannt machte, erwähnt er dieſes Umſtandes und äußerte die Vermuthung, daß in jenem Foſſil, welches aus den Bleygruben von Strontian in Argyleſhire war, eine neue Erde enthalten ſeyn möchte; er überſchickte zugleich einige Proben davon an Kirwan, um damit fernere Verſuche vorzunehmen. Dr. Hope ſtellte damit im Jahre 1791 eine Reihe von Verſuchen über dieſen Gegenſtand an, welche er 1792 in der Edinburger Societät vorlas, und welche in den Tranſaktionen dieſer Geſellſchaft vom Jahre 1794 befindlich ſind, durch dieſe zeigte er, daß der Strontianit eine Verbindung aus Kohlenſäure und einer eigenthümlichen Erde ſey, deren Eigenſchaften er genauer angab, und die er Strontites nannte. Klaproth, welcher dieſes Foſſil im Jahre 1793 unterſuchte, fand, ohne von Hope's Verſuchen etwas zu wiſſen, gleichfalls die neue Erde in demſelben. Ueber den Strontianit ſehe man das Nöthige unter Stein, Th. 171, S. 571 u. f., nach. Ueber die Strontianerde, den Strontian ꝛc. ſehe man nach:

Hope, in den Transactions of the Royal Society of Edinburgh. Vol. IV. P. II, p. 3.
Klaproth, in Crell's Annalen 1793, Bd. 2, S. 189.

Jahrg. 1794, Bd. 1, S. 99 u. f., und Beiträge, Bd. 1, S. 260; Bd. 2. S. 92.
Kirwan, in Crell's Annalen, 1795, Bd. 2, S. 119 und 205.
Meyer, daſelbſt, Jahrg. 1795, Bd. 1, S. 204.
Schmeißer, in Grens neuem Journale der Phyſik, Bd. 1, S. 135.
Richter, über die neueren Gegenſtände der Chemie, St. VI, S. 88. St. VIII, S. 1 u. f.
Pelletier, Ann. de Chim. XXI. p. 120, überſetzt in Trommsdorff's Journal, Bd. 5, St. II, S. 170.— Trommsdorff's Beitrag zu den Verſuchen über die Strontianerde; ebendaſelbſt, S. 113. — Deſſen Chemie, S. 436.
Lampadius Schriften, Bd. 1, S. 94.
Vauquelin, Ann. de Chim. XXI, p. 115 und 276. — Desgleichen, Journ. des Mines, An. VI, p. 3, und Scherers allgem. Journal der Chemie, Bd. 3, S. 652 und 665.
Adets, Grundzüge der Chemie, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Dr. Huber, Baſel, 1813, S. 38.
Klaproth und Wolff. Chemiſches Wörterbuch, Bd. 5, S. 112 u. f.

Die übrigen neuern Schriften der Mineralogie, worin von dem Strontian gehandelt worden, findet man unter Stein, Th. 171, S. 625 u. f., angeführt.

Strontianit, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Strontianſpath, Strontſpath, ſ. oben, den angeführten Artikel Strontingyps, Cöleſtin.

Strontianrahm, ſ. oben, unter Strontianerde.

Strontianwaſſer, ſ. daſelbſt.

Strontit, ſ. viel als Strontianit, ſ. dieſes.

Strop, im Schiffsbaue, ein ſtarkes Tau, oben mit einem Haken, welches zur Befeſtigung der Wand an dem Schiffe gebraucht wird. Es befinden ſich auch dergleichen an den Raaen, und dienen ſie aufzuziehen.

Strophe, ein Abſchnitt in einem Gedichte, nach deſſen Ende die Melodie und die Versart wieder von vorn an-

gefangen wird. Die Strophe kommt bei den lyriſchen Geſängen oder Dichtungen vor, die man in Strophen theilt. Die Strophe, Gr. στροφή, heißt eigentlich Wendung oder Umkehr, von στρέφω, wenden, umkehren, wie versus von vertere, dann zunächſt eine gemeſſene Zahl von Verſen oder Verszeilen, die von Chören in feierlichen Zügen oder Umgängen abgeſungen wurden. Mit der Wendung des Chors begann eine zweite der erſten ähnlichen Folge von Verſen: Antiſtrophe (ἀντιστροφή, Gegenwendung, Gegengeſang.) Hierauf wurde von dem ſtillſtehenden Chore der Epodos oder die Epode (ἐπωδὸς oder ἐπωδή, Nachgeſang oder Nachſatz) geſungen, worin kürzere Verſe den längeren folgen. Im Deutſchen iſt Strophe, wie Vers im engeren Sinne oder Stanze (von dem Italieniſchen Worte: Stanza, Zimmer, Aufenthalt, Weile) gewöhnlich eine beſtimmte Zahl metriſcher Zeilen, nach deren Endung dieſelbe Reihe wieder beginnt. Dabei wird die Regel: daß der erſten Strophe die folgenden gleich bleiben, in der Ode, dem erhabenen, gefühl- und ſchwungvollen Geſange, zwar nicht immer, doch gewöhnlich beobachtet. Man ſagt von den Strophen, daß ſie ſteigen oder ſinken, abwechſeln, ſchweben und übergehen. Sie ſteigen bei dem Zunehmen, und ſinken bei dem Abnehmen ſchnellerer oder langſamerer Bewegung. Nimmt dieſe, oder jene, bald ab, bald zu, ſo wechſelt die Strophe; ſie geht über bei dauerndem Wechſel, und ſchwebt, wenn Langſamkeit oder Schnelligkeit ſich gleich bleiben. Nach der Strophenzahl wird ein Geſang oder Gedicht zwei-, drei-, vier-, fünfſtrophig ꝛc., ſehr gewöhnlich mit Griechiſchen Kunſtwörtern: Diſtrophon, Triſtrophon, Tetraſtrophon, Pentaſtrophon ꝛc. genannt. Dieſe Bezeichnung der Strophenzahl darf man nicht verwechſeln mit den Benennungen der gemiſchten mehrgliedrigen Versarten: zwei- drei- viergliedrigen ꝛc. Dekolon, Trikolon, Tetrakolon ꝛc. — Von der Zeilenzahl entlehnte

Beinamen der (drei-, vier-, fünf-, sechs- bis zehn- und zwölfzeiligen) Strophen bedürfen keiner weiteren Erläuterung. Einige der vielfältigen Strophenarten muß man in den Verskunstschriften selbst nachsehen. Uebrigens muß man noch einfache Strophen von doppelten oder Doppelstrophen unterscheiden. Das Verhältniß der Vers- oder Strophenzeilen betrifft deren Länge, Geschlecht und Endung, mithin auch den Reim. Der Länge nach sind die Verszeilen entweder gleichlang oder von ungleicher Ausdehnung. Man verhütet dadurch Einförmigkeit ihrer Endung, daß man gewöhnlich männliche Verse mit weiblichen abwechseln läßt, wobei jedoch viel Willkühr Statt findet. Vollkommene Gleichheit der Strophen beruhet auf ebenmäßigen, einander entgegen stehenden Zeilen, gleicher Stellung oder Anordnung der Füße, sowohl als übereinstimmender Betonung des Anfanges und Schlusses. Diese Gleichheit ist vorzüglich in eigentlichen Singgedichten, bei gleicher Melodie, unumgänglich nothwendig. Jede Strophe soll in der Regel auch den Sinn ihres Inhalts schließen, und demnach mit einem beschließenden Punkte, Frag- oder Ausrufszeichen endigen. Ist nun dieses, wie besonders bei kurzen Strophen, nicht möglich, so sollte doch wenigstens ein Kolon oder Semikolon am Schlusse der Strophe Statt finden. Wird nun aber der Sinn und Verstand einer Strophe zuweilen erst am Anfange der folgenden geschlossen oder vollständig, so dient gewöhnlich das Französische Wort: Enjambement (Ein- oder Ueberschreiten) zur Bezeichnung dieser Freiheit, welche sich eigentlich nur Odendichter bei hinreißender Lebhaftigkeit zu gestatten haben. Außerdem ist ein und oder mit selbst am Ende der Verszeilen, wie viel mehr am Schlusse der Strophen verwerflich. Wörter, besonders zusammengesetzte, für zwei Verse zu theilen, oder halb an den Schluß eines Verses zu setzen, und halb an den An-

fang des folgenden, hat man ſich im Deutſchen faſt nur ſcherzend erlaubt; auch iſt in Ramlers Gedichten „Friedrich Armi-nius" in zwei Strophen vertheilt, und Maſtalier ſchrieb nach dem Beiſpiele Lateiniſcher Dichter: „Aber zu gnugſam flieht er auch die neidevollen Palläſte." Ein Mehreres über die Strophe ſehe man in folgenden Werken nach:

Verſuch einer Deutſchen Proſodie von Karl Philipp Moriz, Berlin, 1786.

Herrmanns Handbuch der Metrik. Leipzig, 1799.

Joh. Heinr. Voß, Zeitmeſſung der Deutſchen Sprache. Königsberg, 1803.

Hörſtels praktiſcher Verſuch einer Verskunſt ꝛc. Leipzig, 1805.

Perſchke's Orthometrie ꝛc. Frankfurt a. O., 1809.

Gräffe's Anweiſung zum Rhythmus ꝛc. Göttingen, 1809.

N. Müller, über den Rhythmus. Kölln.

Fr. Erdm. Petri's Vorkenntniſſe der Verskunſt für Deutſche. 2te Aufl. Pirna, 1812. Deſſen Beſchreibung der Strophe (S. 78 u. f.) bin ich oben im Art. Strophe wörtlich gefolgt.

Auch im Brockhauſiſchen Converſationslexikon unter Strophe findet man dieſen Gegenſtand zur Genüge nach einer ſehr gelehrten Auffaſſung abgehandelt.

Strophium, bei den Römern, eine Binde, womit die Jungfern die Brüſte umzogen, oder einſchnürten, daß ſie ihnen nicht zu groß werden ſollten. Eine andere Binde dieſer Benennung war diejenige, womit das Frauenzimmer den Kopf umzog, und die mit drei andern Binden, wahrſcheinlich von verſchiedenen Farben, befeſtiget war. Dergleichen Binden trugen auch die Geiſtlichen; der Vermuthung nach nicht von ungleicher Farbe. An einigen andern Orten wird dieſe Binde auch Stroppus genannt.

Stropkette, ein Kette, die anſtatt des Stroptaues *dient.*

Benennungen der (drei-, vier-, fünf-, sechs- bis zehn- und zwölfzeiligen) Strophen bedürfen keiner weiteren Erläuterung. Einige der vielfältigen Strophenarten muß man in den Verskunstschriften selbst nachsehen. Uebrigens muß man noch einfache Strophen von doppelten oder Doppelstrophen unterscheiden. Das Verhältniß der Vers- oder Strophenzeilen betrifft deren Länge, Geschlecht und Endung, mithin auch den Reim. Der Länge nach sind die Verszeilen entweder gleichlang oder von ungleicher Ausdehnung. Man verhütet dadurch Einförmigkeit ihrer Endung, daß man gewöhnlich männliche Verse mit weiblichen abwechseln läßt, wobei jedoch viel Willkühr Statt findet. Vollkommene Gleichheit der Strophen beruhet auf ebenmäßigen, einander entgegenstehenden Zeilen, gleicher Stellung oder Anordnung der Füße, sowohl als übereinstimmender Betonung des Anfanges und Schlusses. Diese Gleichheit ist vorzüglich in eigentlichen Singgedichten, bei gleicher Melodie, unumgänglich nothwendig. Jede Strophe soll in der Regel auch den Sinn ihres Inhalts schließen, und demnach mit einem beschließenden Punkte, Frag- oder Ausrufszeichen endigen. Ist nun dieses, wie besonders bei kurzen Strophen, nicht möglich, so sollte doch wenigstens ein Kolon oder Semikolon am Schlusse der Strophe Statt finden. Wird nun aber der Sinn und Verstand einer Strophe zuweilen erst am Anfange der folgenden geschlossen oder vollständig, so dient gewöhnlich das Französische Wort: Enjambement (Ein- oder Ueberschreiten) zur Bezeichnung dieser Freiheit, welche sich eigentlich nur Odendichter bei hinreißender Lebhaftigkeit zu gestatten haben. Außerdem ist ein und oder mit selbst am Ende der Verszeilen, wie viel mehr am Schlusse der Strophen verwerflich. Wörter, besonders zusammengesetzte, für zwei Verse zu theilen, oder halb den Schluß eines Verses [illegible], und halb an

Stroßenfäuſtel, im Bergwerke, ein eiſerner Schlägel, womit die Fimmel in die Scheiden der Flötze getrieben werden, um ſie los zu gewinnen.

Stroßenhäuer, Stroßhäuer, der Bergmann, welcher auf einer Stroße die Gänge gewinnt. Gewöhnlich weiſet man jedem Stroßenhäuer eine Stroſſe zur Arbeit an.

Ströter, ein veraltetes, nur Hof. 6, 9, befindliches Wort: und die Prieſter ſind wie die Ströter, ſo da lauern auf die Leute und würgen auf dem Wege. Das Wort bedeutet einen Straßenräuber, Strauchdieb, und lautet bei dem Jeroſchin Struter, der auch Strutere y für Straßenräuberey braucht. Es ſtammt entweder von dem veralteten Strut, Strauch, her, oder von ſtreifen, ſo fern es ehedem auch herumſtreifen bedeutete, Niederſ. ſtriden.

Strotzen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, von innerer Fülle im höchſten Grade aufgetrieben, aufgeſchwollen ſeyn. Der Beutel ſtrotzt von Gelde, der Bauch von vielen Speiſen. Ein ſtrotzender Beutel. Bittet man den Bauern, ſo ſtrotzt ihm der Bauch (Matthef.) Euter, welche von Milch ſtrotzen. Ingleichen figürlich, mit etwas überfüllt ſeyn. Predigten, welche von griechiſchen Wörtern ſtrotzen. Verſe, die von Gedanken ſtrotzen. Strotzende Wörter. Sie würden über die wüthende und von Schimpfwörtern recht ſtrotzende Beredſamkeit erſchrecken (Gell.) Ingleichen prahlen, ſich mit etwas brüſten, in einigen Gegenden; Niederſ. ſtrunzen. Mit ſeinem Gelde, mit ſeiner Gelehrſamkeit ſtrotzen ꝛc.

Struck oder Everlaſting, ein dicker wollener Zeug von allerlei Farben, gemeiniglich mit erhabenen Ribben oder Streifen, die ſich über den Grund erheben. Man macht ihn mittelſt der Fußarbeit. Die beſten und feinſten Sorten dieſes Artikels liefert England und Sach-

ſen. Er wird auf Damaſtart aus guter Wolle mit gezogener Arbeit verfertiget. Der ſchwarze und weiße Struck dient beſonders zu Beinkleidern und Weſten. Der Engländiſche iſt 3½ Viertel Leipziger Ellen breit und in Stücken von 30 Yards Länge. Das Stück vom Gerra in Vogtland, von Rochlitz, Borna, Herrnhut ꝛc. iſt gemeiniglich ⅞ breit und 50 bis 60 Ellen lang. Man arbeitet ihn, außer England und Sachſen, auch in vielen andern Deutſchen Manufakturen, beſonders in Preußen und Oeſterreich.

Structor, bei den Römern, ein Knecht oder Bedienter, welcher das Eſſen oder die Speiſen auf den Tiſch tragen, und ſolche zierlich in den ſilbernen Gefäßen aufſetzen mußte; ſo wurden auch die Schüſſeln in beſonderer Art aufgeſetzt, die daher Structes patinariae hießen. Andere Structores, vielleicht auch dieſelben, die vorher angeführt worden, hatten eine andere Verrichtung, indem ſie das Eſſen, beſonders Fleiſch, zertheilten oder tranſchirten, welches ſie mit einer zierlichen Gewandheit der Hände thun mußten, daher ſie dieſe Verrichtung auch bei ordentlichen Tranſchirmeiſtern erlernten.

Strudel, ein Wort, deſſen Stammbegriff die ſchnelle kreisförmige Bewegung iſt, und welches noch in einem doppelten Falle vorkommt. 1. Der Ort in einem Waſſer, wo ſich das Waſſer in einem Kreiſe drehet, um ſich in einen auf dem Grunde befindlichen Abgrund zu ſtürzen, wodurch ſich ein Strudel von einem Wirbel unterſcheidet. Dieſer beſteht bloß in einer kreisförmigen Bewegung, welche auch von Klippen unter der Waſſerfläche, widrigen Strömen ꝛc. herrühren kann; jener ſetzt einen Abgrund voraus, in welchen ſich das Waſſer mit einer kreisförmigen Bewegung ſtürzt. Im gewöhnlichen Leben werden jedoch beide oft verwechſelt; ja man pflegt auch die kreisförmige Bewegung des Waſſers unter und nach einem Waſſerfalle einen Strudel zu nennen. Ueber die Waſſerſtrudel überhaupt ſehe man den

Art. Meerſtrudel, Th. 87, S. 222 u. f. nach. — 2. Eine Art Mehlſpeiſe, welche aus einem gefüllten Teige beſteht, der in Geſtalt einer Wurſt gewickelt, wie eine Schnecke zuſammengelegt, und hernach gebacken wird. Dieſe Speiſe iſt nur in Oberdeutſchland gebräuchlich. Da dieſes Strudelgebackne mit den Strauben und Spritzkuchen übereinkommt (ſ. Straube, Th. 175, S. 461, wo auch der Art. Spritzkuchen nachgewieſen worden), ſo muß hier noch etwas über die Strauben geſagt werden, die daſelbſt nur berührt worden ſind, und da ſie mit den Spritzkuchen in der Bereitung Aehnlichkeit haben, ſo iſt ihre Bereitung auf dieſen Artikel verwieſen worden; indeſſen weichen ſie doch etwas in der Zuſammenſetzung ab, und daher können hier einige Bereitungsarten dieſer Speiſe angeführt werden. — Waſſerſtrudeln oder Strauben. Man rühre 1½ Pfund feines Mehl in warmem Waſſer klar, und thue vier Eydotter, nebſt ſechs ganzen Eyern dazu, würze es mit Salz und abgeriebener Macisnuß, und mache daraus einen flüſſigen Teig, den man aber ſtets warm halten muß. Man mache dann in einer kleinen Pfanne Schmalz heiß, thue ein Paar Löffel Teigmaſſe in einen Trichter, der eine nicht zu enge Oeffnung hat, und laſſe durchs Drehen deſſelben ſo viel Teig in das Schmalz laufen, bis ſich die Straube gebildet hat und dick genug iſt. Man wende ſie nun mit einer Spicknadel um, damit ſie auf beiden Seiten backe. Man giebt ſie warm mit überſtreuetem Zucker. — Milchſtrudeln oder Milchſtrauben. Man rühre 1 Pfund Mehl mit Milch ein, und thue vier bis fünf Eyer hinzu, nebſt etwas Orangenblütwaſſer und etwas Salz; mache den Teig nicht zu dick, aber auch nicht zu flüſſig, ſondern ſo, daß er durch einen Trichter laufen kann, und verfahre übrigens wie in dem Vorigen geſagt worden. Statt des Schmalzes kann man auch Butter nehmen. Mit *dieſen* Strudeln kann man anderes Gebacknes, Sahne

oder Kompot von Obſt belegen. — Zuckerſtrudeln. Man nehme Mehl, ſo viel man will, und eben ſo viel geſtoßenen Zucker, rühre ſo viel Eyweis dazu, als nöthig iſt, damit der Teig flüſſig werde; dann Alles gut zuſammengerührt. Man mache nun in einer kleinen Pfanne Schmalz heiß, und backe die Maſſe darin, wie bei den Waſſerſtrauben angeführt worden. — Zuckerſtrudeln mit Wein. Man rühre zu einem halben Pfunde Mehl das Weiße von zwei Eyern, und ſo viel zerſtoßenen Zucker als nöthig iſt, rühre den Teig mit etwas Wein ab, und würze ihn mit geſtoßenem Zimmet, Nelken und Kardamom. Wenn die Teigmaſſe gehörig flüſſig iſt, ſo laſſe man ſie durch einen Trichter, wie die vorigen, aber nicht zu ſchnell, in das heiße Schmalz laufen, und backe ſie darin. —

Strudeln oder Strauben, wie ſie im ſüdlichen Deutſchland gemacht werden. — Apfelſtrudeln oder Strauben. Man ſchneide Aepfel würflich, miſche Roſinen und grob geſchnittne Mandeln darunter, mache einen Teig mit Eyern, Wein und Weißbier an (man kann auch die Eyer fortlaſſen), lege in den Teig das Aepfelgemiſch, und rühre es durcheinander. Man laſſe nun Schmalz oder Butter (Letztere iſt vorzuziehen) in einer Pfanne über Kohlenglut zergehen, und dies abkühlen, nehme etwas davon heraus auf einen Teller, thue etwas von dem Teige, nebſt dem Apfelgemiſche, darauf, bilde daraus Strauben oder Strudeln, nehme ſie mit einem flachen Eiſenblechlöffel von dem Teller, lege ſie in die mit heißem Schmalze oder Butter angefüllte Pfanne, und laſſe ſie langſam backen, damit ſie im Innern recht ausbacken können, jedoch darf man ſie nicht gleich anfangs zu heiß einlegen, auch ihnen zuletzt keine zu ſtarke Hitze geben; dann auf Teller gelegt, mit Zucker beſtreut, und auf den Tiſch gegeben. — Quittenſtrudeln oder Strauben. Man thue ungefähr acht Quitten in einen Topf mit Waſſer, und laſſe ſie

weich ſieden; dann geſchält, in Stückchen geſchnitten, durch ein Sieb gerieben, mit geriebenem Eyerbrod, einer guten Hand voll Mehl und Zucker unter einander gerührt, und Strudeln aus dieſem Teige gebildet; dann in einer Pfanne mit heißem Schmalze oder Butter gebacken. — Hefen- oder Bärmſtrudeln oder Straubeu. Man laſſe ¼ Quart Sahne am Feuer warm werden, rühre ſie dann recht ab, thue zwei Löffel voll Hefen, ſechs Eydotter und vier ganze Eyer darein, umgerührt, geſalzen, und den Teig ſo dick werden laſſen, daß er durch einen gewöhnlichen Strudel- oder Straubentrichter laufen kann. Iſt dieſes geſchehen, dann die Strudeln langſam gebacken, bezuckert, und warm auf die Tafel gegeben. — Mehlſtrudeln oder Straubeu. Man nehme ſchönes Mehl und laſſe es an einem warmen Orte eine kurze Zeit ſtehen, ſo daß es durchwärmt; dann thue man einen Eßlöffel voll guter Bierhefen darein, geſalzen, warme Milch daran gegoſſen, und davon einen ziemlich zähen Teig abgerührt. Hierauf werden ſechs ganze Eyer, und von ſechs Eyern das Weiße in einen Topf geſchlagen, abgequirlt, zu dem angemachten Teige geſchüttet, und derſelbe ganz klar gearbeitet. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſetze man Schmalz ans Feuer, welches aber nicht zu heiß werden darf, und laſſe durch den ſchon oben erwähnten Trichter den Teig in das Schmalz laufen. Man muß aber den Trichter öfters umdrehen, damit der Teig eine gedrehte oder gekreiſelte Form, gleich einem Waſſerſtrudel, erhält. Man begießt denſelben mit nicht zu heißem Schmalze. Man kann die Strauben auch nach eigenem Gefallen groß oder klein bilden. — Weiße Strudeln oder Straubeu. Man mache vom feinſten Mehle mit lauter Eydottern, von ſechs oder mehreren Eyern, nachdem man nämlich viel zu machen gedenkt, einen Teig an, klopfe aber vorher die Eyer gut, und mache den Teig etwas *dick; dann* gieße man das Roſenwaſſer darein, damit es

dünner, als die gewöhnlichen Straubenteige wird, und zuckere ihn nach Belieben. Dann nehme man eine tiefe Pfanne mit recht heißem Schmalze, und einen engen Trichter; hebe die Pfanne vom Feuer, schütte etwas von dem Teige in den Trichter, und lasse es langsam, bis daß die Pfanne mit den Strauben angefüllt ist, ins Schmalz laufen; dann über das Feuer gehalten, aber die Strauben nicht umgewendet, sondern auf ein sauberes Tuch gelegt, geschwind über eine Walze oder Nudelholz, weil sie noch heiß sind, geschlagen, indem sie sonst, wenn sie erkaltet sind, sich nicht mehr darüber schlagen lassen. Man drücke sie nun gut um das Holz, damit sie recht fest daran liegen, und bilde die Strudeln an dem Orte, wo sie am krausesten und weißesten sind, heraus, ordne sie hernach in einer Schüssel, und bestreue sie mit Zucker. Man kann die Strudeln oder Strauben auch nach der Länge neben einander in die Pfanne laufen lassen, und im Herausnehmen ein wenig zusammendrücken, so ist es gut. — Mandelstrudeln oder Strauben. Man mache einen Teig von vier Löffeln voll Mehl und zwei Loth mit Rosenwasser abgeriebenen Mandeln; dann mit dem zerklopften Weißen von drei Eyern angemacht, Zukker noch darunter gerührt; dann den Teig mittelst des Trichters in das Schmalz gebracht, und geschwind herausgebacken. Wenn dieses geschehen ist, werden die Strudeln über ein Nudelholz gebogen, und auf diese Weise sind sie als vollendet zu betrachten. Wenn der Teig anfangs zu dick seyn sollte, so kann man noch von einem oder zweien Eyern das Weiße darein schlagen, damit derselbe etwas zähe werde; ist er aber noch zu dick, muß er noch vollends mit Rosenwasser, wie ein anderer Straubenteig, angerührt werden. — Welsche Strudeln oder Strauben. Das Mehl wird mit siedendem Wasser angebrühet und zerrieben, dann werden Eyer, eins nach dem andern, darein geschlagen, bis nämlich der Teig wie ein gewöhnlicher Straubenteig glatt und dünn

wird und die Straubeu, wie die vorhergehenden, gebacken.

Strudeln (Apfel-), s. oben, S. 125.
— (Darm-), Hefenstrudeln, s. daselbst, S. 126.
— (Hefen-), s. den vorhergehenden Artikel.
— (Mandel-), s. das., S. 127.
— (Mehl-), s. das., S. 126.
— (Milch-), s. das., S. 124.
— (Quitten-), s. das., S. 125.
— (Wasser-), s. das., S. 124.
— (weiße), s. das., S. 126.
— (Welsche), s. das., S. 127.
— (Zucker-), s. das., S. 125.

Strudelkränzchen, Straubenkränzchen, eine Art Mehlspeise, welche auf folgende Weise verfertiget wird. Man mache von einem Maaße feinen Mehls und sechs Eyern einen dünnen Teig, wie ein Nudelteig, mit geriebener Muskatennuß und ein wenig Safran gewürzt, gut unter einander gerührt; Butter oder Schmalz heiß gemacht, und darauf den Teig sechs- oder siebenmal aufeinander ringsherum in das Schmalz laufen, und schnell backen lassen, so wird es rund wie ein Kranz.

Strudelmuß, Straubenmuß. Die Strudeln werden gebacken, klein gehackt und trocken geröstet, da sie selbst Fett geben, indem ihre Zusammensetzung mit Schmalz oder Butter bewerkstelliget worden. Man gieße dann dicke Milch und Rosenwasser daran, und lasse sie auf einer Kohlenpfanne sieden, bis die Masse dick genug ist; dann wird es mit Zucker bestreut, und wenn man anrichten will, Zimmet darüber geschüttet.

Strudeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung. Es ist nach Adelung eine Onomatopöie des Lautes, den ein flüssiger Körper macht, wenn er heftig aufwallt, wo er mit Heftigkeit aus einer Oeffnung fließt oder sich in eine Oeffnung stürzt. Das Wasser strudelt, wenn es heftig siedet. Die Quelle strudelt, wenn sie das

Waſſer mit Heftigkeit herausſtößt. Weil im Meere und in den Flüſſen, wenn ſich das Waſſer nach vorhergegangener kreisförmiger Bewegung in eine Tiefe ſtürzt, eben derſelbe Laut Statt findet, ſo werden dergleichen Stellen oder Orte, wo ſolches geſchieht, gleichfalls Strudel genannt. Nach Adelungs Anmerkung zu dieſem Worte iſt es ein Onomatopöie des Lautes, der mit pruddeln nahe verwandt iſt. Der Form nach iſt es ein Iteratipum von ſtruden, ſtriden, ſtreiten, welches mehrere Arten heftiger Bewegungen bedeutet. Pictorius braucht ſtrudeln für eilen, ſtrütten und ſtrutteln für unbedachtſam handeln, und in dem Narrenſchiffe iſt untereinander ſtrudeln, unordentlich untereinander werfen. Es bedeutet ferner auch die kreisförmige Bewegung, da es dann von Kreis nur im Präfixo verſchieden iſt.

Strudelwürmer, Turbellaria, welche in die achte Klaſſe (Ringelwürmer, Annulata) der Gliederthiere gehören, und hier in die dritte Ordnung der zweiten Abtheilung (Weißwürmer, Anarthra); ſie zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie einen faſt ungegliederten, langſtreckigen runden oder flachen Körper haben, deſſen Oberfläche meiſtens mit kleinen zurückziehbaren Wimpern oder Borſten beſetzt iſt, welche im Waſſer einen Strudel hervorbringen, durch den ſie ſich ihre Nahrung, die in kleineren Thieren beſteht, zuführen. Die Athmungsorgane fehlen, und die Organe des Kreislaufs ſind mangelhaft. Der Mund iſt ohne Kiefer, hat oft einen Rüſſel; der Darmkanal iſt groß, entweder einfach, ſchlauchförmig, mit einem After, oder vielfach veräſtelt, ohne After. Der Körper dieſer Thiere ſondert eine ſehr große Menge Schleim aus. Das Waſſer iſt überhaupt ihr Aufenthaltsort, die Meiſten bewohnen jedoch das Meer, und bewegen ſich meiſt kriechend, einige ſchwimmend fort. Ihre Vermehrung geſchieht durch Eyer, und durch Selbſttheilung. — Sie theilen ſich in zwei Fam

lien: in Schlauchdärmer (Rhabdocoela), und in Aſtdärmer (Dendrocoela). Die Schlauchdärmer haben einen einfachen ſchlauchförmigen Darmkanal und den Mund vorn. Die Gattungen ſind: 1) Schnurwurm (Nemertes), mit einem langen Körper, der durch engſtehende Querfurchen unvollkommen geringelt iſt. Sie beſitzen keine Augen, können ſich ganz in Schleim einhüllen, leben im Meere, gewöhnlich in Muſchelſchalen, deren Bewohner ſie verzehren, und erreichen eine bedeutende Größe von einem und mehreren Fußen, wie z. B. der Nemertes Hemprichii, der vier Fuß lang wird; auch noch weit größer, wie der Nemertes Borlasii, in der Nordſee, der ſich bis zu zehn Ellen Länge ſoll ausdehnen können. — 2) Waſſeräl̈chen (Aeolosoma), mit einem fadenförmigen, ungleich oder vielmehr undeutlich gegliederten, durchſcheinenden, mit rothen Punkten und mit Borſten beſetzten Körper, keinen Augen, und einer breiten Oberlippe, die über den Mund weit hinausragt; wie z. B. Aeolosoma decorum, welches Thierchen ¼ bis 1½ Linie lang iſt; die Borſten in Bündeln zu ſechs. Es lebt in ſüßen Waſſern zwiſchen Conferven. — 3) Naide, Waſſerſchlängelchen (Naïs), Fr. Najade, mit langem Körper, der undeutlich gegliedert, durchſcheinend und mit Borſten beſetzt iſt; ſie haben zwei Augen und eine ſtumpfe Oberlippe. Die Naïs elinguis hat vier bis fünf Linien Länge. S. auch Th. 101, S. 203. — Aehnlich gebildet iſt 4) die Gattung Stylaria, die man hin und wieder im Deutſchen mit Fadenwurm bezeichnet findet, nur hat ſie, ſtatt der ſtumpfen Oberlippe, einen langen Rüſſel an der Stirn. In ſtehenden Waſſern, der Aufenthalt beider Gattungen, erſcheinen ſie dem bloßen Auge meiſt als ſchlängelnde Fäden, und vermehren ſich häufig durch Theilung, indem ſich an irgend einer Stelle des Körpers ein neuer Kopf bildet, und ſich mit den hinter ihm ſtehenden Gliedern als neues Thier losreißt. — 5)

wurm (Gordius), Fr. Dragonneau, mit einem langen, dünnen, fadenförmigen Körper, der drehrund, elastisch und ungegliedert ist; die Augen fehlen. Die Einheimischen findet man im süßen Wasser. Am bekanntesten davon sind: a) das Wasserkalb, der Wasserfadenwurm, Gordius aquaticus, Fr. le Dragonneau des ruisseaux, wird von Einigen schneeweiß, von Andern braun mit schwärzlichen Enden angeführt. Der Schwanz ist kurz, dick, kegelförmig. Auch die Aufenthaltsörter werden verschieden angegeben, so z. B. soll man ihn zwischen den Wurzeln der Sagittarien, und dann wieder in Quellwasser, feuchtem Thonboden ꝛc. finden. — b) Der milchweiße Fadenwurm, Gordius lacteus, von Farbe gelblich weiß, der Schwanz des fadenförmigen Körpers plötzlich verschmälert. — c) Der Nervenfadenwurm, Gordius medinensis, Fr. le Ver de Médine, von weißlicher Farbe; er lebt in den heißen Ländern, dringt oft unter die menschliche Haut, und verursacht hier schwere Uebel, welche man nur durch behutsames Herausziehen des leicht abreißenden Wurms verhindern kann. — Die Fadenwürmer, welche man in den Körpern verschiedener Thiere beobachtet hat, heißen Filariae; sie halten sich mehr im Zellgewebe, als in den Darmhöhlen auf. Eine Gattung lebt in Raupen, und thut denselben großen Schaden. — 6) Strudler (Turbella), mit weichem länglichrundem Körper, der oft veränderlich ist; sie haben zwei Augen und einen Strudel erregende Wimpern. Sie bewohnen zum Theil die süßen Wasser Deutschlands. — Die Gattung Vortex hat dieselben Kennzeichen, nur ist sie mit vier Augen begabt.

Die Astdärmer (Dendrocoela). Sie haben einen flachen und schleimigen Körper, der Mund ist unterhalb, weit nach hinten, mit einem vorstreckbaren, cylindrischen Rüssel. Der Darm ist vielfach baumförmig verästelt, der After fehlt. Die Reste der Nahrung, welche sich in ei-

nem speiseröhrähnlichen Sack zwischen Mund und Darm ansammeln, werden vermittelst aufgenommenen Wassers durch den Mund ausgespült. Einige haben keine Augen, Andere zwei, drei, vier oder viele Augen. — Der Plattwurm (Planaria), mit einem wagerecht plattgedrückten, fast gallertartigen Körper, der Mund am vordern Ende und zwei Augen; unter dem Bauche zwei Oeffnungen, eine für die Zeugungstheile, die andere für den After. Sie leben, wie die Blutegel, im süßen Wasser. — a) Der milchweiße Plattwurm, Planaria lactea, von milchweißer Farbe. Das Vorderende abgestutzt. Der Darm violett oder grau durchscheinend. — b) Der rauhe Plattwurm. Planaria torva, dieses Thierchen ist schmal, vorn dreieckig, aschgrau; die Augen haben am Rande ganz weiße Flecken. Beide Arten sind im süßen Wasser gemein. — Andere Gattungen dieser Würmer haben 1, 3 und 4 Augen, und leben größtentheils im Meere. Nach Cüvier's Meinung soll man sie, da ihre Gattungen sehr zahlreich sind, und da sie sich sowohl durch ihre Gestalt, als auch durch die Zahl der Augen und den Mangel oder die Gegenwart der Fühlfäden unterscheiden, in mehrere Geschlechter abtheilen können. (Eine kurze, aber vollständige systematische Uebersicht der Strudelwürmer findet man in: **Ehrenberg**, Symbolae physicae; animalia evertebrata exclusis insectis, series prima. Berol., 1831. — (Ehrenbergs Symbole der Physik; von den wirbellosen Thieren, mit Ausschluß der Insekten, 1ste Abtheilung, Berlin, 1831). — Ueber den Strudel, den diese Thiere hervorbringen, als eine in der Thierwelt sehr merkwürdige Erscheinung, sehe man nach: **Purkinje et Valentin**, de Phaenomeno generali motus vibratorii continui in membranis animalium. Wratislaviae, 1835. — (Von der allgemeinen Erscheinung der immerwährend zitternden Bewegung in den Membranen der Thiere. Warschau, 1831.)

Strudler, Turbella, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Strues, bei den Römern, kleine Kuchen, die der Figur oder Geſtalt einer Hand glichen, welche zuſammengelegt worden; ſie wurden den Göttern geopfert. Das Opfern oder Darreichen derſelben hieß Struem movere oder Struem commovere, Struem obmovere, wozu man dann betete, z. B.: Jane pater, te hanc struem commovenda bonas preces precor. Ita ut prius datum ob struem obmovendam et ferctum libandum.

Strufertarii, bei den Römern, Leute, die ums Geld gedingt wurden, um bei Bäumen, in welche das Wetter geſchlagen oder ein Todſchlag geſchehen war, dem Jupiter ein Opfer, in aufgeſchichteten kleinen Kuchen beſtehend, zu bringen, und die dabei beteten: Precor te Jupiter, ut mihi volens propitius sis!

Strum, an der Donau, ſo viel als ein Wirbel oder Strudel. Das im Wirbel befindliche Waſſer heißt daſelbſt auch Strumwaſſer.

Strumeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur bei den Kohlenbrennern üblich iſt, wo die Fußſcheite ſtrumeln, wenn ſie an den Enden abbrennen. Es gehört zu dem unten folgenden ſtrümpfen, weil die Scheite dadurch gleichſam geſtrümpfet werden.

Strumpf, in Hinſicht der Sprache, nach Adelung. 1) Im weiteſten Verſtande, der Stamm oder Haupttheil eines Dinges nach abgenommenen Nebentheilen und Enden, der Stamm, und in einigen Fällen der Rumpf, Strunk. Der Strumpf von dem in Stücken zerhauenen Widder, 3 Moſ. 8, 20. Der Strumpf des zerhauenen Dagons, 1 Sam. 5, 4, der Rumpf. Beide Aſt und Strumpf von Iſrael abhauen, Eſ. 9, 14, den Stamm. Weder Aſt noch Strumpf ſoll in Aegypten ſeyn, Kap. 19, 15. Bleibt alſo nur allein der bloße Strumpf allda zerſchmettert und zerſchlagen

(Opitz), der Rumpf. In dieser Bedeutung kommt es im Hochdeutschen wenig mehr vor, obgleich noch in einigen Gegenden die Stammenden eines Baumes, und die kurzen Enden eines jeden abgeschnittenen Dinges Strümpfe heißen, wofür sonst auch Strumpf, Stürzel, üblich ist. Tannenstrümpfe, Stammenden von Tannen, im Nieders. Stubben. Mit Strumpf und Stiel ausrotten, sagt man im Hochdeutschen, das ist, mit dem Wurzelende und dem Stamme, ganz und gar, völlig. Der den Bart schirt mag die Strümpfe nicht herausscheeren, die Strümpflein bleiben darin. Kaisersb. bei dem Frisch. — 2) In engerer Bedeutung sind die Strümpfe eine Bekleidung der Füße, welche über das Bein gezogen werden und dasselbe ganz bis an und über die Knie bedecken. Unterstrümpfe, Oberstrümpfe; zwirnene, wollene, seidene, lederne Strümpfe. Gestrickte Strümpfe, zum Unterschiede von den gewirkten. Ein Paar Strümpfe. Nach der Anmerkung des oben erwähnten Schriftstellers ist es in der ersten Bedeutung mit Strunk, Trumm, ein Stück, Rumpf ꝛc. nahe verwandt. S. Strümpfen. Die zweite Bedeutung ist bloß eine Figur der ersten, welche aus der Geschichte dieses Kleidungsstückes erklärt werden muß. Anfangs bestand die Bekleidung des Unterleibes, wie noch bei vielen östlichen Völkern, aus einem Stücke, und dieses ganze Stück hieß die Hose; nachher schnitt man den untern Theil oder die Bekleidung der Füße davon ab, und zog jedes besonders an, da denn die Bekleidung der Dickbeine den Namen der Hose behielt, die Bekleidung der Beine aber den Namen der Strümpfe bekam, weil solche anfangs abgestrümpfte Stücke waren. Andere Provinzen dagegen, bei welchen Brüche oder weite Unterkleider üblich waren, ließen den Strümpfen, als sie solche annahmen, den Namen, welchen das ganze Kleidungsstück ehemals führ-

heißen die Strümpfe noch jetzt in Westphalen Hasen, das ist, Hosen, im Osnabrückischen Strumpfhasen, abgestrümpfte Hosen, in andern Gegenden Kniehosen; im Fries. Husse und im Engl. Hose; s. auch Th. 175, S. 708.

Die Strümpfe, als Gewebe, sind sowohl dem Stoffe, als der Form nach, sehr verschieden. Der Form nach giebt es Manns-, Frauen- und Kinderstrümpfe, also große, mittlere, kleine und kurze Strümpfe. Bei den Männern gehen nämlich die Strümpfe bis über das Knie, den Frauen und Mädchen gewöhnlich bis unter das Knie, die Kinder- oder kleine Strümpf richten sich eben so nach beiden Geschlechtern, und die kurzen Strümpfe tragen die Männer zu den langen Beinkleidern und langen Unterbeinkleidern. Dem Stoffe nach sind es nach der Winter- und Sommerbedeckung wollene, baumwollene, leinene oder zwirnene, seidene, halbseidene und Floretseidene Strümpfe; dann von Seidenhasenhaar, Castorhaar ꝛc. ꝛc. Ferner hat man zwei-, drei- und mehrdrähtige, theils gestrickte, theils gewebte, gewalkte und ungewalkte, gefärbte und ungefärbte, glatte, gereifte oder gereifelte, gemusterte ꝛc. Strümpfe. Gewöhnlich trägt man weiße Strümpfe, die Frauenzimmer auch schwarze, welche Letztern auch von den Männern bei allen feierlichen Gelegenheiten, wo sie außer Stiefeln, also in Schuhen erscheinen, getragen werden; dann tragen die Frauen rosa, blanc-rouge, aschgraue, silbergraue, blaue, gemusterte, farbiggemischte, geflammte ꝛc. Strümpfe, wie es die Mode gebietet oder verlangt; ja selbst die reine weiße Farbe bei Strümpfen wird oft mit kleinen Schattirungen einer andern Farbe, die man durch sogenannte Wasch- oder Stärkefarbe giebt, die also bei jeder Wäsche wieder verschwindet und von neuem gegeben werden muß, verändert, so hat man bläu-

lich-, röthlich-, gelblich- (chamois- oder iſabellfarbige) ꝛc. naße Strümpfe. Bei den Frauenſtrümpfen kommen auch noch die verſchiedenen durchbrochenen Zwickel, Fußblätter ꝛc. in Berückſichtigung. — Die dauerhafteſten Strümpfe ſind die geſtrickten, weil ſie mit mehr Sorgfalt verfertiget werden; die gewebten ſind zwar feiner oder zarter, und laſſen ſich auf mehrfache Weiſe appretiren oder zurichten, allein ſie ſind nicht ſo dauerhaft, als die Erſteren, die freilich dieſe Feinheit und Appretur nicht beſitzen oder die Letztere annehmen können.

Was nun die Strümpfe in Hinſicht der Geſundheit der Füße anbetrifft, ſo ſind ſie von nicht geringer Wichtigkeit auf dieſelbe, mehr noch, als in Beziehung auf die Zierlichkeit in der Bedeckung des Fußes; denn ſie und die Schuhe machen ein beſtändiges Reiben auf der Oberfläche des Fußes, hauptſächlich auf den Zehen, wodurch Leichdornen oder Hühneraugen (Krähenaugen), Schwielen und Verhärtungen entſtehen; ſie halten die Nägel in ihrem Wachsthume auf, befördern die natürliche Ausdünſtung, und verändern ſie oft in einen ſcharfen und freſſenden Schweiß; die Haut ſchält ſich ab, woraus verſchiedene kleine Zufälle entſtehen, welche wegen Vernachläſſigung zu einer Menge anderer höchſt beſchwerlicher Uebel Veranlaſſung geben. Man trägt gewohnlich leinene, baumwollene und wollene Strümpfe; die Erſteren im Sommer, und die Letzteren im Winter; ſeidene ꝛc. Strümpfe ſind eigentlich keine immerwährende Bekleidung der Füße, man trägt ſie nur bei beſonderen Gelegenheiten, und dann darunter Unterſtrümpfe. Die Hauptſache bei allen Strümpfen iſt: daß ſie nach dem Fuße paſſen, weder zu lang und weit, noch zu kurz und enge ſind, das heißt, im Fuße, nicht am Beine; denn hier ſchadet die Länge und Weite nichts; wohl aber am Fuße. Noch eher könnte der Strumpf die zuletzt angeführten Eigenſchaften haben, als die erſteren; denn ein enge an-

liegender oder vielmehr ein gut passender Strumpf, wenn er nicht zu fest in den Maschen gestrickt oder gewebt ist, weitet sich noch immer auf den Füßen beim Tragen, weil sich die Maschen ausdehnen, muß darf er nicht zu enge und auch nicht von Wolle seyn, weil diese in der Wäsche sich zusammen begiebt, der Strumpf also, wie man zu sagen pflegt, einläuft. Diese Eigenschaft ist nun hauptsächlich der Wolle eigen, dagegen besitzt sie auch wieder die Eigenschaft, sich vermöge ihrer Elasticität am meisten zu dehnen. Zu knapp oder enge anliegende Strümpfe sind besonders bei Kindern und jungen Leuten den Füßen schädlich, welche sich noch im Wachsthume befinden, also der Fuß noch nicht vollkommen ausgewachsen ist. Hierdurch preßt und drückt sich der Fuß besonders nach vorn hin, da er keinen Spielraum findet, um so mehr, wenn auch die Schuhe oder Stiefel knapp anliegen. Hier müssen die Letzteren immer einige Stiche in der Länge mehr haben, und so auch die Strümpfe, nach der Spitze aus, mehrere Linien, so daß der Fuß vollkommen Raum darin hat. Die zu weiten und langen Strümpfe im Fuße sind am schädlichsten, weil sie sich im Schuhe oder Stiefel umlegen und drückende Falten bilden, die zu Reibungen und andern Fußübeln, besonders bei einem schweißigen Fuße, Veranlassung geben; ja durch diese Strümpfe kann die Haut ganz wund und abgerieben werden. Dieses wird auch schon dadurch bewiesen, daß sie eines von den Mitteln sind, welches man braucht, die Füße von den Haaren zu befreien; daher wird angerathen, leinene Unterstrümpfe oder doch wenigstens dergleichen Socken zu tragen. Hier sind nun gestrickte Socken den gewirkten vorzuziehen, da die Nähte der Letztern stets dicker gemacht sind; man macht aber auch gewirkte, welche keine Naht und keine Knoten haben, und an denen man die Nähte kaum wahrnimmt; diese sollen dann noch den gestrickten vorzuziehen sein

weil die gewirkten, nach Laforeſt*), weit mehr Güte der Haut verſchaffen, indem ſie den Schweiß unterdrükken und ſtillen, welches die geſtrickten nicht immer thun. Diejenigen, bei welchen es gebräuchlich iſt, zwei Paar Strümpfe anzuziehen, müſſen ſie umgekehrt bis an die Ferſen anziehen, und dann den Strumpf ſo weit hinaufziehen, daß ſie ſich die Schuhe anziehen können, und dann die Strümpfe ganz aufziehen und an den Füßen glatt ſtreichen. Dieſe Vorſicht würde für das unterſte Paar nicht ganz nothwendig ſeyn, aber bei den andern iſt es höchſt nothwendig; denn indem man ſich die oberſten Strümpfe nicht umgekehrt anzieht, oder wenn man ſie ſich vorher, ehe man ſich die Schuhe oder Stiefel angezogen hat, aufzieht, ſo zieht ſich folglich das unterſte Paar gegen das Knie wieder zurück, ſo wie die Hemdärmel ſich nach dem Ellenbogen hinaufziehen, wenn man ein Kleid oder einen Rock anzieht, und dieſe nicht vorher befeſtiget hat oder feſthält. Durch die Falten, welche die Strümpfe auf dem Fuße, beſonders auf den Zehen ſchlagen, kommen dieſe gleichſam in eine üble Klemme, und werden gedrückt; auch die Nägel, wenn ſie etwas lang ſind, krumm gebogen, wodurch das darunter befindliche Fleiſch ſehr gedrückt wird, und Schmerzen verurſacht. Es iſt daher ſehr zu rathen, daß man auf die oben angeführte Länge und Weite der Strümpfe ſieht, damit nicht durch eine unzweckmäßige Fußbekleidung die Füße leiden. Beſonders hat derjenige auf gute paſſende Strümpfe und auf einen öfteren Wechſel derſelben, als es gewöhnlich geſchieht, zu ſehen, oder vielmehr Rückſicht zu nehmen, der, wie ſchon oben bemerkt worden, einen ſchweißigen Fuß hat, weil

*) Ueber die Kunſt, die Füße zu beſorgen, oder die Behandlungsart der Leichdornen, Warzen, Schwielen, Ballen, Froſtgeſchwülſte, der Zufälle der Nägel und ihrer Unförmlichkeit. Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Laforeſt, Königl. Franz. Hof-Fuß-Wundarzte. Ueberſetzt und mit Anmerkungen verſehen von J. G. Hoffmann. *Leipzig.* S. 129.

der Schweiß in die Strümpfe zieht, und ſolche, vereiniget mit Staub, hart macht, ſo daß ſich die Haut der Zehen dadurch abreibt. Wenn hier nicht täglich mit den Strümpfen gewechſelt werden kann, ſo muß es doch ein paarmal in der Woche geſchehen. Auch kann man am Abende, wenn man die Strümpfe auszieht, den Vordertheil des Fußes derſelben gelinde reiben, daß dadurch die ſich gebildete harte Kruſte vom Strumpfe entfernt werde. Am beſten iſt es, wenn man ſtatt des Reibens die Füße der Strümpfe in etwas warmem Waſſer auswäſcht, und ſie gleich aufhängt, ſo daß ſie über Nacht trocknen und am andern Morgen wieder angezogen werden können. Man darf ſie dann nur gelinde mit den Händen reiben, ſo ſind ſie wieder weich und gut. Im Winter die wollenen Strümpfe am Abende, wie es von Einigen geſchieht, die einen ſchweißigen Fuß haben, in die Röhre eines geheizten Ofens zu legen, damit ſie trocknen, iſt nicht anzurathen, weil hierdurch die naſſe oder feuchte Wolle ſich zuſammenzieht oder einläuft und feſt wird; und wenn man dann auch die Strümpfe, wenn ſie trocken geworden ſind, reibt, ſo kann man ihnen doch nicht die Härte und Sprödigkeit, welche die Wolle erhalten hat, ganz dadurch benehmen; ſie werden immer die Haut wie Schachtelhalm oder Bimsſtein reiben, und dadurch mancherlei Fußübel verurſachen. Bei den wollenen Strümpfen muß man daher noch vorſichtiger ſeyn, als bei den übrigen Arten, die aus andern Stoffen beſtehen. — Da die Füße, wie bekannt, warm, und der Kopf kalt gehalten werden ſollen, ſo wird von vielen Aerzten angerathen, ſich an eine wollene Fußbekleidung zu gewöhnen. Auch Hufland räth ſie in ſeiner Kunſt: „das menſchliche Leben zu verlängern“ an. Er ſagt nämlich: „wenn man nicht den ganzen Körper mit wollenen Zeugen bekleiden will, ſo ſoll man wenigſtens Strümpfe von dieſem Material, im Sommer dünne, im Winter dicke, tragen, welches

allgemein zu wünschen wäre; bei Empfindlicheren können sie von Flockseide oder Seidenhaarenhaaren, mit feiner Wolle gemischt, bereitet werden. Die wollenen Strümpfe sind besonders denjenigen anzurathen, welche eine große Empfindlichkeit gegen die Atmosphäre haben, und besonders bei einem schnellen Wechsel der Witterung, einer plötzlichen Veränderung der Luft. Jungen Leuten sind sie weniger anzurathen, diese thun besser leinene, oder zwirnene und baumwollene Strümpfe zu tragen, vorzüglich Erstere; denn diese sind ein guter Wärmeleiter, den junge Leute eher nöthig haben, nicht aber ältere, bei denen die Wolle, die ein schlechterer Wärmeleiter ist, aber dafür einen höheren Grad von Wärme in der Haut und in dem ganzen Körper erhält, weil sie solche nicht ableitet, nützlicher ist.

Ueber die Elektricität der Strümpfe, besonders der seidenen, sind verschieden Versuche angestellt worden. Die Ersteren, mit seidenen Strümpfen, rühren von Symmer her. Dieser trug gewöhnlich zwei Paar seidene Strümpfe, ein Paar weiße, und ein Paar schwarze. Wenn er nun diese Strümpfe zugleich auszog, so bemerkte er kein Zeichen von einer Elektricität; wenn er aber den schwarzen vom weißen abzog, so hörte er ein knisterndes Geräusch, und im Dunkeln sah er Funken zwischen beiden Strümpfen; wollte er die Erscheinung lebhafter machen, so durfte er nur mit seiner Hand einige Male über den Fuß hin und her fahren. Wenn die Strümpfe getrennt und in einiger Entfernung von einander gehalten wurden, so zeigten sich beide sehr elektrisch, der weiße positiv, und der schwarze negativ; während dieser Zeit waren beide so stark aufgeblasen, daß sie die ganze Form des Fußes behielten. Hält man die beiden weißen oder die beiden schwarzen Strümpfe in einer Hand, so stoßen sie einander mit beträchtlicher Gewalt zurück; hält man einen weißen und einen schwarzen Strumpf aneinander, so ziehen sie sich an, und fahren,

wenn man es zuläßt, mit großer Gewalt zuſammen. So wie ſie einander nahe kommen, hört auch das Aufblähen nach und nach auf, und ſie ziehen fremde Gegenſtände weniger, ſich ſelbſt aber deſto ſtärker an. Erreichen ſie einander wirklich, ſo fallen ſie ganz flach und dicht zuſammen; trennt man ſie wieder, ſo ſcheint ihre elektriſche Kraft durch das Zuſammenlegen nicht im geringſten geſchwächt worden zu ſeyn. Dieſe Erſcheinung dauert ſehr lange fort. Läßt man die Strümpfe zuſammen, ſo fahren ſie mit beträchtlicher Gewalt gegen einander zu. Symmer fand, daß gegen zwölf Unzen Gewicht nöthig waren, um ſie auseinder zu ziehen. Ein anderes Mal hielten ſie ſiebzehn Unzen. Neu gefärbte ſchwarze, und neu gewaſchene und geſchwefelte weiße, ſo ineinander geſteckt, daß die rauhen Seiten zuſammen kommen, halten drei Pfund und drei Unzen, ehe ſie von einander geriſſen worden; ſteckt man den weißen Strumpf ſo in den ſchwarzen, daß die äußere Seite des weißen, und die innere Seite des ſchwarzen einander berühren, ſo halten ſie faſt ein Pfund, kommen beide rauhe Seiten zuſammen, ſo halten ſie funfzehn Pfund. Nollet hat Symmers Verſuche wiederholt, und dabei noch manche andere Erſcheinungen gefunden; ſ. unter Seide und Seidenbau, Th. 152, S. 330 u. f. Dieſe Verſuche ſind aber nicht bloß mit ſeidenen Strümpfen anzuſtellen, ſondern auch mit wollenen, leinenen und baumwollenen Strümpfen, auch ohne Beihülfe der menſchlichen Wärme. So ſteckte z. B. Nollet einen ſchwarzen Strumpf in einen weißen, und hing ſie über eine Kohlenpfanne zum Erwärmen auf, und ſobald die Erwärmung erfolgte, durfte man ſie nur mit Graupapier oder einem etliche Male gefalteten Stückchen Zeuges reiben. Wenn daher ein wollenes oder ſeidenes Stück Zeug am Leibe anliegt, ſo darf man hier nur mit der bloßen Hand reiben, um die Elektricität deſſelben zu ſehen. Es kommt daher hier bloß auf die Erwärmung

an; dieſe mag nun durch die natürliche körperliche Wärme geſchehen, oder durch künſtliche, durch Feuer; denn ſobald Wolle, Baumwolle, Seide ꝛc. einen gewiſſen Grad der Erwärmung erhalten hat, und dann mit einem Stücke Zeuges oder mit der bloßen Hand gerieben wird, ſo zeigt ſich die Elektricität dieſer Stoffe ſehr auffallend.

In Hinſicht des Handels mit den oben angeführten verſchiedenen Strumpfarten liefert an ſeidenen Strümpfen England, Frankreich, Italien und Deutſchland die beſten Sorten. In Frankreich ſind Nimes, Paris und Lyon durch ihre ſeidenen Strumpfwaaren am ſtärkſten im Rufe, obgleich ſie in neueſter Zeit einen großen Abbruch daran erlitten haben, weil dieſer Artikel nicht mehr ſo in Mode iſt, als früher, wo auf Bällen ꝛc. auch von den Männern bei kurzen Beinkleidern ſeidene Strümpfe getragen wurden, wofür man ſich jetzt bei langen Beinkleidern feiner wollener Strümpfe bedient, die zugleich im Winter warm halten, u. wobei man nicht nöthig hat, ſich erſt vor und nach dem Tanzen in den Garderobezimmern umzukleiden, indem man nur beim Nachhauſegehen oder Fahren den Mantel überwerfen oder einen Ueberrock überziehen kann, ſo iſt man oberhalb wegen der Kälte geſchützt, da die langen Beinkleider und wollenen Strümpfe die Füße unten ſchützen. In Italien liefert ſie Mayland, Como, Mantua, Turin, Venedig, Genua, Florenz, Neapel. Die Mayländiſchen werden für die leichteſten und wohlfeilſten gehalten. Die ſchwarzen und grauen von Turin und Genua waren ehemals vorzüglich beliebt. In Neapel macht man eine Art dieſer Strümpfe, die ſehr geſchmeidig iſt, ja ſelbſt bei einer gewiſſen Schwere ihre Durchſichtigkeit nicht verliert. Dieſe Strümpfe dehnen ſich vor andern nach dem Fuße und ſehen ſehr gut aus. In Preußen liefert hauptſächlich Berlin ſehr gute ſeidene Strümpfe, und in Sachſen Leipzig und Dresden. — Wollene Strümpfe liefert vorzüglich England von außerordentlicher Eigenſchaft, ſo-

wohl an Kernhaftigkeit und Dauer, als auch an äußerer Schönheit. Man bezieht sie, außer London, wo Niederlagen von allen Strumpffabrikartikeln aus ganz England sind, auch von Colchester, Barmouth, Kendel, Witney ꝛc. Auch in Frankreich werden gute wollene Strümpfe verfertiget. In Deutschland sind Hamburg, Lüneburg, Braunschweig, Dresden, Leipzig, Bautzen, Magdeburg, Halle, Erlangen und andere Städte wegen ihrer vorzüglich guten Strümpfe bekannt. Dänemark hat seine Jütländischen, Isländischen und Färöeischen Strümpfe, womit es einen ansehnlichen Handel nach auswärts treibt. — Von baumwollenen Strümpfen liefern Deutschland, Frankreich und England das Meiste. Unter den Deutschen Städten sind Erfurt, Langensalze, Chemnitz, mehrere Orte im Erzgebirge und in Thüringen, so auch das Salzburgische und Schwäbischgmünd wegen der Güte, Menge und Preiswürdigkeit ihrer Strumpfwaaren im Rufe. Hameln und noch einige andere Orte an der Weser schicken sehr feine drei-, vier- bis fünfdrähtige Strümpfe in den Handel, welche die besten unter den ausländischen an innerer Güte, schönem Aussehen und an Dauer übertreffen. Chemnitz und mehrere Städte im Sächsischen Erzgebirge schicken eine außerordentliche Menge feiner, mittlerer und gewöhnlicher baumwollener Strümpfe zum Handel, welche in ganz Deutschland und auch in andern Ländern häufigen Absatz finden. Die Strumpfwirkerey hat sich in neuerer Zeit so erweitert, daß man vollständige Sortimente gewirkter Strumpfwaaren, aus hundert und einigen funfzig Sorten bestehend, findet. — Zwirnene Strümpfe liefern in Deutschland vorzüglich Westphalen, Niedersachsen, Böhmen, Mähren, das Salzburgische ꝛc. — In Paris findet man Strumpfmacher, welche aus Tuch Strümpfe schneiden und sie zierlich ausnähen. Auch von Leder hat man Strümpfe, welche das Ansehen der seidenen haben, und eben so leicht gewaschen werden kön-

nen; man verfertiget sie besonders zu Beziers in Languedek. — Ueberhaupt ist der Handel mit Strümpfen sehr ausgedehnt. Wenn gleich viele Strümpfe für den Haushalt von den Frauen und Töchtern gestrickt werden, sich auch andere Personen damit beschäftigen, das heißt, für andere Leute Strümpfe zu stricken, so ist der Absatz von gewebten ꝛc. Strümpfen doch sehr ansehnlich. Im Salzburgischen werden baumwollene und von Zwirn gestrickte Strümpfe in großer Menge gemacht und ausgeführt. Von Tschopau in Sachsen aus werden für die gewöhnlichen Leute jährlich eine große Menge daselbst verfertigter Strümpfe auf die Märkte überall hingebracht, so auch von Plauen baumwollene Strümpfe in großer Menge, welche gleichfalls ausgeführt werden. Die seidenen und wollenen Strümpfe, welche zu Berlin, Dresden und Leipzig gemacht werden, sind so schön an innerer und äußerer Güte, daß sie den Englischen und Französischen nichts nachgeben, und für diese nur zu oft bei denjenigen passiren, welche den Fabrikaten ihres Vaterlandes noch die auswärtigen vorziehen. Von den wollenen Strümpfen finden die ganz- und halbgewalkten zur Winterszeit einen guten Abgang, unter welchen die feinsten Castorstrümpfe genannt werden. Von den gewebten seidnen Strümpfen sind die Floretstrümpfe am schlechtesten, weil sie sich knopfig tragen und bald reißen. Bei den schwarzen Strümpfen hat man sich im Einkaufe vorzusehen, daß sie schön schwarz gefärbt, in der Farbe nicht verbrannt oder verlegen sind, welches man daran erkennt, wenn man sie über die Spitze des Fingers zieht, und sich die Wolle und Maschen bald von einander geben, und dann Löcher an den Tag kommen. Ueber die Verfertigung der Strümpfe und Alles, was noch dazu gehört, sehe man die Art. Stricken, Th. 175, S. 694 u. f., Strumpfwirkerey, weiter unten, und Strümpfe nach.

Strumpf, beim Bäcker, eine Art Brod, mit zweien übers Kreuz liegenden Zipfeln, von Rundſtückteige, der feſter geſtoßen iſt; ſie werden gegäſchelt, aber nicht beim Feuer, ſondern bei offenen Löchern; hierauf erhalten ſie einen Schnitt. Sobald ſolche die Gare haben, wird in den Schnitt nochmals geſchnitten. In Hamburg koſtet das Stück einen Schilling.

— bei den Hutmachern, ein Scheltwort der Geſellen untereinander. Es ſoll ſeinen Urſprung aus Jeſ. IX. 14. und XIX. 15 haben.

— in der Sprachkunſt, ſ. oben, S. 133 u. f.

Strumpfband, Kniebaud, ein Band, womit man die Strümpfe unter dem Knie, wie bekannt, feſt zu binden pflegt, damit ſie nicht herabfallen. Die Bänder ſind verſchiedentlicher Art, beſonders bei Frauenzimmern, die damit eine Art Luxus zu treiben pflegen. Man hat leinene, baumwollene, ſeidene ꝛc. Bänder; dann wattirte aller Art, mit Sprungfedern ꝛc. Die gewöhnlichen Bänder, die bis zu einer Breite von 2 Zoll gehen, und eine Länge von ungefähr 1½ bis 2 Fuß haben, werden ein paarmal um das Bein unter dem Knie herumgeſchlagen, und darauf mit einer Schleife befeſtiget, das heißt, das Band wird durchgeſchlagen, wie zu einem Knoten, und in eine Schleife gezogen. Die Länge des Bandes richtet ſich nach dem ein- oder zweimaligen Umſchlagen um das Bein. — Die feinern Strumpfbänder ſind entweder gewirkt, geſtickt, oder von Gaze mit Tapiſſeriearbeit, und mit Seide gefüttert, oder auch von Seide und wattirt. Das 1½ bis 2 Zoll breite Band, welches hier um das Bein geht, und worauf ſich die Stickerey, Tapiſſeriearbeit ꝛc. befindet, iſt nur ungefähr 6 bis 8 Zoll lang, ſo daß es bloß das Bein unter dem Knie umſchließt, zu beiden Seiten ſind die ſchmälern ſeidenen Bänder, ungefähr von 1 Zoll Breite, angenähet, welche dann eigentlich zum Binden dienen. Der eigentliche Band, zum Feſthalten des Strumpfes, wird

also nur gestickt ꝛc., wattirt, gefüttert, mit seidener Rundschnur umzogen oder eingefaßt, und von den Bindebändern zu beiden Seiten durch das Umschleifen festgehalten, oder vermittelst eines stählernen Schlosses mit einer Feder. Sind die Strumpfbänder mit dem Letztern versehen, so fallen die Bänder fort, das heißt, das Band zu beiden Seiten, und das Schloß oder die Feder befindet sich statt dieser zu beiden Seiten des Bandes, oder das Band hat zu beiden Seiten dünne lederne Riemen, die angenähet werden, an dem einen befindet sich eine kleine Schnalle, wodurch der Riemen des andern Endes gezogen und so das Band befestiget wird. Die Farben der Bänder sind sehr verschieden, und richten sich nach dem Geschmacke der Trägerinnen: roth, blau, gelb, grün, braun, in allen Abstufungen des Hellen zum Dunkeln; dann auch alle Zwischenfarben: aschgrau, silberfarbig, violett, lila, rosa, orange ꝛc. Reines Weiß und Schwarz, Licht und Schatten, findet man seltener als Farben zu Strumpfbändern, es sey denn, daß sie mit einer passenden farbigen Einfassung oder gemischten als Strumpfbandfarbe gewählt würden. Die oben beschriebenen gestickten, wattirten ꝛc. Strumpfbänder mit Bändern, Schloß oder Schnalle sind nur reine Modeartikel, Luxusartikel, aber keinesweges bequem zum Anlegen, und um so mehr, wenn sie sehr steif sind, welches oft von der Gaze, den Gold- und Silberfäden herrührt, womit sie gestickt sind, und auch selbst als Luxusartikel kommen sie doch selten Andern zu Gesicht, als der Familie, guten Freundinnen ꝛc; denn das Aufheben der Röcke auf den Straßen, Promenaden, bei kothigem oder schmutzigem Wetter geschieht doch selten von den Frauen und Jungfrauen bis zu den Kniebändern oder Strumpfbändern, mithin ist auch der unbequeme Luxus hier entbehrlich, und er müßte einem bequemeren Platz machen. Die *bequemeren* Strumpfenbänder sind nun die bloßen *geköperten, baumwollenen* oder seidenen Bänder, weil sie

ſich feſter um das Bein ſchlingen, und durch Schleifen befeſtigen laſſen. Da man hier nun auch alle Farben wählen kann oder dieſe Bänder in allen Farben hat, ſo kann man den Strumpf immer mit ſauberen Bändern befeſtigen. S. auch den Art. Kniebaud, Th. 41, S. 403 u. f. — Auch eine Art Nadelfiſche, welche unter dem Art. Nadelfiſch, Th. 100, nicht mit angeführt worden, führt den Namen Strumpfband, Hoſenband. Man findet dieſen Fiſch in den Gewäſſern Weſtindiens.

Strumpfbrett, ein dünnes, gut abgehobeltes und beſchabtes, alſo glatt gemachtes, ungefähr 2 Linien ſtarkes Brett, welches nach dem Fuße oder vielmehr nach dem Beine von einem Tiſchler geſchnitten worden, ſo daß es einem ordentlichen menſchlichen Beine (mit Einſchluß des Fußes) bis über das Knie gleicht; man hat auch kürzere, die nur bis zur Wade gehen, dann über die Wade bis ans Knie, nachdem die Strümpfe klein oder groß ſind. Dieſes Brett bildet gleichſam eine Form, worüber der gewaſchene und getrocknete Strumpf gezogen wird, damit er wieder ſeine Form erhalte und ſich leichter anziehen laſſe. Außer den Strumpfwirkern ꝛc. haben auch Strumpfwäſcherinnen, ſo wie überhaupt Wäſcherinnen, die ſich beſonders mit dem Waſchen der Strümpfe aller Arten abgeben, mehrere dergleichen Bretter. S. auch unter Formbrett, Th. 14, S. 486, und unter Strumpfwirken.

Strümpfe (baumwollene), die aus baumwollenen Fäden geſtrickt oder gewebt werden. S. oben, unter Strumpf, und unter Strumpfſtricken und Strumpfwirken.

— (Caſtor-), ſ. daſelbſt.

— (dreidrähtige), ſ. daſelbſt; Strümpfe, deren Fäden aus drei zuſammengedreheten beſteht.

— (durchbrochene), wo das Fußblatt, der Rand und

alſo nur geſtickt ꝛc., wattirt, gefüttert, mit ſeidener Rundſchnur umzogen oder eingefaßt, und von den Bindebändern zu beiden Seiten durch das Umſchleifen feſtgehalten, oder vermittelſt eines ſtählernen Schloſſes mit einer Feder. Sind die Strumpfbänder mit dem Letztern verſehen, ſo fallen die Bänder fort, das heißt, das Band zu beiden Seiten, und das Schloß oder die Feder befindet ſich ſtatt dieſer zu beiden Seiten des Bandes, oder das Band hat zu beiden Seiten dünne lederne Riemen, die angenähet werden, an dem einen befindet ſich eine kleine Schnalle, wodurch der Riemen des andern Endes gezogen und ſo das Band befeſtiget wird. Die Farben der Bänder ſind ſehr verſchieden, und richten ſich nach dem Geſchmacke der Trägerinnen: roth, blau, gelb, grün, braun, in allen Abſtufungen des Hellen zum Dunkeln; dann auch alle Zwiſchenfarben: aſchgrau, ſilberfarbig, violett, lila, roſa, orange ꝛc. Reines Weiß und Schwarz, Licht und Schatten, findet man ſeltener als Farben zu Strumpfbändern, es ſey denn, daß ſie mit einer paſſenden farbigen Einfaſſung oder gemiſchten als Strumpfbandfarbe gewählt würden. Die oben beſchriebenen geſtickten, wattirten ꝛc. Strumpfbänder mit Bändern, Schloß oder Schnalle ſind nur reine Modeartikel, Luxusartikel, aber keinesweges bequem zum Anlegen, und um ſo mehr, wenn ſie ſehr ſteif ſind, welches oft von der Gaze, den Gold- und Silberfäden herrührt, womit ſie geſtickt ſind, und auch ſelbſt als Luxusartikel kommen ſie doch ſelten Andern zu Geſicht, als der Familie, guten Freundinnen ꝛc; denn das Aufheben der Röcke auf den Straßen, Promenaden, bei kothigem oder ſchmutzigem Wetter geſchieht doch ſelten von den Frauen und Jungfrauen bis zu den Kniebändern oder Strumpfbändern, mithin iſt auch der unbequeme Luxus hier entbehrlich, und er müßte einem bequemeren Platz machen. Die bequemeren Strumpfenbänder ſind nun die bloßen geköperten, baumwollenen oder ſeidenen Bänder, weil ſie

und derſelben Farbe, oder in zwei Farben, wo dann die helle Farbe vertieft und die dunklere erhaben und flach liegt, welches durch das Stricken und Weben oder Wirken hervorgebracht wird, nämlich die vertieften Reifen; ſ. auch oben, unter Strumpf.

Strümpfe (gemuſterte), welche nach verſchiedenen Muſtern geſtrickt oder gewebt worden; ſ. oben, S. 135.

— (geſtrickte), ſ. oben, unter Strumpf, und unter Stricken, Th. 175.

— (gewalkte), ſ. unter Walken, in W.

— (gewebte), gewirkte Strümpfe, ſ. Strumpfwirken, weiter unten.

— (gewirkte), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (glatte), ſowohl einfarbige, als gemiſchtfarbige, jedoch ohne alle Verzierungen an Zwickeln, durchbrochenen Fußblättern ꝛc., und die auch nichts Rauches oder Haariges haben, ſondern ganz glatt am Fuße und Beine anliegen. Man verſteht hierunter auch jeden einfachen Strumpf, der ganz glatt am Fuße anliegt, und nichts Ausgezeichnetes im Stoffe und keine auffallende Auszeichnung in der Arbeit erhalten hat, zum Unterſchiede von den gereifelten, durchbrochenen, durchſichtigen ꝛc. ꝛc.

— (Griſett-), Strümpfe mit Spitzzwickeln, ſ. unter Strumpfwirken.

— (große), zum Unterſchiede der kleinen oder Kinderſtrümpfe; auch pflegt man unter einem großen Strumpfe oder großen Strümpfen einen Mannsſtrumpf oder Mannsſtrümpfe zu verſtehen.

— (halbſeidene), welche aus Seide und Baumwolle gemiſcht beſtehen; ſ. auch oben, unter Strumpf, und unter Strumpfwirken, weiter unten.

— (kaiſerliche), ein Theil der Reichskleinodien, ſ. Th. 53, S. 737 u. f.

— (Kinder-), kleine Strümpfe für Kinder, ſowohl geſtrickte, als gewebte oder gewirkte in Zwirn, Baumwolle *und Wolle; ſ. auch* oben, S. 135.

Strümpfe (kleine), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (kurze), nur bis zum halben Beine gehende Mannsſtrümpfe, ſowohl von Zwirn, als auch von Wolle und Baumwolle, die unter langen Beinkleidern getragen werden, hauptſächlich wenn man Unterziehbeinkleider trägt, damit ſie durch deren Bänder befeſtiget werden können.

— (lederne), ſ. oben, unter Strumpf.

— (leinene), eine Benennung der Zwirnſtrümpfe, die aus Zwirn geſtrickt oder gewebt worden.

— (Manns-), ſ. oben, unter Strumpf, S. 135 und S. 142, und Strümpfe (Frauen-).

— (mehrdrähtige), wo der Hauptfaden aus mehreren Fäden beſteht, oder aus mehreren Fäden gedrehet worden iſt. So z. B. ſind die Hamburger drei- und vierdrähtige Strümpfe im Rufe.

— (mittlere), werden die Frauenſtrümpfe genannt, weil ſie das Mittel in der Größe zwiſchen den Manns- und Kinderſtrümpfen halten.

— (Ober-), werden diejenigen Strümpfe genannt, welche über andere Strümpfe von geringerem Werthe gezogen werden. Es ſind in der Regel ganz feine Strümpfe von Zwirn, Baumwolle oder Wolle, die man über geringere zieht, wenn man in einer Geſellſchaft in Schuhen erſcheinen muß, nämlich bei Männern. Eben ſo ſind es auch die feinſten Strümpfe bei Frauen und Jungfrauen, die ſie über andere ziehen, und ſo in Doppelſtrümpfen erſcheinen. Seidene Strümpfe zieht man gewöhnlich über leinene oder baumwollene Strümpfe, weil ſie zu dünn ſind, um ſie über das bloße Bein zu ziehen, beſonders im Winter, überhaupt in kalten Tagen, auch ſitzen ſie beſſer.

— (ordinaire), gewöhnliche Strümpfe, welche nur aus gewöhnlichen Strickſtoffen verfertiget werden, aus gewöhnlicher Wolle und Baumwolle, aus geringerer Seide, geringerem Zwirne ꝛc.

Strümpfe (ſeidene), ſ. oben, unter Strumpf, und unter Strumpfwirken, weiter unten.

— (Seidenhaſenhaar-), Strümpfe, welche von den Haaren der Seidenhaſen gewirkt werden. S. auch oben, unter Strumpf.

— (Sommer-), werden die zwirnenen, baumwollenen und ſeidenen Strümpfe genannt, weil ſie nicht dick, alſo nur leicht im Sommer zu tragen und kühl ſind; ihnen werden die Winterſtrümpfe entgegengeſetzt, welche aus Wolle beſtehen oder verfertiget werden, ſchwerer und warm ſind.

— (Tannen-), ſ. oben, unter Strumpf, S. 134.

— (Tuch-), ſ. daſelbſt, S. 143.

— (ungefärbte), welche ihre natürliche Farbe behalten haben, das heißt, die weiße in allen Schattirungen, wie ſie der ungefärbte Zwirn, die ungefärbte Baumwolle und Wolle giebt. Das Schwefeln, Bleichen ꝛc. kömmt hier nicht in Betrachtung, weil dadurch keine andere Farbe hervorgebracht wird, ſondern die natürliche nur reiner und weißer erſcheint.

— (ungewalkte), welche keine Walke erhalten haben; ſ. oben, unter Strumpf, und Strumpfwirken.

— (Unter-), die man unter ſeidenen und andern feinen Strümpfen trägt. Glatte gewöhnliche Strümpfe, die man über den bloßen Fuß und das Bein zieht, und darüber dann die feinen oder ſeidenen Strümpfe; ſ. auch Strümpfe (Ober-).

— (vierdrähtige), deren Faden aus vier Fäden zuſammengedrehet werden.

— (wattirte), gefütterte Strümpfe, Strümpfe worin die Waden auswattirt worden, für diejenigen, welche keine beſitzen, deren Beine ſtockartig in die Höhe gehen, alſo ohne alle Wölbung bis ans Knie. Man wattirt gewöhnlich nur die Unterſtrümpfe oder verſieht dieſe mit Waden, welche innerhalb des Strumpfes darin

geheftet oder genähet worden. Die Watte wird nämlich ſo ſtark aufgetragen, als eine wohlgerundete Wade beträgt, und dann wird dieſe mit feiner Leinwand oder Mouſſelin ꝛc. übernähet, ſo daß ſie feſt ſitzt. Da die Strumpfmaſchen eine gewiſſe Elaſticität oder Schnellkraft haben, ſich alſo dehnen laſſen, ſo kann man die Wade ordentlich herausbauchen oder herausheben, ſo daß ſie ſichtbar wird, wenn der Strumpf über das Bein gezogen worden; zieht man nun den Oberſtrumpf oder feinen Strumpf darüber, ſo präſentirt ſie ſich wie eine natürliche Wade.

Strümpfe (Winter-), ſ. unter Strümpfe (Sommer-).

— (wollene), ſ. oben, unter Strumpf.

— (zweidrähtige), wo der Faden, der zu ihrer Verfertigung genommen worden, aus zwei Fäden beſteht; ſ. auch oben, unter Strumpf.

— (Zwirn-), zwirnene Strümpfe, die aus Zwirn geſtrickt oder gewirkt worden.

Strümpfen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, in einen Strumpf, in der erſten weiteſten Bedeutung, verwandeln, das iſt, durch die Quere theilen. Schon nach Adelung iſt es in dem gemeinen Sprachgebrauche veraltet, und nur noch in einigen Gegenden üblich. So wird in Thüringen ein Acker geſtrümpft, wenn man denſelben in die Quere theilt, da dann die dadurch entſtehenden Theile Strümpfe oder Strümpfungen, der Ort der Abtheilung aber das Strumpfgewende genannt werden. Nach dem genannten Schriftſteller iſt es ein Intenſivum von einem veralteten ſtrumen, welches ein Verwandter von Strom, Striemen ꝛc. war, und von Bewegungen nach mehreren Richtungen gebraucht wurde. Strunk, Trumm, Rumpf und andere mehr gehören auch zu dieſer Verwandtſchaft. S. Strumeln.

Strümpfe (ſeidene), ſ. oben, unter Strumpf, und unter Strumpfwirken, weiter unten.

— (Seidenhaſenhaar-), Strümpfe, welche von den Haaren der Seidenhaſen gewirkt werden. S. auch oben, unter Strumpf.

— (Sommer-), werden die zwirnenen, baumwollenen und ſeidenen Strümpfe genannt, weil ſie nicht dick, alſo nur leicht im Sommer zu tragen und kühl ſind; ihnen werden die Winterſtrümpfe entgegengeſetzt, welche aus Wolle beſtehen oder verfertiget werden, ſchwerer und warm ſind.

— (Tannen-), ſ. oben, unter Strumpf, S. 134.

— (Tuch-), ſ. daſelbſt, S. 143.

— (ungefärbte), welche ihre natürliche Farbe behalten haben, das heißt, die weiße in allen Schattirungen, wie ſie der ungefärbte Zwirn, die ungefärbte Baumwolle und Wolle giebt. Das Schwefeln, Bleichen ꝛc. kömmt hier nicht in Betrachtung, weil dadurch keine andere Farbe hervorgebracht wird, ſondern die natürliche nur reiner und weißer erſcheint.

— (ungewalkte), welche keine Walke erhalten haben; ſ. oben, unter Strumpf, und Strumpfwirken.

— (Unter-), die man unter ſeidenen und andern feinen Strümpfen trägt. Glatte gewöhnliche Strümpfe, die man über den bloßen Fuß und das Bein zieht, und darüber dann die feinen oder ſeidenen Strümpfe; ſ. auch Strümpfe (Ober-).

— (vierdrähtige), deren Faden aus vier Fäden zuſammengedrehet werden.

— (wattirte), gefütterte Strümpfe, Strümpfe worin die Waden auswattirt worden, für diejenigen, welche keine beſitzen, deren Beine ſtockartig in die Höhe gehen, alſo ohne alle Wölbung bis ans Knie. Man wattirt gewöhnlich nur die Unterſtrümpfe oder verſieht dieſe mit Waden, welche innerhalb des Strumpfes darin

flecht aussieht. S. auch unter Stopfen, Th. 174, S. 496.

Strumpfgasse, s. unter Gasse, Th. 16, S. 405.

Strumpfhandel, s. Strumpfwaarenhandel.

Strumpfhändler, s. Strumpfwaarenhändler.

Strumpfmacher, s. Strumpffabrikant.

Strumpfmacherstuhl, s. Strumpfwirkerstuhl.

Strumpfmanufaktur, s. Strumpffabrik.

Strumpfmaschine, s. Strumpfwirkerstuhl.

Strumpfsohle, ein von Papier nach dem Fuße geschnittenes Muster.

Strumpfstricker, s. Stricker, Th. 175, S. 707 u. f. Nach einigen Schriftstellern sollen die Strumpfstricker sich späterhin, als ihr Gewerbe größtentheils in die Hände der Frauenzimmer überging, in Baretmacher verwandelt haben. Die Lehrburschen lernten dieses Handwerk in vier Jahren, wenn sie kein Lehrgeld gaben. Zum Meisterstück verfertigte der Gesell an einigen Orten ein Mannskamisol, an andern wieder einen Teppich von schattirter Arbeit. Die Strumpfstricker machten alle Arten von wollenen Strümpfen, und das Stricken verrichteten, außer den Gesellen und Lehrlingen, mehrentheils die Frauenzimmer. Die Stricker beschäftigten sich dagegen mehr die wollenen Strümpfe zu appretiren, das heißt, zu walken, rauhen und scheeren; s. diese Artikel.

Strumpfstrickerstuhl, s. Strumfwirkerstuhl.

Strumpfstuhl, s. daselbst.

Strumpfwaaren, hierunter versteht man alle diejenigen Waaren, welche von den Strumpfwirkern, oder Strumpffabriken, Strumpfmanufakturen, geliefert werden; also nicht allein Strümpfe aller Art und von allen Stoffen, sondern auch Beinkleider, Kamisöler, oder Jacken, Westen, Handschuhe, Mützen ꝛc. S. auch die Art. Strumpf und Strumpfwirkerey.

Strumpfwaarenfabrik, Strumfwaarenmanufaktur, eine Anstalt, wo das Weben oder Wirken die-

ser Waaren, die vorher unter Strumpfwaaren angezeigt worden, im Großen betrieben wird, wo mehrere Arbeitssäle mit Strumpfwirkerstühlen besetzt sind, worauf die Strumpfwaaren von den Wirkern fabrizirt werden. Eine solche Fabrik erfordert nicht nur ein bedeutendes Betriebskapital, um alle baaren Auslagen zu machen, wozu besonders die Instandsetzung der Fabrik mit den Stühlen ꝛc., und dann das Arbeitslohn gehört, da die Materialien zum Wirken der Waaren dem Fabrikanten auf eine gewisse Zeit kreditirt werden, sondern auch die Aussicht zu einem bestimmten Absatze der Waaren, sowohl auf den Messen, als an die Kaufleute, da auf den eigenen Betrieb der Waaren an das Publikum, das heißt, einzeln, sehr wenig gerechnet werden kann. Die Auslagen bei einer solchen Fabrik sind auch schon darum sehr bedeutend, weil der Unternehmer derselben auch ein eigenes Gebäude dazu erbauen lassen oder es doch durch Kauf zu gewinnen suchen muß, weil ein gemiethetes Lokal in großen Städten zu kostbar ist, und bei einer Fabrik jede Vermeidung der Kosten berücksichtiget werden muß, weil dieses Alles den Preis der Waare erhöhet, und hierauf hat ein Fabrikant hauptsächlich sein Augenmerk zu richten, wenn er mit seinen Waaren die Concurrenz mit den übrigen Fabrikanten auf dem Markte bestehen will. — Strumpfwaarenfabriken findet man jetzt fast in allen großen Städten Deutschlands und auch in vielen kleinen Städten, wo man vorzugsweise Fabriken etablirt hat, um die Concurrenz mit auswärtigen Artikeln der Art besser bestehen zu können, weil in kleineren Städten die Nahrungsmittel und alle andern Bedürfnisse weit wohlfeiler sind, als in einer großen Stadt, hauptsächlich Residenz-Stadt, die Arbeiter also weit billiger leben können, welches hier besonders mit in Anschlag gebracht werden muß, um die Preise der fabrizirten Waaren so billig als möglich zu stellen; und besonders in solchen kleinen Städten, die nicht zu fern von

einer großen Stadt, auch einer Messestadt, und an der Landstraße, auch an einem Flusse, der schiffbar ist, liegen. Dieses Alles trägt sehr viel zur schnelleren Beförderung der Waaren bei, also auch wo möglich zu deren Absatze, wenn sie sonst preiswürdig gewebet worden; denn hierauf kommt auch sehr viel an, wie solches unter Strumpfwaarenhandel nachgewiesen worden.

Strumpfwaarenfabrikant, eigentlich derjenige, welcher die Strumpfwaaren fabrizirt, der Strumpfwirker; dann auch der Unternehmer einer Strumpfwaarenfabrik, wenn er auch gleich kein Strumpfwirker ist, oder dieses Gewerbe erlernt hat, sondern sich zu seinem Unternehmen einen tüchtigen Werkmeister hält, welcher die Wirker beaufsichtiget und die Stühle einrichtet, da er dann nur den merkantilischen Theil der Fabrik zu besorgen hat.

Strumpfwaarenhandel, der Handel mit Strümpfen und Strumpfwaaren, worunter man die Strumpfbeinkleider, Strumpfjacken, Strumpfmützen ꝛc. ꝛc. versteht (s. Strumpfwaaren), also die von den Strumpfstrickern und Strumpfwirkern gestrickten und gewirkten Waaren, welche in den Handel kommen. S. auch den Art. Strumpf und Strumpfwirken. — Bei dem Handel mit Strumpfwaaren, hauptsächlich aber mit Strümpfen, muß der Kaufmann besonders auf gute Waaren sehen, damit sie gehörig gewebt worden, und das dazu bestimmte Quantum Wolle, Seide ꝛc. enthalten. Man hat in England, nach Babbage*) mehrere Betriegereien im Strumpfhandel entdeckt; denn bei der Zeugenaussage der bei der Untersuchung vor dem Unterhause vorgetragenen Klage der Strumpfwirker, wurde bewiesen, daß man die Strümpfe vom Knie bis

*) *Ueber Maschinen und Fabrikenwesen von Charles Babbage; aus dem Englischen* übersetzt von Dr. G. Friedenberg. Berlin, *1833. S. 136, 137.*

zum Knöchel von gleicher Weite macht, und erſt dann im feuchten Zuſtande die Wade auf Strumpfhölzern ausſpannt, ſo daß beim Trocknen auf dem Brette die ſcheinbare Geſtalt bleibt, und der Käufer den Betrug nicht eher entdeckt, als bis nach der erſten Wäſche, wo der Strumpf wie ein Sack um ſeine Knöchel hängt. Das Commité des Unterhauſes, welches zur Unterſuchung dieſer Angelegenheit abgeordnet worden, machte hierbei die Bemerkung: „Es iſt ſonderbar, daß die vor hundert und funfzig Jahren am häufigſten vorgekommenen Beſchwerden bei dem gegenwärtigen vorgeſchrittenen Zuſtande der Gewerbe ſich eben ſo häufig wiederholen; denn es erhellt aus dem vor dem Commité abgegebenen Zeugniſſe, daß alle Sachverſtändigen den Verfall dieſes Gewerbes mehr der Anfertigung verfälſchter und ſchlechter Artikel, als irgend einer andern Einwirkung zuſchreiben.“ — In den Strumpfläden oder Boutiquen in Paris hat man die Gewohnheit: um zu wiſſen, ob der Vorderfuß des Strumpfes dem Käufer nicht zu klein iſt, läßt man ihm eine geballte Fauſt machen; kann man mit dem Vorderfuße die Fauſt umwickeln, ſo iſt er nicht zu klein.

Strumpfwaarenhändler, derjenige Kaufmann, welcher, außer dem Fabrikanten, mit Strümpfen im Großen und einzeln, oder en detail, handelt, die Strumpfwaaren in den Strumpfwaarenfabriken beſtellt, ſelbſt die Muſter dazu liefert, alſo für ſeine Rechnung dieſe Waaren weben oder wirken läßt, und ſie dann nur allein debitirt, das heißt, diejenigen Waaren, die er entweder nach ſeiner Erfindung oder nach anderen Modellen arbeiten läßt; denn der Fabrikant kann nur diejenigen Waaren verkaufen, die er für eigene Rechnung anfertigen läßt.

Strumpfweber, ſ. Strumpfwirker.

Strumpfweberey, ſ. Strumpfwirkerey.

Strumpfweberſtuhl, ſ. Strumpfwirkerſtuhl.

Strumpfwebermaſchine, ſ. Strumpfwirkerſtuhl.

Strumpfwirken, Strumpfwirkerey, die Fertigkeit, vermittelst einer sehr künstlich zusammengesetzten Maschine, des Strumpfwirkerstuhls, Strümpfe aller Art von den bekannten Stoffen zu verfertigen. Die Maschine oder der Stuhl selbst, der einem Klaviere gleicht, verrichtet eigentlich das Strumpfstricken oder Wirken, und weit schneller und genauer, als bloß mit der Hand. Auf dem durch den Arbeiter mittelst eines Fußtritts in Bewegung gesetzten Stuhle stricken nämlich einige hundert Nadeln, um welche der Faden durch einen eigenen, von oben kommenden Druck gewisser Theile sich schlängelt, einige hundert Maschen auf einmal. Man legt die Fäden auf die horizontalen Nadeln, und dann kommen durch den Fußtritt mehrere Theile der Maschine: die Platinen, die Presse, die Mühle, die Uuden, die Kupferlade, die Daumendrücker, der Federstock ꝛc. in gehörige Thätigkeit; sie biegen nämlich den Faden um die Nadeln, damit er die Maschen bilde; sie richten dann die Maschen genauer an einander, werfen die Maschenreihe so ab, daß sie mit dem Faden in Verbindung bleibt, woraus neue Maschen gebildet werden ꝛc. ꝛc. Nach dieser Skizze des Strumpfwirkens soll nun eine genauere Beschreibung des ganzen Verfahrens, welches man beim Wirken oder Stricken der Strümpfe beobachtet, folgen, und solches von einem Fabrikanten selbst, dem Herrn Hüneken in Braunschweig, wozu nur noch dasjenige hinzugefügt werden soll, was man in den neuesten technologischen Schriften darüber findet. Wie schon bemerkt worden, muß der Mechanismus des Stuhls Alles beim Stricken oder Wirken der Strümpfe ꝛc. verrichten; denn der Wirker bedarf dazu nur weniger Handgriffe und einiger Bewegung der Füße. Auch ist es einerlei, welches Material man nimmt, ob leinenes, oder baumwollenes und wollenes Garn, oder Seide, nur daß man nach Beschaffenheit des Fadens einen Stuhl von dieser oder jener Nummer, da die Stühle von fein Nr. 0 bis grob

Nr. 20 ſteigen, nimmt, alſo nach der Feinheit der Stuhleinrichtung den Faden wählt, und dieſes wegen der Zahl der Nadeln, weil ſolches auf allen Stühlen nicht gleich iſt. Ein gewirkter Strumpf hat hinten nicht eine geſtrickte, ſondern genähete Naht, und daher muß auch der Strumpf nach ſeiner ganzen Weite in einer graden Linie geſtrickt oder gewirkt und auf die Nadeln des Stuhls ausgeſpannt werden. Dann iſt auch die linke Seite des Strumpfes bei dem Wirken außerhalb oder nach dem Wirker zugerichtet. Die Maſchen des Strumpfes bilden ſich auf den Nadeln. Der erſten Reihe Maſchen kann der Stuhl keine Geſtalt und Haltbarkeit geben, wie die Folge beweiſen wird, der Strumpfwirker muß ſie daher um die Nadeln ſchwingen. Eine jede Reihe zuſammenhängender Maſchen, die durch die ganze Weite eines Strumpfes geht, führt den Franzöſiſchen Namen Range. Der Wirker mißt nun die obere Weite ſeines Strumpfes auf den Nadeln ab, und beſtimmt die Anzahl der Nadeln, worauf beim Wirken des Strumpfes Maſchen entſtehen ſollen. Ein Mannsſtrumpf wird gemeiniglich 14 bis 15 Werkzoll, und ein Frauenſtrumpf 13 bis 14 dergleichen Zoll weit gemacht, wenn es nämlich erwachſene Perſonen ſind. Dieſe Werkzolle reduciren ſich nach Rheinländiſchen Zollen auf 11 bei Mannsſtrümpfen, und auf 10 Zoll bei Frauenſtrümpfen in der Weite. An dem rechten Mittelſtänder des Stuhls ſteckt ein eiſerner, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll langer Stift, worauf ſich eine Spule mit der Wolle zum Wirken (wenn nämlich wollene Strümpfe verfertiget werden ſollen) befindet, der aber zu nichts weiter dient, als daß die Spule während der Arbeit nicht herunter falle. Von dieſer Wolle, dem wollenen Garne, ſchlingt er um jede der abgezählten Nadeln den Faden gewöhnlich ſo, daß der Faden jede Nadel gleich einer Maſche umſchlingt, welches auf vielerlei Art geſchieht. 1) Ueber eine Nadel; 2) über zwei Nadeln; 3) über drei Nadeln, und 4) über eine Nadel um

die andere, wie es ſich zu der zu verfertigenden Waare ſchickt; jedoch iſt das Letztere nicht mehr ſo gebräuchlich. Dieſe vier Arten führen den Franzöſiſchen Namen Ourlet. Dieſes geſchieht (wenn nämlich der Stuhl in gehöriger Ordnung erhalten wird), wenn der Stuhl hoch ſteht, das iſt, wenn die Obertheile der hängenden Arme gegen die Gegenſtoßſchraube ſtoßen, und vorn die Platinenbäuche zwiſchen den Nadeln ſtehen, wonach der Stuhl von hinten eincroſchirt wird, ſo daß das Ourlet in die Platinenkehlen kommt, und nun legt der Wirker einen Faden von der rechten nach der linken Hand über die feſtgeſetzte Zahl der Nadeln. Dieſer gezweiete Faden liegt nun vor den Schnabeln der Platinen, und zwar unter den Naſen derſelben. Er tritt nun den linken Fußtritt (während welcher Zeit er mit dem rechten Fuße den rechten Fußtritt in Balance erhält), die Scheibe des Roſſes läuft links herum, und bewegt das Roß auf der Roßſtange von der Rechten zur Linken; der Kopf des Roſſes erhöhet nach und nach die Schwänze der Schwingen, ſo wie es unter ihnen fortläuft, und ſolche aus den Federſchaffen hebt, und die Schwingen ſinken vorne, nebſt den in deſſen Kopf genietheten Platinen, eine nach der andern, welches man Couliren nennt. Der Wirker macht aber bei den Schwingen einen Unterſchied, und nennt die eiſernen, in eiſernen Stühlen Unden, und die hölzernen in hölzernen oder ſogenannten Walzenſtühlen Schwingen. Durch das Couliren iſt der aufgelegte Faden auf den Nadeln (durch die Platinennaſen) zwiſchen den äußern Nadeln zweier benachbarter Unterbleye zu einem halben Zirkel gebildet, und dieſe Halbzirkel müſſen nun durch den Eintritt zwiſchen zwei und zwei benachbarten Nadeln kleinere Halbzirkel durch die ſtehenden Platinen bilden, dann wird vorgezogen, und wenn durch dieſe Verrichtung der in kleinere Zirkel gebrachte Faden unter die umgebogenen Nadelſpitzen gebracht worden, ſo läßt er die Piddeko (von Pied de coup)

gehen, assemblirt, und macht hierdurch die Maschen gleich und glatt; hierauf läßt er den Stuhl vollends in die Höhe gehen, daß die Obertheile der Hängearme an die obere Stellschraube oder Stützen stoßen, und die wirklichen Hängearme unten an die Croschirhaken liegen, und also die Bäuche der Platinen zwischen den Nadeln stehen. Hier befindet sich nun die erste Reihe Maschen hart vor den Platinenbäuchen, und die zweite Reihe in den Nadelköpfen. Auf drei und auch wohl auf feinen zwei Nadelstühlen wird mit dem Eintritte zugleich assemblirt, welches aber auf ordinairen zwei Nadelstühlen, nämlich Nr. 5 und gröberen, nicht gebräuchlich ist. Wenn nun die Maschen, wie angeführt worden, geordnet sind, so tritt er in dem Augenblicke den mittleren Fußtritt, welcher die Presse hinabzieht. Die gesunkene Presse drückt die sämmtlichen Nadelspitzen in Chassen der Nadeln, und die versenkte Spitze erlaubt nunmehr jede Masche der ersten Reihe dergestalt vorzuschieben, daß diese Masche auf die Nadelspitze kurz hinter der Presse zu liegen kommt; dann läßt der Wirker die Presse wieder in die Höhe gehen, und zieht den Stuhl bis an den Anschlag vor. Die Bäuche der Platinen bringen also die erste Reihe Maschen über die Spitzen bis zur äußersten Biegung der Nadeln, welche der Kopf genannt wird; dann schlägt er noch ein paarmal an, daß die erste Reihe Maschen sich über die Nadelköpfe in die zweite Reihe hinabsenkt. Dieses Ueberstreifen der ersten Reihe Maschen wird Abschlagen genannt. Hierbei ist noch zu bemerken, daß der Wirker bei der Bewegung des Stuhls beständig mit dem Daumen auf die Pouce drückt, nur nicht während des Coulirens, und dadurch vermittelst der Faller, deren vordere Enden auf den Zungen der Poucen liegen, die Undenpresse, welche auf die hintern Enden der Faller befestiget ist, auf die Undenschwänze drückt, daß die Unden mit ihren eingenieteten Platinen nicht zur Unzeit vorn herabsinken. So wie nun eine

Reihe Maſchen gebildet wird, eben ſo werden auch alle andern gebildet, und die Reihe iſt dann fertig, wenn abgeſchlagen worden; denn bei feiner Arbeit iſt das Abzupfen nicht nöthig, und auch nicht gebräuchlich; aber auf grober, oder Nr. 8, und gröbern Stühlen, wird nicht, nachdem gepreßt worden, abgeſchlagen, ſondern abgezupft, und nachdem croſchirt worden, wird der Faden beſtändig wechſelsweiſe von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten über die Nadeln gelegt, und, ſobald er aufgelegt wird, coulirt, eingetreten, vorgezogen, der Stuhl in die Piddeko, auch petit coup, gebracht, und da aſſemblirt; dann in die Höhe gehen gelaſſen, gepreßt, und abgeſchlagen. Dieſes Alles verrichtet ein geſchickter Strumpfwirker in guter feiner Arbeit in 24 bis 25 Sekunden, bei ſchlechter Arbeit in 14 bis 15 Sekunden. Bei dem Groben verurſachen die Faſern des Fadens bei dem Ueberwerfen der nächſt vorhergehenden Reihe Maſchen über die letzte Reihe, daß die Maſchen nicht gut von den Nadeln herabſinken, und die Maſchen der letzten Reihe umſchlingen; damit nun die Vereinigung beider Reihen gehörig bewerkſtelliget werde, ſo muß der Wirker, ſobald er übergeworfen hat, jedesmal an dem fertigen Theile des Strumpfes zupfen, und hierdurch die Maſchen der vorletzten Reihe nöthigen, daß ſie ſämmtlich von den Nadeln herabſinken, und ſich mit den Maſchen der letzten Reihe vereinigen. Um nun die Maſchen anzuziehen, daß ſie beim Croſchiren nicht überſtoßen, wird die erſte Reihe Maſchen an die Rollmühle oder das Rolleiſen vermittelſt eines Tuches, woran ſie geheftet wird, befeſtiget, wodurch der fertige Theil des Strumpfes immer ſenkrecht herunter gehalten wird. So wie nun der Strumpf nach und nach an Länge zunimmt, ſo wird das Tuch mit dem Strumpfe auf die Welle des Rolleiſens aufgewickelt. Zuweilen bekommen die feinen Strümpfe einen doppelten Rand (Doppelkranz, Fr. Rebord), dann kann der Strumpf

erſt befeſtiget werden, wenn er fertig iſt. Wenn dieſer Doppelrand gemacht werden ſoll, wird, wenn das Ourlet über drei Nadeln geſchlagen worden, zwei Zoll gerade fortgewirkt; denn in die Mitte dieſer Maaße eine lange Reihe zu machen, iſt ſeit mehr denn achtzig Jahren nicht mehr gebräuchlich, weil ſich ſolche leicht beim Tragen der Strümpfe entzweiſtößt, und die letzte Reihe lang zu machen, ſoll noch weit länger nicht mehr gebräuchlich geweſen ſeyn, auch ſoll man keinen Grund angeben können, wozu es dienen ſoll. Der 2 Zoll lange Theil, wie vorher angeführt worden, wird nun von dem Wirker umgelegt, und mit der Schaffnadel die äußern Faden des Ourlets auf eine Nadel um die andere geſetzt, und ſolches von der rechten zur linken Hand. Wenn nun das Ourlet aufgeſetzt worden, ſo wird die folgende erſte Reihe etwas länger gemacht, weil ſich die vorhergehende Reihe, nebſt dem Ourlet, in dieſe hinabſenken müſſen, und folglich der doppelt zuſammengelegte Theil ſo befeſtiget wird, als wenn er zuſammen genähet wäre. Nach einer andern Anlage dieſes Doppelrandes macht der Wirker eine lange Maſche, damit ſich der Rand bei dem nachherigen Zuſammenſchlagen gut glatt niederlege. Nach der langen Maſche wirkt man nun noch einen Zoll lang ordinär; die letzte Reihe Maſche iſt wiederum lang, und jetzt wird der zwei Zoll lange Theil dergeſtalt umgelegt, daß die zuerſt erwähnte Reihe langer Maſchen gerade in den obern Rand des Strumpfes fällt. Er hängt nun die Maſchen der zuerſt gewirkten Reihe gleichfalls auf die Nadeln, ſo daß nun zwei Reihen Maſchen auf den Nadeln hangen, die Reihe langer Maſchen hinten, und die Maſchen der erſten Reihe vorn. Durch dieſes Umſchlagen liegt nun das Gewirkte doppelt, und iſt nur 1 Zoll lang. Mit der Schaffnadel ſetzt er nun jede Maſche jedesmal auf zwei benachbarte Nadeln auf, ſo daß auf jeder Nadel nur eine halbe Maſche *hängt, jedoch ſetzt er auf* zwei und zwei benachbarte Na-

deln jedesmal zwei Maschen. Er übergeht also, der Kürze wegen, stets zwei Nadeln, und hängt z. B. auf die erste, zweite, fünfte und sechste zwei Maschen, läßt aber die dritte und vierte Nadel leer. Wenn sich nun die gedachten beiden Reihen Maschen auf den Nadeln befinden, so wirkt der Wirker gewöhnlich weiter fort, und durch das Wirken werden die beiden Reihen Maschen vereiniget, indem man die nächste Reihe Maschen über die beiden vorhergehenden wirft, und daher der doppeltzusammengelegte Theil befestiget wird, als wenn er zusammengenähet wäre, in so weit kommt nun diese Angabe mit der obigen überein. — Sobald der Rand fertig ist, wird das Rolleisen befestiget, und nun wird so lange ohne Ab- oder Zunehmen fortgewirkt, bis ein Mannsstrumpf 15 bis 16 Zoll, ein Frauenstrumpf dagegen nur 9 Zoll lang ist. Jetzt muß aber zu dem Theile unter der Wade von oben nach der gedachten Länge abgenommen werden, welches er mit der Schaffnadel verrichtet, indem er die nöthigen äußeren Maschen mit solcher auf die benachbarte zweite Nadel hängt, so daß nun auf dieser zweiten Nadel zwei Maschen hängen. Er muß hierbei die Masche von der äußersten Nadel abpressen, indem er ihre umgebogene Spitze in ihre Chasse mit der Schaffnadel drückt, die Masche dann über die versenkte Spitze wegschiebt, endlich mit der Schaffnadel abhebt, und auf die nächste Nadel hängt. Auf diese Weise wird eine Masche nach der andern abgenommen. Ueberhaupt werden bei einem Mannsstrumpfe, wenn man z. B. einen Stuhl Nr. 6 wählt, weil von dieser Nummer die mehrsten gehen, sechs und zwanzig auch acht und zwanzig Nadeln auf jeder Seite abgenommen, wenn er z. B. mit Querzwickeln gemacht werden soll, die hier angenommen werden, da sie doch, wenn sie auch *jetzt* nicht getragen werden, wieder vorkommen können. *Ein Frauenstrumpf* wird nicht so weit gemacht, weil die *Frauen nicht* so starke Knöchel, und auch nicht so große

Füße haben, als die Männer, und wenn sie gleich eben so starke Waden haben, und oft noch stärker, so weitet sich auch ein Frauenstrumpf wegen seiner Kürze weit mehr aus, als ein langer Mannsstrumpf, welches die Strickerinnen gleichfalls beobachten, jedoch werden mehr oder weniger Maschen abgenommen, je nachdem der Stuhl, und folglich auch das darauf zu verarbeitende Garn, grob oder fein ist, oder nachdem die Strümpfe weiter oder enger seyn sollen; daher kann man auch herunter gehen bis achtzehn Nadeln, welche bei einem Mannsstrumpfe abgenommen werden, bei einem Frauenstrumpfe aber bis zwanzig, weil dieser unten noch schmäler zusammen läuft. Doch werden mehr oder weniger Maschen abgenommen, je nachdem die Wolle oder Seide grob oder fein ist. Man muß das Abnehmen aber so verstehen, daß jedesmal nach acht Reihen Maschen auf jeder Seite des Strumpfes eine Masche abgenommen wird, und zwar die äußerste, folglich nimmt der Strumpf nach und nach an Breite ab. Nachdem der Strumpf von dem Abnehmen noch 6 Zoll gewirkt und die oben angeführten achtzehn oder zwanzig Nadeln noch nicht völlig abgenommen worden, so werden sie noch in den sogenannten kleinen Theilen abgenommen, die nach den 6 Zollen angehen. Einige wollen nur 5 Zoll geben; denn wenn man die Maaße des Abnehmens 6 Zoll macht, so soll es schon über die Wade angehen, und der Strumpf dann schon zu früh von seiner Weite verloren haben. Die kleinen Theile bestehen aus dem Vorderblatte und den beiden Zwickeltheilen zusammen genommen. Dieser Abtheilung wegen muß der Wirker sämmtliche Nadeln des Strumpfes, den er wirkt, in drei Theile theilen, jedoch so, daß beide kleine Theile überhaupt nur so viele Nadeln erhalten, als das Mitteltheil oder Vorderblatt, weil dieses so breit ist, als beide kleine Theile zusammen genommen. Sobald also *jenes sechs und siebzig* Nadeln enthält, so erhalten diese

jedes acht und dreißig Nadeln, und erhält es nur sechs und dreißig Nadeln, so erhalten diese ein jedes achtzehn Nadeln. — Bei dem Wirken sitzt das Mitteltheil auf den Nadeln in der Mitte, und die beiden kleinen Theile zu beiden Seiten. Wenn die Eintheilung der Nadeln für alle drei Theile gemacht worden, so werden jedesmal zwischen zwei kleinen Theilen zwei Nadeln etwas in die Höhe gebogen, damit er die Theile bei dem Wirken von einander unterscheiden, und ihre Faden gehörig über die zu jedem Theile bestimmten Nadeln legen kann. Hierdurch werden nun allemal zwischen zwei Theilen zwei Maschen überflüssig, daher hebt der Wirker eine dieser beiden Maschen, nach dem kleinen Theile oder Zwickeltheile zu, von ihrer Nadel ab, und hängt sie auf die äußerste Nadel des kleinen oder Zwickeltheils; eben so hebt er auch die andere überflüssige Masche von ihrer Nadel ab, und hängt sie auf die äußerste Nadel des Mitteltheils oder Vorderblattes; und so wird auf beiden Seiten des Mitteltheils oder Vorderblattes verfahren, welches, wie angeführt worden, in der Mitte ist. Jetzt muß der Wirker auch mit den drei Faden wirken, weil zu jedem Theile ein besonderer Faden gehört. Jeden dieser drei Faden legt der Wirker wie gewöhnlich über die zu jedem Theile bestimmten Nadeln, alles übrige verrichtet er aber mit den drei Faden zugleich, wie es beim Wirken schon angeführt worden. Excroschirt, legt die Faden über die Nadeln, coulirt, tritt ein, zieht vor, bringt den Stuhl in die Piddeko, assemblirt daselbst, läßt den Stuhl vollends in die Höhe gehen, preßt, und schlägt ab. Es entsteht durch dieses Wirken in allen drei Theilen eine Reihe Maschen zu gleicher Zeit, jedoch so, daß jeder Theil durch zwei Nadeln von dem andern abgesondert ist, und so wird so lange fortgearbeitet, bis die Partagen 6 Zoll lang sind, dann wird über das Mitteltheil oder Vorderblatt eine *lange Reihe* Maschen gemacht, die dadurch entstehen, *daß die Undenbahre*, wenn coulirt werden soll, hinter

geſchoben wird, damit die Unden tief fallen; iſt dieſes geſchehen, ſo werden noch gewöhnlich fünf oder ſechs Reihen über die lange Reihe gemacht, um hernach deſto bequemer wieder aufſetzen zu können; dann wird gedachtes Mittelstheil von den Nadeln herunter geworfen, und weil dann das Rolleiſen an den beiden kleinen Theilen zu ſchwer hängt, ſo legt man ſolches auf den Vorderriegel, und ſtatt deſſen hängt man an jeden Theil einen kleinen Haken mit Bley, 4 Loth an Gewichte, welches den Franzöſiſchen Namen contre poids führt, um ſolche beim Wirken ſenkrecht geſpannt zu erhalten. Jeder kleine Theil wird 8½ Zoll lang, bis an das Abnehmen gewirkt; denn das Vorderblatt oder Mittelstheil geht nur bis zur Biegung des Fußes, da im Gegentheile an jeden kleinen Theil die Hälfte der Hacke angewirkt wird. Wenn daher das Mittelstheil ſeine gehörige Länge erhalten hat, ſo wird nur mit zwei Faden gewirkt, nämlich jeden kleinen Theil mit einem. Uebrigens werden dieſe beiden Theile ſo zuſammengewirkt, wie vorher alle drei Theile zuſammengewirkt worden. Da ſich nun die Hacke unten rundet, ſo wird dieſe Rundung durch das Abnehmen hervorgebracht. Hier weichen die Methoden von einander ab, auch iſt ſolches auf grobe, Mittel- und feine Arbeit nicht einerlei. So wird z. B. bei dem Stuhle Nr. 6. ſiebenmal von der Hacke abgenommen, nämlich nachdem das Erſtemal abgenommen worden, wird ſolches viermal, und nachdem jedesmal drei Reihen gemacht ſind, wiederholt, und die beiden letzten Male jedes mit zwei Reihen. Dieſes Abnehmen verrichtet ein tüchtiger Wirker auf folgende Art. Er hebt nämlich mit der Schaffnadel die zweite Maſche von ihrer Nadel ab, und hängt ſolche auf die vierte Nadel; dann hebt er die erſte Maſche auch von ihrer Nadel ab, und hängt ſie auf die dritte Nadel, ſo daß zwei Maſchen zugleich abgenommen ſind; denn wenn beide abgenommene Maſchen *allein auf die dritte* Nadel gehängt werden, ſo daß

drei Maſchen auf einer Nadel befindlich ſind, ſo wird es tutenförmig. Dieſes Abnehmen geſchieht auf der äußeren Seite der Hacke, wo nämlich die Rundung entſtehen ſoll. Wenn nun auf die beſchriebene Art abgenommen worden, ſo ſind die Faden auf der rechten Seite; dann wird noch eine Reihe gemacht, daß die Faden auf die linke Seite kommen. Hierauf wird nach ſchon beſchriebener Art eine lange Reihe Maſchen gemacht, und, welches einerlei iſt, zugeflochten oder abgekettelt, damit ſich das Gewirke nicht auflöſe, wenn man es von den Nadeln abnimmt. Dieſe angeführten Theile oder Partagen werden nur dann gemacht, wenn ein Querzwickel in den Strumpf gemacht werden ſoll; denn dieſer muß beſonders gemacht, und alſo der kleine Theil der Länge nach, wo der erſte Zwickel daran gemacht werden ſoll, auf die Nadel geſetzt werden, wo der Zwickel darauf verfertiget werden ſoll, und ſo wird, nachdem der erſte fertig iſt, mit dem andern auch verfahren, ſo, daß alſo jeder Zwickel auf der einen Seite an einen kleinen Theil angewirkt, und an der andern an das Mittelstheil oder Vorderblatt mit einer beliebigen Naht angenähet. — Die Zwickel werden auf verſchiedene Art gemacht, und es würde daher ſehr ſchwer fallen, wenn Einer ihre Anzahl beſtimmen ſollte. Die bekannteſten Arten ſind: alte Engliſche, Engliſche, Engliſche mit verdeckter Maſche, doppelte Engliſche und Deutſche Engliſche, welche im Jahre 1729 von Chriſtoph Weick zu Hanau erfunden worden. Dieſe fünf Arten Engliſcher Zwickel werden von den Deutſchen Strumpfwirkern auch Minderzwickel, weil ſie gemindert werden, und von den Franzoſen coin-bassement genannt. Dann Schweizer, doppelte Schweizer, Schweizer-Ourlet, Sächſiſche Minder, Rahmchainet, übergepreßte Maſche, Heſſiſche, Keil, Deutſche Ourlet, durchbrochene Querzwickel von allen benannten Arten, und durchbrochene Ge-

netzwickel. Eine jede Art dieſer benannten Zwickel wird nun noch ſo verſchieden gemacht, daß ſolches zu beſchreiben zu weit für dieſen Artikel führen würde.

Jetzt wird die Sohle, woraus der Fuß des Strumpfes entſteht, an die übrigen drei Theile angewirkt. Die Strumpfwirker nennen aus hergebrachter Gewohnheit, jedoch ſehr irrig, den Fuß des Strumpfes die Sohle, weil ſie die Zwickel mit zu dem Fuße zählen, und alſo die beiden Zwickel und den Fuß, Fuß nennen, da doch die Zwickel nicht zum Fuße gehören, ſondern beſondere Theile ausmachen; ſolches rührt jedoch daher, weil die alten Strumpfwirker, und lange noch die Engländer, die Füße in zwei Theile machten, und alſo das Obertheil die Oberſohle, und das Untertheil, welches an den Zwickel gewirkt worden, die Unterſohle nannten. Den Fuß in einem Stücke zu machen, iſt Deutſche Erfindung, oder vielmehr den Fuß an die übrigen drei Theile anzuwirken. Dieſer Fuß wird bei einem fertigen Strumpfe nicht unter dem Fuße, ſondern an der Seite zuſammengenähet, ausgenommen wenn Schweizerzwickel gemacht werden, wo es ſehr mühſam ſeyn würde, die Naht neben den Fuß zu bringen. Aus dieſer Urſache müſſen die drei Theile wieder auf die Nadeln aufgeſetzt werden, wovon es zwei Methoden giebt, Einige ſetzen das Mittelstheil zur rechten, Andere aber zur linken Seite der Zwickel. Auf die erſtere Art kommt die Naht auf die linke Seite des Fußes, auf die zweite aber zur rechten Seite; da aber die mehrſten Strumpfwirker das Mittelstheil oder Vorderblatt auf die rechte Seite ſetzen, ſo folgt hier eine Anweiſung, wie es gemacht wird. Auf dem erwähnten Stuhle Nr. 6. werden in einem Mannsſtrumpfe gewöhnlich vierzig Maſchen unten im Zwickel offen gelaſſen, welches Stehenlaſſen genannt wird; hierzu werden auf der linken Seite die erforderlichen vierzig Nadeln abgezählt, und der zweite Zwickel wird ſo aufgeſetzt, daß er bei Aufſetzung des Fußes an

ſeiner Stelle bleibt, und der erſte Zwickel wird mit ſeinem kleinen Theile, wo er angewirkt worden, herumgedreht, und zwar ſo, daß die Hacken unten gegeneinander gekehrt ſind, und die darüber gemachte lange Reihe Maſchen auf die abgezählten Nadeln geſetzt und aufgezogen wird, damit die letzte Reihe Maſchen des Zwickels auf die Nadeln kommt; dann wird das Mittelttheil zur Rechten der Zwickel auch auf beſagte Art aufgeſetzt. Sobald nun dieſe drei Theile auf die vorerwähnte Art auf die Nadeln des Stuhls aufgeſetzt ſind, ſo wirkt der Strumpfwirker den Fuß nach ſeiner ganzen Weite mit einem einzigen Faden, und vereiniget hierdurch die drei Theile wieder miteinander. Der Fuß wird nicht nach ſeiner ganzen Länge, ſondern von den Zwickeln an bis an die Theilung, welche vorn die Rundung des Fußes ausmacht, gemeſſen. Dieſes Maaß des Fußes wird gewöhnlich in Mannsſtrümpfen $6\frac{1}{2}$ Zoll gemacht; jedoch wirkt der Wirker nur $5\frac{1}{4}$ Zoll gerade fort, ohne abzunehmen; er muß aber an dem gedachten Orte den Anfang machen abzunehmen, damit ſich der Fuß gehörig zuſpitze. Nach acht Reihen Maſchen werden ſtets zwei Nadeln auf jeder Seite auf die hier beſchriebene Art abgenommen, welches viermal wiederholt wird. In der zwei Zoll langen Spitze oder Theilung theilt ſich der Fuß wieder in zwei Theile, und es muß daher, wie bei den kleinen Theilen, mit drei, hier mit zwei beſonderen Faden gewirkt werden; doch legt man gleichfalls beide Faden zu gleicher Zeit über die Nadeln, und wirkt beide Theile zugleich wie die drei kleinen Theile. Damit nun der Fuß vorne ſeine gehörige Rundung bekomme, und nicht zu kulbicht werde, werden das erſte Mal in die Theilung ſechs Reihen gemacht, ehe abgenommen wird; dann werden auf jeder Seite der Spitze zwei Nadeln abgenommen, wie ſchon vorher beſchrieben worden. *Hierauf werden* vier Reihen gemacht, und wieder auf *die erwähnte* Art abgenommen, hernach wird ſolches

nach drei Reihen viermal wiederholt, und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo wird das Abnehmen allemal nach zwei Reihen wiederholt, bis jeder Theil oder die Spitze noch zwanzig Maſchen breit iſt, weil dann der Faden ſich zur rechten Hand befindet, ſo wird noch eine Reihe darüber gemacht, daß ſolche zur linken Hand kommt, und dann wird wieder eine lange Reihe Maſchen von der linken zur rechten Hand gemacht, welche zugeflochten wird. Jetzt iſt der Strumpf auf dem Stuhle völlig fertig. Der fertige Strumpf wird nun hinten, ferner im Zwikkel (die Schweizer und Heſſiſchen Zwickel ausgenommen, die auf dem Stuhle zugewirkt werden), und zuletzt auf der Seite des Fußes, auch in der Spitze deſſelben auf der linken Seite zuſammengenähet, entweder durch eine Deutſche, oder eine überwendliche, Sächſiſche, Kreuz-, platte Engliſche oder breite Engliſche Naht (die verſchiedenen Nähte, ſ. Th. 101, S. 199 u. f.), nachdem es ſich zu jeder Arbeit ſchickt. Feine Strümpfe, ſowohl wollene, als ſeidene, werden größtentheils mit der breiten Engliſchen Naht zuſammengenähet, und daher muß im Abnehmen die äußerſte oder Randmaſche am feinem Strumpfe frei bleiben; es muß hier alſo anders, als in groben Strümpfen abgenommen werden, die Randmaſche kann daher nicht auf die nächſte Nadel gehangen werden, wie bei dem Abnehmen grober Strümpfe geſchieht. Der Strumpfwirker preßt nämlich die zweite Maſche vom Ende von ihrer Nadel ganz ab, hängt oder ſetzt ſie vermittelſt der Schaffnadel auf die dritte Nadel; hierauf preßt er die äußerſte Maſche auch von ihrer Nadel ab, und hängt ſie auf die zweite Nadel, welches man frei oder Engliſch abnehmen nennt. Kettelt man die zweite Maſche durch die dritte, und hängt ſie auf die vierte Nadel, ſo wird ſolches ein Schnürloch. Man nimmt auch wohl ſo ab, daß zwei freie Maſchen auf jeder Seite ſich befinden, welches auf folgende Weiſe geſchieht: *Man* preßt die dritte Maſche von ihrer Na-

del ab und hängt sie auf die vierte; dann preßt man auch die zweite Masche von ihrer Nadel ab, und hängt sie auf die dritte, und endlich preßt man auch die erste Masche von ihrer Nadel ab, und hängt sie auf die zweite Nadel. Wie oft abgenommen werden muß, hängt von der Façon des Strumpfes ab; in ganz feinen seidenen Strümpfen wird weit mehr abgenommen, als in gröberen seidenen; denn je feiner der Strumpf ist, je mehr Maschen muß er in der Weite haben, und darnach muß auch abgenommen werden; daher werden in nicht zu feinen seidenen Strümpfen, wenn solche mit Querzwickeln gemacht werden, ungefähr sechsunddreißig Nadeln abgenommen, und in ganz feinen sechzig bis sechsundsechzig, nachdem der Strumpf unten weit oder schmal seyn soll; denn wenn ein ganz feiner seidener Strumpf oben fünfhundert und sechzig Maschen in der Weite hat, und dagegen ein gröberer kaum dreihundert, so ist es natürlich, daß in dem feinern auch ungleich mehr abgenommen werden muß. Endlich hängt das Abnehmen auch davon ab, ob der Strumpf einen Querzwickel erhält, oder nicht; denn wenn ein Querzwickel gemacht werden soll, muß mehr abgenommen werden, als wenn solcher weggelassen wird; ob aber gestrickte oder gewirkte Blumen in die Strümpfe kommen, hängt so wenig von dem Produkte, woraus die Strümpfe verfertiget werden, als von den Zwickeln ab, sondern der Wirker muß sich bloß nach dem Beifall der Käufer richten. — Die Strümpfe ohne Zwickel zu machen, hat ein Franzose, Namens Genette, erfunden, und daher werden diese Strümpfe zu Ehren des Erfinders Genetstrümpfe genannt. Diese Benennung ist aber nur von der Sorte zu verstehen, welche ohne Verzierung auf dem Stuhle fertig gemacht, und hernach durch gestickte Blumen und Ranken an dem Orte, wo die Zwickel seyn sollten, verziert werden. Ferner werden auch Strümpfe ohne Querzwickel gemacht, welche Façon ein Italiener, Namens Crisutti, erfun-

den hat, worein gewöhnlich eine kleine Blume gewirkt, und darunter dreieckige Zacken treppenförmig, anstatt des Zwickels, gesetzt werden, so wird diese Façon, weil das Englische Wort Crispup, sich hinaufschlängeln, mit des Erfinders Namen einige Aehnlichkeit hat, Crisot genannt. Man macht ferner auch Strümpfe ohne Querzwickel, worein, nachdem gleichfalls eine kleine Blume gewirkt worden, Striche in Form eines Zwickels gesetzt werden, welche zusammenhängen, und deshalb Chainetten genannt werden. Man muß aber diese Chainetten nicht mit dem Chainetzwickel verwechseln. Hierher gehören auch eigentlich die Strümpfe mit Hessischen Zwickeln, da sie aber Zwickel genannt werden, und auch zwickelförmig sind, so sind solche in die Klasse derselben gesetzt worden. — Dann werden auch Strümpfe ohne Querzwickel gemacht, worein eine Blume, und darunter Ranken oder Laubwerk anstatt des Zwickels gemacht werden, welche den Französischen Namen Chiffron führen. Die Italiener nennen diese Strümpfe Calzi di Sorviento. Ein Strumpfwirker, der eine dergleichen Arbeit unternimmt, muß eine besondere Geschicklichkeit besitzen, weil er sonst nicht fähig ist diese Arbeit auszuführen. Es werden auch in Strümpfe mit Querzwickeln große geflochtene Blumen, und in den Partagen Ranken gesetzt, welche den Namen Chiffrons mit Partagen führen. Wenn bis dahin gewirkt worden, wo die Blumen ihren Anfang nehmen sollen, so hat der Wirker gemeiniglich ein Muster vor sich, wonach er solche einwirkt, oder er wirkt auch eine ihm schon bekannte Blume ein. Ein solches Muster wird auf Patronenpapier, wie ein Stickmuster, angefertiget oder gezeichnet, und jedes auspunktirte Quadrat bedeutet eine Masche, die zur Bildung der Blume das Ihrige beitragen soll. Der Wirker kann aber eine solche Blume auf folgende Arten hervorbringen, nämlich: durchs Flechten oder Ketteln, Werfen, durch Doppelma-

ſchen, aufgehobene Doppelmaſchen, Durchbrechen, Maſchenborden oder überlaufende Maſchen, Laufmaſchen, Einlagen, auf den Stuhl genähet ꝛc.

Da nun die Strumpfwirker zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Stuhle Blumen und Ranken einzunähen ſchon geſchickt und geübt waren, ſo kamen in Magdeburg Einige auf den Einfall, in ſchon verfertigten Strümpfen Verzierungen ſticken zu laſſen, wovon beſonders ein damals ſehr geſchickter Strumpfwirker, Namens Blumenberg, ein Miterfinder war. Sie nahmen Frauensperſonen, die im Sticken geübt waren, zu Hülfe, und brachten alſo das Brodiren, welches nach der Maſche genäht werden muß, zu Stande. Da nun die Strumpfwirker Miterfinder dieſer Arbeit waren, und auch Viele derſelben ſolches noch jetzt machen können, ſo wurde, wie billig, auch das Brodiren mit zu der Strumpfwirkerblumenarbeit gezählt. Ob übrigens dieſes Brodiren von Magdeburg aus ſich in kurzer Zeit in Deutſchland verbreitet hat, oder ob man auch an andern Orten auf eben dieſen Einfall gekommen iſt, läßt ſich ſchwer beſtimmen, ſo viel iſt aber gewiß, daß Mehrere von den Kindern der zur Zeit des Widerrufes des Edikts von Nantes aus Frankreich ausgewanderten und in die Preußiſchen Staaten eingewanderten Franzoſen, namentlich aus Magdeburg, ſich in den Jahren von 1710 bis 1720 wieder nach Frankreich begaben, um das von ihren Eltern zurückgelaſſene, zum Theil anſehnliche, Vermögen wieder in Beſitz zu nehmen, auch zugleich das Brodiren mit nach Frankreich gebracht haben, und es alſo aus Deutſchland dahin verpflanzt worden. Und als im Jahre 1759 die Franzöſiſche Beſatzung von Quebeck ſich an die Engländer zu Kriegsgefangenen ergeben mußte, und darauf nach England transportirt wurde, ſo befand ſich darunter auch *ein ſehr* geſchickter Strumpfwirker, Namens Wertieu,

aus Languedoc gebürtig, welcher, da ihm König Georg der Zweite zum Werkmeiſter in London machte, die Engliſchen Strumpfwirker, nebſt andern Franzöſiſchen und Deutſchen Erfindungen, auch das Brodiren lehrte. Hierzu kommt nun noch die erhabene Brodirung, Tuchſer genannt, welche nicht nach der Maſche, ſondern nach einem Riſſe mit grober gezwirnter Seide genähet wird; weil nun dieſes auch ein Angeben von den Strumpfwirkern iſt, und ſie auch ſolches zum Theil ſelbſt machen können, ſo muß man es auch zu der Strumpfwirkerblumenarbeit zählen. — Ein Genetſtrumpf wird bis an die Hacke mit einem Faden ohne Theile gewirkt. Wenn nämlich der Fuß in zwei Theile gemacht werden ſoll, ſo wird das Hakenſtück nur halb ſo breit abgetheilt, als der Mittelheil; dann wird mit drei Fäden zugleich gearbeitet, bis die Hakenſtücke ihre Länge bis an das Abnehmen haben, da dann auch durch das Abnehmen die Rundung der Hacke entſteht. Wenn die Hackenſtücke fertig ſind, ſo wird das Mittelſtück oder Mittelheil mit einem Faden fortgearbeitet, welches das Oberheil des Fußes iſt. Hat nun ſolches ſeine gehörige Länge, ſo wird es durch Abnehmen vorn zugeſpitzt; dann werden die beiden Hackenſtücke aufgeſetzt, und die Länge und das Abnehmen wird gemacht, wie in der Oberſohle. Wenn aber der Fuß in einem Stücke gemacht werden ſoll, ſo daß die Naht neben dem Fuße, wie in Zwickelſtrümpfen, empor geht, ſo werden auf der linken Seite ſo viele Nadeln abgezählt, als ein Hackenſtück aufgeſetzt wird. Dann werden darneben, und zwar nach der rechten Seite hin, eben ſo viele Nadeln abgezählt, wo, wenn das Mittelheil wieder dieſe Nadeln zur Rechten aufgeſetzt iſt, das linke Hackenſtück aufgeſetzt, und über die leeren Nadeln zur Linken ein Ourlet geſchlagen wird, dagegen das Hackenſtück zur Rechten hängen bleibt, an welches, wenn der Strumpf fertig iſt, das Ourlet angenähet wird. Uebrigens

wird ein ſolcher Strumpf eben ſo gemacht, wie es bei den Zwickelſtrümpfen gewieſen worden iſt. — Die beſte Methode iſt aber, wenn man jedes Hackenſtück wenigſtens ſo breit macht, als das Mittelstheil oder Vorderblatt, das iſt, wenn man die Weite des Strumpfes unten in drei Theile theilt, den Hackenſtücken ihre gehörige Länge giebt, nämlich drei Zoll bis an das Abnehmen, und nachdem ſolche fertig ſind, man dann, wenn man den Fuß anfangen will, das Mittelstheil wieder in die Mitte ſetzt, und die Hackenſtücken zu beiden Seiten darneben, und zwar ſo breit, daß man auf jeder Seite einige Maſchen abnehmen kann, damit der Strumpf auf dem Spanne ſeine gehörige Weite erhält; dann wird fortgearbeitet, bis es Zeit zum Abnehmen iſt, wie ſchon oben gezeigt worden. Wenn nun der Fuß ſeine Länge bis an die Theilung hat, ſo wird er wieder in drei Theile getheilt, und zwar ſo, daß jedes Nebentheil nur halb ſo breit, als das Mittelstheil iſt; dann wird auf die inwendigen Seiten der Theile mit dem Abnehmen verfahren, wie bei dem Abnehmen der Füße ſchon gezeigt worden. Nach den gezeigten Handgriffen, ſowohl des Maſchenmachens, als auch des Abnehmens, werden auch Mützen, Handſchuhe, Bruſttücher, Kamiſöler, Beinkleider, Kamaſchen und alle andern Strumpfwirkerarbeiten gemacht.

Zu den ſchlechten wollenen Strümpfen wird Landwolle mit Kämmlingen, zu den beſten Spaniſche Wolle oder die Wolle von Merinos (womit man jetzt die Landſchafe faſt überall veredelt findet, ſo daß man nur noch wenige ganz ſchlechte Wolle antrifft, und dieſes nur noch bei den Landleuten, nicht bei den großen Güterbeſitzern), mit Kaſtorhaaren vermiſcht, gebraucht. Man rechnet auf 22 Pfund der feinſten und längſten Landwolle an Kämmling oder Abgang 8 Pfd. Man ſpinnt ſie auf dem kleinen Rade rechts, und drei ſolcher Fäden werden auf der Zwirnmühle gezwirnt. Es folgt

nun das Waſchen in heißem Seifenwaſſer, das Ausſpülen, Auswinden, Trocknen und dann das Verweben des Garns auf dem Stuhle. Von den geringen Strümpfen, die, wie ſchon oben bemerkt worden, aus gemiſchter Wolle (Kämmling und Landwolle) beſtehen, wird die Wolle nach der Farbe im Kamme gemengt und gezwirnt, bald zwei-, bald dreidrähtig; zu den weißen Strümpfen ſchwefelt man die Wolle im Faſſe auf Stangen, oder bleicht ſie mit Chlor. Das Kameelgarn wird mit Oel kardätſcht, in Seife gewaſchen, im Spinnen mit Spaniſcher Wolle (Merinowolle) gemiſcht, rechts gedrehet, gezwirnt, und auf dem Stuhle zu Strümpfen gewebt. Die halben und ganzen Kaſtorſtrümpfe werden aus Landwolle, Spaniſcher Wolle, und wirklichen Kaſtor- oder Biberhaaren dreidrähtig gewebt; ſie werden mit ſchwarzer Seife in kürzerer Zeit gewalkt, als die Landwolle, laufen aber an 4 Zoll ein. Man ſtreicht ſie nachher mit der Karte, um ſie dann zu ſcheeren und zu preſſen. Die Strümpfe aus den übrigen Stoffen (Zwirn, Baumwolle und Seide) werden nach dem Verlangen der Kaufleute und nach der Mode gewirkt, und man hat ſie fein und minder fein im Faden. So z. B. werden die baumwollenen Strümpfe wenigſtens aus zweifach doublirten Faden gewirkt; indeſſen findet man ſie auch aus einem dreifachen Faden gewirkt, indem dieſe weit ſtärker oder haltbarer ſind. Sie werden wie die wollenen und ſeidenen gewirkt, nur muß der Stuhl in Anſehung der Einrichtung der Nadeln ſeine gehörige Proportion erhalten. Der gewirkte Strumpf wird hinten in der Naht mit doppeltem baumwollenem Garne zuſammengenähet. — Die ſeidenen Strümpfe werden von ſchwerer Seide und aus Floretſeide gewebt oder gewirkt. Die Erſtere iſt Tramſeide; ſie iſt zu dieſem Gebrauche meiſt aus mehreren Coconfaden zuſammengehaſpelt, und je nachdem die Strümpfe leichter oder ſchwerer ins Gewicht fallen ſollen, werden zwei bis acht-

zehn Faden zuſammendoublirt und gezwirnt. Aus der Floretſeide macht man ſchöne glänzende Nähſeide, die zu mittelfeinen ſeidenen Strümpfen verarbeitet wird. Die Organſinſeide, die auf der Mühle gezwirnt worden, giebt feine ſeidene Strümpfe. S. auch oben, die Art. Strumpf und Strümpfe. Sobald die Strümpfe von dem Stuhle herunter ſind, ſo werden die wollenen entweder gewalkt, gerauhet und geſchoren, oder glatt und glänzend gearbeitet, und zwiſchen Preßſpänen und heißen Preßplatten gepreßt. Einige Strümpfe bekommen auch auf der innern Seite einen Felbel, der aus verlängerten Maſchen entſteht. Gemeiniglich haben die Strumpfwirker eine kleine Walke im Hauſe, die aus einem nach einem Bogen ausgehöhlten ſchmalen Troge, deſſen Boden Kerben hat, beſteht; in denſelben paßt eine halbe Walze, die ebenfalls gekerbt iſt, in einem Geſtelle hängt, und über die eingelegten, mit Seifenwaſſer begoſſenen Strümpfe hin und hergezogen wird. S. auch den Art. Walken, in W. Das Scheeren geſchieht mit einer großen Scheere, deren Lieger über einer mit Tuch bezogenen Walze befeſtiget iſt. Die rechte Hand bewegt die Scheere, die linke drehet die Walze, über welche der Strumpf gehalten wird. Durch eine Stellſchraube läßt ſich der Raum zwiſchen Scheere und Walze vergrößern und verkleinern. Einige laſſen die Strümpfe, welche glatt ſeyn ſollen, über ein Flammenfeuer abſengen. — Die baumwollenen Strümpfe werden, ſobald die Naht hinten zuſammengenähet worden, in reinem Waſſer geſpült, naß auf das Formbrett gezogen, und dann läßt man ſie auf demſelben trocknen. — Die ſeidenen Strümpfe werden appretirt. Dieſes geſchieht hauptſächlich, wenn die Strümpfe vom Stuhle ſehr ſchmutzig herunter kommen. Sie werden dann in Regen- oder Flußwaſſer gewaſchen und geblauet. Ehe aber dieſes geſchieht, ſo müſſen ſowohl diejenigen Strümpfe, welche appretirt werden ſol-

len, als auch diejenigen, welche nicht appretirt werden, gesengt werden, um sie von ihren rauchen Fasern, die auf den Faden der Seide sitzen, zu befreien. Zu diesem Ende zieht die Wäscherin, die dieses Geschäft verrichtet, die Strümpfe auf eine Strumpfform straff auf, und zweckt sie mit Tapeziernadeln oben am Rande vorn und hinten fest an. Sie gießt nun auf einen zinnernen Teller starken Kornbranntwein, steckt solchen an, und zieht die aufgezogenen Strümpfe einigemal schnell durch die Flamme des Branntweins. Sie muß solches mit der größten Geschwindigkeit thun, damit die Flamme nicht etwa die Strümpfe ergreife und anbrenne. Sobald sie glaubt, daß der Strumpf genug gesengt ist, so reibt sie solchen mit einem wollenen Lappen stark ab, bringt dadurch die abgebrannten Fasern von dem Strumpfe weg, und macht ihn glatt. Dieses Sengen verrichtet sie auf beiden Seiten, und wenn sie nicht appretirt werden sollen, so begnügt sie sich damit, daß sie die Strümpfe recht stark mit dem gedachten Lappen abreibt, und läßt sie einige Stunden aufgezweckt auf dem Formbrette stehen, damit der Strumpf Form erhält; dann zieht sie solche von dem Brette ab, legt beide Strümpfe gerade aufeinander, und wickelt sie so zusammen, daß der Rand des Strumpfes oben kommt, welchen sie um die aufgewickelten Strümpfe einschlägt. Sollen aber die Strümpfe gewaschen und appretirt werden, wie es oben angezeigt worden, so wäscht sie solche nach dem Sengen mit weisser Seife, spült sie in warmem Wasser aus, und blauet sie, welches mit Wasch- oder Neublau geschieht, oder auch mit einer blauen Tinktur, die aus Indigo besteht, oder auch mit Plattindigo. Die Wäscherin kennt schon das Quantum Blau, welches sie dazu nimmt, und womit sie das Wasser färbt, wodurch die Strümpfe gezogen werden, damit sie nur einen leichten blaulichen Anstrich erhalten, nur ein sogenanntes verlorenes Blau. Nach dem Blauen hängt sie solche auf, und läßt sie

trocken werden; dann zieht sie die Strümpfe Paarweise auf das Formbrett. Jeder Strumpf wird aber mit dem oben erwähnten wollenen Lappen, der stark angefeuchtet und gut ausgedrückt ist, stark bestrichen, daß er davon wieder eine gelinde Feuchtigkeit annimmt. Hierauf werden die Strümpfe auf einer gewöhnlichen Rolle gemangelt oder gerollt. Sie breitet die Strümpfe recht gleich zwischen zwei reinen weißen Tüchern aus, wodurch sie einen vorzüglichen Glanz erhalten, dann werden sie, nach dem Rollen, mit einem heißen Plätteisen geplättet, und dann wieder Paarweise auf die Formen gezogen, gut ausgespannt, und angezweckt; und so bleiben sie noch einige Stunden auf den Brettern stehen, daß sie Façon erhalten; dann werden sie Paarweise mit Seide an dem Rande rundherum zusammengeheftet. Zu Gunsten der Strumpffabriken oder Manufakturen hat man schon frühzeitig in einigen Staaten Deutschlands Reglements erlassen, um solche empor zu bringen. Ein solches Reglement erschien im Jahre 1769 in Hannover im Namen des Königs von den Königl. Großbritannischen verordneten Geheimen Räthen, wegen Schau- und Siegelung der Hamelschen wollenen Strümpfe. Es lautet:

Demnach Sr. Königlichen Majestät allergnädigsten Intention dahin geht, daß die zu Hameln befindlichen Wollenstrumpfmanufakturen je mehr und mehr in Aufnahme gebracht, und die Consumenten mit tüchtigen Waaren versehen werden, und diese Absicht ohne eine gut eingerichtete Schauanstalt dauerhoft nicht erreicht werden kann, so hat man dem Publiko und den Fabrikanten zum Besten Folgendes zu verordnen für nöthig erachtet: 1) Sollen alle und jede wollenen Strümpfe zur Schau gebracht, und ohne vorherige Schau- und Siegelung bei 2 Rthlr. Strafe für jeden Contraventionsfall, nicht außerhalb der Stadt Hameln verkauft oder versandt werden. — 2) Zu Schau- und Siegelmeistern sollen zwei ansäßige, geschickte Strumpfwirker

von dem Manufakturgerichte gewählt, und daneben ein des Strumpfhandels kundiger Kaufmann als Oberschauherr von uns ernannt werden. Beide Schaumeister sowohl, als der Oberschauherr, werden auf diese Schau- und Siegelordnung bei dem Antritte ihres Amtes von dem Manufakturgerichte beeidiget. — 3) Bei der Schau soll jedes Paar Strümpfe gewogen werden. Ein Paar dreidrähtige Mannsstrümpfe soll 13 Loth, ein Paar dreidrähtige Frauenstrümpfe 11 Loth, ein Paar zweidrähtige Mannsstrümpfe eben so viel, und ein Paar zweidrähtige Frauenstrümpfe 9 Loth wiegen; es wäre denn, daß die Strümpfe aus sehr feinem Garne gemacht worden, in welchem Falle auf jede Sorte ein Loth weniger gut gethan werden soll. Sobald die Strümpfe dieses Gewicht nicht halten, sollen sie verworfen, und mit einem Stempel, der den Buchstaben F zum Zeichen, daß es fehlerhafte Waare ist, zum Gepräge hat, besiegelt werden. Ferner soll — 4) bei der Schau auf eine gute und dauerhafte Farbe der Strümpfe gesehen werden, und müssen die Farben, die den Schwefel vertragen können, sauber und ohne Flecken geschwefelt seyn. Wenn hierbei ein merklicher Fehler befunden wird, werden die Strümpfe zur Umfärbung zurückgegeben, und soll der Färber, in so fern dieser sich dabei eine Nachläßigkeit zu Schulden kommen lassen, in 3 Mgr. Strafe auf jedes Paar verfallen seyn. — 5) Bleibt zwar den Strumpfwirkern unverwehrt, ungepreßte Strümpfe zu versenden, wenn sie dem Schauamte bescheinigen, daß selbige in der Maaße bestellt worden, außerdem sollen aber künftig die Strümpfe durchgängig gepreßt, und von dem Schauamte keine andern, als solche; die eine gute Presse, und mithin den gehörigen Glanz haben, gut gethan und besiegelt werden. — 6) Auf eben diese Weise soll es auch mit der Walke der Strümpfe gehalten werden, und hat das Schauamt fleißig Acht zu geben, daß diejenigen Strümpfe, die nicht ausdrücklich ungewalkt bestellt worden, gut und in der Maaße, wie es bei feinen Strümpfen nach dem gewissenhaften Urtheile des Schauamtes erforderlich ist, gewalkt sind, im widrigen Falle solche zur Verbesserung unbesiegelt zurück gegeben werden müssen. Ingleichen soll 7) das Schauamt dahin sehen, daß die Strümpfe durchgängig von gutem und gleichem Gespinnste sind. Sobald

darunter ein grober und merklicher Fehler wahrgenommen wird, ſollen die Strümpfe mit dem Stempel F beſiegelt werden. — 8) Wenn die zur Schau gebrachten Strümpfe untadelhaft befunden werden, ſollen die dreidrähtigen mit einem Stempel, der, mit der Umſchrift Hameln, den Buchſtaben K, und die Zahl 3, zum Zeichen, daß es dreidrähtige Waare und Kaufmannsgut iſt, zum Gepräge hat, die zweidrähtigen hingegen mit einem Stempel, der zwar eben die Umſchrift, und den Buchſtaben K, ſtatt der Zahl 3 aber nur eine 2 im Gepräge hat, beſiegelt werden. Dieſe Stempel werden in einem Kaſten aufbewahrt, wozu der Oberſchauherr einen beſonderen Schlüſſel, und jeder Schaumeiſter ebenfalls einen unterſchiedenen Schlüſſel hat. — 9) Für die Schau, bei welcher die Strumpfwirker, wenn ſie wollen, zugegen ſeyn können, erhalten die Schaumeiſter auf jedes Dutzend Strümpfe 1 Mgr., wenn auch gleich die Strümpfe für fehlerhaft erkannt oder zur Verbeſſerung zurückgegeben werden. — 10) Damit auch bei der Schau in Anſehung der Zeit eine Ordnung beobachtet werde, ſo ſoll dazu ein oder auch nach Befinden zwei gewiſſe Tage in der Woche feſtgeſetzt werden. — 11) Dieſe Schau- und Siegelordnung ſoll mit dem erſten Auguſt dieſes Jahres ihren Anfang nehmen, und damit ſelbige zu Jedermanns Wiſſenſchaft gelange, gehörig bekannt gemacht werden. — Auch in andern Ländern Deutſchlands hat man ſpäterhin dergleichen Reglements für alle Strumpfwaaren, ſowohl in Wolle, als in Baumwolle, Seide und Zwirn erlaſſen, um dadurch die Strumpfwirkerey zu heben, welches nur durch gute in den Handel gebrachte Waaren geſchehen kann.

Strumpfwirker, Strumpfweber, Strumpfſtricker, Strumpfmacher, Strumpffabrikant; Fr. Bonnetier, Faiseur de bas; Engl. Stocking-manufacturer, ein Handwerker, welcher Strümpfe und andere Kleidungsſtücke auf einer Maſchine oder einem Stuhle aus gezwirnter Wolle, Baumwolle, Seide und Leinengarn webt oder wirkt. Die Strumpfwirkerzunft beginnt ſeit der Erfindung des Strumpfwirkerſtuhls (ſ. Strumpfwirkerſtuhl) im letzten Drittel *des ſechzehnten* Jahrhunderts, vor dieſer Zeit führten

sie den Namen der Strumpfstricker, und diese Zunft blieb auch noch zur Seite der Strumpfwirker bestehen, bis sie sich zuletzt auflöste. Die Strumpfwirker haben ein geschenktes Handwerk, welches in Preußen, Sachsen, Hannover, Braunschweig, Oesterreich (hier besonders in Böhmen, Ungarn, Mähren) am stärksten getrieben wird; dann in Italien, Frankreich, England, Dännemark, Schweden ꝛc. ꝛc. Im Königreiche Sachsen werden besonders in Bautzen in der Ober-Lausitz viele Strümpfe gewebt; denn allein in dieser Stadt befanden sich, als die Strumpfweberey besonders in Schwunge war, an sechzig Meister und hundert Gesellen, ohne die Lehrlinge; und in Berlin befinden sich in der neusten Zeit (1840) über hundert und vierzig Strumpfwirkermeister, ohne die Gesellen und Lehrlinge. — Der ehemalige Brauch bei diesem Gewerbe war, daß ein Lehrling vier Jahre bei Entrichtung eines Lehrgeldes, fünf Jahre aber, wenn dieses nicht gegeben werden konnte, lernen mußte, und nach seiner Lossprechung mußte er zwei Jahre außerhalb Landes wandern, und wenn er innerhalb dieser Zeit wieder zurückkehrte, so mußte er aufs Neue wandern, ohne daß die vorhergehende Wanderschaft gerechnet wurde. Auf der Wanderschaft erhielten sie an allen Orten ihr Geschenk von den Gesellen, und wenn an einem Orte keine Gesellen vorhanden waren, so mußten die Meister dieses Geschenk entrichten. Wenn nun ein Gesell aus seiner Wanderschaft zurückkehrte, und Meister zu werden begehrte, so mußte ein fremder Gesell, oder doch ein solcher, der keines Meisters Sohn, auch nicht aus dem Orte war, und die Tochter eines Meisters heirathete, sich deshalb bei dem Gewerke melden, und wenn sein Ansuchen Gehör erhielt, und er keine Tochter von einem Meister bekam, so mußte er noch zwei Jahre bei einem der ältesten Meister arbeiten, und wenn er nach Verfließung derselben zum Meisterstücke gelassen wurde, so mußte er seine Braut mit

angeben, und wenn er noch keine hatte, so mußte er noch ein Jahr warten, und solche dann angeben. Dieses geschah, um zu verhüten, daß sich nicht eine schlechte Person mit in das Gewerk eindrängen sollte. Zum Meisterstücke mußte er einen schönen farbigen Teppich, nach einer colorirten Zeichnung (wofür man auch an einigen Orten Geld nahm) ferner ein Kamisol, woran nichts Genähetes war, ein Paar feine wollene Strümpfe, ein Paar Handschuhe, und eine Manns- und Frauenmütze verfertigen. Hierauf mußte er den Meistern für das Walken der Meisterstücke, dann auch für das Meisteressen Geld bezahlen, wo aber nur wenige Meister waren, da ward das Meisteressen oder der Meisterschmaus in Natur gegeben. Ein Meisterssohn, oder ein Fremder, der eines Meisters Tochter heirathete, war an die oben angeführten zwei Steuerjahre nicht gebunden, und konnte Meister nach seinem Belieben werden; auch durfte er zum Meisterstücke nur ein Paar Strümpfe und eine Mannsmütze oder ein Mannsbarett machen, und für das Walken und Meisteressen bezahlte er nur die Hälfte. War nun dieses Alles, wie vorgeschrieben worden, abgemacht, so wurden in Gegenwart der Orts-Obrigkeit die Meisterstücke besehen, die daran befindlichen Mängel mit Geld bestraft, und hierauf das Meisterrecht ertheilt. Diese alten Gebräuche haben bis auf das Meisterstück aufgehört. Der Lehrling darf jetzt nur, z. B. in Preussen, vier Jahre lernen, und keine höhere Lehrzeit eingegangen werden, wenigstens nicht kontraktmäßig, da der Kontrakt den Lehrling nicht bindet, sobald die vier Jahre abgelaufen sind, und er verlangt losgesprochen zu werden; nur dann: wenn er wirklich noch sehr weit in der Arbeitsfertigkeit zurück ist, und noch nachzuholen hat, kann es hierin, wenn er seiner Militairpflichtigkeit genügt hat oder noch nicht reif dazu ist, sich anders verhalten; *auch steht es* dem Lehrherrn frei, Lehrgeld zu fordern, *oder sich sonst so* mit den Eltern oder dem Vormunde zu

ſehen, daß die Bedingung der Regierung erfüllt wird. Ferner hängt das Wandern ſehr ganz von dem Belieben des Ausgelernten ab, eine Bedingung des Gewerks iſt es nicht mehr, und kann es auch in Preußen nicht ſeyn, weil er dazu einen Schein von der Militairkommiſſion haben muß, da er militairpflichtig iſt. Dieſer Schein wird zwar unter Umſtänden ertheilt, allein ohne Zuthun des Gewerks und ohne deſſen Anſprüche auf die Wanderjahre, wenn ſich ein Geſell beſetzen will. Das Meiſterſtück beſteht in Preußen, wenn er bei dem Gewerke es gewinnen will, noch in Strümpfen und in einem andern Kleidungsſtücke von Strumpfarbeit; wer aber nicht bei dem Gewerke werden will, der läßt ſich von dem Magiſtrate, nachdem er Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens und ſeines Lebenswandels beigebracht hat, das Bürgerrecht nach der feſtgeſetzten Gebühr ertheilen, und kann dann ſein Gewerbe als Meiſter treiben, wird aber von den eigentlichen zünftigen Meiſtern nicht ſo geachtet, als derjenige, der, außer dem gelöſeten Bürgerbriefe, auch Meiſter beim Gewerke geworden iſt, alſo ſein Meiſterſtück gemacht, zur Kaſſe ſeinen Beitrag gezahlet hat, und ſich auch dadurch zum Beitrage fernerhin verpflichtet. Diejenigen Lehrlinge, die bei einem ſogenannten Patentmeiſter, der nämlich kein Meiſterſtück gemacht hat, gelernt haben, und alſo bei dem Gewerke nicht eingeſchrieben worden ſind, werden vom Magiſtrate losgeſprochen. Uebrigens iſt dieſe Einrichtung nur in den Preußiſchen Staaten, und in allen den Staaten, in welchen die Gewerbefreiheit eingeführt worden iſt; in denjenigen Staaten, wo dieſes nicht geſchehen iſt, da ſind auch die alten Handwerksgebräuche, bis auf mehrere Modifikationen, welche die neuere Zeit und die Fortbildung aller Gewerke darin hervorgebracht haben, geblieben. — In Frankreich rechnete man vor der Revolution die Mützenmacher, Barettmacher, Bonnetiers, zu den *Strumpfwirkern* oder Strumpfſtri-

Diese Zunft machte zu Paris unter den sechs Klassen der Kaufmannschaft (Corps des Marchands) die fünfte Klasse aus. Indessen scheint es hier wohl mehr die Händler oder Kaufleute bezeichnet zu haben, welche mit Mützen, Hauben und auch mit Strümpfen und Strumpfwaaren handeln, aber diese Waaren nicht immer verfertigen, obgleich die Verfertiger derselben auch zugleich die Vertreiber oder Verkäufer ihrer eigenen Fabrikate seyn können.

Strumpfwirkernadeln, Strumpfnadeln, s. unter Nadel, Th. 100.

Strumpfwirkerstuhl, Strumpfmacherstuhl, Strumpfwirkermaschine, Strumpfweberstuhl, Strumpfstrickerstuhl, Strumpfstuhl, Fr. Machine à bas, eine höchst künstliche Maschine, und wie Beckmann*) sich ausdrückt: „Ein Meisterstück der Erfindungskraft, und das künstlichste Werkzeug aller Handwerker und Künstler, mit mehr als drittehalb tausend Theilen. Diesen Strumpfwirkerstuhl ohne viele und große Zeichnungen, mit wenigen Worten, verständlich beschreiben wollen — das hieße beweisen, daß man es nicht kenne. Scharfsinn genug, wenn Jemand mit einer vollständigen Beschreibung in der Hand, dem Arbeiter, der das Innere seines Stuhls so wenig, als das Innere seiner Finger kennt, obgleich er beide zu seiner Absicht gleich fertig braucht, zusieht, und dann den ganzen Mechanismus desjenigen Werkzeuges vollständig einsieht, was doch gleich vollkommen aus der Hand des Erfinders kam, und nur kleine Veränderungen, kaum wahre Verbesserungen in mehr als anderthalb Jahrhunderten (bis 1796) von Engländern, Franzosen, Holländern, Deutschen, — von den Europäern erhalten hat.“ — In dasselbe Lob des Stuhls stimmen fast alle

*) *Anleitung* zur Technologie ꝛc. ꝛc. 4te Auflage. Göttingen, 1796. S. 99.

Völker ein. Auch die Franzoſen ſind derſelben Meinung, und Perrault*) ſagt: „Diejenigen, welche Genie genug beſitzen, nicht um dergleichen Sachen zu erfinden, nur um ſie zu begreifen oder einzuſehen, fallen in ein tiefes Erſtaunen beim Anſchauen der unendlichen Triebwerke, womit der Strumpfwirkerſtuhl zuſammengeſetzt iſt, und über die Menge der verſchiedenen und außerordentlichen Bewegungen. Wenn man Strümpfe ſtricken ſieht, ſo bewundert man die Gelenkigkeit und Fertigkeit der Hände des Arbeiters, obgleich er nur jedesmal eine einzige Maſche macht; was iſt es nun, wenn man eine Maſchine gewahrt, welche hunderte von Maſchen mit einem Male bildet, das heißt, welche in einem Augenblicke alle die verſchiedenen Bewegungen macht, welche die Hände nur in mehreren Stunden verrichten?“ Wer eigentlich der Erfinder dieſes Stuhls iſt, kann nicht, mit Gewißheit angegeben werden, und auch hier hat Beckmann wohl Recht, „daß es eine Schande für die Geſchichte iſt, welche die Namen ſo vieler erfindungsreicher Uebelthäter aufbehält, und nicht einmal den Namen des wohlthätigen Erfinders dieſes Werkzeuges gewiß melden kann! Denjenigen, welche eine ſehr zuſammengeſetzte Maſchine nur wegen ihrer künſtlichen Einrichtung, ohne weitere Unterſuchung, für unbrauchbar und unnütz erklären, kann man die Betrachtung des Strumpfwirkerſtuhls empfehlen.“ — Nach Leibnitz ſoll der

*) Ceux qui ont assez de genie, non pas pour inventer de semblables choses, mais pour les comprendre, tombent dans un profond étonnement à la vue des ressorts presqu'infinis dont la machine à bas est composée, et du grand nombre de ses divers et extraordinaires mouvemens. Quand on voit tricoter des bas, on admire la souplesse et la dexterité des mains de l'ouvrier, quoiqu'il ne fasse qu'une seule maille à la fois; qu'est ce donc, quand on voit une machine, qui forme des centaines de mailles à la fois, c'est a dire, qui fait en un moment tous les divers mouvemens, que les mains ne font qu'en plusieurs heures. (Encyclopédie; Article: *Faiseur de métier à bas*, et faiseur des bas au *métier.*)

wohl zur ſeidenen, als auch zur wollenen Arbeit. — Was die Stühle zu den ſeidenen Strümpfen betrifft, ſo ſtehen erſtlich in einem Raume von drei Pariſer Zollen nach der Länge, wenigſtens zweiundzwanzig Bleye, und jedes hat drei Nadeln. Ein ſolcher Stuhl iſt der gröbſte zu den ſeidenen Strümpfen. Die Anzahl dieſer Bleyſtücke ſteigt in dem gedachten Raume mit dergleichen Zahlen, und man hat dieſe Stühle von 24, 26, 28 bis 40 Bleyen. Ein Stuhl von 40 Bleyen zur ſeidenen Arbeit iſt jedoch ſelten zu finden. Der Stuhlaufſetzer muß nach dem Guſſe die Bleyſtücke noch einzeln und zuſammengeſetzt abmeſſen, und nach einer Lehre (Modell) juſtiren, damit ſie einzeln und zuſammengeſetzt in der Nadelbahre den erforderlichen Raum einnehmen; beides gilt von Stühlen zu ſeidener und zu wollener Arbeit; jedoch benennt man die Stühle der letzten Art nicht nach der Anzahl der Bleyſtücke in einem Raume, ſondern nach Nummern, nämlich von 2 bis 8. Nr. 2 iſt der feinſte Stuhl dieſer Art, und hat in einem Raume von drei Pariſer Zollen 36 Bleyſtücke, und 2 Nadeln in einem Bleye. Nr. 3 hat 30 Bleye; Nr. 4, 28; Nr. 5, 26; Nr. 6, 24; Nr. 7, 22, und Nr. 8, 20 Bleye, und dieſer Letztere iſt zur gröbſten Arbeit. Nach der Größe dieſer Nadeln oder Unterbleyſtücke muß nun auch der Kupferwagen abgemeſſen werden. In der Lade dieſes Kupferwagens ſchweben die Schwingen, die man auch Unden nennt. So viel Nadelbleye als vorhanden ſind, ſo viel Schwingen ſind auch vorhanden. Dieſe Schwingen ſchweben beweglich zwiſchen den Nadelbleyſtücken, mit ihrer Spitze zwiſchen der Kupferlade. An der Spitze jeder Schwinge iſt eine Platine, und das Steigen und Fallen der Schwingen mit den Platinen beim Wirken wird durch die Roßſtange des Roſſes bewirkt, welche durch den Fußtritt bewegt wird. Die *Schwingen müſſen* nur ſo tief ſinken, daß ſie in den Na*deln mit dem* Faden eine erforderliche lange Maſche má-

chen. Dieſerhalb fällt die Schwinge beim Sinken auf die Fallbahre, und ſo wie ſie durch dieſe gehindert wird, daß ſie nicht tiefer, als ſie ſoll, ſinken kann, ſo müſſen ſie auch durch den Undenhut eingeſchränkt werden, daß die Spitzen der Schwingen nicht zu hoch ſteigen. Eben ſo hat man auch den Schwingen Schranken geſetzt, daß ſie an der entgegengeſetzten Seite, wenn ſie durch die Kupferbahre oder Wagen gehoben worden, wieder zurück in ihre Lage fallen, und wenn das Roß vorbei iſt, nicht zu tief hinabſinken können; dieſerhalb iſt hinter dem Kupferwagen der Federſtock angebracht, daß in deſſen Federn eine jede Schwinge mit der hinterſten Spitze ruht, wenn ſie in ihre alte Lage fällt. Damit aber die Schwinge auch wieder in dieſe Lage zurückfallen kann, wenn ſie mit der fallenden Platine niedergeſunken iſt, ſo iſt eine Undenpreſſe angebracht, welche ſie zurückpreßt, oder wieder in ihre Ruhe bringt. Dieſe Undenpreſſe muß der Wirker durch die Daumdrücker bewegen, wodurch die Preſſe ſinkt und die Schwingen drückt. Dieſe verſchiedenen Theile vorausgeſetzt, kann man nunmehr die verſchiedenen Benennungen und Einrichtung der Stühle, die ſich auf die gedachten Theile gründen, näher anzeigen. Die verſchiedenen Benennungen, ſo dieſen Stühlen beigelegt werden, beruhen theils auf der Anzahl der Räder oder Rollen des Kupferwagens, theils aber, und vorzüglich auf der mannigfaltigen Befeſtigung des Federſtocks, der im Franzöſiſchen Grille heißt, weil er beinahe gitterartig ausſieht. Hiernach giebt es nun drei Arten von Stühlen, als Grille fixe, Grille mourante, und Grille avant. — Die übrigen Theile eines Stuhls ſind folgende: ein Stuhl hat, wie gedacht, fallende und ſtehende Platinen. Die ſtehenden Platinen ſind in der Platinenbahre unbeweglich befeſtiget, welche beide einen Theil der Lade ausmachen. Zwiſchen den ſenkrechten Stützen oder den *Docken des Stuhls* liegt ein ſtarker eiſerner Wellbaum

horizontal. An jeder Spitze iſt dieſer Wellbaum in einer Docke eingezapft, ſo, daß er ſich umdrehen läßt. Mit dieſem Wellbaume hängen drei eiſerne Arme zuſammen, wovon die beiden äußerſten neben den beiden Balken des Geſtelles liegen, aber innerhalb des Stuhls, der dritte liegt gerade in der Mitte des Stuhls in gleicher Entfernung von den vorigen beiden, und mit dieſen parallel. Dieſe drei Arme ſind ſo lang, als die Balken des Geſtelles. Vorn in dem Stuhle iſt an den ſchon gedachten drei eiſernen Armen eine eiſerne Stange oder Traverſe befeſtiget, die mit dem gedachten Wellbaume parallel läuft. Die gedachten drei Arme nebſt der Traverſe und dem Wellbaume machen alſo zuſammen ein einziges Stück aus, welches gleich einer Klappe hinauf- und hinabbewegt werden kann. An jedem der beiden äußern Arme hängt ferner der Pendant, eine eiſerne Stange hinab. Zwiſchen dieſen Pendanten iſt nun die Platinenbahre befeſtiget, in welcher die Platine ſtehend befeſtiget iſt; ſie ſtecken mit ihrer unteren Spitze in der Platinenſchachtel, welche vor dem Stuhle kurz unter den Nadeln ſchwebt. Gerade wie die Platinenbahre iſt ſie aus zwei eiſernen Stangen zuſammengeſetzt, und zwiſchen denſelben ſtehen die Spitzen der Platinen. Zugleich an der Nadelbahre und Schachtel ſind die beiden Hauptplatinen befeſtiget, damit die Pendanten bei der Bewegung nicht zu weit hinterwärts gehen. Die Pendanten, nebſt der Platinenbahre und der Schachtel, da ſie vermittelſt eines Gewindes vor dem Stuhle an den vorgedachten Armen ſchweben, dieſe Arme aber an der Welle befeſtiget ſind, leiden eine doppelte Bewegung. Erſtlich kann man ſie von hinten nach vorn ſenkrecht hinabbewegen, und gegenſeitig auch wieder erhöhen. Indeß können beide Pendanten mit den ſtehenden Platinen unten gegen das Geſtelle des Stuhls und wieder vorwärts bewegt werden, weil die Pendanten an den ſchon erwähnten eiſernen Armen hän-

gen. Die letzte Bewegung des Pendanten verrichtet der Wirker bloß mit der Hand. Schwer aber ſind die Pendanten und dazu gehörigen Theile von hinten nach vorn hinabzubewegen; daher werden dieſe Theile auch auf folgende Weiſe mit einem Tritte hinabgezogen, und wieder durch eine ſtarke Bewegung erhöhet. Die erſte Bewegung erreicht man durch zwei ſenkrechte dünne Stangen Eiſen, welche die oft erwähnten Arme mit einem Querfußtritte, der nach der Breite des Stuhls unten liegt, vereiniget. An jedem Arme iſt alſo eine von den Stangen an dem einen Ende befeſtiget, und jede geht von ihrem Arme hinab zu dem Querfußtritte, der mit den Stangen zuſammen der Marſch genannt wird, auf welchem die Spitzen der beiden äußerſten Fußtritte ruhen, womit das Roß in Bewegung geſetzt wird. Wenn alſo beide Fußtritte zugleich getreten werden, ſo wird hierdurch der Querfußtritt gleich ganz hinabgedrückt, und zieht vermittelſt der Stangen auch die Arme, nebſt den Pendanten und zugehörigen Platinen hinab. Dieſe Theile werden aber durch eine elaſtiſche Feder erhöhet, die ziemlich nach einem halben Zirkel gebogen iſt. Sie ſitzt unter dem oft erwähnten Wellbaume, lehnt ſich unten gegen ein Lager des Geſtells, in welches ſie mit einem Dorne hineingreift, und oben lehnt ſie ſich zugleich auch an den Wellbaum, und den oben erwähnten mittleren Arm, der mit den beiden Armen parallel läuft. Zugleich iſt oben eine Stellſchraube, womit man die Feder ſpannen kann, je nachdem dieſelbe ſtark, oder ſchwach wirken ſoll. Werden nun die oft erwähnten Arme, nebſt ihren Theilen von dem Marſch hinabgezogen, ſo wird hierdurch die Feder zuſammengepreßt, ſobald aber die Füße wieder von dem Marſche zurückgezogen werden, ſo hebt die zuſammengebogene Feder, vermöge ihrer Schnellkraft, die Arme mit ihren Theilen in die Höhe, und ſo wird die vorher erwähnte doppelte Bewegung dieſer Theile erreicht. Die Feder würde aber die erwähn-

ten Theile ungleich und oft wider die Absicht des Wirkers zu hoch bewegen, daher muß man diese Theile auch in die erforderliche Reihe bringen können. Dieserhalb ist sowohl der Croschirhaken, als die Stütze angebracht. Der Einschluß des Croschirhakens sitzt an der untern Spitze der beiden Pendanten, und der eigentliche Croschirhaken befindet sich an dem Gestelle neben der Nadelbahre. Wenn nun die Pendanten nebst ihren Theilen in Ruhe gebracht werden sollen, so hakt man den Einschluß des Croschirhakens in den Croschirhaken selbst ein; allein bei der Bewegung dieser Theile selbst, würden die Arme, wider den Zweck, bald zu hoch steigen, bald wieder zu niedrig hinabgehen, daher schränkt man diese Bewegung durch die Stützen ein. Diese beiden Stützen stehen auf dem Gestelle des Stuhls, und zwar neben jedem oftgedachten Arme eine. Sie selbst haben unten und oben, nach vorn hin, zwei Lappen, und in jedem steckt eine eiserne Schraube. Bewegt sich nun der eiserne Arm hinauf, so stößt er die untere Spitze der Schraube, und geht er hinab, so kann er nur bis zur Schraube des untern Lappen sinken, deren Spitze ihn hindert weiter zu gehen. Je nachdem der Wirker die Schrauben stellt, giebt er den eisernen Armen und zugleich den zugehörigen Theilen mehr oder weniger Spielraum zu ihrer Bewegung; indessen findet es doch der Wirker für nöthig, die sinkende Bewegung dieser Theile noch näher zu bestimmen, ungeachtet sie schon durch die Schrauben der untern Lappen eingeschränkt wird; denn bei dem Wirken selbst wird man sehen, daß durch das Hinabgehen der stehenden Platinen zum Theil die Länge der Maschen bestimmt wird. Diese nähere Einschränkung entsteht nun durch die Piddeko. Auf diese Weise werden nun die stehenden Platinen, nebst den zugehörigen Theilen, erforderlich befestiget, bewegt und eingeschränkt. Die fertigen *Maschen* müssen durch eine Presse zusammengedrückt *und übereinander* gezogen werden; daher liegt über den

Nadeln die Preſſe. Auf dieſe Weiſe iſt der Stuhl eingerichtet, worauf die Strümpfe und andere Strumpfwaaren gewirkt werden. Dieſe ganze Beſchreibung iſt jedoch nur eine Skizze des Ganzen, da es unmöglich iſt, wegen der vielen kleinen Theile, Alles genau zu beſchreiben, ohne, wie ſchon oben bemerkt worden, eine vollſtändige Zeichnung bei der Hand zu haben, oder wohl eigentlich den Stuhl ſelbſt zu ſehen, um die nöthige Erklärung der Theile hierbei zu thun. Ueberſieht man aber das Ganze dieſer Maſchine, ſo bemerkt man daran vier weſentliche Theile, das Geſtell nicht mitgerechnet. Der erſte Haupttheil iſt die Nadelbahre mit ihren Nadeln, worin die Maſchen eigentlich entſtehen; der Wagen ſetzt zweitens die fallenden Platinen in Bewegung, und dieſe bilden die Maſchen in den Nadeln, aber nur vorläufig; vollkommen aber werden drittens dieſe Maſchen durch die ſtehenden Platinen gebildet, und dieſe vereinigen ſich wieder mit den Pendanten und den ihnen zugehörigen Theilen. Dieſen Theilen kommt endlich viertens die Preſſe zu Hülfe, welche die Vereinigung zweier benachbarter Reihen Maſchen befördern hilft.

In der oben angeführten Beſchreibung des Strumpfwirkerſtuhls iſt Kupferwagen, Kupferbahre angeführt worden, wofür man auch Kupperwagen und Kuppenwagen bei der Beſchreibung dieſes Stuhls in technologiſchen Schriften angeführt findet, welche Benennung eigentlich die richtigere iſt, läßt ſich ſchwer beſtimmen, da auch die Strumpfwirker, als Männer von Fache, hierin abweichen; indeſſen ſcheint Kuppenwagen der richtigere zu ſeyn, und dann würde auch Kupferwagen in doppelter Beziehung mitgehen können, erſtlich, weil man die Lade in den Stühlen von Kupfer macht, und dann auch, weil Kupfer, gleich Kuppe, eine Erhöhung, eine Spitze anzeigt, wenn man *dieſes darunter* verſtanden wiſſen will, und es von

Strumpfwirkerſtuhl der Liebe ſein Daſeyn verdanken, und ihn ein Schottländer erfunden haben, welcher einſt ſeine Geliebte Strümpfe ſtricken ſah, und darüber ſpottete, worauf das Mädchen lachend erwidert habe: daß er doch bei aller ſeiner Weisheit nie Strümpfe zu machen lernen würde, und dieſe kecke Behauptung habe den feurigen Liebhaber zu der Erfindung des Strumpfwirkerſtuhls angeſpornt. Dieſe Angabe iſt aber ohne gültige Beweiſe. Indeſſen haben ſich Engländer und Franzoſen um die Erfindung dieſes Stuhls geſtritten. Die Franzoſen geben an, daß ein Franzoſe dieſe Erfindung gemacht, ſie aber nicht in Frankreich habe ausführen können, weil ihm in Paris keine Aufmunterung dazu durch eine Belohnung geworden ſey. Er habe daher ſein Vaterland verlaſſen, ſey nach England hinübergeſchifft, und daſelbſt auch gut aufgenommen worden. Viele Jahre nachher habe ein anderer Franzoſe, Jean Hindret, den Stuhl in England geſehen, und alle Theile deſſelben ſo genau betrachtet, daß er ihn nach ſeiner Rückkunft in Frankreich vollkommen nachgemacht, und darauf im Jahre 1656 zu Paris das erſte Privilegium zur Strumpfwirkerey in Seide erhalten habe. Die Engländer behaupten dagegen, und mit mehr Wahrſcheinlichkeit, daß William Lee, ein Magiſter aus St. Johannes Collegio in Cambridge im Jahre 1589 den Stuhl erfunden habe, obgleich einige Engländer auch zugeben wollen, daß dieſer Magiſter ihn zuerſt in Frankreich bekannt gemacht habe, weil man ihm in England dafür nicht die gehörige Achtung gezollt. Indeſſen ſoll doch ſo viel gewiß ſeyn, daß die Strumpfwirkerſtühle lange Zeit in England allein gebräuchlich geweſen und geheim gehalten worden ſeyen, welches für die Erfindung in England ſpräche. Auch iſt ſo viel gewiß, daß der Venetianiſche Geſandte, Antonio Correr, den erſten Stuhl und die erſten Strumpfwirker heimlich im Jahre 1611 aus England nach Venedig geſchafft hat, und daß

neun und ſiebzig Theile erſpart werden ſollen. Wichtiger iſt Favreaus zu Paris Erfindung eines neuen Strumpfwirkerſtuhls im zweiten Jahrzehen dieſes Jahrhunderts. Er brachte dieſe Erfindung nach achtjährigen Verſuchen zu Stande. Auf dieſem Stuhle können Frauen, und ſelbſt Kinder, durch das bloße Umdrehen einer Kurbel, wie bei einer Kaffeemühle, zwei Strümpfe zu gleicher Zeit wirken oder weben. — Die Kommiſſarien der Akademie der Wiſſenſchaften, bei welchen der Erfinder ſeine Maſchine zur Unterſuchung eingereicht hatte, gaben dieſem neuen Weberſtuhle nachſtehendes Zeugniß: „Der Favreauſche Strumpfwirkerſtuhl iſt 3 Fuß 4 Zoll hoch, 3 Fuß 3 Zoll breit, und 6 Zoll ſtark. In dieſem Rahmen befinden ſich in ungleicher Höhe, und einer hinter dem andern, zwei Webergänge, die, durch kreisförmige Umdrehung einer Kurbel, zu gleicher Zeit in Bewegung geſetzt, und ſolchergeſtalt zwei Strümpfe auf einmal gewebt werden. Unſerer Ueberzeugung nach (ſagen die Kommiſſarien der Akademie, die Herren Perier und Desmareſt, in ihrem Berichte) ſollten alle Strumpfwirkerſtühle von der bisherigen Bauart bei Seite gelegt, und bloß auf dem neuen Favreauſchen gearbeitet werden, wie aus nachſtehender Vergleichung zwiſchen dem alten und dieſem neuen Stuhle Jedermann anſchaulich werden wird. Die bisherigen Stühle ſind unbehülflich und ſo ſchwer zu regieren, daß, um darauf zu arbeiten, wirklich Mannskraft erforderlich iſt; denn das Gewicht des arbeitenden Eiſenwerks beträgt allein volle 600 Pfund; ſchwächliche Leute können ihn daher nicht regieren, ermüden leicht, und liefern ungleiche Arbeit. Auf den Stühlen alter Art braucht der Arbeiter beide Hände und beide Füße; als Lehrling wenigſtens zwei Jahre Zeit, während welcher er in den erſten ſechs Monaten an Materialien, an Arbeit und am Stuhle ſelbſt nicht wenig verdirbt; hat *er endlich Alles gehörig* begriffen und eingeübt, ſo bringt

wohl zur ſeidenen, als auch zur wollenen Arbeit. — Was die Stühle zu den ſeidenen Strümpfen betrifft, ſo ſtehen erſtlich in einem Raume von drei Pariſer Zollen nach der Länge, wenigſtens zweiundzwanzig Bleye, und jedes hat drei Nadeln. Ein ſolcher Stuhl iſt der gröbſte zu den ſeidenen Strümpfen. Die Anzahl dieſer Bleyſtücke ſteigt in dem gedachten Raume mit dergleichen Zahlen, und man hat dieſe Stühle von 24, 26, 28 bis 40 Bleyen. Ein Stuhl von 40 Bleyen zur ſeidenen Arbeit iſt jedoch ſelten zu finden. Der Stuhlaufſetzer muß nach dem Guſſe die Bleyſtücke noch einzeln und zuſammengeſetzt abmeſſen, und nach einer Lehre (Modell) juſtiren, damit ſie einzeln und zuſammengeſetzt in der Nadelbahre den erforderlichen Raum einnehmen; beides gilt von Stühlen zu ſeidener und zu wollener Arbeit; jedoch benennt man die Stühle der letzten Art nicht nach der Anzahl der Bleyſtücke in einem Raume, ſondern nach Nummern, nämlich von 2 bis 8. Nr. 2 iſt der feinſte Stuhl dieſer Art, und hat in einem Raume von drei Pariſer Zollen 36 Bleyſtücke, und 2 Nadeln in einem Bleye. Nr. 3 hat 30 Bleye; Nr. 4, 28; Nr. 5, 26; Nr. 6, 24; Nr. 7, 22, und Nr. 8, 20 Bleye, und dieſer Letztere iſt zur gröbſten Arbeit. Nach der Größe dieſer Nadeln oder Unterbleyſtücke muß nun auch der Kupferwagen abgemeſſen werden. In der Lade dieſes Kupferwagens ſchweben die Schwingen, die man auch Unden nennt. So viel Nadelbleye als vorhanden ſind, ſo viel Schwingen ſind auch vorhanden. Dieſe Schwingen ſchweben beweglich zwiſchen den Nadelbleyſtücken, mit ihrer Spitze zwiſchen der Kupferlade. An der Spitze jeder Schwinge iſt eine Platine, und das Steigen und Fallen der Schwingen mit den Platinen beim Wirken wird durch die Roßſtange des Roſſes bewirkt, welche durch den Fußtritt bewegt wird. Die Schwingen müſſen nur ſo tief ſinken, daß ſie in den Nadeln mit dem Faden eine erforderliche lange Maſche ma-

feinen Garns, und darüber geliefert werden können.“ Einer der Kommiſſarien, Herr Perier, ſagt in dieſem Berichte: „Seit vierzig Jahren, da ich über Alles, was in die Weberey einſchlägt, der Akademie und der Regierung habe Bericht erſtatten müſſen, iſt mir nichts vorgekommen, was dieſer Fabrikation ſo von Grund aus verbeſſert und umgeſtaltet, als Herrn Favreaus Erfindung, und ich rathe daher zu allgemeiner und unbedingter Einführung dieſer Art Strumpfwirkerey.“ — Zu den verſchiedenen Arten der Strumpfwaaren hat man auch verſchiedene Arten von Stühlen, die deshalb auch eigene Namen führen, z. B. Gitterſtühle, Kettenſtühle, Walzenſtühle ꝛc. Die Stühle wurden ſchon ſeit längerer Zeit in Deutſchland von Schlöſſermeiſtern, die man Stuhlſchlöſſer nannte, gemacht, wie z. B. zu Wolfshagen im Heſſiſchen, zu Zeulenroda im Voigtland, einige Stunden von Schleiz, und an andern Orten. In großen Städten, wie z. B. in Berlin, Wien ꝛc., werden ſie ebenfalls von Maſchinenbauern verfertiget, ſo wie ſie überhaupt jetzt durch ganz Deutſchland, wo dieſer Zweig der Manufaktur betrieben wird, gemacht werden. Ein Stuhl zu feiner Seidenarbeit hat mehr Unden, Platinen und Nadeln, als ein Stuhl zur feinſten Waare von Wolle, ein ſolcher hat höchſtens nur zweitauſend Theile nach alter Einrichtung. — Hölzerne Stühle gab ſchon Becher an; ſie haben hölzerne Walzen und hölzerne Unden, welche an dieſen Stühlen Schwingen genannt werden; nachher hat man halbeiſerne, ingleichen meſſingene gemacht; die hölzernen ſollen nicht viel taugen, und die andern müſſen wenigſtens mit einer kupfernen Lade, mit eiſernen Nadeln, eiſernen Platinenſtangen, Rädern, Preßarmen und einer eiſernen Platinenlade verſehen ſeyn. Nach Art dieſer Strumpfwirkerſtühle, hat man in neuerer Zeit auch Netzſtrickmaſchinen erfunden. — Wie ſich nun die Strumpfwirkerſtühle nach ihrer Erfindung überall

hin verbreiteten, so suchte man sie auch in den Ländern, wo diese Wirkerey empor kam, selbst zu verfertigen. Frankreich und England waren, wie schon oben angeführt worden, die Ersten, welche nach der Erfindung diese Stühle verfertigten, und sie an andere Nationen verkauften, bis diese selbst sich mit dem Baue dieser Maschinen abgaben, wie die Niederländer, Deutschen, Schweizer ꝛc. Selbst in Schweden hat man diese Maschinen schon in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts gebauet, welches aus einem Berichte hervorgeht, der von der geheimen Deputation, welche von den Ständen des Schwedischen Reichs zur Untersuchung des Handels und der Manufakturen verordnet worden, von dem Zustande der Schwedischen Fabriken seit dem Anfange des Jahres 1751 bis zum Schlusse des Jahres 1754 abgelegt worden, worin es unter andern heißt: „Die Werkzeuge, deren die Arbeiter in den Fabriken nöthig haben, wurden im Anfange, da man mit ihrer Verfertigung im Lande noch nicht umzugehen wußte, von auswärtigen Orten verschrieben; seitdem man aber so viele fremde Künstler ins Reich gezogen hat, sind auch die Handgriffe bekannt geworden, die zur vollkommneren Ausarbeitung solcher Werkzeuge erfordert werden, wodurch man verschiedene Vortheile erhalten hat. Zuerst haben die Schwedischen Fabrikanten jetzt nicht mehr nöthig, den Ausländern den sonst an den Werkzeugen verdienten Arbeitslohn zu bezahlen. Ferner können sie einen Theil der im Lande verfertigten, für einen geringern Preis kaufen, als den sie vorher für die aus der Ferne, dem Auslande, verschriebenen erlegen mußten. Endlich haben sie die Gemächlichkeit, das verlangte Geräth gegenwärtig zu bedingen, und in der Gestalt und auf die Art einrichten zu lassen, wie sie dasselbe zu ihrem Gebrauche am zuträglichsten finden. Von dergleichen Werkzeugen muß die Deputation insbesondere die Strumpfwirkerstühle nehmen; denn deren künstliche und überaus genaue Stellung und Zu-

ſammenfügung verleitete anfänglich die mehrſten, gänzlich daran zu zweifeln, daß dergleichen hier verfertiget werden könnten; allein jetzt macht man ſie bei uns eben ſo gut, wenn nicht beſſer, als im Auslande. Dieſe Sorgfalt iſt eine von denjenigen Urſachen geweſen, welche ein Großes dazu beigetragen haben, daß unſere einheimiſchen Zeuge in den letzten Jahren in der Güte ſo viel vorzüglicher geworden ſind." — Aus dieſem Berichte erſieht man, daß Schweden ſchon in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts ſo gute Strumpfwirkerſtühle bauete, daß es ſich erkühnte, in die Schranken mit den im Auslande gebaueten zu treten. Es iſt hier gar nicht beſtimmt, mit welcher Nation, da ſie nur im Allgemeinen vom Auslande ſprechen; es läßt ſich aber denken, daß ſie auch die Engländer und Franzoſen darunter verſtehen; denn wenn ſie Stühle aus dem Auslande zu ihrer Strumpfwirkerey haben kommen laſſen, ſo werden ſie ſich auch wohl zu denjenigen Ländern gewandt haben, welche in der Verfertigung der Maſchinen, als die geſchickteſten hervortraten; denn hier war es ihnen doch gewiß um gut conſtruirte Stühle zu thun, wegen der Schönheit der Arbeit. — In England werden Strumpfwirkerſtühle vermiethet, und daraus zu manchen Zeiten ein nicht unbedeutender Gewinn von denjenigen gezogen, welche dieſe Stühle auf ihre Koſten anfertigen laſſen, und ſie auch, wo ſie zum Verkaufe vorkommen, erſtehen. So ſoll z. B. der Beſitzer ſolcher Stühle zur Miethe, oder um ſie zu vermiethen, nach Abzug des vollen Zinſenbetrages ſeines Kapitals, meiſt in neun Jahren den Werth der Stühle ſelbſt erſetzt erhalten. Allein dieſes Einkommen ſoll nach Babbage*) eben nicht ſo bedeutend ſeyn, als es ſcheint, wenn man den ſchnellen Wechſel der Verbeſſerungen berückſichtiget; denn wenn

*) Ueber *Maſchinen* und Fabrikweſen ꝛc. Berlin, 1833, S. 303 u. f. —

ten Theile zugleich und oft wider die Abſicht des Wirkers zu hoch bewegen, dazu muß man dieſe Theile auch in die erforderliche Reihe bringen können. Dieſerhalb iſt ſowohl der Croſchirbaken, als die Stütze angebracht. Der Einſchluß des Croſchirhakens ſitzt an der untern Spitze der beiden Pendanten, und der eigentliche Croſchirhaken befindet ſich an dem Geſtelle neben der Nadelbahre. Wenn nun die Pendanten nebſt ihren Theilen in Ruhe gebracht werden ſollen, ſo hakt man den Einſchluß des Croſchirhakens in den Croſchirbaken ſelbſt ein; allein bei der Bewegung dieſer Theile ſelbſt, würden die Arme, wider den Zweck, bald zu hoch ſteigen, bald wieder zu niedrig hinabgehen, daher ſchränkt man dieſe Bewegung durch die Stützen ein. Dieſe beiden Stützen ſtehen auf dem Geſtelle des Stuhls, und zwar neben jedem oftgedachten Arme eine. Sie ſelbſt haben unten und oben, nach vorn hin, zwei Lappen, und in jedem ſteckt eine eiſerne Schraube. Bewegt ſich nun der eiſerne Arm hinauf, ſo ſtößt er die untere Spitze der Schraube, und geht er hinab, ſo kann er nur bis zur Schraube des untern Lappen ſinken, deren Spitze ihn hindert weiter zu gehen. Je nachdem der Wirker die Schrauben ſtellt, giebt er den eiſernen Armen und zugleich den zugehörigen Theilen mehr oder weniger Spielraum zu ihrer Bewegung; indeſſen findet es doch der Wirker für nöthig, die ſinkende Bewegung dieſer Theile noch näher zu beſtimmen, ungeachtet ſie ſchon durch die Schrauben der untern Lappen eingeſchränkt wird; denn bei dem Wirken ſelbſt wird man ſehen, daß durch das Hinabgehen der ſtehenden Platinen zum Theil die Länge der Maſchen beſtimmt wird. Dieſe nähere Einſchränkung entſteht nun durch die Piddeko. Auf dieſe Weiſe werden nun die ſtehenden Platinen, nebſt den zugehörigen Theilen, erforderlich befeſtiget, bewegt und eingeſchränkt. Die fertigen Maſchen müſſen durch eine Preſſe zuſammengedrückt und übereinander gezogen werden; daher liegt über den

und dicker Stamm, besonders wenn sich andere Theile der Pflanzen unmittelbar daran befinden, wie z. B. Stiele, Blätter ꝛc., zum Unterschiede von einem Stamme in engerer Bedeutung, welchen die Holzgewächse (Bäume und Sträucher) haben, einem Stängel, einem Schafte. Ein Kohlstrunk, der dicke kurze Stamm des Kohls; auch die Schwämme haben Strünke. In der Botanik ist der Strunk ein solcher Stamm, der mit den Blättern und Blüten nur ein Stück ausmacht; Stipes Linn., und in diesem Verstande haben nur die Schwämme und Farrnkräuter Strünke; s. den Art. Stipes, Th. 174, S. 331, 332. — Nach Adelungs Anmerkung in seinem großen Wörterbuche auch im Holl. sowohl Stronk, als Tronk, im Niedersächsischen gleichfalls Strunk. Der Begriff der geschehenen Verstümmelung oder Strümpfung soll in dieser Bedeutung nicht der herrschende seyn, obgleich das Wort dieselbe verträgt, sondern der Kürze und Dicke, so daß es mit dem Lat. Truncus, ein Stamm, Engl. Trunk, und dem Deutschen niedrigen Runks, ein grober ungeschliffener Mensch, eines Geschlechts ist.

Strunt, ein im Hochdeutschen unbekanntes, nur im Niederdeutschen gangbares Wort, wo es den Schmutz, Koth, im verschiedenen Verstande bedeutet; Holl. Stront, Ital. Stronzo, Franz. Etron, Schwed. Strunt; daher ist Struntjäger bei den Seefahrern der Name eines Seevogels, der zu den Möven (Larus) gehört, und den die Seeleute fälschlich angegeben haben, daß er den Koth anderer Vögel, die er im Fliegen verfolge, verschlinge; allein dem ist nicht so: er verfolgt andere Möven und Meerschwalben nur, um ihnen ihre Beute an Fischen abzujagen, und wenn sie solche auch schon verschluckt haben, so nöthiget er sie, diese wieder von sich zu speien; s. die Art. Strandjäger, Th. 175, S. 190, und Mewe, Th. 90, S. 49 u. f. Die Holländer nennen ihn Strontjäger, Schytfalk.

Kuppe ableitet. — Fig. 9040 zeigt einen Strumpfwirkerſtuhl mit ſeinen einzelnen Theilen, die gleich unter der Figur ſelbſt ihre Erklärung erhalten haben, da ſich dieſes bei einer lithographiſchen Arbeit weit leichter zur Erläuterung des Ganzen thun läßt, als bei einem Kupferſtiche, um gleich eine Ueberſicht zu haben, ohne erſt jedesmal den Text oder vielmehr die gedruckte Beſchreibung nachzuſehen, welches um ſo mehr aufhält, wenn die Kupfer ꝛc. hinten an das Werk angebunden worden, und man ſie nicht, mit der Beſchreibung zur Seite, nachſehen kann; und bei einer Maſchine iſt dieſes um ſo vortheilhafter, da die einzelnen Theile im Nachſehen leicht wieder dem Gedächtniſſe entgehen.

Obgleich der Strumpfwirkerſtuhl bei ſeiner Erfindung ſchon einen ſolchen Grad der Vollkommenheit erhielt, daß man hätte glauben ſollen, an eine Verbeſſerung deſſelben ſey faſt nicht zu denken, ſo ſind dennoch mehrere Verbeſſerungen an demſelben bekannt geworden. Zu dieſen neuen Verbeſſerungen gehören die, welche Unwin in England angegeben hat, die von der Londoner ökonomiſchen Geſellſchaft belohnt worden ſind; auch Whymann hat Verbeſſerungen mit demſelben vorgenommen. Ferner die Einrichtung, welche Moiſſon, ein Franzöſiſcher Geiſtlicher, in Frankreich vorgeſchlagen hat, der den Stuhl ſo verbeſſert haben ſoll, daß er ſechshundert Theile weniger hat, nur 80 Pfund wiegt, an jeder Wand auf einen Haken gehängt werden kann, und nur den dritten Theil des gewöhnlichen Preiſes koſtet; allein ein geſchickter Strumpfwirker, welcher lange in Frankreich gearbeitet hat, verſicherte dem Herrn Neuenhahn in Nordhauſen, daß Moiſſon nur eine Einrichtung angegeben habe, um rechts und links arbeiten zu können, und dieſe ließe ſich bei jedem Stuhle anbringen, ſie ſey alſo kein neuer Stuhl zu nennen. In Spanien rühmte man im Jahre 1786 die Erfindung des Ludwig la Marca, wodurch ſiebenhundert und

zeugt, jene aber nicht, ſondern nur eine Verhärtung, eine Art Kruſte, Rinde, welche ſich an dem Fuße bildet, und die daher rührt, wenn ein Pferd im heißen Sande geht, über Nacht im Kothe ſtehen muß, oder wenn ſonſt die Füße nicht reinlich erhalten werden, und ſich dadurch eine Art trockner Ausſchlag bildet, der weiter nichts Böſes an ſich trägt, wenn man gleich dazu thut, und er nicht verwahrloſet wird; denn geſchieht dieſes, ſo kann leicht eine Entzündung dazu kommen. Am leichteſten ſoll man ſie heilen, wenn man, nach Robertſon*), 2 Quart oder Maaß von demjenigen Waſſer nimmt, worin die Schmiede ihr Eiſen ablöſchen, ſolches in eine eiſerne Pfanne gießt, und es, nachdem man weißen Vitriol (Zinkvitriol), Alaun, von jedem 1 Pfund, und Grünſpan 8 Loth dazu gethan hat, untereinander ſo lange kochen läßt, bis es zu einem halben Quarte eingeſotten iſt; dann nimmt man es vom Feuer, ſeihet es durch, und hebt es zum Gebrauche auf. Mit dieſem Waſſer wäſcht man nun die Strupfe vier Tage hintereinander. Dieſes Waſſer iſt ein gelindes Aetzmittel und läßt nirgends Unreinigkeiten aufkommen; es kann alſo hier mit Nutzen gebraucht werden, nur muß man jedesmal das Quantum, welches man an jedem Tage nimmt, vor dem Gebrauche wärmen, weil die Wirkung hierdurch kräftiger wird. Man heilt dann das Ganze mit folgender grünen Salbe vollends aus. Man nehme Schweinſchmalz und Terpentin, von jedem 2 Pfund, und Harz 8 Loth; thue Alles in einen Topf über Feuer, und koche es untereinander; dann rühre man 4 Loth fein zerriebenen Grünſpan darein, und gebe Acht, daß es beim Umrühren nicht überlaufe; denn es pflegt am Feuer ſehr in die Höhe zu ſteigen, daher man den pulveriſirten

*) Pferdearzneykunſt oder gründlicher Unterricht die äußerlichen und innerlichen Gebrechen der Pferde aus dem Grunde zu heilen ꝛc. Herausgegeben von Dionyſius Robertſon. 5te Auflage. Wien, 1789, S. 204.

Grünſpan nur nach und nach hinzuſchütten muß. Zuletzt miſche man noch ½ Pfund Honig dazu, und rühre es, vom Feuer abgenommen, ſo lange, bis es kalt iſt. Dieſe Salbe gebraucht man nun zur Ausheilung der Strupfe. — Das Wort Strupfe oder Struppe gehört zu ſtruppig, und drückt das Rauhe der Rinde aus. Strupf iſt, nach Adelung, der Hoch- und Oberdeutſchen, Struppe dagegen der Niederdeutſchen Mundart angemeſſener.

Strupfen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches nur im gemeinen Leben üblich iſt. 1. Mit Heftigkeit ſtreifen, als ein thätiges Zeitwort und das Intenſivum von dieſem Streiffen; das Laub von dem Baume ſtrupfen. Im Bergbaue ſagt man von einem ſehr harten Geſteine: man könne nichts herunter ſtrupfen. 2. Als ein Zeitwort der Mittelgattung mit dem Hülfsworte ſeyn und als ein Intenſivum von ſträuben, bedeutet es in einigen Oberdeutſchen Mundarten ſehr ſtarke Runzeln bekommen, beſonders durch die Eintrocknung: ſchrumpeln. Wenn eine Sache gefriert, ſo ſiehſt du wohl, daß es zuſammenſtrupft. (Kaiſersb.) Sein Fleiſch iſt ganz eingeſtrupft. (Hedion.) Verſtrupfte Weinbeeren (Pictor.). Im Hochdeutſchen iſt es in dieſer Bedeutung ganz unbekannt.

Struppe, ſ. Strupfe.

Struppen, beim Sattler und Riemer, die Riemen oder Enden Leder, die zu den Gurten eines Sattels auf die Stegen des Sattelbaumes angeſchlagen werden, welche man nachher mit den Schnallen der Gurte anzieht und befeſtiget. — Auf den Schiffen ſind die Struppen Stücke zerſplitterter Taue, an deren Ende man einen eiſernen Ring vermittelſt des Ringknotens befeſtiget, allerlei Tauwerk damit zu verlängern oder zu befeſtigen. Es iſt von Strippe nur in der Mundart verſchieden, welches in vielen Gegenden auch Struppe

und Strüppe lautet. — Die Strüppen bei dem Schuhmacher, die Schleifen von Leder, vermittelst welcher man die Stiefel anzieht, s. unter Strippe, oben, S. 5.

Struppig, Bei- und Nebenwort, sehr straubig, als das Intensivum von diesem straubig. Es ist nur im gemeinen Leben üblich. Ein struppiges Haar, ein struppiger Kopf, ein struppiger Bart, sehr straubig empor stehend und verwirrt, besonders von harten Haaren. Ein närrisch haarichtes (haariges) Gesicht zu einer struppichten (struppigen) Perrücke (Gell.). Im Oberdeutschen ist daher auch das Gestrippe soviel als verworrenes Gesträuch. Man sagt daher im Forstwesen, der Baum ist struppig, wenn er unten herum viele verworrene Aeste behalten hat, und daher nur zu Brennholz taugt. Ein struppiges Gesträuch, welches verworren durch einander gewachsen ist oder sich durch einander geschlungen hat.

Struse, in Preußen und Rußland, ein Name gewisser platter Flußschiffe, mit welchen man in Preußen Holz, Steinkohlen und Stroh auf den Flüssen hinabfährt. Die Strusen, welcher sich die Russen auf der Wolga bedienen, haben die Gestalt großer Schüten, sind mit Hütten und Buden versehen, haben Ruder und Segel und werden auch zum Kriege gebraucht. Adelung hält den Namen für Slavonischen Ursprungs.

Struthio, die Lateinische Benennung des Straußes.

Struthionidae, die Straußartigen Vögel, s. diesen Artikel, Th. 175, S. 506 u. f.

Strutz, in den niedrigen Sprecharten, ein Neuling in seinem Berufe, das, was man auf Universitäten einen Fuchs nennt. Gewöhnlich pflegten die Soldaten an einigen Orten die Neuangeworbenen eine Zeit lang sowohl Strutze als auch Hopfe zu nennen. Bei dem Pictorius ist strütten, aus Unbesonnenheit eilen, und Strütter, ein unbesonnener Mensch.

Struntjäger, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Strunze, in den niedrigen Sprecharten, nach Adelung, ein großes ſtarkes Weibesbild, im verächtlichen Verſtande. Eine faule Strunze. Es ſoll nicht von dem vorigen Strunt herkommen, welches Friſch hierauf anwendet, und hiernach Strunze als eine Perſon erklärt, die ſich hinten unrein hält, ſondern von dem Niederſächſiſchen Strüne, eine ſtarke große Dirne, von welchem Worte es das Intenſivum iſt. S. die Anmerkungen von Strunk und Strähne. Abgeſehen von der Herleitung dieſes Wortes, ſo verſteht man darunter im gewöhnlichen Leben eine Perſon, welche unreinlich hergeht, liederlich an ihrem Körper im Anzuge iſt; die Bekleidungsgegenſtände unaufgebunden oder unbefeſtiget daran herabhängen läßt; ein liederliches Mädchen, nicht in Hinſicht der Ausſchweifungen, ſondern in ihrem Anzuge, ihrer Bekleidung.

Strupfe, Struppe, Rufe, beim Roßhändler, an den Pferden, die langen rauhen Rinden, welche dieſe Thiere an den Füßen bekommen, und die von einem vorhergegangenen Reiben, oder von einer ähnlichen Beſchädigung herrühren. Auch die Mauke, eine Art Geſchwüre an dem untern Fuße der Pferde, wird von Einigen die Strupfe genannt, weil ſie zuletzt zu einer ähnlichen Rinde erhärtet; ſ. Mauke 1, Th. 85, S. 537 u. f. Man darf die Strupfe nicht mit der Rappe verwechſeln, welches eine andere Fußkrankheit der Pferde iſt, die Einige auch zur Mauke rechnen; ſ. Rappe 2, Th. 120, S. 639 u. f. Diejenigen Thierärzte, welche dieſe Fußkrankheiten zu der Mauke zählen, geben ihnen nur eine andere Stelle, das heißt, von den verſchiedenen Stellen, welche der Hautausſchlag, alſo die Mauke, am Fuße einnimmt, davon erhält er die verſchiedenen Namen, wozu auch noch die Kröte, Gräte ꝛc. kommt. Die Strupfe trennen einige Thierärzte von der Mauke, die immer einen offenen Schaden, eine Fiſtel er-

Feuerſtube genannt, bei dem Apherdian Fußſtüblein; ſ. Th. 13, S. 236. Im Niederſ. Stave und Stove. Eben daſelbſt iſt im Diminutivum Stäſken, Stäveken, Stöveken, eine kleine Kohlpfanne, z. B. zum Räuchern. Es gehört in dieſer Bedeutung gleichfalls zu Stube. (2). Von Stauf, Stoff, Stube, ein größeres Gefäß von einem gewiſſen Gehalte, iſt das Stübchen ein ſehr altes und weit ausgebreitetes Maaß, ſowohl flüſſiger, als trockener Dinge, welches gemeiniglich vier Maaß, Quart oder Kannen hält, und ſowohl im Ober- als Niederdeutſchen gangbar iſt; im mittleren Latein Stopa, Stupa, Stoupulus, Estiva, im Niederſächſiſ. Stöveken, Stöfken, von Stoof, Stoop. Ein Stübchen Wein oder Bier, das iſt, 4 Maaß; 40 bis 45 Stübchen machen ein Ohm. In Schleſien braucht man dafür das verwandte Topf, welches von Stoff, Stauf nur durch den Mangel des Ziſchlautes verſchieden iſt. Im Hannöverſchen werden auch die Heringe nach Stübchen gerechnet, und dann gehen 25½ Stübchen auf eine Tonne. Das Stammwort Stauff, bei dem Notker Stuof, Stouph, iſt in der Bedeutuug eines großen Bechers noch im Oberdeutſchen gangbar, ſo wie Stof, Stoff und Stoop noch im Niederdeutſchen, Schwediſchen ꝛc. von einem beſtimmten Maaße üblich ſind, wo es aber kleiner iſt, als ein Stübchen. In Danzig gehen 25½ Stof auf einen Anker Wein, dagegen 10 Stübchen ſchon einen Anker machen; 10 Danziger Stoff machen 19 Hamburger Quartier oder Maaß, ſo wie 12 Hamburger Stübchen 17 Holländiſche Stoopen machen. Sonſt macht daſelbſt 1 Stübchen 4 Kannen oder 8 Nößel. In Schweden hält eine Kanne 2 Stop.

Stube, Diminutivum Stübchen oder Stüblein. 1. Im weiteſten Verſtande, ein geſchloſſener Raum, ein Ort, Wohnort, ein bedeckter Ort, ſich darin aufzuhalten, und ein Theil deſſelben, ein Gemach. Im Angelſ.

ist Stor, Stowa, eine Wohnung, und ein jeder Ort; im Fries. Sto, Stev, Stef, eine Hütte, eine Wohnung, ein Haus, daher im Niedersächsischen Warenstеve und Warenstew, einen Vormund, eigentlich einen Haushofmeister bedeutet, Engl. umgekehrt Steward. In dieser weitern Bedeutung ist es im gemeinen Sprachgebrauche veraltet, und nur noch in einigen einzelnen Fällen üblich. So ist z. B. die Radstube, der eingeschlossene Raum, das Behältniß, worin sich das Rad einer Wasserkunst befindet; die Glockenstube, der Ort, wo die Glocken hangen; die Brunnenstube, ein Gebäude über einen Brunnen. In noch weiterem Verstande eines Behältnisses, eines Gefäßes, kommt es in Feuerstube und dessen Diminutivum Feuerstübchen, eine Feuergieke vor, und in dem veralteten Stube, ein Gefäß, wovon noch das vorige Stübchen übrig ist. — 2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung ist die Stube ein Gemach in einem jeden Hause, welche das Mittel zwischen einem Saale und einer Kammer hält, und vermittelst eines Ofens oder eines Kamins geheitzt werden kann (die erstere Heitzungsart, mittelst eines Ofens, ist jetzt die gewöhnlichste), und die bei den Schwäbischen Dichtern die Stuven, im Niedersächsischen Stave, Stauve, Stuve, im Angelsächsischen Stova, im Engl. Stew und Stove, im Schwedischen Stufwa, im Isländischen Stufa, im Ital. Stufa, im Fr. Etuves, im Span. Estufa, im Wendischen Stiva heißt. Nach dem Gebrauche oder Geschäfte, wozu die Stuben benutzt werden, haben sie auch ihre Benennung erhalten, z. B. die Wohnstube, Putzstube, Empfangsstube oder Visitenstube, Vorstube, Eßstube oder Speisestube, Schlafstube, Sommerstube, Winterstube, Plattstube, Kinderstube, Krankenstube, Gesindestube, Bedientenstube, Mädchenstube, Magdstube, Gaststube, Trinkstube, Weinstube,

Arbeitsſtube, Eckſtube, Kellerſtube, Dachſtube, Gartenſtube, Parterreſtube, Rathsſtube, Schreibeſtube, Schulſtube, Studierſtube, Wachſtube, Badſtube, Barbierſtube, Backſtube, Haarſchneideſtube, Farbenſtube ꝛc. — Stube bedeutet eigentlich dasjenige Gemach in einem Hauſe, welches man gewöhnlich bewohnt, und weil ein ſolches Gemach in den nördlichen Gegenden, überhaupt im Winter, beim Froſte ꝛc., geheitzt wird, ſo iſt es ſpäterhin von allen Gemächern gebraucht worden, welche einen Ofen zur Heitzung erhalten haben, oder die vielmehr geheitzt werden können, ſey es durch einen Ofen, oder einen Kamin, wo dieſer noch gebräuchlich iſt. Es kommt daher auf die Größe des Gemaches nicht an, auch nicht, ob es ein oder zwei Fenſter hat, nur die Heitzung deſſelben entſcheidet für Stube, da eine Kammer nicht geheitzt weeden kann, keinen Ofen beſitzt, und ſich ſowohl dadurch von einer Stube unterſcheidet, als auch durch ihre geringe Größe, indem ſie gewöhnlich nur einen kleinen Raum einnimmt, und daher mehr tief, als breit iſt, und in den Hauptgebäuden gewöhnlich am Ende vorn und hinten heraus liegt, und in den Seitengebäuden. Für das Wort Stube gebraucht man in der höheren oder edleren Schreibart, beſonders in der neuern Zeit, das Wort Zimmer, alſo Wohn-, Eß-, Schlaf-, Putz-, Gartenzimmer ꝛc. ꝛc.; wenn aber das Wort Zimmer gleichfalls alt iſt, ſo iſt doch kein Grund vorhanden, das Wort Stube zu verdrängen, welches auch in den meiſten Gegenden Deutſchlands noch üblich iſt, und gewiß im Diminutivum Stübchen beſſer klingt, als das gedehntere Zimmerchen. Auch Adelung iſt unter Zimmer, Th. 5 ſeines großen Wörterbuchs, der Meinung, daß ſich Stube ſchwer werde verdrängen laſſen, und ſchon darum nicht, weil Zimmer ein allgemeiner Ausdruck iſt, der Stuben *und Kammern* unter ſich begreift, und wenn daher ein

genauer Unterſchied erfordert werde, ſo könne man doch dieſe Wörter nicht entbehren. Man verſteht zwar auch unter Zimmer bloß ein geheiztes Gemach, und ſondert davon die Kammer unter ihrem Namen; allein den Ausdruck Stube und Kammer iſt gewöhnlicher, ſelbſt in der edlern Sprache, als Zimmer und Kammer, auch leuchtet hier deutlich genug der allgemeine Begriff von Zimmer für beide Gemächer vor. Ein großes Gemach, wenn es gleich geheizt werden kann, beſonders wenn es mehrere Fenſter, als zwei, beſitzt, wird Saal genannt. Daher der Speiſeſaal, Geſellſchaftsſaal, Arbeitsſaal ꝛc. ꝛc. Selbſt große Gemächer, wenn ſie auch nur zwei Fenſter haben, und darin gearbeitet wird, beſonders ſolche Arbeiten, welche Mehrere beſchäftigen, erhalten den Namen der Säle. In noch engerem Verſtande wurde ehemals eine Badſtube nur eine Stube ſchlechthin genannt, in welchem Verſtande ſchon Stuffa bei dem Palladius vorkommt, obgleich dieſe Leſeart, nach Adelung, hier noch verdächtig ſeyn ſoll; daher wurden die Bader in den vorigen Jahrhunderten nur die Stübler, Stüberer, Stübner genannt. Jetzt werden die Ausdrücke Badſtube und Barbierſtube noch oft von der Gerechtigkeit gebraucht, das Baden und Barbieren als Meiſter ausüben zu dürfen, und in den Landen, wo Gewerbefreiheit iſt, löſet ſich der Barbier, der jetzt dieſes Gewerbe betreibt, einen Gewerbsſchein, wird Bürger, und kann dann eine Barbierſtube eröffnen, da daſelbſt keine beſondern Conceſſionen für dieſes Gewerbe mehr ertheilt werden; ſie dürfen aber die ſonſt üblichen Geſchäfte des Wundarztes dabei nicht verrichten, weil ſie ſonſt curſirt und ihren Examen von der Medicinalbehörde gemacht haben müſſen, das heißt, vor den zu Examinatoren erwählten Mitgliedern dieſer Behörde. Das Barbieren iſt daher jetzt ein freies Gewerbe, worauf ſich Jeder ſetzen kann. So viel hier in Hinſicht

der Barbierſtube, wie ſie ehemals war und jetzt iſt. Man hatte ehemals auch Sommer- u. Winterſtuben. In den Sommerſtuben befand ſich kein Ofen, allenfalls ein Kamin, der durch eine paſſende Verzierung ſo verdeckt wurde, daß man ihn nicht gewahrte; nur die Winterſtuben hatten Oefen oder Kamine zur Feuerung im Winter. In jetziger Zeit werden alle Zimmer, ohne Unterſchied, mit Oefen verſehen, weil man dieſe auch zweckmäßiger, als die Kamine findet, und ſie nicht ſo viel Holz wegnehmen, als dieſe, und auch zugleich bei einer guten Wahl in der Form ein Zimmer- oder Stubenmöbel abgeben, worauf man noch eine Büſte, Vaſe ꝛc. ſtellen kann, um es noch mehr zu verzieren. — Die Mittelzimmer oder Stuben ſind die bequemſten Wohnſtuben, indem ſie ſich zugleich im Winter gut heitzen laſſen, was bei den großen Stuben nicht ſo der Fall iſt, da die Ofenhitze nicht bis an die Fenſter reicht, und wenn dieſes auch geſchieht, doch nur auf kurze Zeit; denn die Wärme des Ofens concentrirt ſich mehr um denſelben oder in der Nähe deſſelben, und ſind dergleichen Zimmer hoch, wie dieſes in großen und Mittelgebäuden in dem erſten (Parterre) und zweiten Stockwerke der Fall zu ſeyn pflegt, ſo zieht, wie bekannt, die Hitze mehr nach oben, alſo kann ſie um ſo weniger bis an die Fenſter in einem ſolchen Grade wirken, um daran ſitzen zu können, wie es bei Frauen und Jungfrauen der Fall iſt, wenn ſie feine Handarbeiten machen wollen, wozu ſie Licht nöthig haben, alſo nahe dem Fenſter ſitzen müſſen; hier werden Füße und Hände, bei etwas ſtrenger Kälte, immer dieſelbe merklich empfinden, beſonders Erſtere, wenn ſie nicht gehörig mit wollenen Strümpfen und guten Fußſocken oder Wambuſchen, oder Hausſchuhen, mit Flanell oder Pelz gefüttert, dagegen verwahrt worden. Daſſelbe iſt auch der Fall in den großen Schreibſtuben und Arbeitszimmern der Männer, beſonders in den öffentlichen

genauer Unterſchied erfordert werde, ſo könne man doch dieſe Wörter nicht entbehren. Man verſteht zwar auch unter Zimmer bloß ein geheiztes Gemach, und ſondert davon die Kammer unter ihrem Namen; allein der Ausdruck Stube und Kammer iſt gewöhnlicher, ſelbſt in der edlern Sprache, als Zimmer und Kammer, auch leuchtet hier deutlich genug der allgemeine Begriff von Zimmer für beide Gemächer vor. Ein großes Gemach, wenn es gleich geheizt werden kann, beſonders wenn es mehrere Fenſter, als zwei, beſitzt, wird Saal genannt. Daher der Speiſeſaal, Geſellſchaftsſaal, Arbeitsſaal ꝛc. ꝛc. Selbſt große Gemächer, wenn ſie auch nur zwei Fenſter haben, und darin gearbeitet wird, beſonders ſolche Arbeiten, welche Mehrere beſchäftigen, erhalten den Namen der Säle. In noch engerem Verſtande wurde ehemals eine Badſtube nur eine Stube ſchlechthin genannt, in welchem Verſtande ſchon Stuffa bei dem Palladius vorkommt, obgleich dieſe Leſeart, nach Adelung, hier noch verdächtig ſeyn ſoll; daher wurden die Bader in den vorigen Jahrhunderten nur die Stübler, Stüberer, Stübner genannt. Jetzt werden die Ausdrücke Badſtube und Barbierſtube noch oft von der Gerechtigkeit gebraucht, das Baden und Barbieren als Meiſter ausüben zu dürfen, und in den Landen, wo Gewerbefreiheit iſt, löſet ſich der Barbier, der jetzt dieſes Gewerbe betreibt, einen Gewerbsſchein, wird Bürger, und kann dann eine Barbierſtube eröffnen, da daſelbſt keine beſondern Conceſſionen für dieſes Gewerbe mehr ertheilt werden; ſie dürfen aber die ſonſt üblichen Geſchäfte des Wundarztes dabei nicht verrichten, weil ſie ſonſt curſirt und ihren Examen vor der Medicinalbehörde gemacht haben müſſen, das heißt, vor den zu Examinatoren erwählten Mitgliedern dieſer Behörde. Das Barbieren iſt daher jetzt ein freies Gewerbe, worauf ſich Jeder beſetzen kann. So viel hier in Hinſicht

der Barbierstube, wie sie ehemals war und jetzt ist. Man hatte ehemals auch Sommer- u. Winterstuben. In den Sommerstuben befand sich kein Ofen, allenfalls ein Kamin, der durch eine passende Verzierung so verdeckt wurde, daß man ihn nicht gewahrte; nur die Winterstuben hatten Oefen oder Kamine zur Feuerung im Winter. In jetziger Zeit werden alle Zimmer, ohne Unterschied, mit Oefen versehen, weil man diese auch zweckmäßiger, als die Kamine findet, und sie nicht so viel Holz wegnehmen, als diese, und auch zugleich bei einer guten Wahl in der Form ein Zimmer- oder Stubenmöbel abgeben, worauf man noch eine Büste, Vase ꝛc. stellen kann, um es noch mehr zu verzieren. — Die Mittelzimmer oder Stuben sind die bequemsten Wohnstuben, indem sie sich zugleich im Winter gut heitzen lassen, was bei den großen Stuben nicht so der Fall ist, da die Ofenhitze nicht bis an die Fenster reicht, und wenn dieses auch geschieht, doch nur auf kurze Zeit; denn die Wärme des Ofens concentrirt sich mehr um denselben oder in der Nähe desselben, und sind dergleichen Zimmer hoch, wie dieses in großen und Mittelgebäuden in dem ersten (Parterre) und zweiten Stockwerke der Fall zu seyn pflegt, so zieht, wie bekannt, die Hitze mehr nach oben, also kann sie um so weniger bis an die Fenster in einem solchen Grade wirken, um daran sitzen zu können, wie es bei Frauen und Jungfrauen der Fall ist, wenn sie feine Handarbeiten machen wollen, wozu sie Licht nöthig haben, also nahe dem Fenster sitzen müssen; hier werden Füße und Hände, bei etwas strenger Kälte, immer dieselbe merklich empfinden, besonders Erstere, wenn sie nicht gehörig mit wollenen Strümpfen und guten Fußsocken oder Wambuschen, oder Hausschuhen, mit Flanell oder Pelz gefüttert, dagegen verwahrt worden. Dasselbe ist auch der Fall in den großen Schreibstuben und Arbeitszimmern der Männer, besonders in den öffentlichen

kleine einfenſtrige Stuben von 9 bis 10 Fuß Breite und 12 Fuß Tiefe, auch noch tiefer 13 bis 14 Fuß, die auch zu Arbeits- und Schlafzimmern dienen, ſie liegen gewöhnlich in der Mitte der übrigen Zimmer oder in der Mitte des Gebäudes, und bilden eine Art Eingang oder Entrée, oder ſie liegen am Ende ſämmtlicher Stuben nach vorn heraus, oder ſie machen eine Hinterſtube aus, je nach dem Baue des Hauſes. Auch ſie werden dem Zwecke gemäß dekorirt und möblirt. Die Höhe der Zimmer richtet ſich theils nach den Anlagen der Häuſer und nach ihrem Zwecke, oder nach dem Zwecke des Bauherrn. Gewölbte Zimmer ſind höher, als Zimmer mit Balkendecken; die Zimmer des erſten und zweiten Stockwerks ſind höher, als die Zimmer des dritten Stocks. Die Erſteren ſind oft über 12 Fuß, und die Letzteren nicht über 10 Fuß hoch. — Bei einer vollkommenen regelmäßigen Wohnſtube müſſen die Thüren der Hinterwand den Fenſtern der Vorderwand gerade gegenüber ſtehen, und der Ofen, welcher von außen geheitzt wird, befindet ſich in der Mitte der Wand, dem Spiegelpfeiler zwiſchen den Fenſtern gerade gegenüber. Iſt nun eine ſolche genaue Symmetrie beim Baue beobachtet worden, ſo wird die dahinter liegende Stube oder Kammer oft ſchmäler, als ſie ſeyn würde, wenn dieſes nicht der Fall wäre, auch iſt dann der Vorplatz breiter, als es nöthig iſt, und die Küche etwas beengt; darum findet man die Stuben in andern Gebäuden nicht ſo ſymmetriſch in Hinſicht der Fenſter, Thüren ꝛc. angelegt, um dadurch bei dem genannten hintern Theile des Gebäudes etwas zu gewinnen, das heißt, bei der Hinterſtube, Küche ꝛc. Hier ſtehen alſo auch die Scheidewände anders, um dieſen Vortheil zu erlangen. Gewöhnlich findet man in den neueren Gebäuden nur zwei Thüren in den Wohnzimmern, um die Wände gehörig benutzen zu können; dann liegt die Thür an der Hinterwand zwar dem Fenſter gegenüber; allein der Ofen hat dann

nicht eine gleiche Richtung mit dem Spiegelpfeiler, weil er ſonſt der Thür zu nahe kommen würde; er ſteht dann mehr ſo, daß er die Hälfte des Pfeilers und die Hälfte des andern Fenſters einnimmt, welches nach der Seitenthür zu liegt, oder nach der Thür zu in der Seitenſcheidewand, die zu den andern Vorderzimmern führt. Hierdurch erhält ein Zimmer gute Wandſeiten, um Möbel ſtellen zu können, die ſonſt bei einer andern Eintheilung der Thüren und des Ofens verloren gehen würden. Die Fenſter haben im Lichten eine Breite von 4 Fuß 2 Zoll, auch von 3 Fuß 9 Zoll, und in dem erſten und zweiten Stockwerke eine Höhe von 7 Fuß 3 Zoll, und im dritten Stocke von 5 Fuß 8 Zoll, welches überhaupt auf den Bauplan eines Gebäudes ankommt. Die Höhe oder Brüſtung der Fenſter im Zimmer von dem Fußboden bis an das Fenſter, beträgt 3¼ Fuß, in den obern Stockwerken etwas weniger. Einige Baumeiſter wollen in den obern Stockwerken die Fenſter von Höhe zu Höhe auch etwas höher machen, als ſie in den untern Stockwerken ſind, und zwar nach der Lehre des Sehewinkels, da ſich alle erhöheten Sachen kleiner vorſtellen, als ſie wirklich ſind. Dieſes ſcheint zwar Grund zu haben; allein da das Licht ſchon von ſelbſt in die obern Fenſter heller, als in die untern einfällt, und jene alſo ſchon heller, als dieſe ſind; da überdies die großen Fenſter mehr Kälte in die Stuben laſſen, als die kleinern, beſonders wenn der Wind darauf ſtößt; ſo ſoll es beſſer ſeyn, und wird auch ziemlich allgemein befolgt, die obern Fenſter von Etage zu Etage verhältnißmäßig immer etwas kleiner oder niedriger zu machen, aber ſolche durch alle Etagen von gleicher Breite zu laſſen. Die Fenſter der Kellerſtuben werden entweder halb ſo hoch, als breit, oder nach dem Verhältniß wie 3 zu 4 gemacht; man bringt ſie auch etwas höher an, wenn man die Stuben zu Bedienten- oder Geſindeſtuben anlegen läßt. Die Thüren in den Wohnſtuben haben 3 bis 4½ Fuß im Lichten, außer der Einfaſſung.

Die letztere Breite oder Weite bezeichnet Flügelthüren oder Thüren mit zwei Flügeln; die erstere nur einfache Thüren; die Höhe ist nie unten 6 Fuß. Vitruv will die Stuben- oder Zimmerthüren auf $\frac{4}{7}$ Theil nach der Stubenhöhe abtheilen, man soll sich aber nicht immer darnach richten, oder dieses Verhältniß zur Richtschnur annehmen können. In Hinsicht der Breite muß aber eine Thür, die über 4 Fuß hat, aus zwei Flügeln bestehen, weil ein Flügel nicht allein zu schwer wird, und unbequem auf- und zuzumachen ist, sondern weil auch dergleichen Thüren sich senken, und die Hespen oder Angeln losreißen, auch wohl gar abbrechen. Die rundgewölbten Fenster sind die besten, lichtesten und dauerhaftesten, daher wählt man sie gewöhnlich in massiven Gebäuden. — Wenn die Decken in den Stuben oder Zimmern der untern Stockwerke nicht gewölbt sind, sondern aus Balken bestehen, so muß das Ganze so gearbeitet seyn, daß sie sich nicht senken, sondern eine ebene und glatte Fläche bilden, und wo möglich von allen Rissen und Sprüngen befreit bleiben, damit sie gehörig mit Malerey dekorirt werden können, das heißt mit Plafondstücken oder Deckenstücken. Eben so müssen auch die Fußböden in den Stuben aus gutem trocknen Holze bestehen, möge dasselbe nun in Dielen oder in Tafeln angewendet werden, oder der Fußboden gedielt oder getäfelt seyn, so dürfen die glattgehobelten Dielen, noch das Tafelwerk viele Aeste oder sich lösende Flammen haben, weil solche Einwüchse beim Gehen in den Stuben leicht ausgestoßen werden, und dann Vertiefungen in den Dielen, auch sonst Nachtheil den Füßen verursachen können. Das Bohnen der Dielen geschieht nur in den Zimmern vornehmer Häuser, in Palästen, in den Stuben anderer Häuser kommt es selten vor. Die Thüren der Wohnstuben müssen von festem und gut ausgetrocknetem Holze verfertiget, und die Schlösser in den Putzstuben ꝛc. mit Messingblech bekleidet werden; auch die Drücker von

Messing seyn; man hat sie aber auch in den Wohnstuben von Eisen; auch die Fensterriegel von Messing oder Eisen, je nach der Eleganz der Wohnungen. Da aber die Fenster gewöhnlich mit weißer Farbe angestrichen werden, so sind die Riegel und Knöpfe von Eisen, die dann auch gleich mit der weißen Oelfarbe überstrichen werden. Auch das Holz zu den Fenstern muß sehr troken seyn, damit sich Letztere bei feuchter Witterung nicht so leicht werfen, und man sie mit vieler Mühe erst auf und zu machen kann. Die Scheiben in den Fenstern (jedes Fenster mit vier Flügeln, zu zwei Scheiben der Flügel; in dem dritten und vierten Stockwerke findet man oft die obersten beiden Flügel nur mit einer Scheibe) der Putz- und Wohnstuben müssen von gutem weißem Glase seyn. Da die Oeffnungen der Flügel im Lichten oft $1\frac{1}{2}$ Fuß Höhe und 17 Zoll Breite betragen, so sind die Scheiben auch sehr ansehnlich; man hat sie aber auch von 15 Zoll Breite und 13 Zoll Höhe. Ueberhaupt richtet sich dieses nach den Gebäuden. In den Hinterstuben, oder Stuben nach dem Hofe hinaus sind die Scheiben von geringerem Glase. Man findet auch Stubenfenster, wo sechs Scheiben auf einen Flügel gehen, und das ganze Fenster mit vier Flügeln vierundzwanzig Scheiben zählt. Man hat nun zum Schutze im Winter vor der Kälte auch noch vor den Fenstern der Wohnzimmer Doppelfenster, Fensterladen von innen in den Parterrestuben, da die Fensterladen von außen größtentheils in ansehnlichen Privatgebäuden abgekommen sind; im Sommer grün angestrichene Jalousien oder Fenstergitter vor der Sonne, außerhalb der Fenster, auch Marquisen ꝛc. Die Auskehlung der Thüren ꝛc. darf hier kaum erwähnt werden. In einigen Häusern findet man in den Stuben auch Wandschränke, diese Schränke ersetzen oft fehlende Kammern, weil man viele Sachen hineinlegen und stellen kann. Die Oefen in den Putz-, Wohn-, Arbeits- ꝛc. Zimmern

ſind jetzt in der Regel glatt, von weißen, buntgeſprengten und ſchwarzen Kacheln, und gehen, ohne Füße, bis auf die Erde, und ſtehen hier auf einer hölzernen Faſſung; ſie haben einen Aufſatz oder ein Geſimſe, und unten einen hervorragenden Würfel oder Fuß von Kacheln, der jedoch nach der Verſchiedenheit der Oefen, ſehr ungleich iſt. Auf dem Geſimſe befindet ſich noch ein kleiner Abſatz, auf welchem man eine Büſte, Vaſe ꝛc. ꝛc. aufſtellen kann, wie ſchon angezeigt worden. Man findet auch runde Oefen in den Stuben, beſonders wenn man ſie in eine Ecke derſelben bringen kann, wo ſie dieſe ausfüllen. Man findet nun noch in dem Innern der Putz- und Wohnſtuben verſchiedene außerweſentliche Verzierungen, z. B. Lambris oder Tafelwerk und Tapeten, die der Hauseigenthümer hat anbringen laſſen, die alſo nicht auf die Rechnung des Miethers kommen. Die Lambris hat man darum in den Putz-, Geſellſchafts- und Wohnzimmern angebracht, weil alle ſteinerne Gebäude bei einem ſchnellen Uebergange der Witterung von der Kälte zur Wärme ſtark ſchwitzen oder ausdunſten, beſonders bei neuen Gebäuden oder ſolchen Gebäuden, die nach dem Aufbaue nicht gehörig haben austrocknen können, indem ſie gleich vom Eigenthümer und den Miethern bezogen worden ſind, da alle gut ausgetrockneten Gebäude ſelten in einem ſolchen Grade ausdunſten, daß die Ausdunſtung ſchädlich werden kann; das Gebäude müßte denn zu ſehr der Wetterſeite ausgeſetzt ſeyn, und hierzu hat man auch bei ſonſt gut ausgetrockneten Gebäuden Mittel, ſolches abzuwenden, indem man die Außenwand des Gebäudes, die dem Wetter ausgeſetzte Façade, mit Oelfarbe anſtreichen läßt, wodurch die Näſſe vom Einziehen abgehalten wird. Um nun dieſe Ausdunſtung in den Stuben oder Zimmern, die man im Winter heizt, zu verhindern, hat man in den Embraſuren oder dem innern Raume der Fenſter eine Vertäfelung oder Bekleidung von Holz angebracht,

und unten läuft, an der Vorderseite die Wand entlang, ein Lambris oder Paneel von Holz, welches den Raum unter dem Fenster ganz bekleidet, sonst nur etwas über 3½ Fuß hoch ist. Man hat auch ganz getäfelte Zimmer, jedoch nur aus einer frühern Zeit, und in großen herrschaftlichen Häusern und Palästen, die aber jetzt nicht mehr eingerichtet werden, wohl aber tapezierte Stuben oder Zimmer. Um das Tafelwerk und die Paneele zu befestigen, muß man Nägel einschlagen können; da nun diese in Stein nicht eingetrieben oder eingeschlagen werden können, so muß der Eigenthümer des Hauses, der die Stuben desselben auf die angeführte Weise vertäfeln lassen will, schon im Voraus beim Baue die Einrichtung darnach machen lassen, und in die Mauer von Back- oder Bruchsteinen starke Döbel von festem Holze an den erforderlichen Stellen mit einmauern, oder in die Werk- und Quaderstücke tiefe Löcher hauen lassen, und in diese werden dergleichen Döbel eingetrieben. Wenn in dem untersten Stockwerke Fensterladen nöthig sind, so lassen sich diese hier leicht so einrichten, daß sie die Felder der Vertäfelung an den Einfassungen oder Lambris der Fenster vorstellen, und in diese, wenn sie aufgeschlagen sind, genau einpassen, wodurch der äußerliche Uebelstand vermieden wird. Man hat Fensterladen, welche so breit sind, als die ganze Embrasure der Fenster, und sich inwendig an dem mittelsten Fensterschaft übereinander genau auflegen, und daselbst durch die Mahlerey unmerklich gemacht werden. Um die Tapeten in den Zimmern oder Stuben zu befestigen, werden entweder Rahmen von Holz an den Wänden befestiget, worüber man grobes Tuch spannt, über welches man die Papier- oder Leinwand-Tapeten mit Kleister zieht, oder man überzieht alle Wände mit guten, mit Flachsschäben angemengten Lehm, und trägt darauf wieder einen Ueberzug von recht sehr starkem, mit Kuhhaaren vermischten Kalke. *Hierauf läßt sich nicht* nur die Tapete leicht

aufkleiſtern, ſondern es halten auch die kleinen Tapetennägel darin, ohne daß es ſo viel koſtet, als jene Methode. Man kann auch in jedem Winkel, oder jeder Ecke des Zimmers oder der Stube Streifen Leinwand mit Leimkleiſter ſo kleben, daß ſie zu jeder Seite des Winkels 4 Zoll breit überſtehen; hierüber wird nun Zeitungspapier oder überhaupt Makulatur mit dem Leimkleiſter geklebt, und von hier aus wird das Kleben des Makulaturs über alle Wände des Zimmers fortgeſetzt. Die Wände müſſen aber vorher ſehr gut und eben mit Schlemmkreide überzogen ſeyn. Auf dieſen Papierüberzug, als Grundlage, klebt man nun die Tapeten des Zimmers, ſo werden ſie ſehr eben und gut anliegen. In den Stuben oder Zimmern, wo man es den Miethern überläßt, ſie nach ihrem Wunſche tapezieren oder malen zu laſſen, das heißt, auf ihre Koſten, da müſſen von dem Eigenthümer die Wände gut geweißt dem Miether überliefert werden, kurz in einem ſolchen Stande, daß er ſie nach ſeiner Abſicht dekoriren laſſen kann. Gewöhnlich läßt aber der Eigenthümer des Hauſes die Wände der Stuben tapeziren oder malen, und überliefert ſie ſo den Miethern, die ſie dann wieder, laut Kontrakt, in demſelben Zuſtande, und nach Maßnahme des Einwohnens (wenn nämlich ein Miether lange Zeit oder mehrere Jahre ſie bewohnt hat, und von dem Eigenthümer keine Verbeſſerungen damit vorgenommen worden ſind) zurück liefern müſſen, wenn ſie die Wohnung verlaſſen oder ausziehen. Die Malerey der Wände oder die Wandmalerey der Stuben richtet ſich nach dem herrſchenden Geſchmacke, indeſſen wechſeln die Grundfarben der Zimmer oder Stuben, oder müſſen wechſeln, weil man nicht allen Stuben eine gleiche Grundfarbe geben kann. Die Hauptfarben der Wände ſind: Mineralblau; grün in verſchiedenen Schattirungen, worunter das Zwikkauer und Pariſergrün jetzt den Vorzug haben; roth, beſonders roſenroth (Mennige kommt nur ſelten vor); gelb, Chromgelb, Schüttgelb ꝛc.;

grau, aus Schwarz und Weiß gemiſcht; braun, Umbra und Miſchungen daraus. Dieſes ſind die Haupt- oder Grundfarben, womit die Hauptflächen der Wände geſtrichen werden. Die übrigen Verzierungen, welche das Geſimſe, oder die Banden, Bordüren ꝛc. bilden, ſind nach der Wahl des Wohnungsinhabers ſehr verſchieden: Blätterguirlanden, Blumenguirlanden, Fruchtguirlanden, Arabesken und andere Schnörkeleien ꝛc. Die Thürſtücke beſtehen in Vaſen, Frucht-, Blumen- und andern Stücken, z. B. in Papageyen, die ſich in einem Reifen wiegen ꝛc. Oft werden auch die großen Felder der Wände mit verſchiedenen Stücken oder Gruppen beſetzt, welches jedoch nur ſelten der Fall iſt, weil man dieſe mit Gemälden oder Kupferſtichen zu behängen pflegt, wodurch die Malerey darauf unnütz werden würde, auch ſieht die Hauptfläche einer Wand, mit einer der oben angeführten Farben ſehr eben und gut geſtrichen, weit ſchöner aus, als wenn ſie mit einer vielleicht nicht ganz gut gewählten Malerey beſetzt wäre. Der Plafond oder das Deckenſtück iſt in den Putz- und Geſellſchaftszimmern oft am reichhaltigſten und ſchönſten, weil die Decke mit einer paſſenden ſchönen Malerey eine beſondere Zierde des Zimmers iſt, hauptſächlich wenn die Felder der Decke, worein das Gemälde getheilt worden, gut beſetzt worden ſind. Der Fuß wird nach der Hauptfarbe mit einer dunklern oder lichtern Farbe, welche mit derſelben harmonirt, geſtrichen, und mit ein paar ſchönen Strichen oder Linien: weiß und ſchwarz, oder braun, violett ꝛc. oben geſchloſſen, ſo wie man auch die Einfaſſung der Thüren noch mit einer beſondern Farbe, und dieſe mit Strichen umzieht; ſ. den Art. Stubenmalerey. Gemälde mit Goldrahmen, ſo auch Kupferſtiche mit denſelben Rahmen machen ſich ſehr gut auf einem mineralblauen Grunde (einem dunklen Kornblumenblaue) und auf einem ſchönen grünen Grunde, z. B. Pariſergrün; *dagegen Kupferſtiche* mit Mahagonyrah-

Gardinen erhalten gelbe Franzen oder Frangen und gelbe Verzierungen. Nur bei einem blauen Zimmer, einem Mineralblau, würden ſich blaue Ueberzüge der Möbel nicht gut machen, weil das Blau zu dunkel iſt, und alle lichtern Schattirungen der Ueberzüge in Blau keinen guten Effekt hervorbringen würden. Denn ſchon eine blaue Grundfarbe der Wand, mit dem ſchönſten Mineralblau oder Kornblumenblau geſtrichen, iſt hart, und alle lichteren blauen Farben dagegen geſtellt, würden die Härte nur vermehren, daher müſſen hier brillante Farben dem Blau entgegengeſetzt werden, und die Kälte deſſelben heben, z. B. die Kupferſtiche mit Goldrahmen, und die Sopha- und Stuhlüberzüge könnte man eben ſo wählen, z. B. ein lichtes, nicht zu prahlendes Orange, beinahe wie Römiſcher Ocher, und ſo müßten auch die weißen Fenſtergardinen geſchmückt werden, mit orangefarbenen oder goldgelben Franzen oder Frangen, und ſo auch die übrigen Verzierungen daran. Man ziert auch die Stuben oder Zimmer mit farbigen ſeidenen Gardinen, die man nach der Grundfarbe des Zimmers wählt, ſo auch mit farbigen wollenen von Merino ꝛc.; auch mit Kattunen, wozu man in dieſer Zeugart den ſogenannten Möbelkattun wählt, womit man auch die Sopha und gepolſterten Stühle überzieht, welches Alles auf die Stuben- oder Zimmerbewohner ankommt; ſowie auch wegen der ſeidenen oder feinen wollenen Ueberzüge über die Sopha und Stühle in den verſchiedenen Farben und Muſtern. Auch die übrigen Möbel wählt man gern in der Farbe licht, oder dunkel im Holze, je nachdem die Grundfarbe der Wand iſt, von Mahagony-, Birken- ꝛc. Holz, weil es hier aufs Beitzen und Poliren deſſelben ankommt, wenn nicht ein Holz, wie z. B. das zuerſt genannte, ſchon einen dunkeln Ton haben ſollte. Das Putz-, Prunk- oder Staatszimmer zeichnet man gern vorzüglich aus, deshalb iſt hier um ſo mehr eine ſchickliche Wahl, ſowohl in der Wand-

malerey, als auch in den Möbeln, Gemälden, Kupferstichen ꝛc. zu treffen, damit der Eintretende durch die dem Auge gefällige Wahl überraſcht wird. Eine Putzſtube darf nicht überladen ſeyn mit den genannten Gegenſtänden, nur müſſen die nöthigen, die man zur Verzierung hineinſtellt, zweckmäßig gewählt ſeyn, und dann muß dieſe Stube das Koſtbarſte darin einſchließen, ſo daß ſie ſich wirklich vor den übrigen Stuben oder Zimmern auszeichnet, man wirklich gewahrt, daß man in einem Prunkzimmer iſt. Wenn ein ſolches Zimmer groß iſt, ſo daß ſich die Wandecken zu beiden Seiten des Fenſters anſehnlich zeigen, ſo kann man dieſe Ecken mit Eckſchränken oder Spinden von Mahagony oder einem anderen feinen Holze zieren, worauf man Gypsfiguren aus der Götterlehre ſetzen kann, das heißt, auf jedem Spinde wird eine Figur aufgeſtellt; jedoch könnte man dieſe Figuren nur wählen, wenn der obere Theil des Eckſpindes keine Scheiben in den Thüren hat; denn wäre dieſes der Fall, ſo würde man in dieſen Theil des Spindes ſchön gemalte und vergoldete Porzellantaſſen, geſchmackvolle Gläſer ꝛc. ſetzen, wodurch dann der Blick der Eintretenden gefeſſelt wird, und ſo würden die Figuren weniger hervortreten; man kann dann andere Gegenſtände darauf ſetzen, die mit den Geräthen in dem Spinde mehr harmoniren, z. B. bronzirte Vaſen ꝛc.; doch auch dieſes iſt Geſchmacksſache. Man bringt auch wohl Konſolen an den Wänden an, und ſetzt darauf eine Stutzuhr, auch wohl Büſten, wie es ſich ſchickt, um irgend einen paſſenden Raum an der Wand auszufüllen, jedoch nur in der Art, wie auch ſchon oben bemerkt worden, daß keine Ueberfüllung entſteht, und alle Gegenſtände nach den Regeln der Symmetrie geordnet ſind. Das Empfangs- oder Vorzimmer oder die Vorſtube erfordert nur wenige, jedoch gut geordnete und darin paſſende Möbel; ſo wie auch die Wohnſtube, in der man den größten Theil des Tages zubringt; nur

einfach dekorirt und möblirt seyn darf, jedoch anziehend selbst für den Eintretenden. Hauptsächlich kann man hier die Wände mit einigen anziehenden Gemälden und Kupferstichen behängen, und dasjenige darin anbringen, was man zur Bequemlichkeit gebraucht. Auch kann hier ein Bücherspinde stehen, worin die beliebtesten Deutschen Klassiker, dann Taschenbücher ꝛc. aufgestellt worden, um sie hier gleich bei der Hand zu haben, so auch ein Nähtischchen und dergleichen Gegenstände, die man besonders im Winter gern in der Nähe, oder um sich hat. — Das Schlafzimmer muß, wenn es angeht, nach dem Hofe hinausliegen, weil hier mehr Ruhe herrscht, als nach der Straße hinaus, besonders in einer sehr belebten Gegend, wo das Getöse auf den Straßen bis in die Nacht hinein dauert. Diese Stube bedarf der Möbel nur sehr wenige, hier reichen die Betten, eine Kommode, einige Stühle, ein Spiegel, eine Nachttoilette, und noch einige kleine Gegenstände, die man für nothwendig hält, hin. Die Gestalt der Bettstellen hängt von dem Geschmacke eines Jeden ab, doch findet man sie in der Regel nur einfach, das heißt, von gutem Holze, gebeizt und polirt, auch wohl mit Löwenfüßen ꝛc., jedoch ohne Aufsatz, nur schlicht, indem man die Betten mit Bettdecken von Seide oder Baumwolle überdeckt. Auch kann man statt eines Bettes ein Schlafsopha anbringen, um dadurch auch dieses Zimmer noch mit einem Möbel mehr zu schmücken. Wenn man alle Stubenfenster oder Zimmerfenster mit weißen Rouleaus (Rouleaux) versieht, so sind sie der Schlafstube am nöthigsten, um hier jedes den Schlaf Störende von außen zu beseitigen, indem man sie herabläßt. Gemälde und Kupferstiche gehören eigentlich nicht zur Verzierung eines Schlafzimmers; nicht etwa, daß sie hier störend einwirken, sondern weil sich leicht Wanzen dahinter setzen, hier einen sichern Schlupfwinkel finden, auch diese Gegenstände durch das Aufrühren der Federbetten leicht bestäubt werden,

und ſich dieſer Staub auch hinter Rahm und Glas zieht, und die Kupferſtiche beſchmutzt. Wenn noch etwas in der Schlafſtube zur Zierde hängen könnte, ſo wären es ein Paar Oelgemälde, jedoch ſind auch dieſe nicht frei von den Wanzen, die ſich hier zwiſchen den Blindrahmen und Haupt- oder Prachtrahmen ſetzen, und dadurch um ſo ſchwerer zu vertilgen ſind. Die Arbeitsſtube oder das Arbeitszimmer, welches gewöhnlich am Ende der Zimmerreihe liegt, erfordert gleichfalls eine nur einfache Dekoration oder Ausſchmückung, wozu gehören kann: ein Schreibepult mit dem Nöthigen dazu verſehen, ein Sopha, einige Stühle, ein mittelmäßiger Spiegel, ein Paar Bücherſpinden für diejenigen Bücher, die man nöthig hat, eine kleine Kommode mit zwei Kaſten, und ein Tiſch, einige paſſende Gemälde und Kupferſtiche, einige Büſten von Gyps, eine Wanduhr, Landkarten, Pläne ꝛc. Ferner dürfen auch einige paſſende Sinnbilder auf die Beſchäftigung, der man ſich widmet, nicht fehlen. Daß man in den übrigen Zimmern, die noch, außer den ſchon genannten, übrig bleiben, auch in der Dekorirung und Möblirung einfach, wenn gleich geſchmackvoll, verfahren muß, bedarf hier kaum einer Erwähnung. Uebrigens ſucht man gern in der Wahl der Möbel und anderer Gegenſtände eine Veränderung in den verſchiedenen Stuben dadurch hervorzubringen, daß man nicht immer dieſelbe Façon ꝛc. aufſtellt. Hat man z. B. mehrere Kleider- und Schreibſekretaire, ſo wählt man für die Stuben, wozu ſie beſtimmt ſind, in jeder eine andere Form, ſo auch bei den Kommoden, Tiſchen, Stühlen, Sophas, Spiegeln, den Rahmen der Gemälde und Kupferſtiche, den Büſten ꝛc.; denn eine Gleichheit der Möbel würde die Stuben nicht genug auszeichnen, und wenn ſie auch durch die Farben der Wände und Ueberzüge der Sophas und Stühle, durch die Gardinen ꝛc. ein anderes Anſehen gewinnen, ſo iſt doch auch noch dieſe Veränderung der

einfach dekorirt und möblirt seyn darf, jedoch anziehend selbst für den Eintretenden. Hauptsächlich kann man hier die Wände mit einigen anziehenden Gemälden und Kupferstichen behängen, und dasjenige darin anbringen, was man zur Bequemlichkeit gebraucht. Auch kann hier ein Bücherspinde stehen, worin die beliebtesten Deutschen Klassiker, dann Taschenbücher ꝛc. aufgestellt worden, um sie hier gleich bei der Hand zu haben, so auch ein Nähtischchen und dergleichen Gegenstände, die man besonders im Winter gern in der Nähe, oder um sich hat.— Das Schlafzimmer muß, wenn es angeht, nach dem Hofe hinausliegen, weil hier mehr Ruhe herrscht, als nach der Straße hinaus, besonders in einer sehr belebten Gegend, wo das Getöse auf den Straßen bis in die Nacht hinein dauert. Diese Stube bedarf der Möbel nur sehr wenige, hier reichen die Betten, eine Kommode, einige Stühle, ein Spiegel, eine Nachttoilette, und noch einige kleine Gegenstände, die man für nothwendig hält, hin. Die Gestalt der Bettstellen hängt von dem Geschmacke eines Jeden ab, doch findet man sie in der Regel nur einfach, das heißt, von gutem Holze, gebeizt und polirt, auch wohl mit Löwenfüßen ꝛc., jedoch ohne Aufsatz, nur schlicht, indem man die Betten mit Bettdecken von Seide oder Baumwolle überdeckt. Auch kann man statt eines Bettes ein Schlafsopha anbringen, um dadurch auch dieses Zimmer noch mit einem Möbel mehr zu schmücken. Wenn man alle Stubenfenster oder Zimmerfenster mit weißen Rouleaus (Rouleaux) versieht, so sind sie der Schlafstube am nöthigsten, um hier jedes den Schlaf Störende von außen zu beseitigen, indem man sie herabläßt. Gemälde und Kupferstiche gehören eigentlich nicht zur Verzierung eines Schlafzimmers; nicht etwa, daß sie hier störend einwirken, sondern weil sich leicht Wanzen dahinter setzen, hier einen sichern Schlupfwinkel finden, auch diese Gegenstände durch das Aufrühren der Federbetten leicht bestäubt werden,

und ſich dieſer Staub auch hinter Rahm und Glas zieht, und die Kupferſtiche beſchmutzt. Wenn noch etwas in der Schlafſtube zur Zierde hängen könnte, ſo wären es ein Paar Oelgemälde, jedoch ſind auch dieſe nicht frei von den Wanzen, die ſich hier zwiſchen den Blindrahmen und Haupt- oder Prachtrahmen ſetzen, und dadurch um ſo ſchwerer zu vertilgen ſind. Die Arbeitsſtube oder das Arbeitszimmer, welches gewöhnlich am Ende der Zimmerreihe liegt, erfordert gleichfalls eine nur einfache Dekoration oder Ausſchmückung, wozu gehören kann: ein Schreibepult mit dem Nöthigen dazu verſehen, ein Sopha, einige Stühle, ein mittelmäßiger Spiegel, ein Paar Bücherſpinden für diejenigen Bücher, die man nöthig hat, eine kleine Kommode mit zwei Kaſten, und ein Tiſch, einige paſſende Gemälde und Kupferſtiche, einige Büſten von Gyps, eine Wanduhr, Landkarten, Pläne ꝛc. Ferner dürfen auch einige paſſende Sinnbilder auf die Beſchäftigung, der man ſich widmet, nicht fehlen. Daß man in den übrigen Zimmern, die noch, außer den ſchon genannten, übrig bleiben, auch in der Dekorirung und Möblirung einfach, wenn gleich geſchmackvoll, verfahren muß, bedarf hier kaum einer Erwähnung. Uebrigens ſucht man gern in der Wahl der Möbel und anderer Gegenſtände eine Veränderung in den verſchiedenen Stuben dadurch hervorzubringen, daß man nicht immer dieſelbe Façon ꝛc. aufſtellt. Hat man z. B. mehrere Kleider- und Schreibſekretaire, ſo wählt man für die Stuben, wozu ſie beſtimmt ſind, in jeder eine andere Form, ſo auch bei den Kommoden, Tiſchen, Stühlen, Sophas, Spiegeln, den Rahmen der Gemälde und Kupferſtiche, den Büſten ꝛc.; denn eine Gleichheit der Möbel würde die Stuben nicht genug auszeichnen, und wenn ſie auch durch die Farben der Wände und Ueberzüge der Sophas und Stühle, durch die Gardinen ꝛc. ein anderes Anſehen gewinnen, ſo iſt doch auch noch dieſe Veränderung der

Form nothwendig, wenn die Auszeichnung vollkommen ſeyn ſoll, und man ſich wirklich in ein anderes Zimmer oder eine andere Stube verſetzt ſieht, weil auch nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den andern vorhanden iſt. — Die Thüren und Fenſter müſſen in allen Stuben der Wohnung mit weißer Oelfarbe angeſtrichen werden, nur mit dem Unterſchiede, daß man die Thüren der Putz- und Empfangszimmer noch mit Kremnitzer Weiß nachſtreicht, damit ſie ein blendendes Weiß erhalten. — Die Fenſterkiſſen und Fenſtervorſetzer müſſen gleichfalls mit der Dekoration eines jeden Zimmers harmoniren, wo man ſie anbringt. Die Schreibe- und Kleiderſekretaire bringt man in die vornehmſten Zimmer, in die andern bringt man Weißzeug- und andere Spinden, je nachdem man es für gut findet; eben ſo placirt man auch runde und eckige feine Tiſche, Spieltiſche und andere Geräthſchaften. Auch die Spucknäpfe dürfen nicht vergeſſen werden. Wer Liebhaber von Stubenvögeln iſt, der bringe ſie in der Wohnſtube an; denn ſie müſſen immer im Angeſichte bleiben, damit ſie in Hinſicht des Futterns und der Reinmachung nicht vergeſſen werden, was leicht geſchehen könnte, wenn man ſie in einem Zimmer aufhinge, worin man ſelten geht, und es bloß der Vögel wegen thun müßte. Die Bauer oder Käfige wählt man von Holz oder Meſſing; die Erſtern werden entweder gebeizt und polirt, oder grün angeſtrichen. Wenn man Gewächſe oder Blumen in der Stube zieht, ſo kann man ſie durch mehrere Zimmer oder Stuben an die Fenſter vertheilen, jedoch müſſen die Töpfe Unterſetzer haben, damit nicht allein die Erde beim Begießen herabgeſpült wird, und das Zimmer beſchmutzt, ſondern auch das unten durch die Löcher gehende Waſſer nicht auf den Boden des Zimmers läuft, und dadurch die Feuchtigkeit, die oft in den Gebäuden iſt, noch vermehrt. — Was den Stock oder die Stockung in *den Stuben* betrifft, ſo ſehe man darüber den Artikel

Stockung, Th. 174, S. 428 u. f. nach. Es ist sehr gut, um die Feuchtigkeit in den Stuben zu mindern, besonders in den Parterrestuben, die Fenster im Sommer bei heiterem Wetter und reiner Luft zu öffnen, und sie den Tag über offen zu lassen, so auch die Thüren der Zimmer, die zur Seite und hinten hinaus liegen, damit die Luft gehörig durchstreichen und die Feuchtigkeit der Mauern austrocknen kann. Dieses muß man durch alle Stockwerke thun, wenn der Erfolg in der Anwendung dieses Mittels demselben auch entsprechend seyn soll; denn feuchte Stuben erfordern einen starken Luftzug, um abzutrocknen, besonders wenn sie gegen die Wetterseite liegen. Um die Stuben, besonders die Wohn- und die Arbeitsstube, im Winter warm zu erhalten, belegt man auch die Fußböden derselben mit wollenen Decken, worunter man Heulagen macht; das heißt, man legt auf die Dielen durch das ganze Zimmer Heu, ungefähr 4 Zoll hoch, breitet darüber die wollenen Decken aus, und nagelt sie rund herum im Zimmer an Leisten an, so daß sie fest auf dem Heue liegen. Man behält dadurch einen warmen Fuß. Mit einem etwas feuchten Besen, Haarbesen, wird der Schmutz hinweggefegt. Gegen den Frühling werden sie wieder abgenommen, ausgeklopft, und weggelegt, so wie das Heu hinausgeschafft, damit man die Dielen dann scheuern kann. Ueber die Reinigung der Zimmerluft, s. den Art. Luftreinigung, Th. 81, S. 531 u. f. Ueber die Reinigung der Stuben, s. Stubenreinigung. — Man sehe über die verschiedenen Arten der Stuben auch noch das folgende Register nach.

Stube (Abfertigungs-), s. Stube (Expeditions-).

— (Amts-), auf großen Gütern, diejenige Stube in dem herrschaftlichen Wohnhause, Schlosse, oder dem Hause des Gutsherrn, Gutsbesitzers, worin die Geschäfte, welche das Gut angehen, sowohl die kleine

Justiz-, als auch die Oekonomie-Angelegenheiten, besorgt werden, denen ein Amtmann, Verwalter ꝛc. ꝛc. vorsteht. Diese Stube liegt gewöhnlich Parterre, im Vorderhause, nahe am Eingange des Thorweges oder der Hausthür, und wenn das Gebäude Flügel haben sollte, auch wohl im Parterre eines der Seitenflügel nach dem Hofe hinaus, jedoch immer so, daß sie ein gehöriges Licht erhält, um darin arbeiten und die Amtsgeschäfte besorgen zu können. Die Dekoration einer solchen Stube ist nur ganz einfach, wie es sich zu einer Geschäftsstube, worin die schriftlichen Arbeiten oder Angelegenheiten des Guts oder der Güter besorgt werden, und die von vielen Menschen, auf einem großen Gute, oft des Tages besucht wird, schickt. — Auf den Landesherrlichen Domainen besorgt diese Geschäfte ein Oberamtmann, Justizamtmann, Domainen-Verwalter oder Beamter, Rentmeister ꝛc., in einem eigenen Amtshause, wozu man die Schlösser auf den Domainen, die Gebäude der aufgehobenen geistlichen Orden oder Klöster ꝛc. wählt, worin dann die Geschäfte des ganzen Bezirks, so weit nämlich die Domaine reicht, abgemacht werden.

Stube (Ankleide-), Ankleidezimmer, in Schauspiel- und Opernhäusern diejenigen Zimmer, welche zum An- und Umkleiden des Bühnenpersonals dienen, also der Schauspieler und Tänzer, und der Schauspielerinnen und Tänzerinnen. In jedem der genannten Häuser sind zwei Ankleidezimmer, das eine für das männliche, und das andere für das weibliche Geschlecht. Ein solches Zimmer enthält diejenigen Bequemlichkeiten, die beim Umkleiden erforderlich sind, nämlich Tische, Stühle, einen großen Spiegel oder Trimeaux, einen Toilettenspiegel, und Alles, was zur Toilette der Schauspieler und Schauspielerinnen nöthig ist. Auch in den Häusern, wo Bälle, Pickeniks, Maskeraden ꝛc. gegeben oder veranstaltet werden, hat man Ankleidezimmer für Herrn *und* Damen, die aber nicht so ausgestattet sind, als die

Bühnenankleidezimmer, weil hier keine förmliche Ankleidung und Toilette gemacht wird, sondern nur die kleine Toilette, dasjenige wieder in Ordnung zu bringen, was beim Fahren im Wagen, beim Ein- und Aussteigen aus demselben in Unordnung gerathen ist; dann auch um die Strümpfe und Schuhe zu wechseln, die Mäntel abzulegen, bei den Herren auch die Stiefel aus- und Schuhe anzuziehen ꝛc. Man hat hier oft nur eine Stube oder ein Zimmer für beide Geschlechter nöthig, indem man darin einen Schirm anbringt, wohinter sich die Damen andere Strümpfe und Schuhe anziehen können. Diese Zimmer kann man in der Regel nur als Ablegestuben der Mäntel und Chaussüre betrachten; daher findet man auch an den Wänden Riegel zum Aufhängen der Mäntel ꝛc. Damit aber auch diese verdeckt werden, so zieht man eine davor angebrachte Gardine, die an Ringen auf einer Stange gezogen werden kann, vor, so daß das Zimmer noch einigen Raum zur kleinen Toilette behält, wozu ein Spiegel, Tisch und einige Stühle vorhanden sind. Wenn der Raum hinter der Gardine, wo die Mäntel hängen, so groß ist, daß ein Paar Damen die Schuhe, ohne gesehen zu werden, wechseln können, so fällt der oben erwähnte Schirm fort. Daß die Stube gemalt, auch mit Gardinen versehen seyn muß, versteht sich von selbst, nur ist sowohl die Malerey einfach, wie auch die Gardinen es sind.

Stube (Anmelde-), Anmeldezimmer, Meldestube, ein Vorzimmer mit nur einfacher Dekoration, worein diejenigen treten, welche einer hohen Person aufwarten oder ihre Aufwartung machen wollen, und daher erst von dem darin befindlichen Diener oder Bedienten angemeldet werden müssen. Sie verweilen also so lange darin, bis sie vorgelassen werden. Dergleichen Zimmer, mit einer nur geringen Dekoration, und mit Tisch und Stühlen besetzt, findet man auch in den Regierungs-

Gerichts-, Polizey-, Magiſtrats- ꝛc. ꝛc. Collegiengebäuden, worin ſich diejenigen verſammeln, welche in Regierungsangelegenheiten, in Kageſachen ꝛc. ꝛc. vor die Behörde gelaſſen werden wollen. Dieſes Zimmer iſt mit einer Schelle oder Klingel verſehen, die in das Seſſionszimmer geht, und woran von da aus geſchellt wird, wenn ein Angemeldeter, oder eine Parthey vor der Behörde, dem Richter ꝛc. erſcheinen ſoll. Auch wenn über eine Sache, die von Einzelnen, oder von einer Parthey vorgetragen worden, deliberirt werden ſoll, ſo tritt derjenige oder die Parthey, die es angeht, wieder in das Zimmer zurück, und wartet da ſo lange, bis ſie wieder durch die Klingel gerufen wird, um den Beſchluß oder die Entſcheidung zu erfahren. Es befindet ſich jedesmal in der Anmeldeſtube ein Kanzleidiener, welcher anmeldet, und auch, durch die Klingel benachrichtiget, den Angemeldeten zum Eintreten in das Sitzungszimmer erinnert. Auch bei Armendirektorien und andern Collegien und Korporationen findet man Anmeldeſtuben.

Stube (Arbeits-), Arbeitszimmer, ein Zimmer, worin man ſchriftliche Arbeiten macht, welches dazu in eigener Wohnung beſtimmt iſt, ſchriftliche Arbeiten, aus jedem Geſchäftskreiſe, mit der Feder zu verrichten; denn die Künſtler haben Ateliers, und die Handwerker Werkſtätte (das Deutſche Wort von Atelier), um darin zu arbeiten. S. oben, unter Stube, S. 220.

— (Arreſtations-), Verhaftsſtube, eine mit Bänken und einem Tiſche beſetzte Stube, ſowohl im Polizeygebäude, als auch bei den Hauptwachen, worein diejenigen gebracht werden, die von den Patrouillen, Gensd'armen oder von Polizeyofficianten auf den Straßen der Stadt und vor den Thoren eines Unfugs oder ſonſt eines Vergehens halber, oder auch wegen des Bettelns ergriffen, und auf die Stadtvogtey oder in die Wache gebracht werden. In der Verhaftsſtube müſſen ſie nun, *wenn ſie* des Abends oder in der Nacht eingebracht wer-

den, bis an den andern Morgen ſitzen, wo ſie dann gegen neun oder zehn Uhr zum Verhör abgerufen werden, wenn ſie nämlich auf die Vogtey gebracht worden. Von der Verhaftsſtube der Wache werden ſie noch denſelben Abend abgeführt, oder ſie bleiben bis zum folgenden Morgen ſitzen, und werden dann auf das Polizey-Büreau durch einige Mann Wache transportirt. Nach dem Verhöre werden ſie entweder entlaſſen, wenn es anſäßige, ſichere Leute ſind, und das Vergehen nicht von Bedeutung iſt, oder ſie kommen dann in andere Gefängniſſe, bis die Sache entſchieden iſt. Die Verhaftsſtuben dienen daher bloß zur erſten Aufnahme.

Stube (Audienz-), Audienzzimmer, in den Schlöſſern und Palläſten der regierenden Fürſten, ein Zimmer, worin den Geſandten der auswärtigen Mächte Audienz oder Gehör ertheilt wird; auch werden andere vornehme Perſonen, wenn ſie dem Fürſten vorgeſtellt zu werden wünſchen, darin empfangen. Ueberhaupt alle diejenigen Perſonen von Stande, welchen der Fürſt den Zutritt, nach geſchehener Anmeldung, erlaubt, ihnen Gehör giebt, können ihre Aufwartung im Audienzzimmer machen. Das Audienzzimmer ſoll mehr Pracht an Architektur und an guten Ornamenten, als an koſtbaren Möbeln zeigen, und nicht entfernt von der Treppe und dem Wohnzimmer des Fürſten oder Herren liegen. Die Wände werden mit Römiſchen oder Joniſchen Säulen geziert, welche man in großen Audienzſälen kuppelt, um die Pracht dadurch zu erhöhen. Die Zwiſchenfelder zwiſchen den Säulen werden mit Ornamenten aus der Architektur geziert. Alle Zierrathen oder Verzierungen an Möbeln müſſen ſorgfältig entfernt werden; denn ſchon die marmorirten Säulen, Decken und Bögen, auch Wände, woran die kleinen Glieder und das Nöthige an den Ornamenten fein vergoldet iſt, geben einem Audienzzimmer ein prachtvolles Anſehen. Da in den Audienzzimmern der regierenden Fürſten auch ein Thron ſteht, ſo wird dieſer mit Sam-

met überzogen, welcher ſich nach der Wahl und dem Geſchmacke des Fürſten in der Farbe richtet, gewöhnlich ſind die Farben roth oder blau, und die Stickereien in Gold. Auch ſind dergleichen Zimmer getäfelt und die Täfelung weiß lackirt. Der Plafond entſpricht dem Ganzen. Die in dieſem Zimmer ſtehenden Stühle ſind gleichfalls mit demſelben farbigen Sammete überzogen, wie der Thron, und der Tiſch hat eine Marmorplatte; die Füße deſſelben ſind ebenfalls weiß lackirt und vergoldet. Auch der Kamin oder Ofen iſt Marmor. Ein Paar große Oelgemälde mit vergoldeten Rahmen zieren auch zuweilen ein ſolches Zimmer, die man dann nach der Beſtimmung des Zimmers wählt; entweder ſind es die eigenen Bildniſſe der regierenden Familie, oder es ſind Scenen aus der Geſchichte, die ſich auf regierende Häuſer beziehen. Man will eigentlich ſchon bei den alten Griechen Audienzzimmer gefunden haben, und unter Exedra ein ſolches verſtehen; allein es haben Mehrere hinlänglich dargethan, daß nach Vitruvs Beſchreibung man darunter ein Geſprächszimmer für Gelehrte verſtand.

Stube (Aufnahme-), Rezeptionsſtube, Rezeptionszimmer, bei den Freimaurern oder im Freimaurer-Orden, dasjenige Zimmer, worein der Aufzunehmende aus der dunklen Stube tritt, worein er zuerſt von dem Proponenden, der ſein Pathe iſt, geführt worden, und worin er es mit einem Ja bekräftiget, daß er in den Orden aufgenommen zu werden wünſcht. Das Rezeptionszimmer ſelbſt, worin der Aufzunehmende den Eid leiſtet, und ſo in die Gemeinſchaft der Brüder tritt, iſt mit verſchiedenen Zeichen oder Symbolen der Freimaurerey ausgeſchmückt, die auch Bezug auf die Aufnahmen in den Orden haben.

— (Ausfertigungs-), ſ. Stube (Expeditions-).

— (Back-), beim Bäcker, eine Stube in einem Backhauſe, in welcher das Mehl zu einem Teige gemacht, und aus ſolchem das Brod gewirkt wird. Die

Backstube muß hell und so geräumig seyn, daß man darin die nöthigen Vorrichtungen zum Brode und die übrigen dabei vorkommenden Arbeiten ungehindert verrichten kann; sie hat einen Ofen, einen Backtrog, eine Wirkbank, Regalen oder Backbretter, worauf das aufgewirkte Brod gesetzt oder gelegt wird, damit es in der warmen Stube aufgehen kann, und eine Pritsche nöthig. Der Ofen muß in der Nähe des Backtroges stehen, damit der Teig in demselben beim Wirken mehr getrieben werde und aufgehe. Die Haube des Ofens soll eine platte Decke haben, damit eiserne Bleche mit weißem Brode darauf zum Treiben gestellt werden können. An einigen Orten bringt man auch zwischen der obern Decke der Ofenhaube und der Decke der Backstube eiserne Stangen an, zu demselben Gebrauche. Der Ofen wird zwei bis drei Fuß von der Feuermauer abgestellt, damit man zwischen demselben und der Mauer einen kupfernen Kessel zur Erwärmung des zum Teiganmachen nöthigen Wassers haben kann; auch ist der Kasten des Ofens von Eisen, wegen der Dauer und besseren Heitzung. Man hat aber in neuester Zeit für gut gefunden, sowohl den eisernen Kasten, als auch die Eisenplatten des Ofens in vielen Backstuben nicht für rathsam zu halten, weil das Eisen ein starker Wärmeleiter ist, worauf die Rinde des Brodes leicht verbrennen kann; noch eher sey der Kasten vorzuziehen, als die Platte, weil jener die Wärme länger zusammen halte. Der niedrig gewölbte Backofen soll nach den neuesten Construktions-Methoden auf einem festen Fundamente von Feldsteinen ruhen, und der Herd aus Backsteinen und Lehm verfertiget werden; allein ein solcher Herd geht, wenn viel darauf gebacken wird, schon in 1 bis 1½ Jahren zu Grunde; man hat daher für gut gefunden, Herde von dem Töpfer aus gutem Thone verfertigen, und auf einer Seite glasurte Backsteine anbringen zu lassen; auch ein mit Fliesen oder großen granitnen Steinplatten gepflasterter Herd leistet

hier sehr gute Dienste. Ein Ofen, der an 14 Fuß lang, 12 Fuß breit, und 2 Fuß 8 Zoll hoch ist, soll zweiundsiebzig kreisrunde Brode von 1½ Fuß Durchmesser, und einer Höhe von ½ Fuß fassen, das heißt, diese Brode haben Platz darin, und nach diesem Maaßstabe kann man die kleineren Brode und Backwaaren berechnen. Bei dem Schürloche des Ofens wird der Vorkamin angelegt, und von demselben der Rauch durch das Backhaus zum Dache hinaus geleitet. Der Backtrog muß nicht weit von der Thür und dem Ofen stehen, und einen gut schließenden Deckel, die Beute genannt, haben. Wenn man das Aufwirken des Brodes nicht auf der Beute verrichten sollte, wie es gewöhnlich geschieht, so hat man dazu eine Wirkbank oder einen Wirktisch, welches auf jeden Bäcker oder Inhaber eines Backhauses ankommt, die dann nicht weit von dem Troge zu stehen kommt; nicht fern davon werden die Backbretter angebracht, worauf, wie schon oben angeführt worden, das aufgewirkte Brod gelegt wird. Man hat auch Knetemaschinen, deren Kasten an 50 Pfund Teig fassen kann; bei 20 Minuten Umschwung einer solchen Maschine ist das Kneten geschehen. Hauptsächlich wird die Lembertsche Maschine dieser Art sehr empfohlen. In der Backstube ist nun noch eine Waage nöthig, worauf der Teig des Brodes, dessen Größe, abgewogen wird; Strohwische oder Streichen, um das Brod vor dem Einschieben in den Ofen mit Wasser zu bestreichen; Schieber mit kurzen und langen Stielen, um das Brod darauf in den Ofen zu schieben; Krücken, um die Kohlen damit nach der Mitte des Herdes hinzuziehen; Backsprießen oder Scheite, lange Stükken dünnen Holzes, zum Heitzen des Ofens, und eine Lösche, ein kleiner Kübel mit Wasser, um die Kohlen zu löschen, wenn der Ofen gehörig geheitzt ist, und einige andere Kleinigkeiten, welches auf jeden Backhaus-Inhaber, wie schon bemerkt worden, ankommt. In

mehreren Backstuben findet man auch eine Pritsche, worauf sich die Gesellen ausruhen können; besonders ist dieses in Main- und Donaugegenden eingeführt. — Was nun das Backen selbst anbetrifft, so sehe man diesen Artikel, Th. 3, S. 333 u. f. nach.

Stube (Bad-), Badestube, eine Stube, in welcher man warm badet, auch Schwitz- und alle andere Bäder erhält, und in welcher man ehemals auch geschröpft wurde, welches jetzt in einem Bade nicht mehr ausgeübt wird. Die jetzigen Badestuben, sowohl in den öffentlichen Badehäusern, als auch in den Privatwohnungen, kommen denen der Alten (Griechen und Römer) nicht mehr gleich, wenn gleich die Ersteren bei uns in neuester Zeit nicht ohne Geschmack und Eleganz angelegt werden, wie man sie auch jetzt in den öffentlichen Badehäusern in Berlin findet. In Rom glichen z. B. die Badehäuser den Königlichen Palästen. Sowohl die Wände der Zimmer, als auch deren Fußböden, waren mit dem schönsten Marmor bekleidet; die Säulen und Statuen oder Bildsäulen, die darin standen, waren gleichfalls Marmor; ferner waren die Wände mit Gemälden geschmückt, oder auch mit Musivarbeit. In den Frauenbädern waren sogar die Gefäße oder das Geschirr und die Sitze von Silber; kurz jede Verschwendung und Pracht fand man in den Badestuben der Römer, und nicht allein in den öffentlichen, sondern auch in den Privat-Badestuben reicher und angesehener Leute. Man fand in diesen Badehäusern alle Bequemlichkeiten, und daher auch eine große Anzahl Stuben oder Zimmer, welche zu verschiedenen Zwecken bestimmt waren. Es waren Aus- und Ankleidestuben (Apodyteria), Schwitzstuben (Caldaria), die gewölbt waren; temperirte Stuben (Tepidaria), welche weder zu warm, noch zu kalt erhalten wurden, und dazu dienten, daß der Körper nicht zu schnell von einem zu dem andern Extreme *übergehen sollte*, also nicht aus der Wärme oder

dem Schwitzbade sogleich in die kalte Badstube, und so umgekehrt. In den Badehäusern, wo es an Raum zu einem solchen Zimmer fehlte, mußte das Auskleidezimmer (Apodyterium) dazu dienen. Feurungsstuben (Hypocausta), welche unter den Schwitzstuben lagen, und worin man das Feuer unterhielt, vermöge desselben die Schwitzstuben durch Dünste geheitzt werden konnten, indem eine Oeffnung durch den Fußboden ging, wodurch sie zogen, und die Transpiration des darin sich Aufhaltenden erzeugten. Erfrischungsstuben, Speisestuben (Diaetae), Erholungsstuben (Exedrae), Bücherstuben (Bibliothecae), Unterhaltungsstuben oder Zimmer (Musea), worin man sich über gelehrte Gegenstände unterhielt ꝛc. ꝛc. Alle diese Stuben oder Zimmer waren nach dem Zwecke, den sie hatten, dekorirt, der größte Theil hatte Marmorwände, Säulen, Bildsäulen und Gemälde. Zu Rom soll Mäcenas der Erste gewesen seyn, der das warme Bad eingeführt hat, und der Kaiser Alexander Severus soll das Baden auch die ganze Nacht hindurch erlaubt, und selbst noch das Oel zum Leuchten hergegeben haben, nur durften die Männer mit den Frauen nicht in einem Lokale baden, sondern ein jedes Geschlecht in besondern Badehäusern, oder doch ganz abgesonderten Gemächern. — Bei der Anlegung der Badestuben, nach dem heutigen Gebrauche, muß gesehen werden: 1) auf genugsamen Raum, daß nicht nur viele Personen sich zugleich in solchen aufhalten können, sondern daß sie auch einander nicht gewahren; daher ist solche durch Zwischenwände in lauter kleine Zellen zu theilen; jede derselben soll nicht unter 8 Fuß breit und 12 Fuß lang seyn. In jede Zelle kommt eine große Badewanne, ein Tisch und einige Stühle zum Aus- und Ankleiden. Die Dekoration braucht hier nur ganz einfach zu seyn, jedoch sauber und nicht ohne Geschmack. 2) Auf die Wasserleitung, welche in

jede Zelle warmes und kaltes Waſſer liefert. Die Hähne der durchleitenden Röhren müſſen gerade über der Badewanne angebracht ſeyn, damit der Badende das Waſſer nach Belieben in die Wanne laſſen kann. 3) Auf die Waſſerkufe, aus welcher das kalte Waſſer aus einem Brunnen in die Waſſerleitung geleitet, und ein Theil davon in einem großen kupfernen Keſſel durch das Feuer warm gemacht wird. 4) Auf eine Erholungsſtube, worein die Badenden, nachdem ſie ſich gebadet haben, treten können, und worin zugleich Erfriſchungen gereicht werden. Dieſes ſind nun die gewöhnlichen öffentlichen Badehäuſer, wie man ſie in großen Städten findet. Man hat nun noch zierlicher eingerichtete, worin die Badewannen von Zink ſind, ſtatt ſie bei den vorhergehenden Badeſtuben nur von Holz ſind. Auch ſind die Badeſtuben geräumiger und beſſer ausgeſchmückt; daneben auch Aus- und Ankleidezimmer, Erfriſchungszimmer, und mehrere andere Bequemlichkeiten. In den geräumigeren Badeſtuben müſſen auch Betten oder Schlafſophas ſtehen; dann müſſen auch Schlafröcke, Badehemden, Mützen, überhaupt Alles zum Baden nöthige leinene Geräth ꝛc. bereit liegen, ſo daß der Badende, auf dieſe Weiſe bekleidet, ſogleich in die Badezelle gehen kann. Der Bader bedarf der Handſchuhe, wenn er Salben anwenden will, ferner der Schwämme, auch Leinwand- oder Barchenthandſchuhe zum Reiben; dann braucht er auch eine Bedeckung von Leinwand oder wollenem Tuche, die ſo gemacht iſt, daß ſie ſowohl die obere Oeffnung der Badewanne, als auch dieſelbe rund herum bedeckt. — Auch bei Privatperſonen, beſonders wenn ſie eigene Häuſer beſitzen, findet man eine Badeſtube, die entweder im Keller angelegt worden, wenn nämlich dieſer etwas herausgebauet iſt, oder in einem Hintergebäude. Auch pflegen Einige ihre Waſchhäuſer im Sommer zu Badeſtuben zu gebrauchen. In juriſtiſcher Beziehung heißt Badeſtube, nicht bloß

das Zimmer, worin gebadet wird, sondern auch die auf einem Hause haftende Gerechtigkeit, eine Badestube für Geld zu halten. Besonders war diese Gerechtigkeit ehemals sehr wichtig, weil damit zu gleicher Zeit das Schröpfen und Schwitzen verbunden war, und man besondere Schröpfstuben bei den Badestuben hatte, die mit zwei Oefen versehen und in die Länge gebauet seyn mußten. Es pflegten daher an jedem Orte eine bestimmte Anzahl Badestuben zu seyn, deren Besitzer eine besondere Innung ausmachten. Das Recht Privatbäder und Badestuben anzulegen, hat Jedermann, nur darf man solches nicht zum Schaden der Nachbarn gebrauchen. Als in Deutschland das Baden noch häufiger im Gebrauche war, besonders aber im funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte, wurden die Bader von den Barbieren und Feldscherern strenge unterschieden; denn jene durften außer ihrer Badstube keine Bärte scheren, und überhaupt keine chirurgischen Geschäfte unternehmen; dieserhalb entstanden zwischen ihren verschiedene Innungen oft Prozesse. Auch hing man den Badern einen gewissen Grad von Ehrlosigkeit (levis notae macula) an, der wenigstens so viel wirkte, daß man gegen die Glaubwürdigkeit ihrer Zeugnisse vor Gericht Einwendungen machte. Woher dieses gekommen ist, darüber sind die Meinungen der Rechtslehrer getheilt, und was die Meisten darüber anführen, scheint keinen rechten Grund zu haben. Der Grund scheint, wie Einige anführen, in Mißbräuchen zu liegen, die sich bei ihrem Gewerbe eingeschlichen hatten, und die mit einer solchen Beschäftigung leicht vereinbar sind, da sie einen besonderen Gewinn abwerfen, und wegen dieses Gewinnes einen Badstuben-Inhaber von wenigeren festen Grundsätzen leicht verführen konnten, und dieses war: eine Zusammenkunft beider Geschlechter in den Badstuben zu gestatten, wogegen schon bei den Alten, besonders von den Römischen Kaisern, geeifert und

wirksame Verordnungen dagegen erlassen wurden; denn in der ersten Zeit der Kaiser badeten sich Männer und Frauen zusammen; allein der Kaiser Hadrian gab zuerst das Verbot, daß die beiden Geschlechter sich nicht zusammen baden sollten, welches aber unter den folgenden Kaisern immer wieder außer Acht gelassen wurde, bis Alexander Severus den Befehl wiederholte. Und eben dergleichen Verordnungen findet man auch in den Deutschen Landes- und Stadtgesetzen früherer Zeiten: daß die Obrigkeit jedes Orts auf die Verhütung liederlicher Ausschweifungen in den Badestuben ein wachsames Auge haben, und darauf sehen soll, daß für beide Geschlechter die Badstuben von einander abgesondert bleiben. „Wenn daher die Dienstfertigkeit der Bader solche Verordnungen nothwendig machen konnte, sagt ein Schriftsteller, so darf man sich auch nicht darüber wundern, daß man sie als ehrlose Kuppler ansah.“ — Indessen gab es doch schon Deutsche Gesetzgeber, die diesen Akt der Ehrlosigkeit mißbilligten, und nicht wollten, daß dasjenige, was Einigen zur Schande gereichte, Alle treffen sollte. Kaiser Wenzel war der Erste, der sich ihrer annahm, und sie in einer 1406 gegebenen Verordnung nicht nur andern Handwerkern gleich setzte, sondern ihnen auch ein Innungs-Wappen ertheilte: eine blaufarbige knotenweise gebundene Binde, in deren Mitte ein grüner Papagey im goldenen Schilde steht. Man glaubt, daß dieses aus dankbarer Erinnerung an die treuen Dienste, welche die Bademagd Susgen diesem Herrscher erwiesen hatte, geschehen sey. Späterhin findet man sie gleichfalls in Schutz genommen, wie man z. B. aus den Reichs-Polizeyordnungen von 1548 und 1577 ersieht, worin gleichfalls die Ehrlichkeit der Bader anerkannt wird, und diese sind in vielen Landesgesetzen wiederholt worden. — Die Badestuben, wie sie damals existirten, haben sich in der neuern Zeit ganz verloren, wenigstens sind sie in den meisten Ländern

Deutschlands außer Gebrauch gekommen, indem eine Zeitlang das Baden ganz eingestellt wurde, und die Zunft der Bader kann man als eingegangen betrachten; denn diejenigen Badehäuser, die in der neuesten Zeit in den großen Städten Deutscher Staaten errichtet worden sind, namentlich in Preußen, Oesterreich, Sachsen ꝛc., haben einen ganz andern Charakter; denn von Schröpfen ꝛc. ist darin die Rede nicht mehr, auch haben sie eine ganz andere Einrichtung und sind nach Medicinal-Grundsätzen fundirt. In Frankreich hatten die Friseur oder Haarkräusler auch die Bad- oder Badestuben vor der Revolution. — Was das Baden selbst betrifft, so sehe man darüber den Art. Bad, Th. 3, S. 403 u. f., nach.

Stube (Balken-), s. Stube (gewölbte).

— (Barbier-), eine Stube, in welcher der Bart, mittelst des Einseifens und eines Schermessers von den Bartscherern oder Barbieren abgenommen wird. Noch bis ins zweite Decennium oder Jahrzehen dieses Jahrhunderts wurden die Barbierstuben größtentheils in Deutschland von den Stadtchirurgen verwaltet, die eine Concession darauf hatten, sich Gesellen und Burschen hielten, die sich zugleich dabei der Chirurgie widmen konnten, wenigstens wurden sie schon theilweise bei ihrem Prinzipale darin unterwiesen, so daß sie das Schröpfen, Aderlassen, Zähneausziehen, einen Verband anlegen, und einige andere kleine chirurgische Operationen auf der Stube verrichten konnten; indessen blieben doch die Meisten bei dem Barbieren, und conditionirten hier und da herum, weil diejenigen Gesellen oder Gehülfen, die nicht die Stube zu verwalten hatten, sondern die Kunden in der Stadt rasirten, neben den Kunden des Prinzipals, auch noch ihre eigenen, sogenannten Pfuschkunden, dabei besorgten, wofür sie das Honorar zogen, mithin konnte der sparsame Gehülfe etwas für sich erübrigen oder zurücklegen, um, wenn nicht eine Bar-

bierſtube anlegen, doch ein anderes Geſchäft anfangen zu können; denn um eine Barbierſtube anzulegen, mußten ſie ſich erſt einer in der Medizinalordnung feſtgeſetzten Prüfung unterwerfen, und auch auf die Medizinalordnung beeidiget ſeyn. In den Städten mehrerer Staaten, wie z. B. in Preußen, waren ſie förmlich conceſſionirt, ſo daß nur eine beſtimmte Anzahl von Wundärzten, welche mit einer Conceſſion zu einer Barbierſtube verſehen worden, dieſelbe eröffnen konnte, und in dieſe Conceſſion konnte ein Anderer treten, wenn er ſich mit dem Barbierſtuben-Inhaber abfand, oder eine Conceſſion durch den Tod eines Barbierſtubenbeſitzers erlediget wurde, wo er dann die Conceſſion von den Erben erſtehen konnte, die ſich aber nur auf die Barbierſtube bezog, nicht auf chirurgiſche Operationen, wozu noch beſonders die ſchon oben erwähnte Prüfung nothwendig war. In den älteren Zeiten waren die Barbier von den Wundärzten und Badern ganz unterſchieden, und in einigen Staaten Deutſchlands, und in mehreren auswärtigen Staaten, wie z. B. in Frankreich und Holland, waren ſie es noch bis auf die neueſte Zeit. In Deutſchland gehörten da, wo jener Unterſchied aufgehoben worden, alle drei zu einer Innung, welche das Barbieramt oder die Barbierinnung genannt zu werden pflegte. — In Frankreich iſt das Bartſcheren mit dem Haarabſchneiden und Friſiren immer vereiniget geweſen, und die Friſeur, Perrücken- und Haartourenmacher ſind auch zugleich Bartſcherer; mit der Wundarzneykunſt haben ſie aber nichts zu thun, dieſes iſt eine Wiſſenſchaft oder Kunſt ganz für ſich; und in der neueſten Zeit hat man dieſes bei der eingeführten Gewerbefreiheit in vielen Staaten Deutſchlands auch hier angenommen, ſo daß die Barbier oder Bartſcherer auch zugleich das Haar abſchneiden, ſich aber mit der Wundarzneykunſt gar nicht mehr beſchäftigen dürfen, ſie müßten denn ihren Examen als Wundarzt zweiter Klaſſe

gemacht haben, wo ſie dann, wenn ſie eine Barbierſtube anlegen, fünf Becken als Zeichen führen, die andern Barbier können dagegen nur drei Becken als Zeichen der Barbierſtube hinaushängen, und dürfen keine in die Wundarzneykunſt einſchlagende Operationen ꝛc. vornehmen, alſo auch nicht das Schröpfen, Aderlaſſen, Blutegelanlegen ꝛc., verrichten, auch keine Zähne ausziehen; indeſſen geſchieht das Letztere und auch das Blutegelanlegen ꝛc. immer noch von ihnen. Zu einer Barbierſtube iſt jedes helle oder ein gutes Licht habende Parterrezimmer einzurichten, da es dazu weiter nicht viel bedarf, als nur einer einfachen Dekoration des Zimmers. Ein Paar Tiſche, ein halbes Dutzend Stühle, ein Kleider- oder Schreibſpinde, ein Spiegel, ein Paar Schildereyen zur Verzierung der Wände, auch wohl noch ein Sopha, wenn man dazu Platz hat, ſind hinreichend genug, um als Möbel dieſe Stube zu zieren. Der etwas große vierfüßige Tiſch nimmt die Mitte der Stube ein, darüber wird in der Regel ein weißes Tiſchtuch gedeckt, worauf die Waſſerkanne, Seifenbüchſe, das Barbierbecken ſtehen, und die Schermeſſer, Streichriemen und Barbierſteine ꝛc. liegen. In dem Tiſchkaſten liegen die Servietten, die beim Raſiren vorgemacht werden, von denen auch eine wohl ſchon auf dem Tiſche auseinander geſchlagen liegt, um ſchnell die Kunden barbieren zu können, oder damit kein Aufenthalt entſteht, wenn die Stube zu gewiſſen Zeiten ſtark beſucht ſeyn ſollte. Auch findet man auf dem Tiſche wohl noch ein Käſtchen mit Schwamm und Engliſchem Pflaſter, wenn beim Scheren eine Wunde entſtehen ſollte, dieſe damit zu bedecken. Auf dem Tiſche unter dem Spiegel, ſtatt deſſen auch eine Spiegelkommode dieſen Platz einnehmen kann, liegen die Inſtrumente zu den Haaren in einem Käſtchen: Kamm, Schere, Haaröle oder Balſam, Eau de Cologne ꝛc. An einem Riegel zur

Seite der Eingangsthür hängen mehrere Handtücher, die denen gereicht werden, welche sich nach dem Rasiren mit warmen Wasser die Bartstellen abspülen lassen. — Bei einer Barbierstube mit fünf Becken, der also ein approbirter Wundarzt vorsteht, kommen zu den angeführten Geräthschaften und Instrumenten noch hinzu: die Zahn-, Aderlaß-, Schröpf- und andere Instrumente, Aderlaßbinden, Töpfchen und Flaschen mit Salben und Tinkturen, Flaschen mit Blutegel ꝛc. ꝛc., die in einem besonderen Spinde, mit Ausnahme der Blutegel, aufgestellt sind, um sie gleich bei der Hand zu haben, wenn etwas vorfallen sollte. S. auch den Art. Barbieren, Th. 3, S. 537.

Stube (Bauer-), die Wohnstube des Landmannes in seinem einfachen einstöckigen Hause. Diese Stube soll so geordnet seyn, daß man den Hof, die Scheunen und Ställe daraus übersehen kann, und wenn es bei dem Aufbau seines Hauses möglich ist, so soll die Wohnstube gegen Südost liegen, damit er im Sommer Schatten und im Winter die Morgensonne habe. Zunächst der Stube kann auf der einen Seite die Stubenkammer und auf der andern die Küche liegen, aus welcher der Ofen in der Wohnstube geheizt wird, um dadurch mehrere Arbeiten zu ersparen, die Feuersgefahr zu vermeiden, und durch beide Feuerungen auf dem Herde und in dem Ofen das Fleisch in dem Schornsteine bequemer zu dörren. Die Geräthschaften in einer Bauerstube sind zu bekannt, als sie hier aufführen zu wollen.

— (Bedienten-), Bedientenzimmer, in Pallästen und andern großen Häusern, den Häusern der Vornehmen und Reichen, die sich Bedienten halten, ein Zimmer oder eine Stube im Hauptgebäude, nicht fern von den herrschaftlichen Wohnzimmern, worin sich die Bedienten des Tages über aufhalten, um jeden Augenblick, wenn sie gebraucht werden, zu erscheinen, indem sie durch

eine Glocke oder Klingel, die aus den Wohnzimmern in dieſes Zimmer führt, davon benachrichtiget werden; denn ſobald geſchellt wird, muß Einer von ihnen erſcheinen, um zu hören, was die Herrſchaft verlangt, ob angeſpannt werden oder ein anderes Geſchäft abgemacht werden ſoll. Das Bedientenzimmer iſt nur ganz einfach dekorirt und möblirt, da es bloß zum Aufenthalte dient, und die Dienerſchaft darin Tabak rauchen, und ſich mit Kartenſpielen ꝛc. am Abende die Zeit vertreiben kann. Es wird gewöhnlich mit älteren Möbeln beſetzt, beſonders mit großen Spinden, worin alte Wäſche, Kleidungsſtücke ꝛc. der Herrſchaft aufbewahrt werden. In der Mitte ſteht ein großer runder oder eckiger Tiſch, woran die Dienerſchaft gemächlich ſitzen kann. Gardinen, Spiegel, Stühle ꝛc. ſind in der Regel altmodiſch, weil es kein Prunkzimmer iſt, und hier die aus der Mode gekommenen Möbel ꝛc. am beſten placirt werden können, und nützen. Wenn ein ſolches Zimmer nicht gleich den übrigen Wohnzimmern tapezirt iſt, ſo hat es eine einfache Wandmalerey.

Stube (Beſuch-), Viſitenſtube, Viſitenzimmer, Empfangszimmer, dasjenige Zimmer, worin Fremde empfangen oder aufgenommen werden, wenn ſie einen Beſuch abſtatten. Gewöhnlich ſind dieſe Beſuche bloß ceremoniell, bloße Höflichkeitsbeſuche, daher werden ſie in dem Beſuchzimmer abgemacht, da ſonſt Bekannte und Freunde auch das Wohnzimmer wählen, um hier der Frau oder der Familie aufzuwarten. Das Beſuchzimmer gehört in vornehmen und reichen Privathäuſern zu den geſchmackvollſten dekorirten und möblirten Zimmern der Wohnung, ſo wie ſie oben unter Stube, S. 222, angeführt worden. Auch werden in dieſem Zimmer Kaffees und Thees gegeben. Es liegt gewöhnlich dicht neben dem Wohnzimmer, damit man jede Handreichung gleich haben kann; auch hat es einen beſonderen Ausgang nach der Flur, und iſt dieſes nicht,

doch nach dem Entrée, von welchem man gleich dahin gelangte.

Stube (Bet-), ſ. Stube (Kirchen-).

— (Bier-), eine Stube, worin Bier geſchenkt wird. Die ehemaligen oder alten Bierſtuben ſind jetzt in den großen Städten größtentheils verſchwunden; ſie müßten denn noch hin und wieder in den ehemaligen alten Reichsſtädten vorkommen; allein die jetzige Art des Bierabſatzes und Bierſchanks iſt ein ganz anderer, als es in früheren Zeiten der Fall war. Die Kultur iſt geſtiegen, und die Verfeinerung hat überall zugenommen, mithin wird auch das Bier nicht mehr in den Bierhäuſern getrunken, ſondern auf Kaffeehäuſern, in Tabagien ꝛc. ꝛc. Ehemals hatte jeder Brauer eine große Stube vorn heraus, gleich am Eingange von der Straße, zum Biertrinken eingerichtet. Dieſe Stube war ohne alle Verzierung, ſowohl an Möbeln, als an Dekoration; die Stube war geweißt oder die Wände mit gelbem Ocher oder gelber Erde überſtrichen. Rund herum an den Wänden ſtanden lange Tiſche, wie man ſie in den groſſen Schulzimmern findet, und eben ſo lange Bänke zum Sitzen. Hier wurde nun jedem Gaſte das verlangte Bier in einem ſteinernen Deckelkruge gereicht, wobei die Stadtangelegenheiten und Krieg und Frieden eben ſo gut verhandelt wurden, als es jetzt von den Gäſten in den Kaffee- und Weinhäuſern geſchieht. Zum Zeichen der Bierſtube hing zur Seite des Fenſters auf der Straße eine Kanne an einer langen Stange. Es herrſchte bei dieſen Biertrinkern eben die Heiterkeit und Fröhlichkeit, als jetzt in den Weinſtuben; denn das Bier war kräftig und geiſtig, wie der Gehalt des übergelaufenen bewies, welches den Krug feſthielt, ſo, daß man ihn erſt mit einem Ruck von dem Tiſche befreien mußte. Die jetzigen Bierſtuben ſind Frühſtücksſtuben, Kaffeeſtuben ꝛc.; ſie führen daher auch nicht mehr den Namen der Bierſtuben, der auch ſehr uneigentlich für ſie

paſſen würde, da ſie nicht ausſchließlich dem Gerſtenſafte gewidmet ſind, ſondern auch allen andern Getränken, ſelbſt den Speiſen. Man hat jetzt mit dem ſo beliebten Baierſchen Biere den Verſuch gemacht, die alten Bierſtuben wieder einzuführen; ſelbſt Brauer haben hin und wieder dergleichen Stuben in ihrem Hauſe eröffnet; ob aber dieſe Stuben die alte Geltung wieder erlangen werden, muß die Zeit lehren; denn ſo wie die meiſten jetzt da ſtehen, können ſie auf dieſen Namen noch keinen Anſpruch machen, noch eher diejenigen, welche Brauerey-Inhaber eröffnet haben, da ſie nur dem Biere gewidmet ſind. Die Dekorirung und Möblirung dieſer Zimmer im neuern Geſchmacke kann man wohl gelten laſſen, indem die alten dagegen abſtechen, wie die jetzigen Stuben von den Spitälern und Gefängniſſen.

Stube (Billard-), Billardzimmer, auf den Kaffeehäuſern, in Tabagien ꝛc., ein großes Zimmer, in welchem Billard geſpielt wird. Da man ganze, Dreiviertel- und Fünfachtel-Billarde hat, ſo richten ſich dieſe nach dem Zimmer, worin das Billard aufgeſtellt werden ſoll. Ein ganzes Billard erfordert wenigſtens ein Zimmer von drei Fenſtern, da von allen Seiten noch ſo viel Raum übrig bleiben muß, daß die Spieler bequem ihre Stöße mit dem Queue auf die Bälle machen können, und daß auch noch Zuſchauer Platz finden. Dreiviertel- und Fünfachtel-Billarde bringt man in geräumige oder große Zimmer von zwei Fenſtern. Die Billardzimmer ſind nur einfach dekorirt und möblirt; von Möbeln findet man nur einige Stühle, ein paar kleine Tiſche, welche an der Wand ſtehen, da das Billard die Mitte des Zimmers einnimmt, einen Spiegel; ſonſt iſt es von allen andern Gegenſtänden frei, damit das Spiel nicht behindert wird. Kurze Gardinen an den Fenſtern, und ein paar Konſolen an den Wänden, worauf Büſten ſtehen, auch einige eingerahmte Kupferſtiche, geben dem Zimmer etwas Freundliches, und entfernen die Einförmig-

keit, die es ſonſt erhalten würde, wenn gleich die Luft ſchon aus dem Spiele ſpricht, aus dem grünen Tuche mit den blanken darauf hinrollenden elfenbeinernen Bällen oder Kugeln. Die große ſchwarze Tafel an der Wand, worauf die gemachten Bälle von den Spielern durch den Marqueur notirt werden, die Stellage, welche die Queus umfaßt, womit die Bälle gemacht werden, ſind Ornamente des Spiels. Die über dem Billarde angebrachten Lampen, mit ihren weiß lackirten Schirmen zur Erleuchtung deſſelben am Abende, machen die Wirkung dieſes Zimmers vollkommen, da die Wandmalerey nur einfach iſt, auch durch das Tabaksrauchen ꝛc. ihren Glanz bald verliert.

Stube (Boden-), Dachſtube, eine Stube, die unter dem Dache auf dem Boden errichtet worden. Man findet ſie beſonderse bei den Manſardſchen Dächern, die ſich vorzüglich eignen, den Stuben Raum zu laſſen, weil ſie bis zum Spitzboden ſteil hinauf gehen, ſich alſo nicht ſo verflächen, oder ſchräg hinaufgehen, wie die andern Dächer. Dieſe Stuben haben entweder ein großes Fenſter in der Mitte, oder zwei kleinere Fenſter, nach der Ordnung der Etagefenſter, in der Stellung, mit dem Bodenpfeiler dazwiſchen. Es verſteht ſich, daß alle Boden- oder Dachſtuben nur niedrig, und wegen des Daches, nach den Fenſtern hin, an Raum gegen regelmäßige Etagenzimmer verlieren, indeſſen haben ſie wegen der Ausſicht, und mancher Bequemlichkeiten im Gebrauche des Bodens, der gleich an der Stube liegt, auch kleine Vorzüge, die wieder wegen des Mangels an Raum und der Höhe, im Steigen der Treppen, entſchädigen. Man findet in Häuſern mit hohen und gebrochenen Dächern und anſehnlicher Tiefe des Hauptgebäudes, ſehr artige Dachzimmer, die ſogar von anſehnlichen Leuten bewohnt werden, und hiernach findet man auch die Dekoration und Möblirung dieſer Stuben ganz einfach und ärmlich, und wieder elegant und reich, welches ſich nach den Perſonen,

die ſie bewohnen, den Inwohnern, richtet. In Palläſten und andern großen herrſchaftlichen Gebäuden ſind die Dachſtuben für die Dienerſchaft eingerichtet; ſonſt werden ſie in Privatgebäuden eben ſo gut vermiethet, wie die Etagenwohnungen.

Stube (Brief-), in einem großen Fürſtlichen Poſtgebäude, eine Stube gleich am Eingange des Gebäudes, mit einem Schiebefenſter nach der Hausflur, woſelbſt alle Briefe nach auswärts, ſowohl nach den Provinzen des eigenen Staates, als auch nach dem Auslande, abgegeben werden, und woraus ſie dann von den dazu beſtimmten Poſtbeamten, nachdem ſie vorher ſortirt worden, nach den verſchiedenen Expeditionsſtuben, welche die abgehenden Poſten zu beſorgen haben, gebracht werden.

— (Brunnen-), ſ. oben, unter Stube, S. 210.

— (Bücher-), Bibliothek, ſ. Bücherſaal, Th. 7, S. 327; auch unter Saal (Bücher-), Th. 129, S. 204 u. f. Hier ſoll unter Bücherſtube nur ein einfaches Zimmer verſtanden werden, worin die Bücher eines Gelehrten, eines Geſchäftsmannes, oder die Werke der ſchönen Literatur, beſonders die Klaſſiker ꝛc., zur Erholung eines Geſchäftsmannes, des Herrn oder der Frau des Hauſes, der Familie ꝛc. aufgeſtellt worden. Bei großen Wohnungen pflegt man dazu gewöhnlich ein Zimmer zu wählen, welches iſolirt von den Wohnzimmern liegt, um darin ungeſtört leſen zu können, gewöhnlich nach dem Hofe hinaus, und ſollte es nach der Straße hinaus ſeyn, ſo doch das letzte Zimmer der Wohnung in einer Etage, und wenn es auch nur ein Fenſter beſitzen, alſo klein ſeyn ſollte; obgleich man auch gern hierzu ein freundliches zweifenſtriges, wenn auch nur kleines Zimmer wählt, weil Licht die Hauptſache bei einer Bücherſtube iſt. Die innere Einrichtung muß dem Zwecke entſprechen, wie man es auch hin und wieder findet, wo eine ſolche Stube mit vielem Geſchmacke dekorirt und

möblirt worden, ohne Uebertreibung in der Eleganz, und so freundlich und zierlich, als es zu den Geistesgaben paßt. Man wählt zur Aufstellung der Bücher Bücherspinden, weil Büchergestelle oder Repositorien sich nicht gut für eine kleine oder Handbibliothek eignen, sie viel Raum wegnehmen, und auch keine besondere Eleganz zeigen können, die man durch Bücherspinden erlangt, die zugleich den Staub abhalten, überhaupt den Einband schützen. Wenn die Bücher schön eingebunden worden, einen glänzenden Einband besitzen, so werden die Scheiben der Spinden-Thürflügel mit keinen Gardinen versehen, ist dieses aber nicht der Fall, so erhalten sie grünseidene, blauseidene ꝛc. Gardinen, wie sie sich zu der Dekoration des Zimmers schicken. Der Einband der Bücher ist entweder bloßer Pappband, oder Halbfranzband. Gewöhnlich findet man diejenigen Bücher, welche man oft zur Hand nimmt, um etwas aufzuschlagen, wie die Lexicon, Geschichtswerke, Erdbeschreibungen ꝛc., in Halbfranzband, die andern dagegen in Pappband, und, nach den Wissenschaften geordnet, oft in der Farbe des Pappbandes abwechselnd. So z. B. die schönen Wissenschaften im Freimaurerbande oder blau; die Geschichtswerke, grün; Erdbeschreibung und Völkerkunde, gelb; Staatswissenschaftliche Werke, roth; Landwirthschaft, Gartenkunst, Naturkunde ꝛc., braun; Rechenkunst, Mathematik ꝛc., grau; Technologie, violett; zu den übrigen Wissenschaften marmorirte, punktirte und andere Papiere; hinten reich, oder minder reich vergoldet, nach dem Geschmacke des Bücherbesitzers, oder auch dem des Buchbinders, wenn man ihm die Wahl der Fileten überläßt. In andern Bücherspinden findet man die Wahl des Einbandes einförmig, ganz in einer Farbe für alle Wissenschaften, wozu man denn ein marmorirtes, gemuscheltes, gesprengtes oder punktirtes ꝛc. Papier wählt. Alles dieses richtet sich nach dem Geschmacke des Besitzers. Zwischen zwei Bücherspinden

kann man einen Sopha ſetzen, und zu den beiden andern Seiten der Spinden zu jeder einen Stuhl. Vor den Sopha einen kleinen runden oder hübſchen eckigen Tiſch von feinem gebeitzten und polirten Holze, um die Bücher beim Leſen darauf zu legen, ein Schreibzeug und Papier, um Anmerkungen ꝛc. zu machen, auch ein Bleiſtift. Auf den Spinden kann man, nach der Größe derſelben, ein Paar Deutſche Klaſſiker, Gypsbüſten, aufſtellen, z. B. Wieland und Klopſtock, oder Göthe und Schiller, oder Herder und Gellert, oder auch Büſten alter Gelehrten, aus den Zeiten der Griechen und Römer, z. B. Plato und Sokrates, oder Virgil und Cicero ꝛc. ꝛc. Auf einer Konſole über dem Sopha eine Stutzuhr; dann können darin ſtehen: einige Stühle, ein kleiner Schreibſekretär, wenn er einen Platz ausfüllen kann, eine Kommode zur Aufbewahrung von Kupferſtichen, Lithographien, Holzſchnitten, Papier zum Schreiben, Federn, ꝛc. ꝛc., nach der Grundfarbe der Wand paſſende Gardinen ꝛc. Auch einige paſſende Kupferſtiche und Gemälde kann man aufhängen, ſo wie überhaupt noch Manches anbringen, was ſich zu einer Bücherſtube ſchickt.

Stube (Dach-), ſ. Stube (Boden-).

— (Eck-), Eckzimmer, die Stube, welche in einem Eckhauſe die Ecke bildet, oder in einem Eckhauſe in der Ecke liegt; ſie hat in der Regel vier Fenſter, und daher keine ordentlichen oder vielmehr freien Seitenwände, da zwei Ausgangsthüren und der Ofen die übrigen Wände theilen oder theilweiſe beſetzen. Um dieſes der Stube Nachtheilige zu entfernen, findet man in vielen Eckhäuſern, daß die Fenſter der einen Seite der Eckſtube blind ſind, das heißt, von außen nach der Straße ſind es Blenden oder blinde Fenſter, und von innen wird dadurch eine gleichmäßige Wand gewonnen, um daran Möbel aufſtellen zu können, indem die Fenſter von innen ausgemauert ſind; bleiben dagegen die Fenſter, ſo erfordert

das Zimmer eine ganz andere Einrichtung in den Möbeln und in der Dekoration; denn weil hier zwei Spiegelpfeiler vorhanden ſind, ſo müſſen auch zwei Spiegel aufgehängt werden, der Symmetrie wegen, und wenn man darin einen Sekretair und eine Kommode aufſtellt, ſo fällt der Sopha weg, weil dieſer nicht Platz hat.

Stube (Eingangs-), nennt man diejenigen Stuben oder Zimmer, wodurch der Eingang zu den übrigen geſchieht, und die an der Flur liegen oder auf einen Corridor gehen. Es liegen oft mehrere Zimmer an der Flur oder dem Corridor, und haben ihren Eingang oder Ausgang auf den Corridor, allein ſie werden nicht dazu benutzt, nur bei außerordentlichen Fällen, bei Feſtlichkeiten ꝛc., wird hier der Eingang geöffnet, ſonſt dient das Mittelzimmer, Entree genannt, von einem Fenſter, als Eingangszimmer, welches gewöhnlich keinen Ofen hat; man findet es aber auch mit einem Ofen. Da dieſes Zimmer nur zum Eintritte dient, ſo wird es nur einfach dekorirt.

— (Empfangs-), ſ. Stube (Beſuch-).

— (Erfriſchungs-), bei den Reſtaurateuren, Conditoren oder Zuckerbäckern ꝛc., diejenigen Zimmer, welche zur Aufnahme von Gäſten dienen, die darin alle nur möglichen Getränke und leichten Speiſen, die zur Erfriſchung und Reſtauration des Körpers dienen, erhalten; bei den Erſteren Taſſen-Bouillon, Sardellen-Sallat, Kaviar, Kaffee, Chocolade, feine Weine ꝛc.; bei den Letzteren auch dieſe Getränke und verſchiedene feine Backwaaren ꝛc. Dergleichen Stuben oder Zimmer ſind oft ſehr elegant dekorirt, wenn auch nicht möblirt, weil Möbel, die in ein Wohnzimmer gehören, hier keine Aufſtellung erhalten können; allein Gemälde, ſchöne Kupferſtiche, Stutzuhren, Tiſche mit Marmorplatten, um ſie leicht wieder von übergegoſſenen Flüſſigkeiten reinigen zu können, Stühle, wohl auch Sophas, elegant aufgeſteckte Gardinen ꝛc., jedoch nur dieſe Dekorationen bei

einer freundlichen Wandmalerey, und die zum Geschäft nöthigen Tische und Stühle, weil das Auge nicht durch Möbel, wohl aber durch Wand-Dekoration oder Verzierung der Wände ꝛc. angezogen werden soll. Daher können auch Konsolen an den Wänden mit Büsten ꝛc. angebracht werden, kurz alles dasjenige, was anzieht, und den Raum des Zimmers nicht weiter beengt, wie es viele Möbel thun.

Stube (Eß-), Speisestube, Speisezimmer, eine Stube, worin des Mittags gespeist oder gegessen wird. Es giebt öffentliche und Privateßstuben oder Zimmer. Die Ersteren findet man in den Restaurationen und Speiseanstalten, worin man des Mittags à table d'Hôte oder à la Carte speiset. Man wählt dazu große Zimmer, bei Eckhäusern die Eckzimmer, wenn sie zu beiden Seiten ihre Fenster behalten haben, diese nicht von der einen Seite mit Blenden versehen sind, und die dreifenstrigen Stuben, und wenn man diese in einer Miethswohnung nicht hat, große zweifenstrige. Da der Genuß der Speisen in diesen Zimmern Hauptsache ist, so können Möbel und die Dekoration derselben zurücktreten. Auch findet man dergleichen Zimmer sehr zweckmäßig mit Wachstapeten austapeziert, wozu man eine solche Grundfarbe wählt, die nicht schmutzt oder den Schmutz darauf sehen läßt; auch müssen diese Stuben Paneele an den Wänden herum haben, wegen des Heransetzens oder Schiebens der Stuhle, damit die Tapeten nicht leiden, die sonst eine große Dauerhaftigkeit besitzen, und sich leicht durch Abfegen des Staubes und Abwaschen des Schmutzes reinigen lassen. Die Möbe bestehen in Tischen, Stühlen, einem Spiegel, Eckspinden, einer Stutzuhr, einigen Gemälden oder Kupferstichen, einigen Figuren oder Büsten aus Gyps auf den Eckspinden und auf dem Ofen; die zur Erleuchtung der Abendtafel, besonders im Winter, nöthigen Lampen ꝛc. Die table d'Hôte besteht aus mehreren aneinander ge

ſetzten langen Tiſchen, oder aus einem großen runden Tiſche. Die langen Tiſche beſtehen aus einzelnen Tiſchen, und werden durch Zwiſchenſchieber an einander gereihet oder verbunden; auch der runde wird zuſammengeſetzt. Wenn à la Carte geſpeiſet wird, kann man kleine Tiſche wählen, die zu einer und mehreren Perſonen eingerichtet ſind, alſo im Zimmer an verſchiedenen Orten ſtehen; auch wird an den langen Tiſchen à la Carte geſpeiſet. Die vierfüßigen eckigen und die runden Tiſche werden entweder mit weißer Oelfarbe angeſtrichen, oder ſie werden braun gebeitzt und polirt, oder mit Wachsleinewand überzogen, je nachdem es der Reſtaurateur für gut findet. Die Erſteren, mit Oelfarbe angeſtrichen, ſind da den übrigen vorzuziehen, wo viele Gäſte einſprechen, weil ſie dauerhafter ſind. Die Stühle werden gebeitzt und polirt. Die Eckſpinden, die zugleich zur Aufbewahrung der Tiſchtücher und Servietten, der Meſſer, Gabeln und Löffel, der Gläſer, Taſſen ꝛc. dienen, müſſen auch gebeitzt und polirt ſeyn, am beſten mahagonyartig. Andere Möbel laſſen ſich in einem öffentlichen Speiſezimmer nicht gut anbringen, da hier nicht nur auf den Raum geſehen werden muß, ſondern ſie auch leicht beſchädiget werden können. Bei Privatſpeiſezimmern oder Stuben, die man in anſehnlichen Haushaltungen findet, kann man, nach dem Reichthume und Geſchmacke des Beſitzers, auch in den Möbeln und der Dekoration anders verfahren, als es bei den öffentlichen der Fall iſt, doch bleibt die Anordnung der Tiſche ꝛc. An Figuren aus Gyps ꝛc. bringt man wohl Ganymed und Hebe an, auch Pomona ꝛc. Auch hier paſſen Eckſpinden, ſowohl zur Verzierung, als zum Nutzen, wie oben angemerkt worden. Auch kann hier noch ein Sekretair, ein Sopha ꝛc. ſtehen, wenn dieſe Möbel ſich gut anbringen laſſen. Auch kann man hier die Wände, gleich den übrigen malen oder mit Papiertapeten überziehen laſſen; denn hier kann man die Eleganz ſteigern, ſo daß

paſſen würde, da ſie nicht ausſchließlich dem Gerſtenſafte gewidmet ſind, ſondern auch allen andern Getränken, ſelbſt den Speiſen. Man hat jetzt mit dem ſo beliebten Baierſchen Biere den Verſuch gemacht, die alten Bierſtuben wieder einzuführen; ſelbſt Brauer haben hin und wieder dergleichen Stuben in ihrem Hauſe eröffnet; ob aber dieſe Stuben die alte Geltung wieder erlangen werden, muß die Zeit lehren; denn ſo wie die meiſten jetzt da ſtehen, können ſie auf dieſen Namen noch keinen Anſpruch machen, noch eher diejenigen, welche Brauerey-Inhaber eröffnet haben, da ſie nur dem Biere gewidmet ſind. Die Dekorirung und Möblirung dieſer Zimmer im neuern Geſchmacke kann man wohl gelten laſſen, indem die alten dagegen abſtechen, wie die jetzigen Stuben von den Spitälern und Gefängniſſen.

Stube (Billard-), Billardzimmer, auf den Kaffeehäuſern, in Tabagien ꝛc., ein großes Zimmer, in welchem Billard geſpielt wird. Da man ganze, Dreiviertel- und Fünfachtel-Billarde hat, ſo richten ſich dieſe nach dem Zimmer, worin das Billard aufgeſtellt werden ſoll. Ein ganzes Billard erfordert wenigſtens ein Zimmer von drei Fenſtern, da von allen Seiten noch ſo viel Raum übrig bleiben muß, daß die Spieler bequem ihre Stöße mit dem Queue auf die Bälle machen können, und daß auch noch Zuſchauer Platz finden. Dreiviertel- und Fünfachtel-Billarde bringt man in geräumige oder große Zimmer von zwei Fenſtern. Die Billardzimmer ſind nur einfach dekorirt und möblirt; von Möbeln findet man nur einige Stühle, ein paar kleine Tiſche, welche an der Wand ſtehen, da das Billard die Mitte des Zimmers einnimmt, einen Spiegel; ſonſt iſt es von allen andern Gegenſtänden frei, damit das Spiel nicht behindert wird. Kurze Gardinen an den Fenſtern, und ein paar Konſolen an den Wänden, worauf Büſten ſtehen, auch einige eingerahmte Kupferſtiche, geben dem Zimmer etwas Freundliches, und entfernen die Einförmig-

Stube (Frühstücks-), eine öffentlich eingerichtete Stube in einer Restauration, worin man zum zweiten Frühstücke einheimische und fremde Biere, verschiedene andere geistige Getränke, Butterbrod, mit Käse, Böckelfleisch, Schinken, Wurst-, Braten, Zunge ꝛc. belegt, Sardellensalat, Kaviar, Austern, warme Frühstücksspeisen, als gebratene oder warm gemachte Knoblauchswürste, Karbonnade, gebratene Leber, Saucißchen ꝛc. erhält. Eine dergleichen Stube gleicht der oben angeführten Eßstube, auch werden diese in den Restaurationen dazu benutzt. Es giebt aber auch besondere Frühstücksstuben in Kaffeehäusern ꝛc., worin nicht des Mittags gespeiset wird.

— (Garderoben-), Garderobenzimmer, in vornehmen Häusern ein besonderes Zimmer, worin die Kleider der Herrschaft in großen Schränken, welche die Wand entlang angebracht sind, aufbewahrt werden; auch das Weißzeug oder die Wäsche. Auch in Schauspielhäusern hat man dergleichen Stuben oder Zimmer; s. den Art. Garderobe, Th. 16, S. 132.

— (Garten-), Gartenzimmer, eine Stube, welche den Ausgang in den Garten hat, und im Hintergebäude liegt. Die Wanddekoration besteht in einer Landschaft mit Bäumen, kurz in allen den Gegenständen, welche sich auf einen Garten beziehen; daher werden auch die Wände mit gemalten Vögeln ꝛc. dekorirt. Man stellt darin an Möbeln einen Sopha, einige Wandspinden, um Tischzeug und andere Tischgeräthschaften, Obst ꝛc. darein zu legen, mehrere Stühle ꝛc. auf. Die Gardinen und der Sophaüberzug müssen grün seyn, so auch die Platte des Tisches, die Füße desselben weiß. Kurz Alles muß sich darin, wie schon bemerkt worden, auf den Garten beziehen, und etwas Freundliches haben. Die darin aufgehängten Gemälde können Blumen, Fruchtstücke und Landschaften seyn, und zu den aufzustellenden Gypsfiguren wählt man die Flora, Pomona ꝛc. Dergleichen Zimmer werden im Sommer zu Wohnzim-

die sie bewohnen, den Inwohnern, richtet. In Pallästen und andern großen herrschaftlichen Gebäuden sind die Dachstuben für die Dienerschaft eingerichtet; sonst werden sie in Privatgebäuden eben so gut vermiethet, wie die Etagenwohnungen.

Stube (Brief-), in einem großen Fürstlichen Postgebäude, eine Stube gleich am Eingange des Gebäudes, mit einem Schiebefenster nach der Hausflur, woselbst alle Briefe nach auswärts, sowohl nach den Provinzen des eigenen Staates, als auch nach dem Auslande, abgegeben werden, und woraus sie dann von den dazu bestimmten Postbeamten, nachdem sie vorher sortirt worden, nach den verschiedenen Expeditionsstuben, welche die abgehenden Posten zu besorgen haben, gebracht werden.

— (Brunnen-), s. oben, unter Stube, S. 210.

— (Bücher-), Bibliothek, s. Büchersaal, Th. 7, S. 327, auch unter Saal (Bücher-), Th. 129, S. 204 u. f. Hier soll unter Bücherstube nur ein einfaches Zimmer verstanden werden, worin die Bücher eines Gelehrten, eines Geschäftsmannes, oder die Werke der schönen Literatur, besonders die Klassiker ꝛc., zur Erholung eines Geschäftsmannes, des Herrn oder der Frau des Hauses, der Familie ꝛc. aufgestellt worden. Bei großen Wohnungen pflegt man dazu gewöhnlich ein Zimmer zu wählen, welches isolirt von den Wohnzimmern liegt, um darin ungestört lesen zu können, gewöhnlich nach dem Hofe hinaus, und sollte es nach der Straße hinaus seyn, so doch das letzte Zimmer der Wohnung in einer Etage, und wenn es auch nur ein Fenster besitzen, also klein seyn sollte; obgleich man auch gern hierzu ein freundliches zweifenstriges, wenn auch nur kleines Zimmer wählt, weil Licht die Hauptsache bei einer Bücherstube ist. Die innere Einrichtung muß dem Zwecke entsprechen, wie man es auch hin und wieder findet, wo eine solche Stube mit vielem Geschmacke dekorirt und

die ihm auf dieſe Weiſe anvertraute Gerichtsſtube in Ordnung zu bringen. Hat aber der neue Gerichtsverwalter zur Uebernehmung derſelben den Auftrag, und es iſt eine Specifikation der dahin gehörigen Sachen zu machen, ſo muß dieſes in ſeiner Gegenwart auf der Gerichtsſtube geſchehen; dabei erfordert die Vorſicht, daß ſo lange an dem Verzeichniſſe gearbeitet wird, die Gerichtsſtube nebſt dem Gerichtsſtubenſchlüſſel jedesmal, ſo oft Beide von derſelben abgehen, verſiegelt werden. Dem abgehenden Verwalter dürfen die Akten, unter dem Vorwande, daß er ſolche completiren wolle, nicht von der Gerichtsſtube verabfolgt werden; und an Orten, wo kein verpflichteter Aktuarius vorhanden iſt, muß wenigſtens eine Gerichtsperſon zugezogen werden. Wird die Gerichtsſtube nicht von dem abgehenden Gerichtsverwalter übergeben, ſo kommt es auf die mit dem Gerichtsherren genommene Abrede an, ob, in Ermangelung einer Specifikation, der Gerichtsherr eine ſolche anfertigen laſſen will, oder ob der Gerichtsverwalter gerichtlich inventiren ſoll, bei welcher Gelegenheit kann die Gerichtsſtube eingerichtet und in Ordnung gebracht werden kann. — Was das Aeußere derſelben betrifft, ſo müſſen ſo viele Aktenrepoſitorien vorhanden ſeyn, daß die Protokolle und Gerichtsakten gehörig abgeſondert werden können; ſie müſſen ſo tief ſeyn, daß die hineingelegten Akten nicht hervorragen, und damit die Akten, beſonders kleine Fascicuin oder Bündel, ſich nicht durch einander ſchieben, und alſo das Nachſuchen erſchweren, ſo muß jede Reihe eines Repoſitoriums in Fächer abgetheilt, und jedes Fach der gewöhnlichen Breite der Akten angemeſſen ſeyn; dann iſt ein Gerichtstiſch nöthig, mit einigen verſchloſſenen Schiebkaſten von der Größe, daß ein Bogen Papier bequem darin liegen kann; ſie dienen zur Verwahrung der von andern Partheyen beigebrachten Urkunden, und der zum Hinterlegen gebrachten Gelder, ehe ſie in den Depoſitenkaſten gelegt werden können. Ferner iſt erforderlich: eine geräumige Tafel oder ein ge-

kann man einen Sopha ſetzen, und zu den beiden andern Seiten der Spinden zu jeder einen Stuhl. Vor den Sopha einen kleinen runden oder hübſchen eckigen Tiſch von feinem gebeitzten und polirten Holze, um die Bücher beim Leſen darauf zu legen, ein Schreibzeug und Papier, um Anmerkungen ꝛc. zu machen, auch ein Bleiſtift. Auf den Spinden kann man, nach der Größe derſelben, ein Paar Deutſche Klaſſiker, Gypsbüſten, aufſtellen, z. B. Wieland und Klopſtock, oder Göthe und Schiller, oder Herder und Gellert, oder auch Büſten alter Gelehrten, aus den Zeiten der Griechen und Römer, z. B. Plato und Sokrates, oder Virgil und Cicero ꝛc. ꝛc. Auf einer Konſole über dem Sopha eine Stutzuhr; dann können darin ſtehen: einige Stühle, ein kleiner Schreibſekretär, wenn er einen Platz ausfüllen kann, eine Kommode zur Aufbewahrung von Kupferſtichen, Lithographien, Holzſchnitten, Papier zum Schreiben, Federn, ꝛc. ꝛc., nach der Grundfarbe der Wand paſſende Gardinen ꝛc. Auch einige paſſende Kupferſtiche und Gemälde kann man aufhängen, ſo wie überhaupt noch Manches anbringen, was ſich zu einer Bücherſtube ſchickt.

Stube (Dach-), ſ. Stube (Boden-).

— (Eck-), Eckzimmer, die Stube, welche in einem Eckhauſe die Ecke bildet, oder in einem Eckhauſe in der Ecke liegt; ſie hat in der Regel vier Fenſter, und daher keine ordentlichen oder vielmehr freien Seitenwände, da zwei Ausgangsthüren und der Ofen die übrigen Wände theilen oder theilweiſe beſetzen. Um dieſes der Stube Nachtheilige zu entfernen, findet man in vielen Eckhäuſern, daß die Fenſter der einen Seite der Eckſtube blind ſind, das heißt, von außen nach der Straße ſind es Blenden oder blinde Fenſter, und von innen wird dadurch eine gleichmäßige Wand gewonnen, um daran Möbel aufſtellen zu können, indem die Fenſter von innen ausgemauert ſind; bleiben dagegen die Fenſter, ſo erfordert

richtsherr selbst in den Stand gesetzt, ohne den Gerichtsverwalter, ein jedes Stück Akten mit leichter Mühe zu finden. Um die Akten in guter Ordnung zu erhalten, ist noch ein weiteres Verzeichniß derjenigen Akten erforderlich, welche von der Gerichtsstube kommen, und welche entweder der Gerichtsverwalter selbst in seiner Wohnung, oder mit Berichten eingeschickt, oder sonst anderswo abgegeben hat; wo also bei jedem Stücke vornämlich zu bemerken ist, wo es anzutreffen sey; aus demselben kann also der Gerichtsverwalter oder sein Nachfolger, oder der Gutsherr selbst zu jeder Zeit ersehen, wo die fehlenden Aktenstücke sich befinden. Damit ferner der Gerichtshalter und selbst der Gerichtsherr sich auf jeden Fall legitimiren können, muß auf jeder Gerichtsstube ein ordentlich eingerichtetes Depositenbuch gehalten werden, worin auf der einen Seite die Einnahmen, auf der andern die Ausgaben bemerkt, und unter beiden die Akten, Dekrete und Protokolle, welche solche enthalten, angeführt werden. So müssen ferner Consens-, Hypotheken- und Steuerbücher, auch andere nach der verschiedenen Verfassung der Gerichte auf jeder Gerichtsstube befindlich seyn. Auf der Gerichtsstube selbst muß es immer reinlich und ordentlich zugehen, und der Gerichtshalter muß sich sorgfältig hüten, keine Bücher und Papiere unnöthig herumgehen zu lassen, weil sonst leicht etwas verloren, entwendet oder verdorben werden kann. — Auf den Rathhäusern und in sonstigen Rathscollegien-Gebäuden in den großen Städten müssen die Gerichtsstuben, da hier ein weit größeres Gewühl von Rechtsuchenden ist, sehr geräumig, hell und trocken seyn. Die Feuerfestigkeit versteht sich hier schon von selbst, auch findet man in allen Rathhäusern ꝛc. die Zimmer feuerfest erbauet. In der Mitte muß ein großer runder Tisch stehen, woran mehrere Gerichtspersonen: Referendarien, Assessoren ꝛc. die Partheyen vernehmen und arbeiten können. Jeder muß vor seinem Sitze einen Tischkasten zum Verschließen

haben, worin er Papier zu liegen hat, und auch jedes aufgenommene Protokoll ꝛc. legen kann, ſo auch andere ihm eingehändigte Dokumente, welche zur Erläuterung der Klagen gehören, wozu auch die an der Wand angebrachten Spinden zum Verſchließen dienen. Der Tiſchkaſten, der hauptſächlich nur zum reinen Papiere beſtimmt iſt, dient auch noch, die ſchon erwähnten gerichtlichen Papiere einſtweilen hineinzulegen, damit nichts verſchmiſſen werden kann. Die Dintenfäſſer und Federn müſſen auf dem Tiſche in gehöriger Ordnung ſeyn. Die Dinte ſo fließend als möglich, und die Federn von aller angetrockneten Dinte gereiniget und gut geſchnitten, damit kein Aufenthalt beim Vernehmen entſteht. Auch findet man in manchen Gerichtsſtuben noch beſondere Gitterverſchläge, worin Aſſeſſoren ꝛc. arbeiten, und worein jedesmal diejenige Parthey gelaſſen wird, die an die Reihe des Vernehmens kommt, überhaupt, wie man die Einrichtung getroffen hat. Da die Stuben in den Rathhäuſern gewöhnlich hoch und ſehr kalt ſind, ſo hat man auch für tüchtige Oefen zu ſorgen, die ſich im Winter gut heitzen laſſen, um ſo mehr, da die Gerichtsſtuben gewöhnlich gleich nach der Flur hinaus liegen, und einen ſtarken Zuſpruch erhalten, die Thüren immer auf- und zugehen, und daher dieſe Stuben bald kalt werden. Die Stühle müſſen in einem dauerhaften Zuſtande ſeyn, weil ſie oft gebraucht werden, und man eben nicht fein mit ihnen umgeht. Leere Stellen der Wände können mit den Bildniſſen berühmter Rechtsgelehrten behangen werden, da das Bildniß des Landesfürſten gewöhnlich in dem Seſſionsſaale hängt; auch kann man einige Büſten von Rechtslehrern ꝛc. auf den Spinden aufſtellen.

Stube (Geſinde-), gewöhnlich auf dem Lande, in dem Gebäude des Gutsherren, eine Stube für die Mägde, und eine für die Knechte, nach hinten hinaus. In anſehnlichen Häuſern bringt man das Geſinde auch wohl auf die Bodenſtuben oder in die Kellerſtuben, wie es ſich

am beſten und bequemſten thun laſſen will, jedoch ſo, daß man daſſelbe immer in der Nähe hat, wenn man es bedarf; ſonſt wählt man die kleinen Zimmer in den Seitengebäuden, nach dem Hofe hinaus. Wenn dergleichen Stuben etwas entfernt von denen der Herrſchaft liegen, ſo muß noch eine Klingel zu ihnen führen. Dergleichen Stuben werden nur geweißt, allenfalls mit gelbem Ocher, oder mit einem Grau aus Schlemmkreide und Ruß gemiſcht, mit Umbra, grüner Erde ꝛc. die Wände überſtrichen, mit einem Fuße aus Bolus und Kreide, oder Bolus und Ruß gemiſcht, wie es ſich zu der Wandfarbe eignen will; und oben herum wird ein Strich von ſchwarzer oder brauner Farbe gezogen. Die Mobilien einer ſolchen Stube beſtehen in ein Paar Bettſtellen, mit den dazu nöthigen Betten, einem Spinde, wenn man es für nöthig halten ſollte, da ein jedes Mädchen ihren Koffer ſelbſt hat, einem Tiſche, einigen Stühlen oder Bänken, einem kleinen Spiegel ꝛc. Dergleichen Stuben müſſen ſehr reinlich gehalten werden, beſonders von Ungeziefer: Wanzen, Flöhen ꝛc., daher müſſen die Mädchen ſie öfters ſcheuern; auch thut man wohl, wenn man eiſerne Bettſtellen darin aufſtellt, weil hierin die Wanzen keinen Zufluchtsort finden, ſich nicht feſtſetzen können. Auch Löcher in den Wänden müſſen ſogleich verſchmiert werden, ſo wie auch alle Oeffnungen unter den Fenſterbrettern, in den Thüren ꝛc. Gegen die Flöhe hilft das öftere Scheuern, weil ſie keine Näſſe vertragen können, und die junge Brut dadurch getödtet wird. Ein Gleiches muß auch bei den Knechten geſchehen; auch ſie müſſen ihre Stube rein von allem Ungeziefer halten; auch müſſen in dieſen Stuben bei hellem und reinem Wetter die Fenſter ſtets am Tage geöffnet ſeyn, damit friſche Luft eindringen und die Zimmeratmoſphäre reinigen kann.

Stube (gewölbte), gewölbtes Zimmer, nennt man *diejenigen Zimmer* in ſteinernen Gebäuden, die eine ſtei-

nene Decke haben, zum Unterſchiede der Stuben oder Zimmer mit Balkendecken. Man hat verſchiedene gewölbte Stuben, welches auf die Linie ankommt, die ein Gewölbe beſchreibt, wenn dieſe entweder gerade oder gebogen iſt, wo denn das Gewölbe platt liegt oder gebogen iſt, man hat daher platte Gewölbe, Kuppel-, Kreuz- und Tonnengewölbe. Man findet dergleichen gewölbte Zimmer in großen herrſchaftlichen Gebäuden, Palläſten, Schlöſſern ꝛc. S. auch den Art. Gewölbe, Th. 18. S. 331 u. f., wo die verſchiedenen Arten von Gewölben vorkommen.

Stube (Glocken-), ſ. oben, unter Stube, S. 210.

— (große), großes Zimmer, zum Unterſchiede der kleinen und Mittelſtuben oder Zimmer; ſ. oben, unter Stube, S. 213 u. f.

— (Haarſchneide-), eine Stube, worin die Haare nicht nur verſchnitten werden, ſondern auch mit dem Brenneiſen gekräuſelt, kurz nach der Mode aufgeſtutzt, und worin zugleich neumodiſche Perrücken, Haartouren ꝛc. aufgepaßt und verkauft werden, ſo auch alle Arten von Haarwuchsſalben und Pomaden, Riechwaſſern und andern Parfümerien oder Räucherwerk. Eine ſolche Stube, auch Haarſchneidekabinett genannt, findet man jetzt in großen Städten auf das eleganteſte eingerichtet, nicht nur gut dekorirt, ſondern auch möblirt. In der Mitte oder in der Nähe des Sophas ſteht ein Tiſch mit Zeitungen, Tagesblättern und Journalen belegt, deren man ſich während des Haarverſchneidens bedienen kann, um ſich die Zeit während deſſen Dauer zu vertreiben. Denn man ſitzt, ſo lange dieſe Arbeit dauert, vor einem Trümeau, bekommt einen Mantel von Mouſſeline umgeworfen, der, mit einer Schnurre verſehen, vorn am Halſe zugeſchnürt wird, ſo, daß man bis an den Kopf ganz in den Mantel gehüllt iſt, und ſo werden die Haare *verſchnitten* und toupirt, Perrücken und Touren aufgeſetzt, der Schädel darunter mit Haarwuchspomade ge-

ſalbt ꝛc. ꝛc. Spinden an der Wand enthalten die verſchiedenen Parfüms und Riechwaſſer, Haarwuchsſalben ꝛc. Sowohl dieſe Spinden, als auch die Stühle, Tiſche ꝛc., ſind von dem feinſten Holze, oder die Erſteren doch angemeſſen fournirt, gebeitzt und polirt. Ein Kaſten auf dem Tiſche enthält das Apparat zum Haarſchneiden: die Kämme, Scheren, Brenn- und Kräuſeleiſen ꝛc. Eingerahmte Kupferſtiche verzieren die Wände. Dieſes ſind nun die eigentlichen Haarſchneide-Stuben oder Zimmer, Kabinette, wie man ſie in London, Paris, Wien, Berlin ꝛc. findet, die bloß zu dieſem Geſchäfte beſtimmt ſind, ſonſt werden die Häare auch von den Barbieren in den Barbierſtuben, und auch auf den Stuben oder Zimmern der Kunden verſchnitten, aber bloß verſchnitten, nicht weiter friſirt ꝛc., wie es in den vorher angeführten Stuben geſchieht, die nach dem Geſchmacke und Vermögen der Beſitzer auch eine große oder minder große Eleganz zeigen. S. auch den Art. Stube (Barbier-).

Stube (Handlungsſchreibe-), ſ. Komptoirſtube.

— (Hinter-), eine Stube, welche nach dem Hofe hinausgeht, zum Unterſchiede der Vorderſtuben, welche nach der Straße hinausgehen, und die Hauptſtuben oder Zimmer ausmachen. Hinterſtuben nennt man auch diejenigen, welche in den Seitenflügeln eines Seiten- oder Hintergebäudes liegen, ſobald das Gebäude mit dem Vordergebäude zuſammenhängt, und man von einer Stube zur andern ohne Unterbrechung kommen kann, alſo das Hintergebäude nicht abſteht, nicht iſolirt liegt, ſonſt heißen dieſe Stuben Hofſtuben, weil ſie bloß nach dem Hofe hinaus liegen, und das Gebäude mit dem Vordergebäude keine andere Communikation oder Verbindung hat, als über den Hof. Die Hinterſtuben werden größtentheils zu Kinderſtuben, Schlafſtuben, Plättſtuben, und wenn ſie gegen Morgen oder gegen Süd-Oſt lie-

mern an ſchönen heitern Tagen benutzt; auch darin gegeſſen; und im Winter ſtellt man die nicht im Freien ausdauernden Gewächſe in Töpfen hinein, und läßt das Zimmer bei ſtarkem Froſte heitzen, damit ſie nicht erfrieren.

Stube (Gaſt-), Gaſtzimmer, nennt man in allen öffentlichen Wirthshäuſern die Stube, worin die Gäſte abtreten, wenn ſie entweder angereiſet kommen, oder ſonſt einſprechen. In jedem großen Gaſthofe befindet ſich ein ſolches Zimmer, worin die angereiſet kommenden Fremden zuerſt abſteigen, und von wo aus ſie dann in diejenigen Zimmer geführt werden, die zur Aufnahme von Fremden auf längere Zeit beſtimmt worden. **Gaſtſtuben** oder **Zimmer** nennt man auch in Reſtaurationen, Weinhäuſern, Kaffeehäuſern ꝛc. diejenigen Zimmer, worin ſich die Gäſte zum Genuſſe und um zu kannengießern verſammeln. Dergleichen Zimmer können in letzterer Hinſicht diejenige Einrichtung haben, wie ſie unter **Stube (Eß-)** und **Stube (Frühſtücks-)** angeführt worden; die Erſteren, als eine Art Empfangszimmer, müſſen ſchon eleganter dekorirt und möblirt ſeyn.

— **(Gefängniß-), Kerkerſtube**, ſ. unter **Gefängniß**, Th. 16.

— **(Gerichts-)**, eine Stube, worin Gericht gehalten wird, ſowohl auf den Rathhäuſern in den Städten, als auch auf den Domainen- und adlichen Aemtern. Wenn hier z. B. ein neuer Gerichtsverwalter gehörig verpflichtet und beeidiget iſt, ſo übernimmt er die Gerichtsſtube, die ihm entweder durch den Gerichtsherren, oder durch deſſen Bevollmächtigten, oder durch den abgehenden Gerichtsverwalter übergeben wird; im letzteren Falle übernimmt er die Gerichtsſtube im Namen des Gerichtsherren, und er kann ſich der Uebergabe mittelſt einer Specifikation aller in der Gerichtsſtube vorhandenen Protokolle, Gerichtsbücher, Akten und anderer dahin gehörigen Sachen nicht entziehen; er iſt daher verbunden,

gesblättern und Journalen, sowohl von fremden, als einheimischen, ausgelegt, so daß diese Stuben schon wegen dieser Lectüre einen starken Zuspruch von Kaffeegästen erhalten, die in der Regel auch sehr gut und pünktlich bedient werden. Zur Abwechselung und Unterhaltung der Besucher oder Gäste findet man auch Flötenuhren aufgestellt, welche die beliebtesten neuen Stücke spielen. — Uneigentlich werden Kaffeestuben auch mit den Restaurationen, Tabagien ꝛc. verbunden, so daß man hier den Kaffee Portionenweise erhält. Da hier aber auch fremde und einheimische Biere, Branntweine ꝛc. geschenkt, und auch warme Speisen verabreicht werden, man also hier auch à la Carte speisen kann, so sind es keine eigentlichen Kaffeestuben mehr, wie man sie früher hatte, worin bloß Kaffee geschenkt und ein leichter Imbiß dazu verabreicht wurde, sondern Restaurationen oder Tabagien, die Alles in sich vereinigen, also auch nicht den Namen der Kaffeestuben verdienen. Denn wenn man auch in den früheren Kaffeestuben, wovon man jetzt die Nachahmung, wie schon erwähnt, bei den Konditoren findet, auch noch Chokolade und Thee erhielt, so war doch der Kaffee die Hauptsache, welcher am meisten getrunken wurde; andere Getränke wurden aber nicht verabreicht oder gegeben. Ueber die Kaffeehäuser, also auch Kaffeestuben und deren Einrichtung, findet man das Nöthige unter Kaffee, Th. 32.

Stube (Kapitel-), bei den Freimaurern, diejenige Stube oder dasjenige Zimmer, worin die Kapitel abgehalten werden, das höchste Licht des Ordens, also die höchste Stufe, welche die Brüder erreichen können.

— (Keller-), eine Stube im Keller, in einer Kellerwohnung, die in großen herrschaftlichen Wohnungen zu verschiedenen Zwecken benutzt werden. Befindet sich die Küche im Souterrain oder Keller, so benutzt man eine solche Stube zur Küchenstube, worin im Winter in der *Kälte Alles ein-* und zugerichtet wird, so daß man es

nachher in der Küche aufs Feuer oder an daſſelbe bringen kann, das heißt, alle Speiſen, welche bei ihrer Zurichtung einen gewiſſen Grad der Wärme erfordern, wie z. B. die Mehlſpeiſen, werden darin ſo weit zugerichtet, bis man ſie über das Feuer bringt. Es ſtehen in derſelben lange oder Küchentiſche, worauf auch das Geflügel, das Wild ꝛc. zugerichtet, das heißt, gefüllt, geſpickt ꝛc. wird. Kurz alle Verrichtungen, die ſich im Winter nicht in der Küche machen laſſen, geſchehen in der Küchenſtube. In einer ſolchen Stube werden dann auch noch Spinden angebracht, worein man Speiſen, Getränke, eingemachte Sachen ꝛc., ſtellen kann; auch Küchengeräthſchaften. Dann kann eine Kellerſtube auch zur Wohnung der Mädchen dienen, auch wenn man ſich ein Bad im Hauſe einzurichten beabſichtiget, ſo giebt ſie eine gute Badeſtube ab, weil das Waſſer mit größerer Bequemlichkeit zugetragen werden kann, als wenn man damit Treppen ſteigen muß, weil es auch leicht vermittelſt einer Röhre, die man anſetzen und abnehmen kann, in die Badewanne zu führen iſt, ſo daß man nicht einmal nöthig hat, damit die Kellertreppe hinabzuſteigen; und dann werden Kellerſtuben auch vermiethet. Wenn ſie etwas herausgebauet ſind, und nicht zu tief liegen, ſo haben ſie im Winter das Angenehme, daß ſie nicht ſo kalt ſind, wie die andern Etagenſtuben über der Erde, nur tritt im Frühjahre, oftmals auch im Herbſte, das Uebel ein, daß ſie beim ſteigenden Waſſer, Grundwaſſer, mit Waſſer überſchwemmt werden, oder ſolches in die Stube tritt und oft Wochen lang anhält, wodurch eine ſolche Wohnung nicht nur unangenehm wird, ſondern auch ungeſund, indem die feuchten Ausdünſtungen, nachdem das Waſſer ſchon länſt wieder zurückgetreten iſt, wieder die Stube verlaſſen hat, fortdauern, indem die Feuchtigkeit in den Wänden ſteckt, und durch die Ausdünſtung der darin wohnenden Menſchen noch vermehrt wird; daher müſſen die Fenſter den ganzen Som-

mer über geöffnet werden, damit immer frische Luft durchzieht und die Wände trocknet. Dieserhalb ist es gut, dergleichen Stuben lieber zu anderen Zwecken zu bestimmen.

Stube (Kinder-), eine für die Kinder bestimmte Stube in einer Familie. Man kann die Kinderstube in doppelter Beziehung betrachten, als Kinderstube für Säuglinge mit ihrer Amme, und als Stube für Kinder bis zu einem gewissen Alter, das heißt, wenn sie noch nicht erwachsen sind, noch der Pflege und des Elementar-Unterrichts bedürfen. Eine solche Stube liegt gewöhnlich hinten nach dem Hofe hinaus, ist eine Hinterstube, die sich auch am besten dazu eignet, weil hier der Lärm, den Kinder verursachen, in den Vorder- oder Wohnzimmern nicht gehört wird, besonders wenn sie am Ende der Wohnung liegt. Diese Stube muß hell und geräumig seyn, von zwei Fenstern. Die Wände bedürfen nur einer einfachen Grundfarbe mit einer schablonirten Bordüre, und der Plafond einer Rosette; die übrige Dekoration muß eben so einfach seyn. Die Hauptwände nehmen die Betten der Kinder zum Schlafen ein. Die Bettstellen müssen aus festem Holze bestehen, und gut ineinander gefügt seyn, so daß sich die Wanzen nicht so leicht dazwischen setzen können. Daher hat man jetzt eiserne Feldbettstellen vorgeschlagen, von denen man in vorgedachter Beziehung keine Unannehmlichkeiten zu erwarten hat, und wenn sie auch gleich keine Zierde im Zimmer abgeben, so werden sie doch schon von mehreren Familien zu diesem Zwecke benutzt, da sie nämlich den Wanzen und anderem Ungeziefer entgegen sind. Es gehören ferner zu den Möbeln in einer Kinderstube eine Kommode mit drei Kasten, aus festem Holze bestehend, gebeitzt und polirt, zum Aufbewahren der Wäsche für die Kinder beiderlei Geschlechts, eine Kommode unter dem Spiegel mit zwei Kasten, um diejenigen Sachen darin zu bewahren, die beim Unter-

richte und in der Schule gebraucht werden, wozu man auch noch den Tiſchkaſten benutzen kann, worein weißes Papier, Federn, Bleyſtifte und andere Sachen gelegt werden können; dagegen kann man in die Kommode Bücher, Tafeln und andere Unterrichts-Gegenſtände legen. Der Tiſch muß eine eichene Platte haben, die auf vier Füßen ruht. Er muß mit weißer Oelfarbe angeſtrichen werden, die ſehr geſättiget iſt, damit ſie gut deckt. Dieſes geſchieht am beſten durch zwei Anſtriche, außer der Grundirung, die nach jedesmaligem Trocknen nach einander aufgetragen werden; denn der Tiſch wird durch ein zweimaliges Streichen mit guter weißer Oelfarbe nicht nur ſchön weiß, ſondern die Farbe hält ſich auch beſſer, und ſchützt ſelbſt das Holz gegen den Wurmfraß, der ſich ſo leicht hier nicht einfindet. Ein halbes Dutzend Stühle ſind gleichfalls da nothwendig, wo mehrere Kinder ſind; auch ſie müſſen von feſtem Holze, und gebeitzt und polirt ſeyn, wenn man es nicht vorziehen ſollte, ſie gleichfalls weiß oder mahagonyartig mit Oelfarbe anzuſtreichen, welches ihnen mehr Dauer giebt, da ſie doch einer ſtarken Abnutzung unterliegen, wie alle Sachen, welche zum Gebrauche für Kinder beſtimmt worden, die ſelten einige Sorgfalt für diejenigen Gegenſtände zeigen, die zu ihrer Benutzung dienen. Eine kleine Schwarzwalder Uhr, die zur Seite des Ofens hängen kann; und damit die kleinern Kinder nicht zu den daran hangenden Gewichten kommen können, muß man, ungefähr 2 bis 3 Fuß von der Erde, noch eine Umfaſſung von Holz, ein ſogenanntes Gehäuſe, daran anbringen laſſen, die einem zu beiden Seiten offenen Kaſten gleicht, worein die Schnüre mit den Gewichten fallen; ſie wird durch zwei Haken an der Wand befeſtiget, und mit weißer Oelfarbe angeſtrichen, wie der Tiſch. Da die Kinderſtuben nur für Kinder beiderlei Geſchlechts bis zu einem gewiſſen Alter gehen, z. B. zum zehnten oder zwölften Jahre, wo dann eine Trennung Statt findet, und die

gesblättern und Journalen, sowohl von fremden, als einheimischen, ausgelegt, so daß diese Stuben schon wegen dieser Lectüre einen starken Zuspruch von Kaffeegästen erhalten, die in der Regel auch sehr gut und pünktlich bedient werden. Zur Abwechselung und Unterhaltung der Besucher oder Gäste findet man auch Flötenuhren aufgestellt, welche die beliebtesten neuen Stücke spielen. — Uneigentlich werden Kaffeestuben auch mit den Restaurationen, Tabagien ꝛc. verbunden, so daß man hier den Kaffee Portionenweise erhält. Da hier aber auch fremde und einheimische Biere, Branntweine ꝛc. geschenkt, und auch warme Speisen verabreicht werden, man also hier auch à la Carte speisen kann, so sind es keine eigentlichen Kaffeestuben mehr, wie man sie früher hatte, worin bloß Kaffee geschenkt und ein leichter Imbiß dazu verabreicht wurde, sondern Restaurationen oder Tabagien, die Alles in sich vereinigen, also auch nicht den Namen der Kaffeestuben verdienen. Denn wenn man auch in den früheren Kaffeestuben, wovon man jetzt die Nachahmung, wie schon erwähnt, bei den Konditoren findet, auch noch Chokolade und Thee erhielt, so war doch der Kaffee die Hauptsache, welcher am meisten getrunken wurde; andere Getränke wurden aber nicht verabreicht oder gegeben. Ueber die Kaffeehäuser, also auch Kaffeestuben und deren Einrichtung, findet man das Nöthige unter Kaffee, Th. 32.

Stube (Kapitel-), bei den Freimaurern, diejenige Stube oder dasjenige Zimmer, worin die Kapitel abgehalten werden, das höchste Licht des Ordens, also die höchste Stufe, welche die Brüder erreichen können.

— (Keller-), eine Stube im Keller, in einer Kellerwohnung, die in großen herrschaftlichen Wohnungen zu verschiedenen Zwecken benutzt werden. Befindet sich die Küche im Souterrain oder Keller, so benutzt man eine solche Stube zur Küchenstube, worin im Winter in der Kälte Alles ein- und zugerichtet wird, so daß man es

richte und in der Schule gebraucht werden, wozu man auch noch den Tischkasten benutzen kann, worein weißes Papier, Federn, Bleystifte und andere Sachen gelegt werden können; dagegen kann man in die Kommode Bücher, Tafeln und andere Unterrichts-Gegenstände legen. Der Tisch muß eine eichene Platte haben, die auf vier Füßen ruht. Er muß mit weißer Oelfarbe angestrichen werden, die sehr gesättiget ist, damit sie gut deckt. Dieses geschieht am besten durch zwei Anstriche, außer der Grundirung, die nach jedesmaligem Trocknen nach einander aufgetragen werden; denn der Tisch wird durch ein zweimaliges Streichen mit guter weißer Oelfarbe nicht nur schön weiß, sondern die Farbe hält sich auch besser, und schützt selbst das Holz gegen den Wurmfraß, der sich so leicht hier nicht einfindet. Ein halbes Dutzend Stühle sind gleichfalls da nothwendig, wo mehrere Kinder sind; auch sie müssen von festem Holze, und gebeitzt und polirt seyn, wenn man es nicht vorziehen sollte, sie gleichfalls weiß oder mahagonyartig mit Oelfarbe anzustreichen, welches ihnen mehr Dauer giebt, da sie doch einer starken Abnutzung unterliegen, wie alle Sachen, welche zum Gebrauche für Kinder bestimmt worden, die selten einige Sorgfalt für diejenigen Gegenstände zeigen, die zu ihrer Benutzung dienen. Eine kleine Schwarzwalder Uhr, die zur Seite des Ofens hängen kann; und damit die kleinern Kinder nicht zu den daran hangenden Gewichten kommen können, muß man, ungefähr 2 bis 3 Fuß von der Erde, noch eine Umfassung von Holz, ein sogenanntes Gehäuse, daran anbringen lassen, die einem zu beiden Seiten offenen Kasten gleicht, worein die Schnüre mit den Gewichten fallen; sie wird durch zwei Haken an der Wand befestiget, und mit weißer Oelfarbe angestrichen, wie der Tisch. Da die Kinderstuben nur für Kinder beiderlei Geschlechts bis zu einem gewissen Alter gehen, z. B. zum zehnten oder zwölften Jahre, wo dann eine Trennung Statt findet, und die

Knaben oder Mädchen eine andere Stube zum Schlafen erhalten, wenn sie gleich den Tag über, außer dem Unterrichte, oft noch zusammen in der Kinderstube zubringen; wenn nicht in großen Häusern die Mädchen oder Töchter gleich einer Gouvernante oder Erzieherin, und die Knaben oder Söhne einem Informator oder Erzieher, Lehrer, untergeben worden, wo also die Kinder gleich getrennt werden. Anderer Möbel bedarf eine Kinderstube nicht, die angeführten sind am zweckmäßigsten und hinlänglich. Die Fenster können mit Rouleaus versehen werden, die man so weit hinaufziehen muß, als es angeht, damit das Zimmer Licht behält; die Gardinen können dann ganz wegfallen oder wenn man Gardinen anbringen will, so dürfen es nur kurze seyn. Die *täglich* anzuziehenden Kleider kann man an die Haken eines an der Wand deshalb angebrachten Riegels hängen; auch an Haken, die man an die Thüreinfassungen eingeschraubt hat, wozu eine Hutsche oder Fußbank von Holz den Kindern zum Aufhängen dient. Die übrigen Kleider werden in einem Kleidersekretair oder in sonst einem Kleiderspinde in einer andern Stube aufbewahrt. Ueber die Klein-Kinderstuben findet man auch Einiges unter Kind, Th. 37, angeführt.

Stube (Kirchen-), Betstube, s. Th. 38, S. 804.

— (kleine), ein kleines Zimmer von einem, auch wohl von zwei Fenstern mit einem Ofen; s. oben, unter Stube, S. 215.

— (Komptoir-), Handlungsschreibestube, Handelsschreibestube; s. Contoir, Th. 8, S. 339 u. f. Da die Beschreibung der Einrichtung einer solchen Stube hier noch mangelhaft ist, so wird Folgendes noch als Ergänzung dienen. Die Komptoir- oder Contoirstube der Kaufleute beschränkt sich in Groß-Handlungen, Engros-Handlungen, Wechselhandlungen ꝛc. nicht auf ein Zimmer, sondern es gehören dazu mehrere große Zimmer, besonders in Hand-

das Komptoir drei Fenſter, ſo findet man noch ein ſolches Pult aufgeſtellt. Da nun dieſe Pulte von dem Spiegelpfeiler aus in die Tiefe des Zimmers gehen, ſo hat von jeder Seite der daran Sitzende das durch das Fenſter einfallende Licht. Ein ungefähr 15 Zoll hoher Aufſatz, der ein kleines Spinde bildet, welches durch Schiebethüren zu beiden Seiten geöffnet und verſchloſſen werden kann, und zwiſchen beiden Pulten in der Mitte ſteht, trennt gleichſam die Gemeinſchaft der Pulte. Das Spindchen dient dem Prinzipal, Buchhalter ꝛc. werthvolle Papiere und andere Gegenſtände, ehe ſie weiter weggelegt werden können, gleich aus der Hand in Sicherheit zu bringen, wozu zwar auch die gleichfalls verſchloſſenen Pultkaſten dienen; allein das Spindchen iſt näher zur Hand. Der Rücken des Spindes iſt der andern Pultſeite zugekehrt. Die Pulte ſind mit grünem Tuche überzogen oder daſſelbe iſt vielmehr in eine Einfaſſung ſo geklebt, daß es den Raum des Pultes bis zu der zwei bis drei Zoll breiten Holzfaſſung einnimmt. Unter dem Doppelpulte befinden ſich zu beiden Seiten deſſelben zwei Spinden, ſo daß in der Mitte, zwiſchen denſelben, ein leerer Raum bleibt, die Spinden alſo zu beiden Seiten getheilt ſind, alſo zwei Spinden immer mit dem Rücken aneinander ſtehen. Der mittlere Raum dient, die Füße von beiden Seiten auszuſtrecken, auch den Drehſitz hinein zu ſtellen oder unter das Pult zu ſchieben, wenn man daſſelbe verläßt. Die übrigen Pulte ſtehen an den Seiten der Fenſter oder an andern Orten im Komptoire, nur immer ſo, daß ſie Licht erhalten, aber nicht das volle Licht auf ſie fällt, welches den Augen ſchadet. Die Pulte ſind entweder mahagonyartig gebeitzt und polirt, oder mit einer Mahagonyölfarbe angeſtrichen, oder auch mit weißer Oelfarbe, wobei man die Schreibeplatte, wenn ſie nicht mit grünem Tuche überzogen worden, mit ſchwarzer Oelfarbe anſtreicht und *lackirt*, weil darauf die Dintenflecken nicht zu ſehen ſind.

Die darunter befindlichen Spinden erhalten dieselbe Farbe des ganzen Pultes, mit Ausnahme der Schreibeplatte, wenn diese eine andere Farbe haben sollte, die nicht mit der Farbe des Pultes harmonirte. Dieses Alles hängt von der Wahl und dem Geschmacke des Inhabers ab, daher lassen sich hier keine Regeln für diese Farbengebung feststellen. — Da der Kaufmann bei allen seinen Handelseinrichtungen auf die Vereinigung aller Vortheile zum gemeinsamen Zwecke sieht, so ist dieses auch besonders bei der Einrichtung seines Komptoirs der Fall, mithin sucht er auch das Brief-, Wechsel- und Anweisungen-, Fakturen- und Quittungenspinde an der Rückwand hinter den Querpulten so anzubringen, daß sich dabei noch andere Vortheile verbinden. Die Wand wird nämlich bis zum Ofen von einem großen Repositorium so weit eingeschlossen, daß zwischen diesem und dem Ofen noch ein $2\frac{1}{2}$ Fuß breiter Raum zu einem Geldkasten übrig bleibt. Das Repositorium hat im Lichten in der Breite ungefähr 6 bis $6\frac{1}{2}$ Fuß, auch wohl mehr, da sich dieses nach der Tiefe des Zimmers richtet, und eine Höhe von 8 bis 9 Fuß, weil dieses auch wieder auf die Höhe des Zimmers ankommt, Parterre-Stuben in großen Häusern jedoch immer eine Höhe von 12 bis 14 Fuß haben, und eine Tiefe von 1 Fuß. Dieses Repositorium, welches aus festem Holze besteht, und entweder mahagonyartig gebeitzt und polirt, oder auch mit weißer oder mit schwarzer Oelfarbe angestrichen ist, welches sich nach der übrigen Zimmerdekoration ꝛc. richtet, hat folgende Eintheilung: Ungefähr 5 Fuß von der Erde ist dazwischen das 21 Zoll hohe Brief-, Wechsel- und Assignationen-, Fakturen-, Rechnungen- und Quittungenspinde angebracht, welches die Länge des Repositoriums einnimmt, und in zwei Spinden getheilt ist, von denen das erste die Briefe, nach dem Alphabete geordnet, in vier und zwanzig Fächern enthält, die so geräumig sind, daß sie alle Briefe auf ein ganzes Jahr fassen können,

und das andere enthält die Wechsel, Assignationen, Fakturen, Rechnungen und Quittungen ebenfalls in Fächern; jedoch nur die Fakturen nach dem Alphabete, jede Abtheilung der andern Papiere in einem besonderen Fache mit der Ueberschrift: Wechsel, Rechnungen, Quittungen ꝛc. Jedes dieser Spinden hat zwei Thüren zum Verschließen, und die Farbe, Beitze und Politur oder den Anstrich des Repositoriums, nur sind die Thüren oft durch Reifelungen ꝛc. verziert. Der noch übrige Raum über dem Spinde ist so abgetheilt, daß darin zur Handlungsbibliothek gehörende eingebundene Schriften aufgestellt werden können. Auf dem Repositorium stehen die mit grauer Leinwand überzogenen Kisten mit den Briefen, Wechseln, Fakturen, Rechnungen ꝛc. der jüngsten Jahre, das heißt, die Briefe, Wechsel, Fakturen ꝛc. eines jeden Jahres werden nach dem Ablaufe desselben in eine große Schiebekiste gepackt, diese mit grauer Leinwand überzogen, und darauf gesetzt: Scripturen de Anno — oder vom Jahre — mit der Handlungsfirma in den Anfangsbuchstaben durch einen Anker verschlungen. Der Kiste, die von dem jüngst verflossenen Jahre aufgestellt wird, macht die ältere Platz, die dann entweder auf dem Boden, oder in einer sehr trocknen Remise zu den übrigen schon dastehenden der früheren Jahre aufgestellt wird. Unter dem Spinde ist noch ein Bücherbrett zu kleinen Octavschriften. Dann steht darunter ein Schlafsopha, damit Einer der Handlungsbedienten zur Sicherheit des Komptoirs darauf schlafen kann. An der Wand, zwischen dem Ofen und der Thür, unter dem Merkur, steht der Zähltisch (Zahlungstisch, Geldtisch), eine große Marmorplatte mit einer Fassung oder Einfassung von hartem, gebeitzten und polirten Holze, die auf ein Paar Geldspinden ruht, die so getrennt darunter stehen, daß eine Oeffnung dazwischen bleibt, *um die Beine*, beim Sitzen und Zählen daran, hineinstecken zu können, wie bei den Spinden unter den Dop-

Die darunter befindlichen Spinden erhalten dieselbe Farbe des ganzen Pultes, mit Ausnahme der Schreibeplatte, wenn diese eine andere Farbe haben sollte, die nicht mit der Farbe des Pultes harmonirte. Dieses Alles hängt von der Wahl und dem Geschmacke des Inhabers ab, daher lassen sich hier keine Regeln für diese Farbengebung feststellen. — Da der Kaufmann bei allen seinen Handelseinrichtungen auf die Vereinigung aller Vortheile zum gemeinsamen Zwecke sieht, so ist dieses auch besonders bei der Einrichtung seines Komptoirs der Fall, mithin sucht er auch das Brief-, Wechsel- und Anweisungen-, Fakturen- und Quittungenspinde an der Rückwand hinter den Querpulten so anzubringen, daß sich dabei noch andere Vortheile verbinden. Die Wand wird nämlich bis zum Ofen von einem großen Repositorium so weit eingeschlossen, daß zwischen diesem und dem Ofen noch ein 2½ Fuß breiter Raum zu einem Geldkasten übrig bleibt. Das Repositorium hat im Lichten in der Breite ungefähr 6 bis 6½ Fuß, auch wohl mehr, da sich dieses nach der Tiefe des Zimmers richtet, und eine Höhe von 8 bis 9 Fuß, weil dieses auch wieder auf die Höhe des Zimmers ankommt, Parterre-Stuben in großen Häusern jedoch immer eine Höhe von 12 bis 14 Fuß haben, und eine Tiefe von 1 Fuß. Dieses Repositorium, welches aus festem Holze besteht, und entweder mahagonyartig gebeitzt und polirt, oder auch mit weißer oder mit schwarzer Oelfarbe angestrichen ist, welches sich nach der übrigen Zimmerdekoration ꝛc. richtet, hat folgende Eintheilung: Ungefähr 5 Fuß von der Erde ist dazwischen das 21 Zoll hohe Brief-, Wechsel- und Assignationen-, Fakturen-, Rechnungen- und Quittungenspinde angebracht, welches die Länge des Repositoriums einnimmt, und in zwei Spinden getheilt ist, von denen das erste die Briefe, nach dem Alphabete geordnet, in vier und zwanzig Fächern enthält, die so geräumig sind, daß sie alle Briefe auf ein ganzes Jahr fassen können,

ſtehen in einem Fache verſchiedene Handelsbücher; nicht fern davon, nach dem Fenſter zu, ſteht eine ungefähr 2 Fuß hohe und 3 Fuß lange Bank, in der Breite oder Tiefe des Repoſitoriums, die in der Mitte ein durchgehendes Fach oder Brett hat; worauf ein Waſchbecken, die Seife in einem Napfe und noch einige andere Geräthſchaften ſtehen, welche im Komptoire gebraucht werden. Das Handtuch hängt hinter dem Repoſitorium nach der Wand zu. Vor der Bank hängt eine gefärbte Gardine von Kattun oder anderem Zeuge, welche den Inhalt derſelben verdeckt. Der noch übrig bleibende Raum zu den Seiten der Bank ꝛc. dient Dintenflaſchen, Stöcke, Regenſchirme ꝛc. hinzuſtellen. Zur Seite des Pultes nach der Wand ſteht noch ein Stuhl. Auf dieſem Repoſitorium ſtehen ebenfalls Kiſten mit Scripturen, wie auf dem der entgegengeſetzten Seite, und wenn auf dieſem nur vier Kiſten ſtehen, ſo ſtehen auf jenem fünf, weil ſolches länger iſt. Dieſes wären alſo neun Kiſten von den neun letzten Jahren, wenn nun alſo die Kiſte des jüngſtverfloſſenen Jahres hinauf kommt, ſo wird die neunte Kiſte, von dem vorletzten Jahre zurückgezählt, fortgenommen, ſo daß die achte wieder die neunte wird, und die fortgenommene wird anderweitig placirt, wie oben, S. 278, gezeigt worden. Die Fenſterwand iſt zum Theil, außer den daran ſtoßenden Pulten, unbeſetzt, wo es angeht, wird auch nach den Winkeln oder Ecken zu, wenn die Repoſitorien ſie nicht ganz einnehmen, ein kleines Pult angebracht; kurz man benutzt jeden Raum, wie es nur angeht. Der Spiegel iſt nur unbedeutend, da die Handelsſchreibeſtube kein Toilettenzimmer iſt, und der Spiegel hier nur dient, um den Spiegelpfeiler bis zu dem Pulte herab, zu bedecken; auch hindern die Pulte daran ſich zu beſpiegeln. Vor dem Doppelpulte, woran der Prinzipal ſitzt, iſt noch ein kleiner *Tiſch nach* der Tiefe des ganzen Pultes angebracht, eigentlich *ein gleich* einem Tiſche behobeltes, an dem erhabenen

pulten und auch Seitenpulten, damit man bequem daran ſitzen kann. Die Höhe des Zähltiſches mit den Spinden von der Erde, iſt die gewöhnliche Tiſchhöhe, ſo, daß man bequem daran ſitzen und zählen, oder Geld durchſchießen kann. Da in dem Komptoire lauter Drehſeſſel oder Stühle ſind, ſo kann man den Sitz nach Gefallen erhöhen oder herablaſſen. Die Spinden, die ſich nach den übrigen Komptoirmöbeln richten, haben dieſelbe Beize und Politur, oder denſelben Anſtrich jener Möbel. In den beiden Spinden wird das eingezählte Geld in Düten oder Päckchen aufgeſtellt; auch ſteht darin der Kaſten mit den Goldſtücken, die täglich zum Wechſeln oder Umſetzen vorkommen. Das übrige Geld in Beuteln ſteht oder liegt in dem großen ſchon oben erwähnten Geldkaſten zwiſchen dem Ofen und Repoſitorium, der mit eiſernen Bändern ſtark beſchlagen, und mit grauer Oelfarbe angeſtrichen iſt. In einigen Komptoiren iſt dieſer Geldkaſten zur Sicherheit an den Fußboden des Zimmers angeſchraubt. Sowohl die Schlöſſer an den Geldſpinden, als auch dasjenige am Kaſten, ſind von vorzüglicher Arbeit, und die Riegel darin ſo eingerichtet, daß man ſie mit keinem Sperrhaken öffnen kann, als nur durch den dazu eingerichteten Schlüſſel. Zu beiden Seiten des Zähltiſches ſteht ein Stuhl. — Die andere Seitenwand des Zimmers, die dem Briefſpinden-Repoſitorium gegenüber liegt, hat ein durchlaufendes Repoſitorium, das heißt, welches vom Fenſter ab die ganze Länge der Wand nach der Tiefe des Zimmers einnimmt, und die Höhe des andern Repoſitoriums hat; es enthält auch einige beſondere Abtheilungen. Ungefähr 4½ Fuß von dem Fußboden geht erſt das Bücherrepoſitorium an. Der darunter befindliche Raum iſt ſo eingetheilt, daß beinahe am Ende der Wand ein kleines Schreibepult ſteht, an welchem von einem Handlungslehrling die Briefe kopirt werden, und welches auch zu dem ſchon oben, S. 275, angeführten Zwecke dient. Zur Seite deſſelben

ſtehen in einem Fache verſchiedene Handelsbücher; nicht fern davon, nach dem Fenſter zu, ſteht eine ungefähr 2 Fuß hohe und 3 Fuß lange Bank, in der Breite oder Tiefe des Repoſitoriums, die in der Mitte ein durchgehendes Fach oder Brett hat; worauf ein Waſchbecken, die Seife in einem Napfe und noch einige andere Geräthſchaften ſtehen, welche im Komptoire gebraucht werden. Das Handtuch hängt hinter dem Repoſitorium nach der Wand zu. Vor der Bank hängt eine gefärbte Gardine von Kattun oder anderem Zeuge, welche den Inhalt derſelben verdeckt. Der noch übrig bleibende Raum zu den Seiten der Bank ꝛc. dient Dintenflaſchen, Stöcke, Regenſchirme ꝛc. hinzuſtellen. Zur Seite des Pultes nach der Wand ſteht noch ein Stuhl. Auf dieſem Repoſitorium ſtehen ebenfalls Kiſten mit Scripturen, wie auf dem der entgegengeſetzten Seite, und wenn auf dieſem nur vier Kiſten ſtehen, ſo ſtehen auf jenem fünf, weil ſolches länger iſt. Dieſes wären alſo neun Kiſten von den neun letzten Jahren, wenn nun alſo die Kiſte des jüngſtverfloſſenen Jahres hinauf kommt, ſo wird die neunte Kiſte, von dem vorletzten Jahre zurückgezählt, fortgenommen, ſo daß die achte wieder die neunte wird, und die fortgenommene wird anderweitig placirt, wie oben, S. 278, gezeigt worden. Die Fenſterwand iſt zum Theil, außer den daran ſtoßenden Pulten, unbeſetzt, wo es angeht, wird auch nach den Winkeln oder Ecken zu, wenn die Repoſitorien ſie nicht ganz einnehmen, ein kleines Pult angebracht; kurz man benutzt jeden Raum, wie es nur angeht. Der Spiegel iſt nur unbedeutend, da die Handelsſchreibeſtube kein Toilettenzimmer iſt, und der Spiegel hier nur dient, um den Spiegelpfeiler bis zu dem Pulte herab, zu bedecken; auch hindern die Pulte daran ſich zu beſpiegeln. Vor dem Doppelpulte, woran der Prinzipal ſitzt, iſt noch ein kleiner Tiſch nach der Tiefe des ganzen Pultes angebracht, eigentlich ein gleich einem Tiſche behobeltes, an dem erhabenen

Runde ausgekehltes, 1 Fuß breites Brett, welches auf einem kleinen Doppelſpinde ruhet, in welchem Waarenproben enthalten ſind. Eben ſo dient dieſer ſchwarz angeſtrichene Tiſch, Waarenproben von Mäklern und für Mäkler oder Courtiers auf- und auszulegen. Das Doppelſpind iſt in der Mitte durch ein Brett getrennt, und hat zwei Thüren zum Verſchließen; in dem einen Spinde ſtehen Proben von Flüſſigkeiten: von Spiritus, Oelen, Firniſſen, Liqueuren, Weinen, Rum, Branntweinen ꝛc., in dem andern liegen alle trocknen Waarenproben von Kaffe, Zucker, Reis, Indigo, Cochenille, Cacao, Thee und andern Specerey-, Farben- ꝛc. Waaren. — Was nun die Innere Einrichtung betrifft, ſo iſt Manches davon ſchon bei der Beſchreibung der äußern Komptoir-Einrichtung vorgekommen. Zuerſt kommen hier die Handlungsbücher in Betrachtung, welche in den Spinden unter dem Pulte liegen oder aufbewahrt werden. Wenn der Prinzipal ſelbſt das Hauptbuch führt, ſo liegt oder ſteht dieſes in ſeinem Spinde, ſo auch das Bilanz- und das Geheimbuch; führt dagegen ein Buchhalter daſſelbe, ſo hat es dieſer unter Verſchluß, und der Prinzipal nur die beiden zuletzt angeführten Bücher. Der Buchhalter führt auch das Journal, und bildet aus dem Memoriale und Kaſſenbuche die Sätze für daſſelbe; er hat daher auch das Journal in ſeinem Spinde. Der Kaſſirer hat das Kaſſenbuch in ſeinem Verſchluß, und das Memorial liegt entweder auf einem Pulte aus, oder es ſteht neben dem Briefkopierpulte, weil in ſolches Buch ein jeder der Handlungsgehülfen das Geſchäft, was er abmacht, einträgt, es alſo die Primanotiz aller Handelsgeſchäfte enthält, und nur zum flüchtigen Eintragen derſelben dient, wie ſie vorkommen, damit nichts vergeſſen werde. Wenn Waaren durch Courtiers, als Zwiſchenhändler, gekauft werden, ſo werden die Verabfolgungsſcheine derſelben entweder auf einen an der Seite des Repoſitoriums befe-

Maaß- und Gewichtskunde; 8) Schriften über Messen und Jahrmärkte; 9) Schriften über Assekuranzen und Bodmereyen; 10) Schriften über Banken und Seehandlungen; 11) Schriften über den Wechselhandel und das Wechselrecht, und über den Staatspapierhandel; 12) Schriften über das Handelsrecht; 13) Schriften über Handelskunde; 14) Geschichte der Handlung; 15) Handels-Geographie; 16) Handlungsstatistik; 17) Handlungspolizey; 18) staatswissenschaftlichen, auf die Handlung Bezug habenden Schriften; 19) Handlungszeitungen; 20) Handelskalendern ꝛc.; 21) vermischten Schriften. Dann werden in Komptoiren auch noch die neuesten Karten von Europa und den übrigen Welttheilen, auf Pappe geklebt und lackirt, ausgehängt, so auch der Komptoirkalender und die Grundrisse der großen oder Residenzstädte der vornehmsten Europäischen Staaten. Man findet auch wohl die Grundrisse der vorzüglichsten Europäischen Handelsplätze, wenn nicht aufgehängt, doch in Pappband gebunden, vorhanden. Besteht ein Komptoir aus mehreren Stuben, so werden diese Gegenstände auf die übrigen Stuben vertheilt. In die oben aufgestellten Jahreskisten werden nicht bloß die Briefe, Wechsel, Assignationen, Fakturen, Rechnungen und Quittungen gelegt, sondern auch die Frachtbriefe, Connossemente oder Seebriefe, Courszettel, Kontrakte und alle Instrumente, welche sich auf irgend ein kaufmännisches Geschäft beziehen, so auch die Papiere über die geleisteten Staatszahlungen oder Abgaben. Andere Kleinigkeiten, die noch zu einer Handlungsschreibstube gehören, müssen hier übergangen werden, weil sie sich von selbst verstehen, wie z. B. auch eine hinlängliche Menge Post- und andere Schreibpapiere, dann Gänse- und Stahlfedern, Bleystifte, Federmesser, Radirmesser, Dintenfässer und Streusandbüchsen, Siegellack, Oblaten, Briefbeschwerer, Schleifsteine und Streichriemen, Bindfaden, Packnadeln, Packleinwand, Wachsklein-

wand ꝛc. ꝛc. So ſind auch die Einrichtungen in manchen Komptoirſtuben dahin verſchieden, daß man beſondere Brief- ꝛc. Spinden hat, welche die Größe eines Schreibſpindes haben, aber ohne alle Verzierung, jedoch gebeitzt und polirt oder angeſtrichen. Sie ſind in der Mitte durch ein Brett geſchieden, und haben zwei Thüren. Hier ſind gleichfalls die Briefe nach dem Alphabete in Fächern geordnet, und ſo auch die andern oben ſchon erwähnten Schriften. Dieſe Spinden werden an den Wänden da aufgeſtellt, wo kein Repoſitorium oder Regal iſt. In der Hauptſache kommen aber alle Handlungsſchreibeſtuben oder Komptoire überein, wenn auch dieſes oder jenes darin fehlen ſollte, weil dieſes von dem Beſitzer oder den Beſitzern der Handlung abhängt.

Stube (Konzert-), Konzertzimmer, in den Wohnungen der Vornehmen und Reichen ein Zimmer, welches zu kleinen Konzerten beſtimmt iſt, die von dem Beſitzer veranſtaltet werden; auch zu Quartets, Quintets ꝛc. Dieſes Zimmer iſt zwar einfach, aber doch geſchmackvoll, auch wohl prachtvoll dekorirt, welches auf den Beſitzer ankommt. Von Möbeln ſind, außer Tiſchen, Stühlen, einem Sopha, einem großen Spiegel, einer Spiegelkommode zum Aufbewahren der Noten, auch wohl einem eigends dazu verfertigten Spinde mit Fächern, worein die Muſikſtücke nach den Namen der Komponiſten gelegt werden, damit man ſie gleich finden kann, weiter keine, als die Notenpulte von gutem Holze, gebeitzt und polirt. Die Wand iſt mit eingerahmten ſchönen Gemälden und Kupferſtichen geziert, und auf mehreren Konſolen findet man die Büſten berühmter Komponiſten aufgeſtellt. Daß ein ſolches Zimmer zu den größten der Wohnung gehören muß, braucht hier wohl kaum erinnert zu werden; daher wählt man auch hier gern eine große Eckſtube, wenn das Haus oder der Pallaſt entweder frei liegen, oder doch in einer Straße eine

Ecke bilden ſollte, mit vier Fenſtern. Die Gardinen, nach der Grundfarbe des Zimmers in der Farbe gewählt, findet man hier in Seide. Von dieſen Zimmern ſind die Konzertſäle verſchieden. S. auch Th. 129, S. 194.

Stube (Kranken-), ſ. Th. 47, S. 591 u. f.

— (Küchen-), ſ. Th. 54, S. 301.

— (Laden-), eine Stube neben dem Laden eines Kaufmannes, Eiſenhändlers, Tabakshändlers, Deſtillateurs ꝛc., worin die Thür, welche nach dem Laden geht, mit einer Scheibe oder einem Fenſter verſehen iſt, welches mit einer Gardine von innen bedeckt wird, oft auch keine Gardine hat, um nach den Laden, wenn Jemand kommt, ſehen zu können, beſonders im Winter. Die Ladenthüren haben gewöhnlich oben eine Klingel, ſo daß dieſe beim Oeffnen der Thür anſchlägt, wodurch die in der Ladenſtube befindlichen Handelsgehülfen von jedem eintretenden Käufer benachrichtiget werden. Die Ladenſtube dient im Winter beim Materialiſten, Tabakshändler ꝛc. zum Kleben der Düten, zur Aufbewahrung derjenigen Flüſſigkeiten, welche leicht einfrieren; auch gebraucht ſie der Inhaber der Handlung zu ſeiner Schreibeſtube, dieſerhalb kann ſie etwas groß ſeyn, wenigſtens von zwei Fenſtern. Das Schreibelokal iſt dann am Fenſter durch ein Gitter abgeſchloſſen, und der übrige Raum bleibt zu dem ſchon erwähnten Zwecke. Man findet ſie zum öfteren nur mit einem Fenſter; wenn dann noch ein Schreibepult zur Seite des Fenſters angebracht wird, ſo beengt ſich der Raum der Stube in einem ſolchen Grade, daß die übrigen Arbeiten darin nicht gut im Winter verrichtet werden können, und noch beſonders, wenn viele flüſſige Waaren hineingebracht werden müſſen. Eine Ladenſtube iſt bei jedem öffentlichen Handelsgeſchäfte, in welchem Waaren in einem ungeheitzten *oder vielmehr* nicht heitzbaren Laden feil geboten werden, *ſchon* darum einzurichten, damit die Handlungsge-

hülfen im Winter bei strenger Kälte sich abwechselnd darin aufhalten können, um sich zu erwärmen, und dann auch im Winter und Sommer darin zu essen, damit keine Trennung beim Essen Statt findet, und die Gehülfen, beim Eintreten der Käufer, durch die Klingel benachrichtiget, abwechselnd herausgehen können. Auch dienen die Ladenstuben dazu, daß sich Käufer, die viele Waaren nehmen, und sich solche nach einer Aufzeichnung oder einem Verzeichnisse abwiegen oder einpacken lassen, so lange in dieser Stube aufhalten können, bis die Waaren abgewogen, abgezählt oder gemessen und eingepackt, und ihnen die Rechnung geschrieben worden. Kurz man wird aus dem Angeführten gewahren, daß eine Ladenstube nicht unwichtig für den Kaufmann ist. Die Dekoration und Möblirung einer solchen Stube erfordert die größte Einfachheit, wie sich schon aus dem mannigfaltigen Gebrauche, den man von derselben macht, ergiebt. Ein etwas langer, vierfüßiger Tisch, der durch Schieber noch verlängert werden kann, mehrere Stühle, auch, wenn es angeht, ein Sopha zum allgemeinen Gebrauche, und ein Spinde, um Waaren ꝛc. hineinzusetzen, wären die Hauptmöbel, und die Dekoration kann in einer ganz einfachen Wandmalerey oder vielmehr in einem Wandanstriche, mit einer Bordüre, einer Rosette als Deckenstück, ein paar eingerahmten Kupferstichen, einer Gypsfigur auf dem Ofen, kurzen Gardinen ꝛc. bestehen.

Stube (Land-), s. Th. 63.

— (Lausch-), s. Stube (Horch-).

— (Lehen-), s. Lehen-Hof, Th. 69, S. 646.

— (Lehr-), s. Lehr-Saal, Th. 76, S. 364.

— (Lese-), Lesekabinett, ein öffentliches Zimmer, welches der Lektüre gewidmet ist. Lesestuben oder Zimmer sind Einrichtungen der neuesten Zeit in großen Städten, und entsprechen der vorgerückten mehr allgemeinen Bildung der jetzigen Zeit. Sie sind von Paris

ausgegangen, wo man dergleichen Zimmer auf Kaffeehäusern ꝛc. eingerichtet findet, um mit dem geistigen Genusse zugleich den körperlichen zu verbinden, oder um geistig und körperlich zu genießen. Daß bei einem solchen Zimmer zugleich auf eine gewisse äußere Eleganz gesehen werden muß, ist wohl eine natürliche Bedingung, welche der Inhaber des Lesezimmers sich selbst stellen kann, da er nicht bloß auf Leute oder Besucher rechnen darf, die von der Literatur Profession machen; denen also auch die Umgebungen oft sehr gleichgültig sind, sondern auf Gebildete aus allen Klassen oder Ständen, die entweder die politischen Zeitschriften, oder die schönwissenschaftlichen anziehen, und die um so doppelt genießen, wenn sie sich durch eine freundliche Dekoration und geschmackvolle Möblirung behaglich angezogen und festgehalten fühlen. Die Aufgabe ist daher nicht sowohl in der Auswahl der Zeitschriften bei der großen Menge schwierig, sondern auch in der Einrichtung des Lokals, um hierin wirklich Geschmack zu entfalten, der auf den Leser wirkt. Das Lesezimmer muß sehr geräumig seyn, ein gutes Licht haben, und wo möglich gegen Morgen liegen. Die Wände können mit einer geschmackvollen Wandmalerey geziert oder mit schönen Tapeten überzogen seyn, wozu man ein gutes Deckenstück wählen muß. Rings herum an den Wänden kann man Paneele anbringen, welche die Wände vor dem Anstoßen mit den Stühlen schützen. Gute Gemälde und Kupferstiche in vergoldeten Rahmen müssen die Hauptwände zieren, eben so eine Stutzuhr auf einer Konsole, auch wohl ein Paar Büsten von Dichtern, z. B. Göthe und Schiller, im kleinern Maaßstabe, gleichfalls auf Konsolen. Zwei nach der Farbe des Zimmers überzogene geschmackvolle Sopha stehen an den zwei Hauptwänden des Zimmers, das heißt, die hier den größten Raum, Möbel zu placiren übrig lassen, und vor jedem Sopha ein großer runder gebeitzter und polirter Tisch nach der neuesten

Façon, die mit grünem Tuche überdeckt sind, und worauf die politischen Zeitungen, Flugschriften, ꝛc. ausgelegt sind. Um jeden Tisch stehen auch noch einige Stühle für Leser. Kleinere eckige, auf vier Füßen ruhende, gleichfalls gebeitzte und polirte Tische, füllen nun noch den übrigen Raum an den Wänden so aus, daß zu jeder Seite ein Stuhl aufgestellt werden kann. Auch diese Tische werden mit Zeitschriften ꝛc. belegt; selbst unter dem Spiegel, am Spiegelpfeiler, steht ein gleicher Tisch zu diesem Zwecke. Die vierfüßigen Tische sind bis zur Mitte der Füße, noch mit einem gebeitzten und polirten Brette versehen, worauf die Hüte ꝛc. gestellt oder gelegt werden können; und in den Ecken der Zimmer sind gleichfalls kleine zweifüßige Ecktische zu ähnlichem Zwecke angebracht. Die feinen weißen Gardinen werden so aufgesteckt, daß sie dem einfallenden Lichte keinen Eintrag thun. Neben dieser Lesestube ist nun noch ein kleines Kabinett von einem Fenster abgeschlagen, welches nur einfach dekorirt ist, und an den Wänden Regale hat, worauf die Zeitungen, Zeitschriften, Journale ꝛc. liegen, auch die nöthigen Lexicon stehen, die als Hülfsmittel bei der Lektüre gebraucht werden, und die der im Zimmer befindliche Ordner der Zeitschriften auf Verlangen sogleich herbeibringt. Am Abende wird jeder Tisch durch eine Astral- oder Sineumbra-Lampe erhellt, so daß sich ein angenehmes Licht über jeden Tisch verbreitet; auch verbreitet in der Mitte des Zimmers noch eine von der Decke herabhangende Alabasterlampe ihr magisches Licht. Da die Lesezimmer eigentlich nur der Lektüre gewidmet sind, so darf darin nicht laut gesprochen, kein Tabak geraucht, und keine geistigen Getränke gereicht werden, wohl aber Kaffee, Thee, Chocolade mit einem leichten Imbiß. Die meisten dieser Zimmer sind, z. B. in Berlin, mit Konditoreyen verbunden, die größtentheils von Schweizer Konditoren *gehalten werden.* Hier findet man die Lesezimmer oft

ſehr geſchmackvoll dekorirt und möblirt, die Tiſche mit Marmorplatten, um ſie ſchneller und beſſer reinigen zu können. Bei den Vornehmſten dieſer Konditoren findet man eine Fluth von politiſchen Zeitungen, Journalen und Flugſchriften ausgelegt; darunter die geleſenſten Engliſchen und Franzöſiſchen Zeitungen, ſo auch von den Deutſchen Zeitungen ꝛc., und die geleſenſten äſthetiſchen Blätter aller Schattirungen. Da man nun hier Alles haben kann, was auch den Geſchmack, in Beziehung auf den Körper, reizt, alle warmen Getränke und das dazu nöthige Gebäckniß, ſo werden dieſe Leſezimmer auch ſehr beſucht. Dann giebt es Leſezimmer, die von Buchhändlern und Literaten eingerichtet worden, und wobei man zugleich eine Anſicht der neueſten Literatur durch die vorgelegten Schriften erhält. Dieſe Zimmer ſind die zweckmäßigſten für Literaten, überhaupt für Gelehrte und Schriftſteller, die mit der Zeit fortſchreiten, und ſich mit der neueſten Literatur in den verſchiedenen Fächern des Wiſſens bekannt machen wollen. Auch dieſe Stuben oder Zimmern ſind einfach, aber dem Zwecke gemäß dekorirt und möblirt. Mit Einigen derſelben ſind noch Unterhaltungsſtuben oder Zimmer, Genußſtuben, worin Getränke gereicht werden und Tabak geraucht wird, verbunden. Auch auf Kaffeehäuſern findet man in einem dazu beſtimmten Zimmer Zeitungen und Journale ausgelegt, jedoch nur in ſehr geringer Menge, und dann iſt dieſes Zimmer auch zugleich dem Genuſſe gewidmet, man kannengießert darin, raucht Tabak, und trinkt ſein Glas Bier ꝛc. Es ſind daher nur Miniatur-Nachahmungen der eigentlichen Leſezimmer, die Alles zu vereinigen ſuchen, jedoch ohne Aufwand.

Stube (Mädchen-), Mägdeſtube, eine Stube, worin das Geſinde weiblichen Geſchlechts in der Zeit ſeiner Erholung zubringt und auch ſchläft. Dieſe Stuben ſind nach dem Hofe hinaus oder in den Gebäuden auf dem Hofe. Sie haben einen einfachen Wandan-

ſtrich, und als Möbel einen Tiſch, ein Paar Stühle oder Bänke, je nach dem Stande der Herrſchaft, einen Spiegel, eine hölzerne Stubenuhr, ein Spinde, um darin ihr Zeug aufzuhängen, oder dieſe Bewahrung des Zeuges beſchränkt ſich auf ihren Koffer oder ihre Kommode ꝛc. ꝛc.

Stube (Mägde-), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Melde-), ſ. Stube (Anmelde-).

— (mittlere), nicht Stuben, die in der Mitte der Wohnung liegen, ſondern die das Mittel zwiſchen großen und kleinen Wohnzimmern halten.

— (möblirte), möblirtes Zimmer, Stuben, welche mit Möbeln ausgeſtattet ſind, und monatlich vermiethet werden. In großen Städten ein ſehr lukratives Geſchäft, weil es daſelbſt viele junge Büreaubeamte, und wenn daſelbſt eine Univerſität iſt, auch andere Inſtitute, worauf junge Leute ſtudieren, auch viele Studenten und Künſtler giebt, die ſolcher Stuben mit Aufwartung bedürfen. Auch werden möblirte Stuben an junge Damen vermiethet. Nach dem Stande der Miether richtet ſich auch die Möblirung der Stuben, elegant oder minder elegant, und darnach auch der monatliche Zins. Daß ein möblirtes Zimmer ſo ausgeſtattet ſeyn muß, daß es alle Bequemlichkeiten darbietet, braucht kaum angeführt zu werden. Das Reiche oder Geſchmackvolle in der Ausſtattung der Möbel, richtet ſich jedoch nach dem Miether der Stube, nach deſſen Geſchäft und Geldbeutel; daher findet man die Stuben elegant und minder elegant in der Dekoration und in den Möbeln ausgeſtattet.

— (Neben-), Nebenzimmer, eine Stube, welche an eine andere grenzt, alſo nicht iſolirt oder abgeſchloſſen am Ende der Wohnung oder eines Gebäudes liegt. Auch pflegt man ein kleines Zimmer, welches neben einem großen liegt, und dem großen gleichſam zur Unterſtützung dient, Nebenſtube zu nennen.

Stube (Obedienz-), ſ. unter Gefängniß, Th. 16, S. 587.

— (Offizier-), in den öffentlichen Wachhäuſern in den Städten, eine Stube, worin der wachhabende Offizier, der die Wache unter Befehl hat, die Wachzeit über verweilt, ſie gleichſam bewohnt, wenn auch nur von einem Mittage bis zum andern, wo dann wieder ein Anderer an ſeine Stelle tritt. Die Offizierſtube iſt nur einfach, ſoldatenmäßig, eingerichtet. Bei der einfachſten Dekoration macht eine Feldbettſtelle mit einer Matratze oder ein Sopha, ein Tiſch, ein Paar Stühle, ein Spiegel und ein Riegel, worauf der Mantel ꝛc. gehängt werden kann, die ganze Möblirung aus. Man findet die Offizierſtuben nur bei großen Wachhäuſern, in kleineren, wo ein Unteroffizier mit der Wache aufzieht, bleibt dieſer mit der aufziehenden Mannſchaft in der allgemeinen Wachſtube.

— (Parole-), Parolezimmer, auch wohl wegen der Größe Paroleſaal, in dem Schloſſe oder Pallaſte des Landesfürſten, eine große Stube im Untergeſchoß oder dem unterſten Stockwerke, worin bei ſchlechtem Wetter im Sommer, und dann im Winter des Mittags von dem Fürſten die Parole oder das Wort, die Loſung (ſ. Th. 107, S. 644), ausgegeben wird, welches der aufgezogenen Wache ſo lange verbleibt, bis die neue aufzieht, alſo von einem Vormittage bis zum andern. Da die Wachparade in einer großen Reſidenz immer ſehr glänzend iſt, ſo verſammelt ſich auch immer beim Austheilen der Parole ein ſehr glänzender Kreis von Offizieren ꝛc.

— (Paſſagier-), Paſſagierzimmer, diejenige Stube in einem Poſthauſe, worin die Paſſagiere entweder ſich verſammeln beim Abgange der Poſt, oder beim Ankommen derſelben darin abſteigen; eben ſo auf den Bahnhöfen der Eiſenbahnen, und in den Wirthshäuſern

der Perſonenwagen, welche nach gewiſſen Gegenden hin fahren.

Stube (Parterre-), Parterrezimmer, eine Stube, welche im unterſten Stockwerke, dem Parterre, liegt, zum Unterſchiede von den eigentlichen Etagenſtuben, welche im zweiten und dritten Stockwerke liegen. Die Parterreſtuben haben das Unangenehme, daß ſie am meiſten der Näſſe ausgeſetzt ſind, und es alſo darin am meiſten ſtockt; es iſt daher ſehr zu empfehlen, die Fenſter bei ſchönem Wetter täglich mehrere Stunden zu öffnen, damit die Luft durchziehen kann. Wie man dieſe Zimmer noch weiter gegen den Stock ſichert, ſ. unter Stokkung, Th. 174, S. 428 u. f.

— (Pfands-), Hypothekenſtube, in großen Städten eine beſondere Stube auf dem Rathhauſe, worin alle Unterpfands- oder hypothekariſchen Angelegenheiten, welche die Stadt angehen, abgemacht werden, und worin auch die Hypothekenbücher aufgeſtellt worden. Da in großen Städten, Reſidenzſtädten, das Hypothekenweſen ſehr anſehnlich iſt, ſo hat man mehrere Stuben oder Zimmer dazu, und auch mehrere Beamte, welche den verſchiedenen Zweigen dieſes Geſchäftskreiſes vorſtehen, wie dem Archive, der Kanzelley ꝛc. Die Hypotheken-Sachen ſelbſt werden gewöhnlich beim Plenum bearbeitet. S. auch den Art. Hypothek, Th. 27. — In kleinen Städten ꝛc. dient die Gerichtsſtube auch zugleich zu den Hypotheken-Angelegenheiten, in welcher auch die Hypothekenbücher aufgeſtellt ſind.

— (Plätt-), in großen Wohnungen oder vielmehr in großen Haushaltungen eine abgeſonderte Stube auf dem Hofe hinaus im Vordergebäude, oder in einem Seitengebäude, worin die getrocknete Wäſche, nachdem ſie gerollt oder gemangelt worden, geplättet, und dann in das in dieſem Zimmer befindliche Weißzeugſpinde gelegt wird. Eine Plättſtube muß mit Allem verſehen ſeyn, was zu dem Plätten gehört, alſo mit vollſtändigen oder

completen Plättapparaten, als Plätteiſen mit den dazu gehörenden Bolzen u. Unterſetzern, Plättbrettern, Strumpfbrettern (Formen), Plätttüchern, Feuerhaken zum Aufnehmen der Bolzen ꝛc., auch werden darin die Rolltücher verwahrt, ſo wie Alles, was auf die Wäſche Bezug hat, alſo auch die Leinen, Klammern, Waſchkörbe ꝛc. Das Zimmer hat zwei Fenſter, und einen ſehr guten Zugofen, worin das Feuer zur Erhitzung der Bolzen unterhalten wird. Da dieſe Stube auch den Zweck hat, die ſchwarze Wäſche in die dazu beſtimmte große Kiſte von 3 Fuß Höhe, und über 3 Fuß Länge und 2 Fuß Breite zu legen, welche mit ihrem Deckel verſchloſſen werden kann; dann vor dem Waſchen ſie in der Stube zu ſortiren, um die feine Wäſche von der ordinairen zu trennen, damit jede beſonders gewaſchen werden kann, und nach dem Waſchen und Trocknen ſie wieder aufzunehmen, zu legen, die Rollwäſche von der Plättwäſche ſogleich zu trennen, und wenn die Erſtere gerollt worden, ſie wieder daſelbſt in Empfang zu nehmen, die Wäſche dann zu plätten, und nach dem Plätten ſie in das auf der Stube ſtehende Weißzeugſpinde zu legen, ſo hat ſie auch weiter keine Dekoration und Möblirung nöthig, als nur einen großen hölzernen auf vier Füßen ruhenden Tiſch, ohne Beitze, Politur oder Anſtrich, bloß mit einer ſehr ebenen, glatten Platte, ein Paar Stühle, eine Bank von 5 Fuß Länge und 15 Zoll Breite, um die Wäſche beim Plätten, wenn ſie zuſammengelegt worden, darauf zu legen, damit ſie von da ab ſogleich, nachdem die Stücke gezählt und aufgeſchrieben worden, in das Spinde gelegt werden kann, und immer wieder Platz bleibt, andere Stücke darauf zu legen, einen kleinen Spiegel, und dann das ſchon oben erwähnte Weißzeugſpinde, und den Kaſten zur ſchwarzen Wäſche, welche die Hauptwand einnehmen. Das Weißzeugſpinde kann mit guter weißer Oelfarbe angeſtrichen ſeyn, eben ſo der Schwarzzeugkaſten, um dadurch auch dieſer Stube etwas Freund-

liches zu geben. Die Stühle, gewöhnliche Rohrstühle, können gleichfalls einen weißen Oelfarben-Anstrich erhalten, nur der Tisch und die Bank bleiben natürlich, ohne Anstrich ꝛc., weil die durchdringende Hitze des Eisens beim Plätten leicht eine schlechte Oelfarbe der Tischplatte lösen könnte, so daß die Plättdecke daran kleben bliebe, und bei der Bank, wenn man gleich ein Rolltuch darüber breitet, könnte beim Auflegen der warmen Wäsche leicht ein Gleiches geschehen; indessen kann man die Füße und das Uebrige, außer den Platten, bei beiden mit weißer Oelfarbe anstreichen. Die übrigen oben angeführten zur Wäsche gehörigen Geräthschaften werden da placirt, wo es angeht. Aus dem Weißzeugspinde wird immer so viel Wäsche für die Familie herausgenommen, als auf eine Woche oder vierzehn Tage ausreicht. Diese wird dann in die Kommodenkasten der Wohnzimmer placirt, und mit Lavendel und andern wohlriechenden Ingredienzien überschüttet, damit sie diesen Geruch annimmt, und dagegen den Seifen- oder Waschgeruch verliert. Die ausgezogene schwarze Wäsche wird nun so lange in einen verdeckten Korb in einer Hinterstube geworfen, bis man wieder nach der Plättstube geht, um weiße Wäsche zu holen, wo sie dann mitgenommen und in den schon oben erwähnten Kasten geworfen wird. Dieses ist jedoch nur der Fall, wenn die Plättstube entfernt von den Wohnstuben liegen sollte, wie man dieses in großen Wohnungen oft findet, wo sie im Seitengebäude ganz am Ende liegt, oft eine Treppe höher oder tiefer, als die Wohnung, sonst kann die schwarze Wäsche auch jedesmal gleich nach dem Ausziehen dahin gebracht werden; da dieses aber immer im Beiseyn von Einem aus der Familie geschehen muß, da der Kasten verschloffen ist, und auch die Stube durch ein festes Schloß gut verwahrt wird, so macht es Umstä auch ist nicht immer in einer großen Wirthschaft dazu, und so scheint diese Einrichtung wohl gerech

completen Plättapparaten, als Plätteiſen mit den dazu gehörenden Bolzen u. Unterſetzern, Plättbrettern, Strumpfbrettern (Foemen), Plätttüchern, Feuerhaken zum Aufnehmen der Bolzen ꝛc., auch werden darin die Rolltücher verwahrt, ſo wie Alles, was auf die Wäſche Bezug hat, alſo auch die Leinen, Klammern, Waſchkörbe ꝛc. Das Zimmer hat zwei Fenſter, und einen ſehr guten Zugofen, worin das Feuer zur Erhitzung der Bolzen unterhalten wird. Da dieſe Stube auch den Zweck hat, die ſchwarze Wäſche in die dazu beſtimmte große Kiſte von 3 Fuß Höhe, und über 3 Fuß Länge und 2 Fuß Breite zu legen, welche mit ihrem Deckel verſchloſſen werden kann; dann vor dem Waſchen ſie in der Stube zu ſortiren, um die feine Wäſche von der ordinairen zu trennen, damit jede beſonders gewaſchen werden kann, und nach dem Waſchen und Trocknen ſie wieder aufzunehmen, zu legen, die Rollwäſche von der Plättwäſche ſogleich zu trennen, und wenn die Erſtere gerollt worden, ſie wieder daſelbſt in Empfang zu nehmen, die Wäſche dann zu plätten, und nach dem Plätten ſie in das auf der Stube ſtehende Weißzeugſpinde zu legen, ſo hat ſie auch weiter keine Dekoration und Möblirung nöthig, als nur einen großen hölzernen auf vier Füßen ruhenden Tiſch, ohne Beitze, Politur oder Anſtrich, bloß mit einer ſehr ebenen, glatten Platte, ein Paar Stühle, eine Bank von 5 Fuß Länge und 15 Zoll Breite, um die Wäſche beim Plätten, wenn ſie zuſammengelegt worden, darauf zu legen, damit ſie von da ab ſogleich, nachdem die Stücke gezählt und aufgeſchrieben worden, in das Spinde gelegt werden kann, und immer wieder Platz bleibt, andere Stücke darauf zu legen, einen kleinen Spiegel, und dann das ſchon oben erwähnte Weißzeugſpinde, und den Kaſten zur ſchwarzen Wäſche, welche die Hauptwand einnehmen. Das Weißzeugſpinde kann mit guter *weißer Oelfarbe* angeſtrichen ſeyn, eben ſo der *Schwarzzeugkaſten*, um dadurch auch dieſer Stube etwas Freund-

liches zu geben. Die Stühle, gewöhnliche Rohrstühle, können gleichfalls einen weißen Oelfarben-Anstrich erhalten, nur der Tisch und die Bank bleiben natürlich, ohne Anstrich ꝛc., weil die durchdringende Hitze des Eisens beim Plätten leicht eine schlechte Oelfarbe der Tischplatte lösen könnte, so daß die Plättdecke daran kleben bliebe, und bei der Bank, wenn man gleich ein Rolltuch darüber breitet, könnte beim Auflegen der warmen Wäsche leicht ein Gleiches geschehen; indessen kann man die Füße und das Uebrige, außer den Platten, bei beiden mit weißer Oelfarbe anstreichen. Die übrigen oben angeführten zur Wäsche gehörigen Geräthschaften werden da placirt, wo es angeht. Aus dem Weißzeugspinde wird immer so viel Wäsche für die Familie herausgenommen, als auf eine Woche oder vierzehn Tage ausreicht. Diese wird dann in die Kommodenkasten der Wohnzimmer placirt, und mit Lavendel und andern wohlriechenden Ingredienzien überschüttet, damit sie diesen Geruch annimmt, und dagegen den Seifen- oder Waschgeruch verliert. Die ausgezogene schwarze Wäsche wird nun so lange in einen verdeckten Korb in einer Hinterstube geworfen, bis man wieder nach der Plättstube geht, um weiße Wäsche zu holen, wo sie dann mitgenommen und in den schon oben erwähnten Kasten geworfen wird. Dieses ist jedoch nur der Fall, wenn die Plättstube entfernt von den Wohnstuben liegen sollte, wie man dieses in großen Wohnungen oft findet, wo sie im Seitengebäude ganz am Ende liegt, oft eine Treppe höher oder tiefer, als die Wohnung, sonst kann die schwarze Wäsche auch jedesmal gleich nach dem Ausziehen dahin gebracht werden; da dieses aber immer im Beiseyn von Einem aus der Familie geschehen muß, da der Kasten verschlossen ist, und auch die Stube durch ein festes Schloß gut verwahrt wird, so macht es Umstände; auch ist nicht immer in einer großen Wirthschaft Zeit *dazu, und so scheint* diese Einrichtung wohl gerechtfertigt

get. In großen Haushaltungen wird vierteljährig oder halbjährig eine große Wäſche veranſtaltet, mithin ſammelt ſich viel auf, und deshalb iſt eine Plättſtube, die Alles enthält, was zur Wäſche gehört, ſehr vortheilhaft für die Hausfrau, indem hier Alles ganz iſolirt von den Wohnzimmern, ohne Störung, abgemacht werden kann; denn, wie bekannt, macht die Wäſche einer Hausfrau, ſo wie der ganzen Familie, viel zu ſchaffen.

Stube (Polizey-), eine Stube in einer Vogtey, einem Polizeybüreau, worin wegen kleiner Ordnungsvergehen die angezeigten Schuldigen vernommen, und auch die Strafgelder erlegt werden. Daher die Redensart: auf die Polizeyſtube citirt oder gefordert werden, auf die Polizeyſtube gehen ꝛc. Die Einrichtung einer ſolchen Stube iſt, wie bei jedem Vernehmzimmer in Rathhäuſern, Gerichten ꝛc.

— (Portier-), in einem Pallaſte, Regierungsgebäude, auch in einem anſehnlichen Privatgebäude, wo den Tag über die Eingangsthür, Hausthür oder der Thorweg verſchloſſen iſt, eine Stube, dicht am Thorwege, die der Portier oder Thürwärter bewohnt. Dieſe Stube hat gewöhnlich nur ein Fenſter; dann ein kleines Schiebefenſter nach der Flur, auch geht von derſelben ein ſtarker Draht nach dem Drücker an der Hausthür, um ſolchen von ſeiner Stube aus zu öffnen, wenn die Hausklingel gezogen wird. Das Schiebefenſter dient ihm, um zu ſehen, wer einpaſſirt; ſind es Bekannte, die ins Haus gehören oder darin zu thun haben, ſo läßt er ſie paſſiren, wo nicht, ſo erkundiget er ſich durch das Fenſter, zu wem ſie wollen, und giebt ihnen Beſcheid. Die Portierſtube iſt nur ganz einfach dekorirt und möblirt, nur mit dem nothwendigſten Hausgeräth verſehen, auch ſteht darin ein Bett für den Portier, weil er auch in der Nacht, wenn etwas vorfällt, ſein Amt verwalten muß; dieſerhalb brennt auch in ſeiner Stube eine Nachtlampe. Es giebt auch zweifenſtrige Zimmer oder Stuben zu

dieſem Zwecke, wenn das Gebäude nicht gleich anfangs eine ſolche Einrichtung erhalten hat, die dann auch gleich, wenn der Portier verheirathet iſt, zur Familien-Wohnſtube dient.

Stube (Poſt-), wird gewöhnlich das Zimmer genannt, in welches die Paſſagiere treten, wenn ſie mit der Poſt ankommen, und dann im Orte bleiben oder wieder mit derſelben weiter reiſen wollen; ſ. auch **Stube (Paſſagier-)**; dann auch auf Poſtämtern und Poſthaltereyen die Expeditionsſtube.

— **(Putz-)**, **Putzzimmer**, in jeder etwas anſehnlichen Wohnung, ein Zimmer, welches mit den elegantesten Möbeln und andern Hausgeräthen beſetzt, und auch eben ſo vorzüglich dekorirt iſt. Man wählt hierzu unter mehreren Zimmern in großen Wohnungen dasjenige aus, welches ſo liegt, daß man es nicht als Durchgang zu andern Zimmern oft zu berühren braucht, wodurch der Staub aufgejagt werden und ſich auf die Möbel ꝛc. ſetzen könnte. In ein ſolches Zimmer, wenn es ein ſchönes Quadrat mit zwei Fenſtern bildet, oder doch eine gute Form hat, da man die Zimmer ſelten in Quadrat, ſondern immer mehr lang, als tief findet, bringt man nun die neueſten Möbel, die man dazu auserſehen, in Mahagony- oder auch in einem andern ſchön gebeitzten und polirten Holze, und ſtellt ſie ſo geſchmackvoll als möglich auf, wie es die Thür und der Ofen geſtatten, weil die hierbei auch berückſichtiget werden müſſen, nicht die Fenſterwand, die ihre Beſtimmung in Möblirung und Dekoration in allen Zimmern behält, wenn auch hin und wieder wegen eines großen Trümeau die Spiegelkommode wegfällt. Ueberladen darf ein ſolches Zimmer nicht ſeyn, weil dieſes den Eindruck auf den Eintretenden ſchwächen würde, aber auch wieder nicht zu leer, weil dieſes nicht befriedigen und den Anſprüchen auf ein Putzzimmer entgegen ſeyn würde. Wählt man Tapeten *zur Wanddekoration*, ſo laſſe man die Wandfelder

von einer Farbe, und ſetze darüber eine ſehr geſchmackvolle Bordüre; eben ſo auch eine kleine Einfaſſung um die Felder, eine Kante. Ein ſchönes Mineralblau (Kornblumenblau) oder ein nicht zu lichtes Pariſergrün ſind wohl diejenigen Farben, die den beſten Effekt auf jeden Eintretenden machen. Zur erſten Farbe paſſen Gemälde und Kupferſtiche mit goldenen Rahmen, und Marmor-, Alabaſter- oder Gypsbüſten ſehr gut, weil das Blau Gold und Weiß hebt, und auf Grün wieder Kupferſtiche in Mahagonyrahmen mit goldenen Roſetten an den vier Ecken verziehrt, auch in ſchwarzen Rahmen mit goldenen Leiſten eingefaßt, und bei den Rahmen der Gemälde ein dunkleres, polirtes Gold. Daß ſie ſymmetriſch aufgehängt werden müſſen, um eine gute Wirkung hervorzubringen, iſt ſchon oben, unter Stube, erwähnt worden. Schreibeſekretair, Servante, mit ſchönen Taſſen und Gläſern beſetzt, Fortepiano, Sopha, Tiſch und ſechs Stühle ſucht man nun ſo ſymmetriſch zu ſtellen, daß ſie zwiſchen ſich an der Wand Raum laſſen, und der runde Tiſch kommt auf einen Teppich vor dem Sopha zu ſtehen, daneben eine Fußbank mit demſelben Ueberzuge des Sophas, welchen man nach der Farbe des Zimmers wählt, oder zu Grün auch ein ſchönes Gelb. Weiße Gardinen verfinſtern nicht die Zimmer, wie die farbigen ſeidenen, und laſſen ſich wegen des dünnen Zeuges ſehr gut in alle Formen bringen, daher wählt man ſie lieber, indem man ſie noch mit farbigen Franzen ꝛc. verzieren kann. Wenn der Trümeau nicht bis auf die Erde herabreicht, welches in hohen Zimmern, beſonders in dem erſten und zweiten Stockwerke eines Hauſes, ſelten der Fall iſt, ſo läßt er noch Raum zu einer ſchönen Spiegelkommode mit zwei Kaſten, und man möchte wohl annehmen, daß ſich dieſes ſchöner ausnimmt, als wenn der Spiegel bis zur Erde herabgeht, und dann mit einigen Stufen verſehen iſt, die mit Blumentöpfen ꝛc. verziert worden, weil hier ein leerer Raum

vor dem Spiegel bleibt, der ſich darum nicht gut ausnimmt, weil die Fenſterwand ziemlich unbeſetzt iſt; denn nur wo die Fenſter hoch hinaufgehen, und viel Raum zwiſchen ihnen und dem Fußboden bleibt, bringt man Fußbänke an, ſonſt nicht, da die darauf geſetzten Stühle mit dem Fenſterbrette beinahe parallel laufen, und der darauf Sitzende ſich am Fenſter ſchlecht ausnehmen würde. Eine Stutzuhr bringt man auf einer Konſole ſo an der Wand zwiſchen Gemälden oder Kupferſtichen an, wie es ſich thun laſſen will, ohne die Symmetrie zu ſtören, und einige Gyps- ꝛc. Büſten vertheilt man ſo, daß ſie auf den Sekretair, den Ofen, auch wohl auf einen Ecktiſch an der Wand zu ſtehen kommen. Wenn die Stube tapezirt wird, ſo bringt man ein Paneel unten herum an, von 1½ bis 2 Fuß Höhe, ſonſt läßt man auch den Fuß mit Farbe ſtreichen, und nagelt rund herum eine Leiſte an den Fußboden, um beim Setzen der Stühle an die Wand, ſolche nicht zu beſchädigen, welches man auch thut, wenn die Wand mit Leimfarbe geſtrichen und gemalt worden. Das Deckenſtück wird immer mit Farben ausgeführt, ſey die Stube tapezirt, oder nicht. Die Dielen müſſen in einem Putzzimmer gut erhalten ſeyn und enge an einander ſchließen; dieſes iſt zu wünſchen, weil es ſonſt eine ſchlechte Wirkung machen würde, bei noch ſo ſchöner Dekoration und Möblirung; auch müſſen ſie ſehr weiß geſcheuert und immer rein erhalten werden. Kurz Alles muß in einem Putzzimmer dem Zwecke, dem es gewidmet worden, entſprechen. S. auch oben, unter Stube.

Stube (Rad-), ſ. oben, unter Stube, S. 210.

— (Raths-), die Stube auf einem Rathhauſe, worin die Stadtgeſchäfte abgemacht werden; ſie hat die Einrichtung der Gerichtsſtube, ſ. dieſe.

— (Rezeptions-), ſ. Stube (Aufnahme-).

— (Schenk-), wird die Stube in einem Wirthshauſe, *Krüge ꝛc. genannt*, worin Bier und Branntwein, über-

haupt Flüſſigkeiten den Gäſten ausgeſchenkt werden, und die gleich am Eingange des Hauſes liegt. Sie hat die Dekoration eines einfachen Wohnzimmers, und als Möbel: Tiſche, Stühle, Bänke für die Gäſte, außer dem Ladentiſche, hinter welchem das Regal mit den gefüllten Branntweinflaſchen ſteht, einige kleine Fäſſer mit dieſer Flüſſigkeit zum Auszapfen liegen, auch das Bier in Flaſchen und Bier- und Branntweingläſer ſtehen, dann Spülwannen und anderes Geräth ꝛc.

Stube (Schlaf-), Schlafzimmer, ein gewöhnlich hinten hinaus liegendes Zimmer in einer Wohnung, oder doch ſo, daß es eine von dem Straßengetöſe etwas entfernte Lage hat, da viele Perſonen nur einen leiſen Schlaf haben, und leicht erwachen, und er ſich bei andern wieder nicht einfindet, wenn Geräuſch oder Getöſe ſich auf der Straße hören läßt; denn die Zahl derjenigen Schläfer, die ſelbſt ein Lärm, dem Donner ähnlich, nicht aus ihrem Schlafe bringt, gehört nicht zu der größten; dieſen iſt jedes Zimmer recht, nicht ſo jenen, und daher findet man das Schlafzimmer größtentheils hinten heraus oder in einem Seitengebäude, wenn dieſes mit dem Hauptgebäude in Verbindung ſteht. Indeſſen findet es ſich doch immer, das Einer, auch wohl Mehrere aus der Familie, wenn dieſe nämlich groß iſt, vorn heraus, auf Schlafſophas ſchlafen, obgleich auch die Kinderſtube ꝛc. immer nach dem Hofe hinaus zu ſeyn pflegt, damit man die eigentlichen Wohn- und Staatszimmer nicht mit den nächtlichen Ausdünſtungen, beſonders wenn mehrere Perſonen in einer Stube ſchlafen, dem Federſtaube ꝛc. belaſtet, da ſich der Letztere gern auf die Möbel ſetzt und anhängt, auch an die Gardinen ꝛc., alſo die Zimmer verunreiniget. Man wählt auch die Kammern, den Entrée zum Schlafen, beſonders für einzelne erwachſene junge Leute aus der Familie. Das Schlaf*zimmer kann* zwei, auch nur ein Fenſter haben, und wird

ſo dekorirt und möblirt, wie es oben, unter Stube, S. 228 angeführt worden.

Stube (Schreibe-), Schreibezimmer, jede Stube, welche den ſchriftlichen Arbeiten gewidmet iſt, ſie befinde ſich in den öffentlichen Staats- und Stadtverwaltungshäuſern, bei Kaufleuten ꝛc., oder in Privatwohnungen. S. auch unter Schreibſtube, Th. 148, S. 409.

— (Schröpf-), ſ. unter Stube (Bad-).

— (Schul-), ſ. Th. 149, S. 542 u. f.

— (Schwitz-), in den Badehäuſern eine Stube, welche durch einen eigends dazu gebaueten Ofen, in welchem ein Keſſel mit Waſſer über dem Feuer erhalten wird, ſo mit heißen Dämpfen geſchwängert iſt, daß die darin auf Bänken entkleidet Liegenden durch dieſe Dämpfe in eine heftige Tranſpiraton gerathen. Die Stube iſt ſo mit Dämpfen angefüllt, daß man wie in einem dicken Nebel darin wandelt oder eingehüllt iſt; die Dämpfe werden noch dadurch vermehrt, daß man von Zeit zu Zeit, etwa alle fünf Minuten, kaltes Waſſer auf die glühenden Steine in der Ofenkammer gießt.

— (Seſſions-), Sitzungsſtube, Sitzungszimmer, ein Zimmer in einem Regierungs-, Gerichts- ꝛc. Gebäude, in einem Rathhauſe, mit einem großen runden Tiſche in der Mitte, rund herum mit Stühlen beſetzt. Es dient, berathende Sitzungen der Räthe, Magiſtratsperſonen ꝛc. über Staats- oder Gemeinde-Angelegenheiten abzuhalten. Es iſt dabei ein Vorſteher oder Präſident, und ein Protokollführer, der dasjenige, was beſchloſſen worden, niederſchreibt. Das Zimmer iſt nur einfach und dem Zwecke gemäß dekorirt und möblirt.

— (Sitzungs-), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Sommer-), Sommerzimmer, nicht nur die Stuben oder Zimmer, welche eine angenehme Lage gegen Morgen oder Mittag haben, ſondern auch die mit *keinen Doppelfenſtern*, Jalouſien oder Gittern, Marqui-

ſen, Rouleaus ꝛc. verſehen, auch ſonſt nicht winterhaft eingerichtet ſind, und die man den Sommer über bezieht.

Stube (Speiſe-), ſ. Stube (Eß-).

— (Spiegel-), Spiegelzimmer, in großen Palläſten, Schlöſſern ꝛc., ein Zimmer, welches nicht nur mit großen Trümeaus (Trumeaux) an den Wänden geſchmückt worden, ſondern in dem auch der Plafond mit Spiegeln geziert iſt, ſo daß ſich Alles im Zimmer vielfach darſtellt. Dergleichen Zimmer findet man auch auf einigen Kaffeehäuſern, wie z. B. in Paris le Café de mille Colonnes, deſſen Wände mit Spiegeln bedeckt ſind, ſo daß ſich die acht Säulen, auf denen die Decke des Saales ruht, tauſendmal abſpiegeln.

— (Spiel-), Spielzimmer, eine Stube, welche dem Spiele (Karten-, Würfel-, Schach- und dergleichen Spielen) gewidmet iſt. Man findet öffentliche, geheime und Privatſpielſtuben. Die öffentlichen findet man auf großen Kaffeehäuſern, wo eine Stube, von den übrigen abgeſondert, gewöhnlich nach dem Hofe hinaus, dazu beſtimmt iſt; ſie iſt nur einfach möblirt und dekorirt, weil das zu ſehr beſchäftigende Spiel auch nicht Zeit läßt, ſeine Blicke auf andere Gegenſtände zu werfen. Einige Spieltiſche für Kartenſpieler, welche in der Mitte ſtehen, und an den Wänden einige Tiſche für Schach-, Tokkategli-, Würfel- ꝛc. Spieler, ſind, außer dem Spiegel, einer Stutzuhr auf der Spiegelkommode, einem Spinde, gewöhnlich Eckſpinde, zur Aufbewahrung der zum Spiele nöthigen Geräthſchaften, und anderer Sachen, und den Stühlen die Hauptmöbel, weil hier Alles, jeder Raum, nur dem Spiele gewidmet iſt. Auf den Kartenſpieltiſchen, die zum l'Hombre, Whiſt, Boſton ꝛc. dienen, brennen Wachslichter auf grün oder roth lackirten Leuchtern, auf den andern Lampen. — Die geheimen Spielzimmer findet man auch hin *und wieder auf* Kaffeehäuſern, Reſtaurationen, Gaſthöfen, *auch in* Privathäuſern. Ein ſolches Zimmer liegt

gewöhnlich ganz isolirt von den eigentlichen Gaststuben oder Zimmern, oft in einem andern Stockwerke oder in einem Seitengebäude auf dem Hofe. In diesem Zimmer sind gleichfalls die Spieltische die Hauptsache, also auch die übrige Dekoration und Möblirung nur einfach, wie in einer Privatwohnung das einfachste Wohnzimmer; nur eine Stutzuhr auf der Spiegelkommode, die Spieltische, Stühle und einige andere nöthige Möbel, die sich noch dazwischen stellen lassen, wie auch schon oben angeführt worden, bilden das Ganze. Die Fenster sind von außen mit Marquisen oder Rouleaus verschlossen, und so auch von innen, damit der Schein der Lichter nicht bemerkbar werde. Hier werden nun alle Hazardspiele ausgeführt, an einem großen Tische Bank gehalten, pointirt, an einem andern Bassette oder Lantsknecht, Trenta, Quaranta, Passa-dieci, Quindeci, Treschac, Sincer, Rauschen, Färbeln ꝛc. gespielt, an einem dritten wird gewürfelt, und damit die Würfel, die aus einem Becher geworfen werden, nicht klappern, ein doppeltes Tischtuch über den Tisch gedeckt. Bei diesen verbotenen Spielen, die daher im Geheimen geschehen, finden sowohl bei den Karten-, als bei den Würfelspielen die geheimen Kunststücke und Uebervortheilungen Statt, welche diesen Spielen um so mehr das wachsame Auge der Regierung zugezogen haben. Man sehe darüber die Art. Spiel, Th. 157, und Spiel (Hazard-), daselbst, und dann Spielklub, Th. 158, nach. Und was das Würfelspiel betrifft, worin falsche Würfel, und das Kneifen der Würfel vorkommt, so sehe man darüber den Art. Würfelspiel, unter W. nach. — Die Privatspielzimmer in den Wohnungen der Privatpersonen, sind Wohnzimmer, die man dazu bestimmt hat, das heißt, eine Stube oder ein Zimmer unter den Wohnzimmern, wie sie oben unter Stube angeführt worden, ist mit mehreren Spieltischen besetzt, *welche die leeren* Räume an den Wänden ausfüllen, da-

get. In groſsen Haushaltungen wird vierteljährig oder halbjährig eine groſse Wäſche veranſtaltet, mithin ſammelt ſich viel auf, und deshalb iſt eine Plättſtube, die Alles enthält, was zur Wäſche gehört, ſehr vortheilhaft für die Hausfrau, indem hier Alles ganz iſolirt von den Wohnzimmern, ohne Störung, abgemacht werden kann; denn, wie bekannt, macht die Wäſche einer Hausfrau, ſo wie der ganzen Familie, viel zu ſchaffen.

Stube (Polizey-), eine Stube in einer Vogtey, einem Polizeybüreau, worin wegen kleiner Ordnungsvergehen die angezeigten Schuldigen vernommen, und auch die Strafgelder erlegt werden. Daher die Redensart: auf die Polizeyſtube citirt oder gefordert werden, auf die Polizeyſtube gehen ꝛc. Die Einrichtung einer ſolchen Stube iſt, wie bei jedem Vernehmzimmer in Rathhäuſern, Gerichten ꝛc.

— (Portier-), in einem Pallaſte, Regierungsgebäude, auch in einem anſehnlichen Privatgebäude, wo den Tag über die Eingangsthür, Hausthür oder der Thorweg verſchloſſen iſt, eine Stube, dicht am Thorwege, die der Portier oder Thürwärter bewohnt. Dieſe Stube hat gewöhnlich nur ein Fenſter; dann ein kleines Schiebefenſter nach der Flur, auch geht von derſelben ein ſtarker Draht nach dem Drücker an der Hausthür, um ſolchen von ſeiner Stube aus zu öffnen, wenn die Hausklingel gezogen wird. Das Schubfenſter dient ihm, um zu ſehen, wer eingelaſſen; ſind es Bekannte, die ins Haus gehören oder denen zu thun haben, ſo läſst er ſie paſſiren, wo nicht, ſo erkundigt er ſich durch das Fenſter, zu wem ſie wollen, und giebt ihnen Beſcheid. Die Portierſtube iſt nur ganz einfach decorirt und möblirt, mit einem nothdürftigen Schlafgeräth verſehen, auch ſteht darin ein Ofen für den Winter, und er muſs in der Nacht immer geheizt werden. Sein Bett verlaſſen muſs; deshalb befindet auch in ſeiner Stube eine Nebenkammer. Oft giebt auch geräumige Zimmer oder Stuben zu

Spieltiſche, Gemälde und Kupferſtiche in goldenen Rahmen, ſchöne Trümeaus, Sekretaire, Kommoden, Spieluhren, Stutzuhren, Marmorbüſten und Figuren, Kronenleuchter von Kryſtallglas, Alabaſterlampen, ſilberne Wandleuchter, Büffets, Servanten mit den ſchönſten Porzellan-Gefäßen und Gläſern ꝛc. ꝛc. — Dergleichen Stuben oder Zimmer findet man auch in den vornehmſten Gaſthäuſern oder Gaſthöfen, ſowohl in Paris und London, als auch in Wien, Berlin ꝛc. So z. B. findet man in einigen Hotels die Zimmer mit Damaſt tapezirt, und beſetzt mit ſchönen Trümeaus, Mahagony-Möbeln, Stutz- und Spieluhren, Marmortiſchen ꝛc. ꝛc. Hier fehlt aber das Gold und Silber, die köſtlichen Porzellan-Gefäße ꝛc. ꝛc., welches man in den eben angeführten Palläſten findet. In Deutſchland findet man eine große Eleganz in den Zimmern der Gaſthäuſer nicht bloß in den großen Städten, ſondern in vielen kleinen Provinzialſtädten, wo es ſich die Beſitzer derſelben haben angelegen ſeyn laſſen, die Stuben oder Zimmer mit Geſchmack zu dekoriren und möbliren. — Die Putzzimmer in den Privatwohnungen ſind auch eine Art Staatszimmer. S. auch Th. 167, S. 579.

Stube (Studier-), ſ. dieſen Artikel.

— (Subhaſtations-), ſ. unter Stube (Verſteigerungs-).

— (Tabaks-), ſ. Tabakszimmer, unter T.

— (Tanz-), ſ. Tanzſaal, und Tanzzimmer, unter T.

— (Toiletten-), Toilettenzimmer, ſ. dieſen Artikel, unter T.

— (Trink-), Trinkzimmer, ſ. dieſes Letztere, unter T.

— (Trocken-), ſ. dieſen Artikel, unter T.

— (Unterhaltungs-), Unterhaltungszimmer, eine Stube, welche in einem Muſeum, einem Leſezirkel,

von einer Farbe, und ſetze darüber eine ſehr geſchmackvolle Bordüre; eben ſo auch eine kleine Einfaſſung um die Felder, eine Kante. Ein ſchönes Mineralblau (Kornblumenblau) oder ein nicht zu lichtes Pariſergrün ſind wohl diejenigen Farben, die den beſten Effekt auf jeden Eintretenden machen. Zur erſten Farbe paſſen Gemälde und Kupferſtiche mit goldenen Rahmen, und Marmor-, Alabaſter- oder Gypsbüſten ſehr gut, weil das Blau Gold und Weiß hebt, und auf Grün wieder Kupferſtiche in Mahagonyrahmen mit goldenen Roſetten an den vier Ecken verziehrt, auch in ſchwarzen Rahmen mit goldenen Leiſten eingefaßt, und bei den Rahmen der Gemälde ein dunkleres, polirtes Gold. Daß ſie ſymmetriſch aufgehängt werden müſſen, um eine gute Wirkung hervorzubringen, iſt ſchon oben, unter Stube, erwähnt worden. Schreibeſekretair, Servante, mit ſchönen Taſſen und Gläſern beſetzt, Fortepiano, Sopha, Tiſch und ſechs Stühle ſucht man nun ſo ſymmetriſch zu ſtellen, daß ſie zwiſchen ſich an der Wand Raum laſſen, und der runde Tiſch kommt auf einen Teppich vor dem Sopha zu ſtehen, daneben eine Fußbank mit demſelben Ueberzuge des Sophas, welchen man nach der Farbe des Zimmers wählt, oder zu Grün auch ein ſchönes Gelb. Weiße Gardinen verfinſtern nicht die Zimmer, wie die farbigen ſeidenen, und laſſen ſich wegen des dünnen Zeuges ſehr gut in alle Formen bringen, daher wählt man ſie lieber, indem man ſie noch mit farbigen Frangen ꝛc. verzieren kann. Wenn der Trümeau nicht bis auf die Erde herabreicht, welches in hohen Zimmern, beſonders in dem erſten und zweiten Stockwerke eines Hauſes, ſelten der Fall iſt, ſo läßt er noch Raum zu einer ſchönen Spiegelkommode mit zwei Kaſten, und man möchte wohl annehmen, daß ſich dieſes ſchöner ausnimmt, als wenn der Spiegel bis zur Erde herabgeht, und dann mit einigen Stufen verſehen iſt, die mit Blumentöpfen ꝛc. verziert worden, weil hier ein leerer Raum

vor dem Spiegel bleibt, der ſich darum nicht gut ausnimmt, weil die Fenſterwand ziemlich unbeſetzt iſt; denn nur wo die Fenſter hoch hinaufgehen, und viel Raum zwiſchen ihnen und dem Fußboden bleibt, bringt man Fußbänke an, ſonſt nicht, da die darauf geſetzten Stühle mit dem Fenſterbrette beinahe parallel laufen, und der darauf Sitzende ſich am Fenſter ſchlecht ausnehmen würde. Eine Stutzuhr bringt man auf einer Konſole ſo an der Wand zwiſchen Gemälden oder Kupferſtichen an, wie es ſich thun laſſen will, ohne die Symmetrie zu ſtören, und einige Gyps- ꝛc. Büſten vertheilt man ſo, daß ſie auf den Sekretair, den Ofen, auch wohl auf einen Eckiſch an der Wand zu ſtehen kommen. Wenn die Stube tapezirt wird, ſo bringt man ein Paneel unten herum an, von 1½ bis 2 Fuß Höhe, ſonſt läßt man auch den Fuß mit Farbe ſtreichen, und nagelt rund herum eine Leiſte an den Fußboden, um beim Setzen der Stühle an die Wand, ſolche nicht zu beſchädigen, welches man auch thut, wenn die Wand mit Leimfarbe geſtrichen und gemalt worden. Das Deckenſtück wird immer mit Farben ausgeführt, ſey die Stube tapezirt, oder nicht. Die Dielen müſſen in einem Putzzimmer gut erhalten ſeyn und enge an einander ſchließen; dieſes iſt zu wünſchen, weil es ſonſt eine ſchlechte Wirkung machen würde, bei noch ſo ſchöner Dekoration und Möblirung; auch müſſen ſie ſehr weiß geſcheuert und immer rein erhalten werden. Kurz Alles muß in einem Putzzimmer dem Zwecke, dem es gewidmet worden, entſprechen. S. auch oben, unter Stube.

Stube (Rad-), ſ. oben, unter Stube, S. 210.

— (Raths-), die Stube auf einem Rathhauſe, worin die Stadtgeſchäfte abgemacht werden; ſie hat die Einrichtung der Gerichtsſtube, ſ. dieſe.

— (Rezeptions-), ſ. Stube (Aufnahme-).

— (Schenk-), wird die Stube in einem Wirthshauſe, Kruge ꝛc. genannt, worin Bier und Branntwein, über-

haupt Flüſſigkeiten den Gäſten ausgeſchenkt werden, und die gleich am Eingange des Hauſes liegt. Sie hat die Dekoration eines einfachen Wohnzimmers, und als Möbel: Tiſche, Stühle, Bänke für die Gäſte, außer dem Ladentiſche, hinter welchem das Regal mit den gefüllten Branntweinflaſchen ſteht, einige kleine Fäſſer mit dieſer Flüſſigkeit zum Auszapfen liegen, auch das Bier in Flaſchen und Bier- und Branntweingläſer ſtehen, dann Spülwannen und anderes Geräth ꝛc.

Stube (Schlaf-), Schlafzimmer, ein gewöhnlich hinten hinaus liegendes Zimmer in einer Wohnung, oder doch ſo, daß es eine von dem Straßengetöſe etwas entfernte Lage hat, da viele Perſonen nur einen leiſen Schlaf haben, und leicht erwachen, und er ſich bei andern wieder nicht einfindet, wenn Geräuſch oder Getöſe ſich auf der Straße hören läßt; denn die Zahl derjenigen Schläfer, die ſelbſt ein Lärm, dem Donner ähnlich, nicht aus ihrem Schlafe bringt, gehört nicht zu der größten; dieſen iſt jedes Zimmer recht, nicht ſo jenen, und daher findet man das Schlafzimmer größtentheils hinten heraus oder in einem Seitengebäude, wenn dieſes mit dem Hauptgebäude in Verbindung ſteht. Indeſſen findet es ſich doch immer, das Einer, auch wohl Mehrere aus der Familie, wenn dieſe nämlich groß iſt, vorn heraus, auf Schlafſophas ſchlafen, obgleich auch die Kinderſtube ꝛc. immer nach dem Hofe hinaus zu ſeyn pflegt, damit man die eigentlichen Wohn- und Staatszimmer nicht mit den nächtlichen Ausdünſtungen, beſonders wenn mehrere Perſonen in einer Stube ſchlafen, dem Federſtaube ꝛc. belaſtet, da ſich der Letztere gern auf die Möbel ſetzt und anhängt, auch an die Gardinen ꝛc., alſo die Zimmer verunreiniget.. Man wählt auch die Kammern, den Entrée zum Schlafen, beſonders für einzelne erwachſene junge Leute aus der Familie. Das Schlafzimmer kann zwei, auch nur ein Fenſter haben, und wird

ſo dekorirt und möblirt, wie es oben, unter Stube, S. 228 angeführt worden.

Stube (Schreibe-), Schreibezimmer, jede Stube, welche den ſchriftlichen Arbeiten gewidmet iſt, ſie befinde ſich in den öffentlichen Staats- und Stadtverwaltungshäuſern, bei Kaufleuten ꝛc., oder in Privatwohnungen. S. auch unter Schreibſtube, Th. 148, S. 409.

— (Schröpf-), ſ. unter Stube (Bad-).

— (Schul-), ſ. Th. 149, S. 542 u. f.

— (Schwitz-), in den Badehäuſern eine Stube, welche durch einen eigends dazu gebaueten Ofen, in welchem ein Keſſel mit Waſſer über dem Feuer erhalten wird, ſo mit heißen Dämpfen geſchwängert iſt, daß die darin auf Bänken entkleidet Liegenden durch dieſe Dämpfe in eine heftige Tranſpiration gerathen. Die Stube iſt ſo mit Dämpfen angefüllt, daß man wie in einem dicken Nebel darin wandelt oder eingehüllt iſt; die Dämpfe werden noch dadurch vermehrt, daß man von Zeit zu Zeit, etwa alle fünf Minuten, kaltes Waſſer auf die glühenden Steine in der Ofenkammer gießt.

— (Seſſions-), Sitzungsſtube, Sitzungszimmer, ein Zimmer in einem Regierungs-, Gerichts- ꝛc. Gebäude, in einem Rathhauſe, mit einem großen runden Tiſche in der Mitte, rund herum mit Stühlen beſetzt. Es dient, berathende Sitzungen der Räthe, Magiſtratsperſonen ꝛc. über Staats- oder Gemeinde-Angelegenheiten abzuhalten. Es iſt dabei ein Vorſteher oder Präſident, und ein Protokollführer, der dasjenige, was beſchloſſen worden, niederſchreibt. Das Zimmer iſt nur einfach und dem Zwecke gemäß dekorirt und möblirt.

— (Sitzungs-), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Sommer-), Sommerzimmer, nicht nur die Stuben oder Zimmer, welche eine angenehme Lage gegen Morgen oder Mittag haben, ſondern auch die mit keinen Doppelfenſtern, Jalouſien oder Gittern, Marqui-

ſen, Rouleaus ꝛc. verſehen, auch ſonſt nicht winterhaft eingerichtet ſind, und die man den Sommer über bezieht.

Stube (Speiſe-), ſ. Stube (Eß-).

— (Spiegel-), Spiegelzimmer, in großen Palläſten, Schlöſſern ꝛc., ein Zimmer, welches nicht nur mit großen Trümeaus (Trumeaux) an den Wänden geſchmückt worden, ſondern in dem auch der Plafond mit Spiegeln geziert iſt, ſo daß ſich Alles im Zimmer vielfach darſtellt. Dergleichen Zimmer findet man auch auf einigen Kaffeehäuſern, wie z. B. in Paris le Café de mille Colonnes, deſſen Wände mit Spiegeln bedeckt ſind, ſo daß ſich die acht Säulen, auf denen die Decke des Saales ruht, tauſendmal abſpiegeln.

— (Spiel-), Spielzimmer, eine Stube, welche dem Spiele (Karten-, Würfel-, Schach- und dergleichen Spielen) gewidmet iſt. Man findet öffentliche, geheime und Privatſpielſtuben. Die öffentlichen findet man auf großen Kaffeehäuſern, wo eine Stube, von den übrigen abgeſondert, gewöhnlich nach dem Hofe hinaus, dazu beſtimmt iſt; ſie iſt nur einfach möblirt und dekorirt, weil das zu ſehr beſchäftigende Spiel auch nicht Zeit läßt, ſeine Blicke auf andere Gegenſtände zu werfen. Einige Spieltiſche für Kartenſpieler, welche in der Mitte ſtehen, und an den Wänden einige Tiſche für Schach-, Tokkategli-, Würfel- ꝛc. Spieler, ſind, außer dem Spiegel, einer Stutzuhr auf der Spiegelkommode, einem Spinde, gewöhnlich Eckſpinde, zur Aufbewahrung der zum Spiele nöthigen Geräthſchaften, und anderer Sachen, und den Stühlen die Hauptmöbel, weil hier Alles, jeder Raum, nur dem Spiele gewidmet iſt. Auf den Kartenſpieltiſchen, die zum l'Hombre, Whiſt, Boſton ꝛc. dienen, brennen Wachslichter auf grün oder roth lackirten Leuchtern, auf den andern Lampen. — Die geheimen Spielzimmer findet man auch hin und wieder auf Kaffeehäuſern, Reſtaurationen, Gaſthöfen, auch in Privathäuſern. Ein ſolches Zimmer liegt

gewöhnlich ganz isolirt von den eigentlichen Gaststuben oder Zimmern, oft in einem andern Stockwerke oder in einem Seitengebäude auf dem Hofe. In diesem Zimmer sind gleichfalls die Spieltische die Hauptsache, also auch die übrige Dekoration und Möblirung nur einfach, wie in einer Privatwohnung das einfachste Wohnzimmer; nur eine Stutzuhr auf der Spiegelkommode, die Spieltische, Stühle und einige andere nöthige Möbel, die sich noch dazwischen stellen lassen, wie auch schon oben angeführt worden, bilden das Ganze. Die Fenster sind von außen mit Marquisen oder Rouleaus verschlossen, und so auch von innen, damit der Schein der Lichter nicht bemerkbar werde. Hier werden nun alle Hazardspiele ausgeführt, an einem großen Tische Bank gehalten, pointirt, an einem andern Bassette oder Landsknecht, Trenta, Quaranta, Passa-dieci, Quindeci, Treschac, Sincer, Rauschen, Färbeln ꝛc. gespielt, an einem dritten wird gewürfelt, und damit die Würfel, die aus einem Becher geworfen werden, nicht klappern, ein doppeltes Tischtuch über den Tisch gedeckt. Bei diesen verbotenen Spielen, die daher im Geheimen geschehen, finden sowohl bei den Karten-, als bei den Würfelspielen die geheimen Kunststücke und Uebervortheilungen Statt, welche diesen Spielen um so mehr das wachsame Auge der Regierung zugezogen haben. Man sehe darüber die Art. Spiel, Th. 157, und Spiel (Hazard-), daselbst, und dann Spielklub, Th. 158, nach. Und was das Würfelspiel betrifft, worin falsche Würfel, und das Kneifen der Würfel vorkommt, so sehe man darüber den Art. Würfelspiel, unter W. nach. — Die Privatspielzimmer in den Wohnungen der Privatpersonen, sind Wohnzimmer, die man dazu bestimmt hat, das heißt, eine Stube oder ein Zimmer unter den Wohnzimmern, wie sie oben unter Stube angeführt worden, ist mit mehreren Spieltischen besetzt, welche die leeren Räume an den Wänden ausfüllen, da-

ran zuſammengeklappt ſtehen. Wenn nun eine Geſellſchaft von der Familie gebildet worden, und geſpielt werden ſoll, ſo werden dieſe Tiſche in die Mitte des Zimmers geſtellt, aufgeklappt, Karten und Spielmarken darauf gelegt, die Lichte angezündet, und die Stühle um die Tiſche geſetzt, und das Spiel kann beginnen.

Stube (Spinn-), ſ. Th. 159, S. 102.

— (Sprech-), Sprechzimmer, dasjenige Zimmer in einem Pallaſte, Schloſſe ꝛc., worin der Fürſt ſeinen Unterthanen an gewiſſen Tagen in der Woche den Zutritt zu ſeiner Perſon geſtattet, und erlaubt, ihm mündlich ihre Beſchwerden oder ihr Anliegen vorzutragen, und ihm Bittſchriften zu überreichen; es liegt gewöhnlich neben einem Vorzimmer, iſt jedoch von dem Audienzzimmer verſchieden; denn in dieſem ſteht ein Thron, worauf der Monarch ſitzt, in jenem nur ein Lehnſeſſel, in welchem er als Landesvater die Beſchwerden und Bitten ſeiner Kinder anhört. — In den Nonnenklöſtern ein Zimmer mit einem Gitter, durch welches die Nonnen mit ihren Anverwandten und andern außer klöſterlichen Perſonen ſprechen dürfen, da ſonſt Niemand anders zu ihnen gelaſſen wird, und dieſes Sprechen durch das Gitter geſchieht im Beiſeyn der Priorin oder Vorſteherin der Nonnen.

— (Staats-), Staatszimmer, werden in Schlöſſern und Palläſten der Großen und Vornehmen eines Landes diejenigen Zimmer genannt, welche durch die Pracht der Ausſtattung ſich auszeichnen; durch eine glänzende Dekoration und Möblirung. Durch Hautelliſſe-Tapeten, roth-, blau-, grün-, gelb- und violett-ſammtne, damaſtne, moirè-ſeidene ꝛc. Tapeten, mit goldener und ſilberner Einfaſſung; einen gleichen Ueberzug haben auch die Seſſel und Sopha. Schnitzwerk von Elfenbein und Alabaſter, Marmoreinfaſſungen der Thüren, gemahlte Fenſterſcheiben und Verzierung der Wände; kleine Marmor-, auch reiche und koſtbare Holztiſche,

Spieltiſche, Gemälde und Kupferſtiche in goldenen Rahmen, ſchöne Trümeaus, Sekretaire, Kommoden, Spieluhren, Stutzuhren, Marmorbüſten und Figuren, Kronleuchter von Kryſtallglas, Alabaſterlampen, ſilberne Wandleuchter, Büffets, Servanten mit den ſchönſten Porzellan-Gefäßen und Gläſern ꝛc. ꝛc. — Dergleichen Stuben oder Zimmer findet man auch in den vornehmſten Gaſthäuſern oder Gaſthöfen, ſowohl in Paris und London, als auch in Wien, Berlin ꝛc. So z. B. findet man in einigen Hotels die Zimmer mit Damaſt tapezirt, und beſetzt mit ſchönen Trümeaus, Mahagony-Möbeln, Stutz- und Spieluhren, Marmortiſchen ꝛc. ꝛc. Hier fehlt aber das Gold und Silber, die köſtlichen Porzellan-Gefäße ꝛc. ꝛc., welches man in den eben angeführten Palläſten findet. In Deutſchland findet man die große Eleganz in den Zimmern der Gaſthäuſer nicht blos in den großen Städten, ſondern in vielen kleinen Provinzialſtädten, wo es ſich die Beſitzer derſelben haben angelegen ſeyn laſſen, die Stuben oder Zimmer mit Geſchmack zu dekoriren und möbliren. — Die Putzzimmer in den Privatwohnungen ſind auch eine Art Staatszimmer. S. auch Th. 167, S. 579.

Stube (Studier-), ſ. dieſen Artikel.

— (Subhaſtations-), ſ. unter Stube (Verſteigerungs-).

— (Tabaks-), ſ. Tabakszimmer, unter T.

— (Tanz-), ſ. Tanzſaal, und Tanzzimmer, unter T.

— (Toiletten-), Toilettenzimmer, ſ. dieſen Artikel, unter T.

— (Trink-), Trinkzimmer, ſ. dieſes Letztere, unter T.

— (Trocken-), ſ. dieſen Artikel, unter T.

— (Unterhaltungs-), Unterhaltungszimmer, eine Stube, welche in einem Muſeum, einem Leſezirkel,

solche durch Anker an hölzerne Balken hinreichend befestigen, so fällt auch ihr einziger Vortheil, die Feuerfestigkeit, beim Mangel an Raume ganz weg, und jede hölzerne Decke ist vorzuziehen. Ferner sieht man hieraus, daß das aus einem Zirkelstücke bestehende Gewölbe, auch nur über Fenster und Thüröffnungen von 5 bis 12 Fuß Spannung sicher gebraucht werden kann; daß das gedrückte Gewölbe stärkere Widerlagen erfordert, als das nach einem halben Zirkel aufgeführte, und daß das gothische Gewölbe das festeste ist. Man hat auch gefunden, daß die nach einer Kettenlinie aufgeführten Gewölbe fester sind, als die einen halben Zirkel beschreiben, ob sie gleich niedriger gemacht werden können. Die Theorie davon gründet sich auf den Satz, daß alle Glieder der angehängten Kette gleiche Kraft zu fallen anwenden, und daß folglich eines gegen das andere einen gleichförmigen Druck äußert, welches man daraus ersieht, daß kein Glied seine Stelle verändert, wenn man an jedes ein gleich schweres Gewicht hängt. Wenn man nun diesen Satz umkehrt und ihn auf die Gewölbe anwendet, so erhalten auch die Gewölbesteine eine solche Form und Richtung, daß die mittelsten Keile mit nicht mehr Druck auf die Keile wirken, welche den Widerlagen näher liegen, als jene auf diese. Ein Gewölbe ist seiner innern Struktur und Form nach fester, und braucht daher weniger starke Widerlagen, nachdem dessen Last und Druck auf mehr als zwei Widerlagen vertheilt ist. Das Kloster-, Mulden- und Kesselgewölbe braucht also aus diesem Grunde weniger starke Widerlagen, als das Tonnengewölbe, und das Kreuzgewölbe braucht auch weniger, weil dessen Druck sich so vertheilt, daß er mehr senkrecht auf die unterstützenden Pfeiler fällt, als seitwärts schiebt. Nebenstehende beide Tabellen von der Stärke der Widerlagen und der Dicke der Gewölbe, bei Tonnengewölben, unter einer gewissen Höhe und Entfernungen der Widerlagen, sind nach den Belido-

andwerksgrundsätzen.

der Widerlagen t den Gewölbe-bogen.	Dicke der Widerlagen bei freistehenden Tonnen-gewölben.
bis 5 Fuß	1 Fuß — Zoll
6 "	1 " 2 "
8 "	1 " 4 "
10 "	1 " 6 "
½ bis 5 Fuß	1 " 2 "
6 "	1 " 3 "
8 "	1 " 5 "
10 "	1 " 7 "
bis 6 Fuß	1 " 4 "

viel größer, und alſo zum Tragen geſchickter, und die Summe der Maſſe bleibt einerlei; dieſes läßt ſich jedoch nur bei Kellern anwenden, wo man die dadurch entſtehende äußere Böſchung nicht ſieht, und daß es auch bei dieſen nur anzuwenden iſt, wenn keine obere Mauer auf den Widerlagen der Keller ſtehen ſoll, welches aber auch ſelten der Fall ſeyn wird, verſteht ſich von ſelbſt. Jedes Gewölbe wird über einer hölzernen Rüſtung zuſammengeſetzt, die aus gezimmerten Bögen, die Lehren genannt, welche die Figur des Gewölbes haben, und darauf gelegten Brettern oder Bohlen, beſteht. Dieſe Rüſtung muß ſo eingerichtet ſeyn, daß man ſolche durch Keile und Schrauben, wenn das Gewölbe fertig iſt, 1 bis 3 Zoll niedriger ſtellen kann; denn jedes Gewölbe ſetzt ſich durch ſeine eigene Schwere zuſammen, weil es unmöglich iſt, die Materialien ganz genau zu verbinden. Nimmt man das Lehrgerüſt auf einmal weg, ſo ſenkt ſich das Gewölbe, welches bis dahin auf der Rüſtung geruhet hatte, plötzlich, und leidet leicht Schaden, beſonders da es nicht möglich iſt, das Gerüſt an allen Orten zugleich wegzunehmen, wodurch ſich leicht etwas verſchiebt. Kann man aber nach und nach etwas Spielraum geben, ſo ſetzt ſich auch das Gewölbe nach und nach, und man hat noch immer Alles in ſeiner Gewalt, wenn man durch gar zu tiefes Senken und etwa gar erfolgte Riſſe bemerken ſollte, daß das Gewölbe zu ſchlecht gearbeitet und verbunden worden ſey, oder daß die Widerlagen nicht ſtark genug geweſen wären. Sobald ein Gewölbe fertig iſt, darf es dem Einfluſſe der Witterung nicht mehr ausgeſetzt bleiben, ſondern es muß mit einem leichten Dache bedeckt werden, damit ſich kein Regen in die Fugen ziehen kann, wodurch nicht nur die Verbindung des Kalkes verhindert, ſondern auch die Laſt und alſo der Druck vermehrt wird. Man darf das Gewölbe nicht eher abtünchen, als etwa nach zwei Monaten, oder wenn man gewiß überzeugt iſt, daß ſich Alles genug zuſammen geſetzt hat, und daß kein Stein ſeine Lage mehr verändern kann.

Iſt dieſes der Fall, ſo kratzt man den Kalk zwiſchen den Fugen mit einem ſpitzigen Eiſen etwas aus, macht das Gewölbe mit Waſſer feucht, und trägt den Ueberzug auf. — Wenn man das Quantum Steine wiſſen will, welches man zu einem Gewölbe gebraucht, ſo muß man, wenn das Gewölbe von Backſteinen oder gebrannten Steinen erbauet werden ſoll, vorher die Größe der Steine wiſſen, welche angewendet werden ſollen, und wiſſen, wie viele Backſteine einen Quadratfuß bedecken; rechnet man nun den Quadratinhalt des Gewölbes nach der oberen Zirkellinie aus, ſo läßt ſich die nöthige Summe bei Tonnengewölben leicht finden; oder man rechnet den Quadratinhalt der Fläche aus, welche das Gewölbe bedecken ſoll, und thut noch die Hälfte dazu, ſo trifft ſolches auch ungefähr ein; ſoll aber das Gewölbe mit Gurten alle drei oder fünf Fuß weit von einander gemauert werden, ſo braucht man zweierlei Gattungen von Steinen, und muß daher auch jede Gattung beſonders ausrechnen, indem man nämlich die Breite der Gurte von der Länge des Tonnengewölbes ſo viel mal abzieht und wieder zuſammen ſchlägt. Bei Bruchſteinen rechnet man ebenfalls erſtlich den Quadratinhalt des Gewölbes aus, und verwandelt ſolchen durch Multiplikation mit der Dicke des Gewölbebogens in Kubikmaaß; und weil die Steine ſehr viel durch die Bearbeitung verlieren, ſo rechnet man auf jeden Kubikfuß Gewölbe zwei Kubikfuß rohe Steine. Iſt der Gewölbebogen gerade einen Fuß ſtark, ſo rechnet man kürzer nur den Quadratinhalt der Fläche aus, welche das Gewölbe bedecken ſoll, und ſetzt für jeden Quadratfuß drei Kubikfuß Steine an.

Was nun die Balkendecken der Zimmer, Stuben, in ſteinernen oder maſſiven Gebäuden anbetrifft, ſo kann ſolches auf zweierlei Arten bewirkt werden, indem man entweder die Mauer bei jeder Etage genau abgleicht, ſolche gehörig ſetzen läßt, und dann die Balken einen Fuß lang auflegt und mit einmauert, oder man ſetzt die

Mauer in jedem Geſchoſſe einen halben Fuß ab, legt inwendig Mauerlatten auf dieſen Abſatz, und kämmt oder plattet auf dieſe die Balken auf. Jede Art hat ihre Vorzüge und Nachtheile, welche den Bauherrn bei der Wahl beſtimmen müſſen. Werden die Balken mit eingemauert, ſo braucht man nicht ſo dicke Mauern, und in jedem Geſchoß von oben herunter nur 3 Zoll an der Stärke zuzugeben, man hat aber alle mögliche Vorſicht anzuwenden, damit die Balkenköpfe nicht verfaulen können; denn erſtlich ruht die Mauer zum Theil auf dem Holze, welches ihr nachtheilig iſt, wenn das Holz morſch wird, und zweitens muß man gewärtiget ſeyn, daß ein ganzer Fußboden einbricht, wenn die Balkenköpfe abfaulen. Um nun dieſes zu verhindern, braucht man gewöhnlich die Vorſicht, daß man die Balkenköpfe erſtlich etwas ſchwarz brennt (etwa ¼ Zoll tief), zweitens, daß man ſolche noch mit Pech oder Theer überzieht, auch wohl mit verzinntem Bleche; und drittens, daß man allen Kalk zu entfernen ſucht, und dafür um die Balkenköpfe herum mit Lehm mauert; dagegen iſt man bei der letztern Art ſicherer, daß die Balkenköpfe nicht abfaulen, weil ſie nicht in der Mauer, ſondern auf Holz, und alſo nicht ſo feucht liegen; zweitens kann man ſolche bei Reparaturen leichter wegnehmen und andere an die Stelle bringen, und drittens bleiben ſie eher wagerecht liegen, weil ſie auf der eichenen Mauerlatte befeſtiget ſind, die den Druck derſelben durch die ganze Mauer vertheilt, ſo daß kein einzelner Balken nachgeben kann. Dafür erfordert ſie aber auch ſtärkere Mauern, damit die Mauerlatten ein ſicheres Lager bekommen können. Auf dem oberſten Geſchoſſe werden die Balken, welche das Dach tragen müſſen, jederzeit auf zwei Mauerlatten befeſtiget, wovon die eine innerlich, und die andere äußerlich auf der Mauer liegt, wodurch die Mauer beſſer zuſammengehalten, und beide einander gegenüberſtehende Mauern gleichſam wie durch Anker verbunden werden. Was

die Malerey der Decken betrifft, ſo findet man darüber das Nöthige unter Stubenmalerey.

Stubenfenſter, ſ. unter Fenſter, Th. 12, S. 562 u. f.

Stubenfliege, Musca domestica, Linn., ſ. unter Fliege, Th. 14, S. 230 u. f.

Stubengelehrſamkeit, ſ. den folgenden Artikel.

Stubengelehrter, ein Gelehrter, welcher ſeine Wiſſenſchaft nur auf der Stube aus Büchern erlangt und ausübt, zum Unterſchiede von demjenigen, welcher das Erlernte im Umgange mit der Welt ausübt und anwendet; daher nennt man auch gewöhnlich die Stubengelehrten Theorienmänner, die ſehr oft die glänzendſten Theorien auf dem Papiere darſtellen, welche aber, in der Wirklichkeit ausgeübt, oder zur Wirklichkeit gebracht, ihren Werth durch die geſcheiterte Anwendung verlieren. Dieſes Letztere iſt ſehr oft der Fall bei den entworfenen ſtaatswirthſchaftlichen Theorien geweſen, die auf gänzliche Unkunde der Volksbeſchäftigung und des Volkslebens gegründet worden, und in der Anwendung ſcheitern mußten, da ſie nicht den belebenden Nerv trafen. Indeſſen ſind die von einem bloßen Stubengelehrten, der in das Treiben der Welt nie gekommen, nie Umgang mit den Menſchen in ihren mannigfaltigen Beſchäftigungen gehabt hat, entworfenen Theorien nicht immer zu verwerfen, ſie ſind oft durch reifes Nachdenken entſtanden, und enthalten wichtige Aufſchlüſſe, die in das praktiſche Leben übertragen werden können, und hier vortreffliche Dienſte leiſten, wenn man ſie nur mit Einſicht anwendet, oder wenn man nur den Nutzen daraus zieht, der dem praktiſchen Leben Gewinn bringt. — Im Hannöverſchen Magazine vom Jahre 1773, St. 83, ſteht ein Aufſatz von einem Ungenannten über die Stubengelehrten in der Ausdehnung auf Theorie und Praxis, und in Beziehung auf dieſelben, der ſo gute Anſichten entwickelt, daß ich ihn hier zur Grundlage dieſes Artikels wähle. Wenn oben ſchon kurz erwähnt

worden, was man unter einem Stubengelehrten gewöhnlich verſteht, ſo iſt dieſe Erklärung doch nicht hinreichend, die Stellung, Wirkſamkeit deſſelben auf das Allgemeine zu bezeichnen, um ſo mehr, da man ſo oft die Urtheile hört und lieſt: es ſey Einer ein Stubengelehrter, ein guter Theoretiker, aber kein Praktiker; in der Theorie ſeyen ſeine Entwürfe richtig, aber nicht in der Praxis; ſie ſeyen gut auf dem Papiere, aber nicht in der Ausführung. Wenn man nun auch zugeben muß, daß dieſe Urtheile in vielen Fällen richtig ſind, ſo ſind ſie doch auch wieder, von einer andern Seite betrachtet, oft ſehr unrichtig und zu tadeln; denn man macht ſich von einem Theoretiker und Praktiker oder Theoretikus und Praktikus oft ſo unrichtige Begriffe, daß eine Beleuchtung derſelben, ſo weit es möglich iſt, wohl nicht unnütz iſt. Verſteht man unter einem Theoretiker, mit welchem Namen die Stubengelehrten gewöhnlich belegt werden, einen ſolchen Gelehrten, der ſich bloß begnügt, nur die Natur oder das Weſen der Dinge und ihre Urſachen zu betrachten, ſie in den Bereich ſeiner Unterſuchungen zu ziehen, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, wie ſich die daraus ergebenden Reſultate zum Nutzen der Menſchen anwenden oder in Ausübung bringen laſſen, ſo iſt freilich ein ſolcher Theoretiker allemal ein ſchlechter Praktiker. Zum Beiſpiel ein Gottesgelehrter, der bloß bei den Dogmen und der Kirchengeſchichte ſtehen bleibt, und auf die Moral keine Aufmerkſamkeit verwendet; ein Juriſt, welcher ſich bloß um die Veranlaſſung, Urſache, Sinn und Geſchichte der Geſetze bekümmert, aber keinen Prozeß zu führen, und zu entſcheiden weiß; ein Arzt, welcher bloß die Pflanzen nach ihrem Wachsthum, Geſchlechte und Eigenſchaften unterſucht, eben ſo die Mineralien; auch wohl die Urſachen der Krankheiten nachſpürt, aber ſie nicht zu heilen verſteht, ſo ſind die Bemühungen dieſer Gelehrten gewiß von großem Nutzen, allein ſie können nur gute Theo-

retiker, aber keine Praktiker seyn, und so kann umgekehrt wieder ein guter Praktiker ein schlechter Theoretiker in einem gleichen Verstande seyn. Man würde aber hier den Begriff eines Theoretikers gar zu sehr einschränken; denn man versteht gemeiniglich unter Theorie eine Kenntniß oder Wissenschaft, wie ein Gegenstand durch menschliche Handlungen zur Wirklichkeit oder in Ausübung gebracht wird. Die Praxis aber ist die Art und Weise selbst, wie die Sache oder Angelegenheit zur Wirklichkeit gebracht oder ausgeübt wird. In diesem Verstande kann nun Niemand ein guter Praktiker seyn, der nicht auch zugleich ein guter Theoretiker ist, weil in der Praktik auch zugleich die Theorie liegt; umgekehrt nicht immer so, weil oft Theorien auf keine Praktik gegründet worden, sich bloß durch Nachsinnen über einen Gegenstand herausstellten, und erst durch die Anwendung auf das bürgerliche oder Geschäftsleben sich befestigen, oder nicht befestigen, wo also im letzteren Falle die aufgestellte Theorie unrichtig ist. Indessen ist doch so viel gewiß, daß Niemand ein guter Christ seyn kann, der keine richtige Theorie vom Gottesdienste hat, eben so wenig ein guter Jurist, wenn er keine Kenntniß von den Prozeßordnungen besitzt; noch ein guter Arzt, wenn er die Natur der Krankheit, und die Heilmittel derselben nicht kennt; aus den Begriffen von der Theorie und Praxis ergiebt sich nun, ohne einen Beweis, daß ein guter Theoretiker auch stets ein guter Praktiker seyn wird, und es enthält einen Widerspruch, wenn man sagt, Jemand wisse einen Prozeß zu führen und zu entscheiden, könne ihn aber weder führen, noch entscheiden, und ein Arzt kenne zwar die Natur der Krankheit und die dagegen anzuwendende Heilmittel, wisse sie aber nicht anzuwenden. Nur drei Fälle sind ausgenommen, wo Jemand eine gute Theorie besitzen und doch in der Praxis ungeschickt seyn kann. 1) Wenn eine besondere Geschicklichkeit und Fertigkeit des Körpers zur Praxis er-

fordert wird, und die bloße Theorie nicht hinlänglich ist. Z. B. es kann Jemand gute Kenntnisse von der Ingenieur- und Baukunst besitzen, aber selbst keinen Riß einer Festung oder eines Gebäudes machen. So kann Jemand von der Physik, Chemie und Kochkunst gute Kenntnisse besitzen, wenn er sie aber praktisch ausüben soll, gelingt es ihm nicht, weil er mit den Handgriffen und vielen andern Sachen nicht Bescheid weiß. So kann der Unternehmer von einer Tuch-, Kattun-, Tapeten-, ꝛc. Fabrik eine gute Theorie von diesen Gewerben besitzen, er kann aber selbst kein Stück machen, sondern muß gute Praktiker haben, die seine Angaben ausführen. Das Elektrisiren, Galvanisiren, Magnetisiren, erfordert eine gewisse Fertigkeit in den Händen; daher kann Jemand die beste Theorie darin besitzen, gleichwohl mit dem Elektrisiren ꝛc. nicht fertig werden. — 2) Verhindern oft heftige Leidenschaften einen Menschen, daß er die beste Theorie in der Theologie, Moral, Jurisprudenz und Politik nicht in Ausübung bringen kann. Es kann Jemand den ganzen Seneca auswendig wissen, und dennoch in der Hitze seiner Leidenschaften die größten Ausschweifungen begehen, und Seneca selbst war von seiner Theorie der schlechteste Praktiker. Der geschickteste Advokat führt oft seine eigenen Sache am schlechtesten, weil er darin ohne Gemüthsbewegung nicht schreiben kann. Der größte Politiker wird oft die thörigsten Handlungen begehen, wenn er sich von heftigen Leidenschaften überwältigen läßt. Mancher weiß den Geiz auf der Kanzel in der abscheulichsten Gestalt vorzustellen, und ist demselben dennoch im höchsten Grade ergeben. Viele erkennen aus Ueberzeugung, daß die Sparsamkeit in ihrer eigenen Wirthschaft nöthig ist, und dennoch, wenn ihnen etwas in die Augen fällt, das sie reizt oder verlockt, so können sie sich nicht enthalten, es zu kaufen, wenn darüber auch ihr Haushalt auf kurze Zeit Mangel leiden sollte. Besonders diejenigen, welche

ſehr reizbar ſind, durch die äußeren Umſtände oft ſtark gerührt werden, und leicht in heftige Leidenſchaften auffahren, ſind dann am wenigſten geſchickt oder vermögend, ihre Theorien auszuüben. Es giebt dann kein anderes Mittel für ſie, als daß ſie ſich von den Gegenſtänden entfernen, welche einen ſo ſtarken Eindruck auf ſie machen, und ſich gleich anfangs gegen einen Affekt in Sicherheit ſetzen; ſind ſie aber einmal davon überraſcht, ſo hilft keine Theorie, keine Ueberzeugung, keine Vorſtellung. — 3) Es kann Jemand zur Ausführung einer Sache von Natur ſehr geſchickt ſeyn, ſich aber ſelbſt dazu ungeſchickt machen, wenn er ſich von allen öffentlichen Geſchäften entfernt, ſeine Zeit bloß mit Nachſinnen, Bücherleſen, Schreiben ꝛc. viele Jahre hintereinander zubringt, in kein öffentliches Geſchäft geht, kein öffentliches Amt verwaltet ꝛc., und dieſes iſt die Beſchreibung oder Charakteriſtik eines ſogenannten Stubengelehrten; dieſes iſt daher mit kurzen Worten eine ſolche Perſon, welche ſich kein anderes Geſchäft, außer auf ihrer Studierſtube mit Bücherleſen und Schreiben macht. — Die Ausführung oder auch die Behandlung öffentlicher Geſchäfte erfordert oft eine geſchwinde und geſchickte Entſchließung über die vorkommenden Fälle, ſie verſtattet kein langwieriges Nachſinnen, kein langes Ueberdenken, ſondern nur ein richtiges Augenmerk oder einen richtigen Ueberblick (coup d'oeil), eine Kenntniß von allen dazu gehörigen Factis, von dem Charakter derjenigen Perſonen, mit denen man verkehrt oder zu thun hat, von ihren Abſichten, Meinungen, Lebensart und Verbindungen mit Andern, ſey es durch Verwandtſchaft, oder durch errichtete Freundſchaft, oder in anderer Beziehung; denn dieſe Kunde iſt nicht allein in politiſchen Angelegenheiten, ſondern auch in juriſtiſchen nöthig. Einem Stubengelehrten iſt dieſes Alles fremd, er forſcht nach nichts Anderem, als was er in ſeiner Bibliothek und in ſeinen Schriften findet; und wäre er

auch der ausgezeichnetſte Geiſt ſeiner Zeit, ſo wird er zwar ein guter Theoretiker, aber ein ſchlechter Praktiker ſeyn. Ein ſolcher Mann war der bekannte Gelehrte Peter Bayle. Man findet in ſeinem Wörterbuche die Grundſätze der feinſten Politik, richtige Beurtheilung der begangenen Staatsfehler, genaue Bemerkungen der Staatsveränderungen und der daraus entſtandenen Folgen; allein er geſtand ſelbſt von ſich, daß er zu allen Staatsgeſchäften ungeſchickt ſey; daß wenn man ihn in das öffentliche Leben und in die öffentlichen Geſchäfte und Verhandlungen bringen, er gleich dazu ſeine Unfähigkeit zeigen würde*). Auch Molière, der ſo trefflich die Menſchen ſchildern, ſie treu nach der Natur und nach der Ausbildung im Leben kopiren konnte, war nichts weniger als ein angenehmer Geſellſchafter; auch in ſeiner Kritik der Frauenſchule geſteht er es**). So Hans Lafontaine, welcher ganz ſorglos in den Tag hinein lebte, und oft in den Geſellſchaften, in die er geladen worden, um ſeinen Geiſt glänzen zu laſſen, nur aß, trank und einſchlief, und ſich um ſeine Tiſchgenoſſen

*) Der ganze Satz lautet: Si on me portait à la vie active, et aux negociations publiques, je ferois d'abord connoître, que je n'en suis pas capable. — On a pû remarquer, que je suis capable de parler des interêts des Princes et de faire des reflexions de Politique, mais il n'en suis pas de la, que si j'etois, au timon, ou que si on me confioit une affaire, je m'en tirerois honorablement. — On est parié, que dans une conversation, je me serois fait admirer par mes fines railleries, par mes galanteries; cependant je ne suis rien moins que cela, et dans un cercle de femmes, je ne paroitrai pas a beaucoup près aussi bel esprit, qu'un jeune Academiste, qu'un petites Plumet. (Nouvelles Lettres par Mr. Bayle. T. II., p. 70.)

**) Climene l'avoit invité à souper comme bel esprit, et jamais il ne parut si sot parmi une demi-douzaine de gens, à qui elle avait fait fête de lui, et qui le regardoient avec des grands yeux, comme une personne, qui ne devoit pas être faite comme des autres. Ils pensoient tous, qu'il, étoit là, pour défrager la compagnie de bons mots; que chaque parole qui sortoit de sa bouche devoit être extraordinaire, qu'il devait faire des Impromtus sur tout ce qu'on disoit, et ne demander à boire qu'avec une pointe. Mais il les trompa fort par son silence. (La critique de l'école des femmes. Comédie dans les Oeuvres de Molière. Tom. I., Edit. de Basle, 1760, p. 551.)

weiter nicht kümmerte, und von dem die Frau von Sablière einſt im Scherze ſagte, in deren Haus er zwanzig Jahre lang ein heiteres ſorgenfreies Leben führte, als ſie einſt alle ihre Dienerſchaft verabſchiedet hatte: „Ich habe bloß meine drei Hausthiere behalten, meinen Hund, meine Katze, und meinen Lafontaine. Von dieſer Art findet man noch mehrere Gelehrte, ſowohl in Frankreich, wie in England, Deutſchland ꝛc., welche ſich zur Ausübung öffentlicher Geſchäfte, bloß durch ihre contemplative und ſpekulative Lebensart ungeſchickt gemacht haben. Sie entfernen ſich von aller Geſellſchaft, von öffentlichen Geſchäften, und ſuchen die Einſamkeit, die ihren Betrachtungen zuſagt; und weil ſie ſich zu keinen öffentlichen Geſchäften drängen, ſo verlangt man ſie auch nicht dazu, und weil man ſie dazu nicht gebraucht, ſo werden ſie mit der Zeit zu denſelben ungeſchickt. Molière und Bayle waren gewiß zu den öffentlichen Geſchäften und Geſellſchaften von Natur nicht ſo ungeſchickt, wie ſie es dadurch wurden, daß ſie ſich denſelben entzogen (Beide waren jedoch in öffentlichen Geſchäften, der Eine als Schauſpieler, und der Andere als öffentlicher Lehrer der Philoſophie zu Rotterdam), ſo wie Demoſthenes entgegengeſetzter Weiſe von Natur zum Reden ungeſchickt war, ſich aber durch vielen Fleiß zum geſchickteſten Redner bildete. Wie viele große Staatsmänner, große Feldherren und große Richter giebt es nicht, welche zugleich die beſten Schriften von ihrer Kunſt geſchrieben haben? ſie waren aber gute Feldherren, gute Staatsminiſter und gute Richter bloß deswegen, weil ſie ſich in den dazu gehörigen Verrichtungen wirklich übten, ſtets darin thätig waren; und wenn wir hier ein hervorleuchtendes Beiſpiel beſonders aufſtellen wollen, ſo iſt es der als König, Held, Staatsmann, Gelehrter, Künſtler und Schriftſteller gleich große Friedrich der Zweite von Preußen, der in ſeiner ſechs und vierzigjährigen

Regierung bewies, was ein von der Natur und durch eigenen Fleiß ausgezeichneter Mann zu leisten im Stande ist. Man darf daher auch nicht jeden spekulirenden Gelehrten oder Schriftsteller für ungeschickt ad res agendas halten, sondern sie werden es in der Länge der Zeit nur dann, wenn sie gar nicht dazu gebraucht werden; es geht hier wie mit der körperlicher Kraft, die immer geübt seyn will, wenn sie nicht nachlassen soll. — Hieraus ergiebt sich nun, daß in allen Fällen ein guter Theoretiker auch immer ein guter Praktiker seyn wird, und Niemand kann seine Praxis gut führen, wenn er nicht auch eine gute Theorie besitzt. — Die Natur der Geschäfte verstattet aber oft nicht, daß man lange Zeit mit dem Nachsinnen, Lesen und Schriftstellern sich beschäftigen kann. So z. B. kann ein Kaufmann, der einer ansehnlichen Handlung vorsteht und sie selbst führt, wohl schwerlich so viel Zeit dabei gewinnen, um über die Handlung zu schreiben, Schriften darüber herauszugeben, und ein Oekonom, welcher ein großes Gut zu verwalten hat, wird selten Bücher über die Landwirthschaft schreiben und herausgeben können. So waren Young und Ellis in England sehr gute Oekonomen, sobald sie aber anfingen Bücher zu schreiben, so mußte jener die Landwirthschaft aufgeben, und von diesem bezeugt Kalm in seiner Reisebeschreibung, daß sich seine Landwirthschaft nicht in dem besten Zustande befunden habe. Dieses kommt aber daher, weil sie sich dann zu sehr mit der Theorie ihres Gewerbes beschäftigen, sie Lieblingsfach wird, statt daß ihre Wirthschaft Lieblingsfach seyn sollte, und jenes nur Erholung; denn vereinigen läßt es sich wohl, wie uns so viele große Männer bewiesen haben, die über das, was sie praktisch übten, auch Bücher schrieben, nur muß das Letztere eine Art Erholungsbeschäftigung seyn, wird es aber Lieblingsbeschäftigung, so tritt es an die Stelle der praktischen Beschäftigung und verdrängt diese. Dieses ist bleibend zu allen Zeiten. Der Jurist, der sich bei der Jurisprudenz den schönen Wissenschaften widmet,

wird nicht lange, wenn er darin an zu ſchriftſtellern fängt, und einiges Aufſehen macht, in ſeinem Amte bleiben, es wird ihm bald lange Weile machen; er wird bald das öffentliche Geſchäft mit der Stube vertauſchen, und ein Stubengelehrter werden.—Uebrigens mißbraucht man die Benennung eines Stubengelehrten ſehr, wenn man alle diejenigen Gelehrten oder vielmehr Wiſſenſchafter, welche in Aemtern und Bedienungen ſtehen, und mit öffentlichen Geſchäften überhäuft ſind, deshalb Stubengelehrte heißt, weil ſie nicht von ihrer Stube und ſonſt in keine andere Geſellſchaft, als in ihr Collegium kommen. Wer in öffentlicher Bedienung ſteht, kann nicht ohne öffentliche Geſchäfte ſeyn, und wer nicht ohne öffentliche Geſchäfte iſt, kann kein Stubengelehrter ſeyn, da er ſich nicht in ſeinen Büchern vertiefen darf, ſondern ſich um den Zuſtand ſeiner Geſchäfte und um die ſich dahin beziehenden Facta bekümmern muß. Was für eine Praxis ſoll der Beamte in täglichen Geſellſchaften lernen? Wie ſoll ein angehender Richter ſich in ſeinen Relationen an den Spieltiſchen üben? Wie wird ein Offizier die Kriegskunſt bei der Toilette der Damen, und ein Ingenieur die ſeinige in den Viſitenzimmern auszuüben lernen? Was für eine Praxis wird ein Arzt auf dem Kaffeehauſe treiben? Würden dieſe Männer ſich nicht in ihrer Kunſt vervollkommnen, wenn ſie, ſtatt jener Erholungen, auf ihrer Stube in Einſamkeit verblieben, und die Praxis todter Lehrmeiſter ſtudierten? Kann man einen mit der Gicht geqnälten Amtmann, welcher täglich ſeine Bauern über ihre Vorfälle, ſeine Verwalter über ſeine eigene Wirthſchaft vernimmt, und in der ihm übrig bleibenden Zeit ökonomiſche Schriften lieſt, dabei aber in fünf Jahren wegen ſeiner Gichtanfälle in den Beinen nicht von ſeiner Stube kommt, einen Stubengelehrten nennen? Noch weniger ſchicklich iſt es, wenn man einen Gelehrten oder ausübenden Wiſſenſchafter, der von ſeiner Geſchicklichkeit in der Praxis vorzügliche Proben abgelegt hat, deshalb einen ſchlechten Praktiker nennen will.

Regierung bewies, was ein von der Natur und durch eigenen Fleiß ausgezeichneter Mann zu leisten im Stande ist. Man darf daher auch nicht jeden spekulirenden Gelehrten oder Schriftsteller für ungeschickt ad res agendas halten, sondern sie werden es in der Länge der Zeit nur dann, wenn sie gar nicht dazu gebraucht werden; es geht hier wie mit der körperlicher Kraft, die immer geübt seyn will, wenn sie nicht nachlassen soll. — Hieraus ergiebt sich nun, daß in allen Fällen ein guter Theoretiker auch immer ein guter Praktiker seyn wird, und Niemand kann seine Praxis gut führen, wenn er nicht auch eine gute Theorie besitzt. — Die Natur der Geschäfte verstattet aber oft nicht, daß man lange Zeit mit dem Nachsinnen, Lesen und Schriftstellern sich beschäftigen kann. So z. B. kann ein Kaufmann, der einer ansehnlichen Handlung vorsteht und sie selbst führt, wohl schwerlich so viel Zeit dabei gewinnen, um über die Handlung zu schreiben, Schriften darüber herauszugeben, und ein Oekonom, welcher ein großes Gut zu verwalten hat, wird selten Bücher über die Landwirthschaft schreiben und herausgeben können. So waren Young und Ellis in England sehr gute Oekonomen, sobald sie aber anfingen Bücher zu schreiben, so mußte jener die Landwirthschaft aufgeben, und von diesem bezeugt Kalm in seiner Reisebeschreibung, daß sich seine Landwirthschaft nicht in dem besten Zustande befunden habe. Dieses kommt aber daher, weil sie sich dann zu sehr mit der Theorie ihres Gewerbes beschäftigen, sie Lieblingsfach wird, statt daß ihre Wirthschaft Lieblingsfach seyn sollte, und jenes nur Erholung; denn vereinigen läßt es sich wohl, wie uns so viele große Männer bewiesen haben, die über das, was sie praktisch übten, auch Bücher schrieben, nur muß das Letztere eine Art Erholungsbeschäftigung seyn, wird es aber Lieblingsbeschäftigung, so tritt es an die Stelle der praktischen Beschäftigung und verdrängt diese. Dieses ist bleibend zu allen Zeiten. Der Jurist, der sich bei der Jurisprudenz den schönen Wissenschaften widmet,

wird nicht lange, wenn er darin an zu ſchriftſtellern fängt, und einiges Aufſehen macht, in ſeinem Amte bleiben, es wird ihm bald lange Weile machen; er wird bald das öffentliche Geſchäft mit der Stube vertauſchen, und ein Stubengelehrter werden.—Uebrigens mißbraucht man die Benennung eines Stubengelehrten ſehr, wenn man alle diejenigen Gelehrten oder vielmehr Wiſſenſchafter, welche in Aemtern und Bedienungen ſtehen, und mit öffentlichen Geſchäften überhäuft ſind, deshalb Stubengelehrte heißt, weil ſie nicht von ihrer Stube und ſonſt in keine andere Geſellſchaft, als in ihr Collegium kommen. Wer in öffentlicher Bedienung ſteht, kann nicht ohne öffentliche Geſchäfte ſeyn, und wer nicht ohne öffentliche Geſchäfte iſt, kann kein Stubengelehrter ſeyn, da er ſich nicht in ſeinen Büchern vertiefen darf, ſondern ſich um den Zuſtand ſeiner Geſchäfte und um die ſich dahin beziehenden Facta bekümmern muß. Was für eine Praxis ſoll der Beamte in täglichen Geſellſchaften lernen? Wie ſoll ein angehender Richter ſich in ſeinen Relationen an den Spieltiſchen üben? Wie wird ein Offizier die Kriegskunſt bei der Toilette der Damen, und ein Ingenieur die ſeinige in den Viſitenzimmern auszuüben lernen? Was für eine Praxis wird ein Arzt auf dem Kaffeehauſe treiben? Würden dieſe Männer ſich nicht in ihrer Kunſt vervollkommenen, wenn ſie, ſtatt jener Erholungen, auf ihrer Stube in Einſamkeit verblieben, und die Praxis todter Lehrmeiſter ſtudierten? Kann man einen mit der Gicht gequälten Amtmann, welcher täglich ſeine Bauern über ihre Vorfälle, ſeine Verwalter über ſeine eigene Wirthſchaft vernimmt, und in der ihm übrig bleibenden Zeit ökonomiſche Schriften lieſt, dabei aber in fünf Jahren wegen ſeiner Gichtanfälle in den Beinen nicht von ſeiner Stube kommt, einen Stubengelehrten nennen? Noch weniger ſchicklich iſt es, wenn man einen Gelehrten oder ausübenden Wiſſenſchafter, der von ſeiner Geſchicklichkeit in der Praxis vorzügliche Proben abgelegt *hat, deshalb einen* ſchlechten Praktiker nennen.

diejenige Mine ablegen, die ihre Unzufriedenheit über sich selbst verräth. Da sie nun auf solche Weise durch ihr eigenes Benehmen zu erkennen geben, daß sie sich selbst nicht genug thun, so glauben auch Andere, die sie nicht genau kennen, daß sie ihnen noch weniger genug thun würden, und vertrauen ihnen deswegen keine Geschäfte an; denn wer sich selbst furchtsam bei seinen eigenen Produktionen zeigt, müsse auch seine Unfähigkeit fühlen, müsse wissen, daß ihm kein Beifall werden könne. Dieses ist das gewöhnliche Loos wirklich geschickter Leute; ihre Bescheidenheit wird für Unfähigkeit gehalten, und der Prahler, der mit der größten Dreistigkeit seine Produkte herausstreicht, die oft unter dem Mittelmäßigen stehen, erhält Beifall und Bewunderung von dem großen Haufen; denn ein Windbeutel wird zwar von Verständigen verachtet, allein von Unverständigen desto höher geschätzt, welche sowohl unter dem schlechten, als guten Rocke den größten Haufen ausmachen, so bleiben sie dadurch genugsam schadlos, und werden immer die mehrsten Geschäfte haben; da nun dieses der Fall ist, so kann man auch nicht sagen, wenn geschickte Leute wenige Geschäfte haben, daß sie solche schlecht verrichten, oder daß sie schlechte Praktiker sind. Es würde gewiß sehr schlecht im gemeinen Wesen stehen, wenn man Jemanden nur darnach schätzen wollte, wie viel Sachen, und nicht wie gut er solche ausführt. — Eben so irrig ist es zu hören: es sey richtig in der Theorie, nicht aber in der Praxis; es sey gut auf dem Papiere, aber nicht in der Ausführung; das Projekt sey nur in der Studierstube gemacht, und schicke sich nicht für den Lauf der Welt, die Anwendung sey unmöglich. Dieser Worte bedient man sich gemeiniglich, wenn man keine Lust hat, ein Projekt auszuführen. Was in der Theorie richtig ist, muß auch allemal in der Praxis richtig seyn, und ist es in der Praxis nicht richtig, so ist auch die Theorie unrichtig, falsch und fehlerhaft;

denn was auf dem Papiere gut entworfen iſt, muß auch auszuführen ſeyn, iſt es nicht auszuführen, ſo hat der Entwurf auf dem Papiere einen Fehler. Dieſen Fehler zeige man, wenn man ſagt: daß es nicht ins Werk zu richten ſey. Daſſelbe muß auch von Projekten behauptet werden, und es läßt ſich wohl annehmen, daß noch kein richtiges Projekt im Beſuchzimmer, oder beim Abendeſſen, oder auf dem Kaffeehauſe gemacht worden; es müßten denn Börſenſpekulationen ſeyn, ſonſt jedes andere Projekt, worüber ein reifes Nachdenken erfordert wird, muß auch nothwendig in der Studierſtube gemacht werden, und in derſelben können gute Projekte ſelbſt von ſolchen Perſonen gemacht werden, die ſich nicht einmal mit dergleichen Geſchäften, welche das Projekt betrifft, befaſſen. Die Vollkommenheit eines Projekts hängt bloß davon ab, daß man eine Kenntniß von allen mit der Sache verbundenen Umſtänden, geſchehenen Handlungen, und ſpäterhin vermuthlich vorkommenden Fällen habe, ſolches auch gehörig zu beurtheilen, und darnach auch die Maaßregeln genau zu nehmen wiſſe. Dieſe kann man aus guten Schriften und Nachrichten erſehen, wenn man gleich mit dergleichen Sachen nichts zu thun gehabt hat; allein ein geringer Umſtand verändert oft die Sache, und vereitelt das ganze Projekt. Da dergleichen Vorfälle und Facta nicht immer ſämmtlich und genau in Büchern verzeichnet ſind, ſo geht daraus die Urſache hervor, warum Jemand, der nicht ſelbſt eine langjährige Erfahrung in ſolchen Geſchäften gehabt hat, oft fehlerhafte Vorſchläge darüber thut, und warum der gelehrteſte Menſch oftmals eines Fehlers von ſolchen Perſonen überzeugt werden kann, welche mehr Erfahrung darin haben, aber lange ſeine Gelehrſamkeit nicht beſitzen; indeſſen wenn dieſe einen wichtigen Umſtand nicht gehörig beobachten, ſo fehlen ſie ihrer langjährigen Erfahrung ungeachtet, eben ſo gut, als jener. Es mag aber Jemand Erfahrung haben oder nicht, ſo

bleibt es immer eine große Kunſt, ein richtiges Projekt zu einer noch nie verſuchten Sache zu machen; denn es ergeben ſich bei ihrer Ausführung ſo unvorhergeſehene Vorfälle, daß man wenige Projekte antreffen wird, welche bei ihrer Ausführung nicht geändert und verbeſſert worden wären; denn man ſieht die Fehler nur dann erſt ein, wenn das Projekt wirklich zur Ausführung gekommen iſt; denn wenn eine Sache ausgeübt wird, zeigen ſich auch die Mängel in der Ausübung, nicht aber auf dem Papiere. Daher kann ein Wiſſenſchafter, der Theorie und Praxis mit einander verbindet, dennoch in dem Entwurfe einer Sache, der er ſonſt Meiſter iſt, Fehler begehen, die ſich erſt in der Ausführung zeigen; dieſes zeigt ſich ſehr oft bei der Erfindung von Maſchinen ꝛc., die erſt dann, wenn ſie im Gebrauche ſind, die Mängel zeigen, die abgeholfen werden müſſen, wenn ſie auf einige Vollendung Anſpruch machen ſollen, und ſo wie dieſes hier der Fall iſt, ſo iſt es auch in allen übrigen Fächern des menſchlichen Wiſſens, worin ein Gegenſtand in Ausübung gebracht wird. Wer nun behaupten will, ein Projekt ſey keine Kunſt zu machen, ſondern eine Kunſt auszuführen, derſelbe giebt dadurch zu erkennen, daß er es ſelbſt weder zu machen, noch zu beurtheilen verſteht; denn die Ausführung eines Projektes iſt allemal die geringſte Kunſt, wenn man nur den Willen hat, es auszuführen, und die dabei vorkommenden Schwierigkeiten zu überwinden. — Aus dem Ganzen geht nun hervor, daß der Stubengelehrte, der ſeine Zeit oft damit zubringt, um unklare Gegenſtände in der Praktik durch ſein Nachdenken zu erhellen, eben ſo wichtig iſt, wie der Weltmann, den man überall antrifft, und der überall durch ſeine Erfahrungen zu Hauſe zu ſeyn glaubt. — Hiernach, was nämlich über die Stubengelehrten oben geſagt worden, ergiebt ſich nun auch die Stubengelehrſamkeit, die nicht allein darin beſteht, ſich mit den Büchern Tage lang auf der Studierſtube zu beſchäfti-

gen, sondern auch verschiedene Gegenstände aus dem Reiche des Wissens, die noch dunkel sind, näher zu enthüllen, sie klarer an das Licht zu ziehen, Theorien über Zweige des Wissens, die im praktischen Leben oft durch Zufall Geltung gewonnen haben, zu entwerfen, neue Systeme über gründlicher erforschte Wissenschaften aufzustellen, kurz sich ganz den Wissenschaften auf seiner Stube hinzugeben, ohne sie weiter auf das praktische Leben auszuüben oder anzuwenden, sondern denen die Ausführung überlassend, welche das praktische Leben, durch ihren häufigen Umgang mit der Welt, besser kennen. Die Stubengelehrsamkeit ist demnach ein mehr theoretisches Wissen, eine Anstrengung der geistigen Kräfte zur Enthüllung noch problematischer Sätze in einer Wissenschaft, eine Entfaltung des Verstandes Scharfsinn im Auflösen noch dunkler Zweige des Wissens. Gewiß eine sehr reichhaltige, den mannigfaltigsten Nutzen bringende Beschäftigung, die zwar nicht immer in pecuniärer Hinsicht den sich damit Beschäftigenden belohnt, doch in geistiger, durch das süße Gefühl, zur Aufklärung oder Erhellung einer Wissenschaft beigetragen, sie von ihren Schlacken, so weit nämlich die Kraft seines Geistes reichte, befreiet zu haben. Wenn ein solcher Gelehrter auch wenig von seiner Wissenschaft in Gesellschaften mitbringt, wenig Ausbeute darin liefert, ja oft sehr einseitig erscheint, und das Lächeln des Weltmannes, der wie ein Rad sein encyklopädisches Wissen abdrehet, und sich dadurch Beifall und Geltung in dem Kreise seiner Hörer verschafft, auf sich zieht, so zeigen doch seine Schriften den Nutzen, den sie nicht einer Gesellschaft, wohl aber der Welt schaffen. Mithin hat die Stubengelehrsamkeit ihren großen Nutzen, und derjenige, der seine Zeit dazu anwendet, sich oft Nächte hindurch zur Erhellung von Gegenständen, die nicht bloß den Kreis des Wissens bereichern, sondern auch *einen praktischen* Nutzen stiften, hingiebt, verdient die

Hochachtung und den Dank nicht nur ſeines Volkes, ſondern der Welt; ſo alle die großen Männer, die in allen Zweigen des Wiſſens die Bahn brachen und voran gingen, gleichſam mit einer Fackel den Weg erleuchteten, den die Andern verfolgten.

Stubengenoß, ſ. Stubenburſche.

Stubengeſchichte, ſ. Stubenmährchen.

Stubengeſell, ſ. Stubenburſche.

Stubenheitzer, in den Häuſern der Großen, Vornehmen und Reichen, eine beſonders dazu angenommene Perſon, im Winter die Stuben zu heitzen, welche alſo die Sorge über ſich hat, nicht nur zu heitzen und nach den Oefen zu ſehen, ſondern ſich auch das Holz dazu aus dem Holzſtalle oder Holzbehältniſſe vor die Oefen zu tragen; wenn Oefen auch mit Torf geheitzt werden, ſolchen aus dem Keller oder Torfgelaſſe in Kiepen oder Körben gleichfalls vor die Oefen zu tragen, und alle Unreinigkeit und Schmutz, der durch die Heitzung geſchieht, fortzubringen. Dergleichen Heitzer findet man in den Schlöſſern, Palläſten ꝛc., wo viele Zimmer zu heitzen ſind. In andern Privatgebäuden hat dieſes Geſchäft der Hausknecht über ſich. — In den Regierungsgebäuden, Rathhäuſern, Muſeen, Hochſchulen und andern Schulen ꝛc. ꝛc., hat dieſe Beſchäftigung der Hauswart über ſich, der ſolches durch einen Hausknecht verrichten läßt, oder durch ſein Dienſtmädchen. Daſſelbe iſt auch der Fall bei geſchloſſenen Geſellſchaften aller Art. Bei den Freimaurern hat der Kaſtellan, der Freimaurer ſeyn muß, dieſes Geſchäft über ſich, und wenn die Oefen von außen geheitzt werden, ſo kann dieſes von ſeinem Dienſtmädchen geſchehen, die das Holz zu den Oefen hinaufträgt, wenn es aber Zugöfen ſind, die von innen geheitzt werden, ſo muß er es ſelbſt thun, da kein Profaner die Arbeitszimmer ꝛc. betreten darf. Auch das Oeffnen und Zumachen der Röhren, wenn die Oefen von außen geheitzt werden, muß er beſorgen.

In den fürſtlichen Schlöſſern und Palläſten machen die Heitzer auch zugleich das Holz, welches angefahren worden, und tragen Livreejacken, nach der Fürſtlichen Livree, das heißt, blau mit rothem Kragen, roth mit blauem Kragen, grau mit grünem Kragen ꝛc., und blanken Knöpfen mit dem Fürſtlichen Wappen. In den übrigen Haushaltungen wird das angekaufte Holz von bedungenen Holzhauern oder Holzmachern gemacht. In den Kaſernen geſchieht das Heitzen von den dazu beſtimmten Soldaten, und auf den Wachen beſorgte es ehemals der ſogenannte Knapphans oder der Kneipwirth der Wache, welcher Lebensmittel ꝛc. bei der Wache feil bot, und der Calefaktor führte die Aufſicht, dem es eigentlich zukommt, die Heitzung zu beſorgen, und jetzt geſchieht es auch von demſelben in den mehrſten Wachen.

Stubenherd, in einigen Stuben, der neben dem Ofen befindliche Kamin, von wo aus der Ofen geheitzt, und in welchem auch zu gleicher Zeit gekocht wird. Man findet dieſes in kleinen Quartieren, beſonders in Hinterhäuſern, wo es an Raum fehlt, um eine Küche anzulegen; um nun dieſem ſo nöthigen Bedürfniſſe in einem Haushalte abzuhelfen, dient der in der Stube neben dem Ofen angebrachte Kamin.

Stubenhocker, Stubenſchwitzer, wird gewöhnlich von jungen Leuten geſagt, wenn ſie die Stube fleißig hüten, und nur ſelten unter andere junge Leute kommen, zu fleißig ſtudieren, oder ſonſt einem Geſchäfte oder einer Beſchäftigung obliegen. Man gebraucht es ſowohl auf Univerſitäten, als in andern Verhältniſſen des Lebens. Auf Univerſitäten iſt das Stubenhocken dem Burſchencomment entgegen.

Stubenhund, zum Unterſchiede des Hof-, Jagd-, Schäfer- ꝛc. Hundes, ein Hund, welcher ſich größtentheils in der Stube aufhält, in der Stube ſein Futter erhält, und darin liegt und ſchläft. Zu den Stubenhunden gehören die Bologneſer Hündchen, die Moyſe, Pinſcher,

Dachshündchen, Pudel, ꝛc. S. auch den Art. Hund, Th. 26, und das daſelbſt angehängte Regiſter der Hunde.

Stubenkammer, im gewöhnlichen Leben eine Kammer dicht neben einer Stube, zum Unterſchiede der Bodenkammer.

Stubenkatze, Felis domestica, eigentlich Hauskatze, da ſie aber die Wärme liebt, und ſich gern in den Zimmern aufhält, und von vielen Leuten darin gezogen und gehalten wird, ſo hat man derſelben im gewöhnlichen Leben auch den Namen Stubenkatze gegeben. S. den Art. Katze, Th. 36. — Auch den Stubenmädchen pflegt man den Namen Stubenkätzchen zu geben, wahrſcheinlich daher, weil ſie ſich bei ihren Gebieterinnen oft ſehr beliebt zu machen wiſſen, auch öfter anderes Hausgeſinde verſchwärzen.

Stubenläufer, Tenebrio Cursor, eine Art Mehlkäfer. Die Charakteriſtik dieſer Käfer findet man unter Mehlkäfer, Th. 87, S. 470.

Stubenluft, die Luft, welche ſich in den Stuben oder Zimmern bildet, und aus verſchiedenen Stoffen beſteht. Der Hauptſtoff iſt die atmoſphäriſche Luft, welche von außen eindringt; hierzu kommen nun noch die verſchiedenen Ausdünſtungen, die ſich in den Zimmern ſelbſt erzeugen, theils von Menſchen, Vieh und Pflanzen, theils von den darin getriebenen Gewerben, von den zubereiteten Speiſen ꝛc. ꝛc., welches Alles die Luft ſchwängert oder mit derſelben ſich vereiniget, und welches der Menſch wieder einathmet; daher iſt es ſehr nothwendig, die Zimmerluft oft zu erneuern, und dieſes beſonders im Sommer an heißen Tagen, damit immer friſche Lebensluft den Bewohnern der Zimmer zugeführt wird. — Nach den Verſuchen des Prieſtley und White verdirbt ein geſunder Menſch während einer Minute durch das Ein- und Ausathmen einige Quarte Luft, und daraus kann man leicht den kubiſchen Inhalt derjenigen Stubenluft berechnen, darin man einige Stunden, und der Gelehrte

und Künſtler oft ganze Tage oder gar Wochen leben muß. Man kann daher, wie ſich ein Schriftſteller ausdrückt, den Fenſterritzen und Schlüſſellöchern im Winter Dank ſagen, daß die Zimmerluft, welche ſchon in einer Stunde bloß durch den Athem zweier Perſonen, ohne an ihre Ausdünſtungen, den Tabaksrauch, die Dünſte der Bücher, der geölten Inſtrumente, und tauſenderlei anderer Dinge zu gedenken, verderbt wird, Zufluß erhält. Man iſt mehr denn zu oft feindlich gegen die friſche Luft, das Hauptbedingniß des Lebens, geſinnt, indem man die Fenſter und Thüren dagegen verſchließt, als durch Doppelfenſter, Doppelthüren; ſo verſchließt man auch die Thüren durch Saalleiſten, Strohgewinde, wollene Decken ꝛc., die Fenſter durch Moos, Verklebung mit Papier, Fenſterladen, Rouleaus, Jalouſien ꝛc., und dieſes mit einer diätätiſchen Gewiſſenhaftigkeit, und doch iſt ſie ſo höchſt wichtig; indem ſie mit jedem Athemzuge unſer kochendes Blut in der Lunge abzukühlen, und der Atmoſphäre den entwickelten Kohlenſtoff oder Phlogiſton wieder zu geben beſtimmt iſt. Selbſt die geräumigen und hohen Zimmer unſerer Vorfahren hat die Oekonomie abgeſchafft, um ein Paar Kloben Holz zu erſparen, oder mehr Miethe zu ziehen, indem man noch Platz zu einem Stockwerke gewinnt, und von Tag zu Tage werden ſie immer niedriger, und dieſes der Reinlichkeit und Bequemlichkeit wegen, oder, wenn man lieber will, um ſich wie eine Vögelhecke in einem Käfig zuſammen zu preſſen, und, wie ein Schriftſteller ſagt, den ganzen körperlichen Inhalt einer ganzen darein eingeſperrten Familie geometriſch zu berechnen. Unſere Zimmer zeigen nichts mehr von der kraftvollen Generation einer längſt vergangenen Zeit; denn es ſind Menſchenkäfige, Kerker, um zu erſticken; kann man ſich daher noch wundern, daß ſo oft Leute von dem geringſten Kohlendampfe darin erſticken, weil dieſer gleich ſeine Wirkung geringe in einem großen Zimmer, in einem kleinen auffallend zei-

gen kann. Beſonders iſt das Schlafſtübchen zu einem Schmuckkäſtchen für den Körper auserſehen; es muß enge, warm und behaglich, der Alkoven ein Meiſenkäſtchen, das Bett aber mit ſchwellenden Gänſedaunen vollgepfropt ſeyn, daß der Körper tief darin verſinkt, man umzieht oft das Bett noch mit Vorhängen, um die Bettdünſte zu verhindern, daß ſie ſich nicht mit der Stubenluft vereinigen, und dem Athem im Schlafe entwandt werden mögen. Mitten in dieſen Dunſtwolken und dem Dampfbade des Bettes haucht der horizontal Schlafende ſeine eigene Ausdünſtung, wie in einer animalischen Ebbe und Fluth, wechſelsweiſe aus und wieder ein, und die Betthitze betäubt, ſtatt die Lunge abzukühlen, den Kopf, welcher ſchon durch ſeine eigene Lage den Blutkreis erleichtert, mit ängſtlichen Träumen. So ſchlürft nun der Geſunde, wie der Kranke, mit langſamen Zügen ſeine Ausleerungen ruhig ein, ein Gift, welches um ſo ſchrecklichere Folgen hat, je vertrauter man mit demſelben umgeht; denn es iſt nicht zu verwundern, daß anſteckende Krankheiten ſich hier einfinden. Ein mechaniſcher Beweis davon iſt der, daß in einem Zimmer, wo viele Perſonen, und oft auch Hunde, Katzen und Vögel beiſammen wohnen, deutlich bemerkt werden kann, daß die Lichter, ſo wie ſich die Luft immer mehr mit Dünſten ſchwängert, zuſehends dunkler brennen. Die Perſonen von ſchwacher Bruſt empfinden eine Aengſtlichkeit oder ein Uebelbefinden, welches aufhört, wenn ſie an die friſche Luft kommen. Noch mehr als der Athem und die Ausdünſtung aus jedem der Gliedmaßen, verdirbt die Flamme des Lichts, das Räuchern, der Tabaksrauch, der Wohlgeruch von Blumen und andern Dingen, die Stubenluft. Ein brennendes Wachslicht brennt unter einer gläſernen Glocke bis zum Selbſtverlöſchen immer matter. Man wende nun dieſes auf eine Verſammlung von vielen tauſend Menſchen in einem Oper-, einem Schauſpielhauſe, oder in einer Kirche,

mitten unter einigen Tausend Lampen und Lichtern an, so kann man sich leicht von der Verdorbenheit der Luft einen Begriff machen, welches sich auch durch das Dunkelbrennen der Lichter kund giebt. Die oberen Logen stehen die größte Gefahr aus, weil alle Dünste in die Höhe steigen. Man rechne, daß alle Einwohner einer großen Hauptstadt, wie z. B. in Berlin, jeden Abend im Herbste und Winter, wenigstens sechs Monate lang, jeder bei seinem Geschäfte, bloß ein brennendes Licht oder den Fettruß einer Lampe einathmet, ehe er zu Bette geht, und diesen Fettruß haucht er auch wieder in seinem Schlaforte aus, da die wenigsten Einwohner einen Ventilator an ihrem Fenster haben; dazu kommt nun noch die Hitze der Stuben, womit sich auch der Arme etwas zu Gute thut. Man zähle hierzu nun noch die Oxhofte Wein und Branntwein, und die Centner von Rauchtabak, welche das Brennbare, den Kohlenstoff, unendlich vermehren, wozu nun noch die Ausdünstung von strenger Arbeit, vom Tanzen ꝛc. kommt, welche das Unangenehme einer eingeschlossenen Atmosphäre noch vermehren. Wie klein kann da wohl nur die Wohlthat des Schlafes seyn, und wie schrecklich die Vergiftung für den Athem! Hierzu kommt auch noch das ängstliche Durchwachen der Nächte am Spieltische; das Arbeiten die halben Nächte hindurch beim Licht- oder Lampenscheine, wodurch die Ausdünstung noch mehr erregt wird, und so steht der durch den Schlaf ungestärkte Schwärmer bleich und abgezehrt am Morgen auf. Bei Vielen ist es Mode geworden, am Tage zu schlafen, und in der Nacht dafür zu arbeiten, und hier die Natur zu bestürmen, und aus ihren Schranken zu treten. Wie ist es da möglich, daß unser Leben das von der Natur bestimmte Ziel erreichen kann! der Körper muß schon längst vor der Zeit abgestumpft werden, da ihm die beste aller Nahrungen, die reine Luft, entzogen wird. — Es ist daher sehr nöthig, immer frische Luft in die Zimmer zu

laſſen, ſowohl im Winter, als im Sommer, in der letzteren Jahreszeit, nach dem Verhältniß der Wärme, mehr, als in der erſteren, im Winter, weil hier die ſtrenge Kälte oft verhindert, daß die Fenſter geöffnet werden können; indeſſen kommt doch durch das Oeffnen der Thüren noch Luft genug herein, um die Zimmerluft zu verbeſſern. Wie übrigens die Zimmerluft gereiniget werden kann, ſehe man unter Luftreinigung, Th. 81, S. 531 u. f., nach.

Stubenmädchen, Fr. Chambrière, in großen Häuſern oder vielmehr in großen Haushaltungen, ein Dienſtmädchen, welches zu häuslichen Arbeiten oder den Hausarbeiten in den Stuben oder Zimmern gebraucht wird, und mit der Küche nichts zu thun hat. Einige führen dieſes Mädchen noch verſchieden von dem Hausmädchen auf; allein Beide haben nur eine Verrichtung im Hauſe, alſo ſind auch beide Benennungen auf eine zu reduciren. In großen Fürſtlichen Häuſern findet man wohl Bettmädchen, welche die Betten zu machen, und alle dergleichen Verrichtungen über ſich haben, die einem Stubenmädchen zukommen, dieſes findet aber nur in ſolchen Häuſern Statt, in andern verrichtet dieſes Geſchäft das Hausmädchen, das alſo hier auch Bettmädchen iſt. Das Stubenmädchen macht die Betten der Familie, ſtäubt und fegt die Stuben aus, reiniget mit Wiſchtüchern die Möbel von dem Staube, putzt die Fenſterſcheiben und auch das Eiſen- oder Meſſingwerk an den Fenſtern, ſo auch an den Thüren, wäſcht die Fenſterrahme und die Thüren ab, wenn ſie mit Oelfarbe angeſtrichen ſind; kurz hat die Reinigung des ganzen Quartiers oder der Wohnung über ſich; auch ſcheuert ſie wohl die Stuben, zu welcher Reinigung jedoch in vielen Häuſern beſondere Frauen angenommen werden. Wenn nicht ein Bedienter des Mittags und Abends den Tiſch beſorgen ſollte, ſo hat ſie auch dieſes Geſchäft noch über ſich, daß ſie nämlich den Tiſch deckt, und die Speiſen

auf- und abträgt. Die Gabeln, Meſſer und Löffel reiniget, des Morgens und Nachmittags den Kaffee hinein trägt, die Taſſen und Kaffeelöffel, das Kaffeebrett ꝛc. reiniget, und dergleichen mehr. Auch wenn Theefremden gebeten ſind, den Thee präſentirt. Wenn ſie mit dieſen Geſchäften fertig iſt, ſo hat ſie noch bei der Wäſche zu thun, auch zu ſtricken und zu nähen. Doch kommt dieſes Alles auf die Herrſchaft an, auf deren Vermögensumſtände; ſind nämlich dieſe beſchränkt, aber das Anſehen gebietet es, zwei Mädchen zu halten, eine Köchin, und ein Haus- oder Stubenmädchen, ſo muß das Letztere auch noch das Ausbeſſern der Wäſche, das Strümpfeſtricken ꝛc. mitbeſorgen, wo aber dieſes nicht der Fall iſt, da wird dazu eine eigene Perſon Tagweiſe angenommen, die dieſes verrichtet. In großen vornehmen Häuſern, wo, außer dem Kammermädchen und der Köchin, wenn kein Koch im Dienſte iſt, ſonſt nur Küchenmädchen, noch zwei Mädchen gehalten werden, da trennt ſich das Stuben- oder Bettmädchen von dem Hausmädchen. Das Erſtere hat dann für die Betten und Möbel in den Zimmern zu ſorgen, und das Hausmädchen hat bloß die Reinigung der Zimmer zu beſorgen, ſie zu ſcheuern, auszufegen, von dem Staube und den Spinngeweben zu ſäubern, die Schlöſſer und Fenſterriegel zu putzen, und bei der Wäſche thätig zu ſeyn. Im Fürſtlichen Haushalte ſteht, neben der Kammerfrau, noch das Garderobemädchen, dann folgt das Bett- oder Stubenmädchen ꝛc. In den mehrſten der angeſehenſten Häuſer findet man neben dem Kammermädchen, wenn die Frau des Hauſes ein ſolches halten ſollte, nur zwei Mädchen, das Stubenmädchen und die Köchin, und wenn ein Koch die Küche beſorgt, ein Küchenmädchen, zu den andern Arbeiten, z. B. Aufſcheuern des Geſchirres in der Küche, wenn kein Koch vorhanden iſt, Scheuern der Stuben ꝛc. nimmt man Lohnfrauen an. In großen Gaſthäuſern beſorgen ein Paar Stubenmädchen die Zimmer der

Fremden, das heißt, machen die Betten, stäuben die Möbel ab, fegen aus ꝛc. Die Geräthschaften, welche das Stubenmädchen braucht, sind Borstwisch und Borstbesen, Rauchkopf zum Abstäuben der Wände, Handfeger, Flederwische, Müllschippen von Eisenblech, Leder zum Reinigen der Fensterscheiben, Wischlappen, Spülwannen und Spüleymer, Bürsten beim Abseifen der Thüren ꝛc., Seifen- und Kreidebüchsen ꝛc. ꝛc. Im Winter hat das Stubenmädchen auch die Oefen im Zimmer zu besorgen, wenn es nämlich Zugöfen sind, sonst besorgt sie die Köchin, wenn sie von der Küche aus geheizt werden. Zu den Oefen braucht sie Aschenschippe und Feuerzange. Bei dem Miethen eines Stuben- oder Hausmädchens muß demselben die Arbeit von der Hausfrau angewiesen werden, damit nachher keine Streitigkeiten zwischen Beiden entstehen; denn die Stuben- oder Hausarbeit wird nicht in allen Haushaltungen nach einem gleichen Maaßstabe verlangt, welches Alles auf die übrige Dienerschaft ankommt. Alle ihre Verrichtungen müssen bei dem Miethen sogleich angezeigt werden, hauptsächlich die vornehmsten, da es auf Kleinigkeiten nicht ankommt. Wenn sie aber etwas verrichten soll, was nicht zu den Beschäftigungen eines Stubenmädchens gewöhnlich gehört, so muß ihr solches bekannt gemacht werden, damit sie nachher nicht Ursache hat, sich darüber zu beschweren, daß man ihr Sachen aufbürdet, die zu einem solchen Dienste nicht gehören. Wenn sie aber eine nicht dazu gehörende Arbeit mit angenommen hat, so ist sie auch verbunden, solche zu verrichten; denn hier findet immer ein Unterschied Statt zwischen einem Mädchen für Alles, und einem Stuben- oder Hausmädchen. Das Erstere muß auch die Küchenarbeit mit versehen, der Hausfrau zur Hand beim Kochen gehen, auch selbst kochen, das aber ein Stubenmädchen, welches in dieser Eigenschaft gemiethet worden, nicht nöthig hat. Ueber die Benennung Stu-

benmagd ꝛc. findet man das Nöthige, unter Mädchen, Th. 82, S. 182.

Stubenmährchen, Stubenmärchen, Stubengeschichte, alte Volkssagen und Erzählungen aus dem höheren und dem Volksleben, wie sie noch in Deutschland in den kleinen Städten, und auf den Dörfern, sowohl in den Wohnstuben in den Winterabenden den Kindern von den Müttern oder Kindermuhmen, als auch in den Spinnstuben den Mädchen und Knechten von alten Bäuerinnen erzählt werden, und die sich schon seit vielen Jahrhunderten fortgepflanzt haben; auch ehemals in großen Städten, selbst in vornehmen und reichen Häusern, in den Winterabenden an der Tagesordnung waren, aber bei der steigenden Kultur, hauptsächlich bei der Vermehrung der Genuß- und Zerstreuungsmittel außer dem Hause, auch hier außer Mode gekommen sind. Nur der trauliche Kreis, das trauliche Familienleben in zurückgezogener Stille, nicht von dem Umgange der Menschen, sondern von dem Genußleben, hat sie aufzuweisen, nur hier hören Kinder und Erwachsene gern ein Mährchen oder eine Erzählung, von alten Männern und Frauen fließend vorgetragen, mit gespannter Aufmerksamkeit erzählen; hier hört man gern die Mährchen: von der langen Nase, von Aschenbrödel, dem gestiefelten Kater, Schneewitchen, Rothkäppchen, Bruder Lustig, von den drei Rolandsknappen, von der Gänsemagd, von dem jungen Riesen, von dem junggeglühten Männlein, von der weißen und schwarzen Braut, von den sechs Dienern, von den zertanzten Schuhen, von dem Soldaten und dem Tischler, von den drei Schwestern, von dem geraubten Schleier, von der Libussa, von dem Schatzgräber, von dem gelernten Jäger, von der klugen Bauerntochter ꝛc. ꝛc.; auch die Erzählungen von Tausend und einer Nacht, und

so viele andere, die von Musäus, den Gebrüdern Grimm, von Tieck und Andern in neuerer Zeit herausgegeben worden sind. Freilich gehört zur Anhörung dieser Mährchen und Erzählungen noch ein frischer kindlicher Sinn, noch die Morgenröthe des Jugendlebens, und dann noch die Gabe der Erzählung im Volkstone, das ungeschmückte Nacherzählen, was so sehr anspricht, und wo man immer bei einiger Geläufigkeit dieselbe Erzählung gern mehrere Male hört. In kleinen Städten und auf dem Lande findet man noch diese Geläufigkeit bei alten Leuten im Erzählen, und von den schlichtesten, wo man es kaum erwarten sollte. So sagen die Gebrüder Grimm in der Vorrede zum zweiten Bande der von ihnen herausgegebenen Kinder- und Hausmährchen (Berlin, 1815): „Einer jener guten Zufälle war die Bekanntschaft mit einer Bäuerin aus dem nahe bei Kassel gelegenen Dorfe Zwehrn, durch welche wir einen ansehnlichen Theil der hier mitgetheilten, darum ächt hessischen, Mährchen, so wie mancherlei Nachträge zum ersten Bande erhalten haben. Diese Frau, noch rüstig und nicht viel über funfzig Jahr alt, heißt Viehmännin, hat ein festes und angenehmes Gesicht, blickt hell und scharf aus den Augen, und ist wahrscheinlich in ihrer Jugend schön gewesen. Sie bewahrt diese alten Sagen fest in dem Gedächtnisse, welche Gabe, wie sie sagt, nicht jedem verliehen sey, und mancher gar nichts behalten könne; dabei erzählt sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man will, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Uebung nachschreiben kann. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten, und wird in seiner Wahrheit nicht zu verkennen seyn. Wer an leichte Verfälschung der Ueberlieferung, Nachläßigkeit bei Aufbewahrung, und daher an Unmöglichkeit langer Dauer, als Regel glaubt, der müßte hören, wie genau sie immer bei derselben Erzäh-

lung bleibt, und auf ihre Richtigkeit eifrig ist; niemals ändert sie bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab, und bessert ein Versehen, sobald sie es bemerkt, mitten in der Rede gleich selber. Die Anhänglichkeit an das Ueberlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortfahren, stärker, als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen. Eben darum hat es auch, so vielfach erprobt, eine gewisse eindringliche Nähe und innere Tüchtigkeit, zu der anderes nicht so leicht gelangt, das äußerlich viel glänzender erscheinen kann ꝛc." — Eben diese Erzählungsweise, die schlicht, und doch so anziehend ist, weil sie in dem traulichen Volkstone vorgetragen wird, ist in großen Städten ganz geschwunden, ja man versteht sich selbst nicht mehr auf diesen Vortrag, da er nicht mehr geübt worden, man also nicht mehr im Stande ist, ein Mährchen schlicht im Erzählungstone vorzutragen. Auch haben die Mährchen und Erzählungen ihren Reiz in den großen Städten verloren, weil eine Fluth von Romanen und andern Erzählungen sie verdrängt haben. Man findet sie zu kindlich, womit man eigentlich sagen will, zu unbedeutend, weil sie dem verwöhnten Geschmacke an andern Geistesprodukten nicht mehr genügen, und da nun auch die Ausbildung durch die allgemein verbreitete Lektüre gestiegen ist, so erzählt man den Kindern nicht mehr Mährchen, sondern läßt solche von ihnen lesen, oder liest sie ihnen vor. Hierdurch geht aber der schöne Vortrag verloren, der so anziehend ist, und mehr auf Kinder und auch Erwachsene wirkt, als das bloße Lesen, wobei sie diese Aufmerksamkeit lange nicht haben, sich das Mährchen oder die Erzählung lange nicht so gut in dem Gedächtnisse befestiget, als beim wirklichen Vortrage, beim Erzählen. Man wird immer finden, daß hierbei die gespannteste Aufmerksamkeit herrscht, man gleichsam die Ungeduld auf dem Gesichte erblickt, mit welcher selbst Kinder auf den Verlauf der Erzählung harren, sie gleichsam jedes Wort von

Munde wegnehmen, ja verschlingen. Das laute Lesen bewirkt dieses auch schon darum nicht, weil solches in der Regel nur monoton geschieht, ohne Ausdruck und Lebendigkeit, oft zu rasch und undeutlich, und so geht die Aufmerksamkeit verloren, wird sie nicht fest gehalten, wie beim Erzählen. Das Lesen, wenn es Eindruck machen soll, erfordert schon Studium, nicht aber das schlichte mündliche Erzählen, welches selbst bei einer einförmigen Stimme, sich Hörer gewinnt, wenn sonst der Vortrag nur fließend ist, und nicht ein zu häufiges Stocken eintritt, ein oft zu langes Besinnen auf auszuschmückende Stellen, wodurch natürlich die Aufmerksamkeit, hauptsächlich bei Erwachsenen, sinken muß. Statt man jetzt in Familienzirkeln spielt und andere Kurzweil verursachende Vergnügen begeht, wurde sonst beim Strickstrumpfe und bei andern leichten Arbeiten von Einem oder Einer aus der Gesellschaft Mährchen erzählt. Dieses war ein mit der Erzählungsgabe begabtes älteres Mitglied, dem diese Rolle zu Theil wurde, und Alles, Alt und Jung, hörte zu, und dann wurden zur Abwechselung von den jungen Leuten Pfänderspiele ꝛc. vorgenommen. Man war damals mit einem Vorrathe von Mährchen ꝛc. versehen, welche sich mündlich fortpflanzten, wie es noch jetzt auf dem Lande in vielen Gegenden Deutschlands der Fall ist, und da damals nur wenige Romane, Novellen ꝛc. erschienen, so machten die alten Volksmährchen besonders Glück, und dann die Erzählungen von der Genoveva, der schönen Magelone, der schönen und edlen Melusina, der Griseldis und dem Markgrafen Walter, von dem gehörnten Siegfried, von Tristan und Isalde, wozu dann noch kommen: Reinicke Fuchs, die sieben Schwaben, die Schildbürger, die vier Heymonskinder, Till Eulenspiegel, Rübezahl und andere. Alle diese Erzählungen und Mährchen waren beim Volke beliebt, sie wurden in Familienkreisen

wiederhohlentlich vorgetragen, und immer wieder mit eben der Aufmerkſamkeit angehört, als das erſte Mal; man war nicht überſättiget, wie jetzt, darum ſchmeckte auch dieſelbe Koſt immer wieder von Neuem gut, wenn ſie in Zwiſchenzeiten wieder aufgetragen wurde. Selbſt Eulenſpiegel und Rübezahl wurden, ihres komiſchen Inhaltes wegen, immer als Würze dazwiſchen genoſſen, und haben ihren Rang, als Volksbücher, auch bis auf die neueſte Zeit in den untern Volksklaſſen behalten, ſo wie man auch die andern Erzählungen immer wieder dem Volke zugänglich durch neue Ausſtattungen gemacht hat. Auch den gebildeten Theil des Volks ſprechen ſie wohl hin und wieder noch einmal, als ein neues Gericht, an; allein die ehemalige allgemeine Geltung, die ſie ſich erwarben, iſt dahin, und kann in großen Städten durch die neuere ſchönwiſſenſchaftliche Literatur, die ſo reichhaltig faſt in jeder Maſſe mit Neuigkeiten ausfällt, auch nicht mehr aufkommen.

Stubenmaler, Wandmaler, Dekorationsmaler, ein Maler, welcher ſich mit Dekorirung der Wände in den Zimmern abgiebt, ſolche durch Malereyen ausſchmückt oder verſchönert. Die Stubenmaler machen, wie die Staffiermaler, eine eigene Zunft aus, die Meiſter, Geſellen und Lehrlinge hat, auch ihre Herberge und Lade. Ob ſie in den früheren Zeiten mit den Staffiermalern ein Gewerbe ausgemacht haben, findet man nicht angeführt, eben ſo wenig die Zeit, in welcher, und das Land, wo ihre Kunſt eigentlich den Anfang genommen hat; hoch hinauf reicht ſie gewiß. Man ſehe darüber dasjenige nach, was unter Staffiermalerey, Th. 168, S. 462 u. f., geſagt worden iſt. In der neueren Zeit, bei der allgemeinen Gewerbefreiheit aller Zünfte und Innungen in vielen Staaten, auch Deutſchlands, hat ſich das Zunftmäßige dieſer Kunſt verloren, und die Stubenmaler betreiben ihre Kunſt wie die übrigen *Oel-, Miniatur-, Paſtell-* ꝛc. Maler, obgleich ſie noch junge

als die alten. Wenn der Grund angelegt worden iſt, ſo werden die kleinen Punkte, die ſich auf dem Porphyr befinden, mit Farbe mittelſt eines Pinſels darauf geſpritzt, indem man mit dem Stiele des Pinſels auf ein Stück Holz ſchlägt, welches man Jaspiren nennt. Ein Lehrling hält, während dieſes geſchieht, ein Brett, welches er nach und nach auf alle dem Porphyr benachbarte Theile ſetzt, um ſie vor der Farbe zu ſchützen. Das Jaspiren bildet gewöhnlich ziemlich kreisrunde Punkte und kleine Flecken von allen Formen. Man hat vorgeſchlagen, die Flecken mittelſt eines kleinen Spreng- oder Spritzpinſels hervorzubringen, was aber mehr Zeit koſten würde. Die Nachahmung des Porphyrs ſoll vollſtändig ſeyn, wenn man zuerſt einige Vertreiber macht, dann die kleinen Flecken halb jaspirt, und halb ſehr fein mit dem Spritzpinſel ausführt. Auf dieſe Weiſe werden die Frieſe der Treppen und Corridors, die Springbrunnen, die Sockel, die Vaſen ꝛc. ꝛc. gemalt. — Die verſchiedenen Granitarten unterſcheiden ſich ebenfalls in antike und moderne. Die Erſteren ſind roſenfarbig, roth, grün ꝛc., die Letzteren grau, braungelb, grün ꝛc. mit eingeſprengten Punkten ꝛc. Um den Granit nachzuahmen, bedient man ſich des Spreng- oder Spritzpinſels, mit welchem man nach und nach die verſchiedenen Farben aufträgt, welche die Beſchaffenheit des Granits darbietet. Man ſagt, daß ein Granit mit einmaliger, zweimaliger oder dreimaliger Anwendung des Spritzpinſels ausgeführt ſey, um die Zahl der Farben zu bezeichnen, die man nach und nach mit dem Spritzpinſel aufgetragen hat. Es giebt Granitarten, die, außer den Körnern, noch Kieſel und einige Adern enthalten, die man nicht eher mit dem Pinſel ausführt, als wenn die Farbe, die man mit dem Spritzpinſel aufgetragen hat, ganz trocken iſt. Wände, die mangelhaft gewor*den ſind*, laſſen ſich ſehr vortheilhaft auf dieſe Weiſe de*koriren*, daß nämlich Porphyr oder Granit nachgeahmt

gebraucht. Hier nun noch eine kurze Erwähnung derſelben, nur eine Ueberſicht. Der Stuben- und Dekorationsmaler hat als Werkzeuge nöthig: einen Reibeſtein (Marmor-, Fels- oder Feuerſtein) mit Läufer, einige Spatel von Holz und Horn, zum Aufnehmen der Farben von dem Reibſteine, einen Malerſtock, oben mit einem Knopfe, eine Palette von Linden- oder Nußbaumholz, und gut geölt, einen Pinſeltrog zum Ausſpülen der Pinſel, wozu man ſich auch bei großen auszuführenden Gegenſtänden eines Topfs mit Waſſer bedient, mehrere Farbentöpfe von verſchiedenen Größen, wozu man gut glaſurte irdene Töpfe nimmt, und Pinſel von verſchiedenen Größen und von Haaren und Borſten. Von Haarpinſeln nimmt man Fiſchpinſel von verſchiedenen Größen, und von Borſtenpinſeln Holländiſche, Lyoner und Münchner Börſtenpinſel, die aber jetzt auch in Berlin, Wien ꝛc. ſehr gut gemacht werden. Man ſehe dieſe Artikel auch einzeln in der Encyklopädie nach. Die Eigenſchaften eines guten Pinſels, ſowohl von Haaren, als Borſten, beſtehen darin, daß er eine gute Spitze bildet, oder ſich doch wenigſtens nach vorn hin gut zuſammen begiebt, und damit er dieſe Eigenſchaft, die ſo weſentlich in der Malerey iſt, nicht verliere, muß er nach der Arbeit gleich wieder gereiniget werden, damit die Farbe im Pinſel nicht trocknet, und dadurch dem Pinſel ſeine Elaſticität benimmt, ihn ausſpreitzt. — In der Leimfarben-Malerey hat man auch Paletten aus Weißblech, die man ſchwach über Kohlen oder warmer Aſche erwärmen kann, damit die Leimfarben nicht geſtehen. Dieſe Paletten ſind gewöhnlich viereckig, mit ſechs bis acht Vertiefungen für die Hauptfarben. Sie ſind mit einem Rande verſehen, damit die zu flüſſigen Farben nicht ablaufen können, ſondern ſich zuſammenhalten. Das Gerüſt, welches der Stuben- oder Dekorationsmaler in den Zimmern, die er dekorirt, gebraucht,

wird ihm vom Maurer zusammengeschlagen oder aufgestellt. — Die Stuben- oder Dekorationsmalerey selbst gehört mit ihren Nebenzweigen in das Gebiet der schönen Künste, weil sie ohne Zeichenkunst und Geschmack nicht betrieben werden kann. Sie beschränkt sich nicht bloß auf das ebene Streichen von Feldern, auf das Nachahmen der Marmor- und Holzarten, auf Arabesken und andere Schnörkeleien ꝛc., sondern sie stellt auch Blumen, Früchte, Thiere, besonders Vögel, Landschaften und Figuren, sowohl einzeln, als in Gruppen dar, und diese letzte Art der Darstellung ist die höchste in der Stuben- und Dekorationsmalerey. Man hat daher die Dekorations- oder Stubenmalerey in drei Klassen getheilt, und in die erste Klasse diejenige Malerey gebracht, welche die Kenntniß der Zeichenkunst entbehren kann, und dahin die Nachahmung der Marmor-, Holz- und Bronzearten gebracht. In der zweiten Klasse, welche schon eine gute Kenntniß der Reißkunst voraussetzt, überhaupt geometrische Risse zu machen, hat man das Malen der Buchstaben und Schreiben der Wörter mit dem Pinsel, und dann Alles, was die Architektur en relief darbietet, gebracht; und in die dritte Klasse, in welcher eine ordentliche Zeichenkunst vorausgesetzt wird, alle die oben zuletzt angeführten Gegenstände der Zeichenkunst und Malerey. Klassificirt man nun diese Gattungen nach dem Talente, was zu ihrer vollkommenen Ausführung erforderlich ist, so zerfallen sie 1) in das Malen der Attribute, 2) in das Malen der Verzierungen, 3) in das Malen von Blumen, Früchten und Thieren, und 4) in das Malen von Landschaften und menschlichen Figuren. Indessen geht man bei dieser Eintheilung zu weit, denn derjenige Stubenmaler, der Blumenstücke, Landschaften ꝛc. malt, macht auch die übrigen Gegenstände, und Niemand wird sich wohl auf einen untergeordneten Zweig dieser Malerey legen, ohne sich nicht in den übrigen auch Kenntnisse zu erwerben,

überhaupt die Zeichenkunſt zu üben; auch wird kein Maler einen Lehrling bloß auf die beiden zuerſt angeführten Klaſſen nehmen, ſondern für alle Zweige ſeiner Malerey. Daß aber in dieſer ſich Einer vorzüglich mit dieſem oder jenem Zweige beſchäftiget, weil er ſeinem Talente mehr zuſagt, darf wohl kaum angeführt werden. So wird z. B. Jemand vorzügliche Blumen- und Fruchtſtücke darſtellen, ein Anderer wieder Vögel, ein Dritter Landſchaften, ein Vierter Figuren, ein Fünfter wird ſich mit architektoniſchen Gegenſtänden am liebſten beſchäftigen, und ihm dieſe vorzüglich gelingen ꝛc.; allein ſie werden ſämmtlich auch mit andern Gegenſtänden beſchäftiget werden können, wenn es nöthig iſt. — Um nun von den oben angeführten Klaſſen der Dekorations- oder Stubenmalerey eine Ueberſicht zu geben, diene Folgendes. Um die Steinarten nachzuahmen, iſt es nothwendig, ſie ſelbſt zu ſtudieren, beſonders die zahlreichen Varietäten derſelben, und darnach muß man in der Darſtellung verfahren. Das Kolorit derſelben mit den vielen Einſprengungen bietet eine ſchwierige Aufgabe dar, um ſie wenigſtens täuſchend darzuſtellen. Vorzüglich werden folgende Steinarten in den Zimmern nachgeahmt: 1) die Porphyrarten; 2) die Granitarten; 3) die Marmorarten, und 4) die Alabaſterarten. Von den antiken Porphyrarten unterſcheidet man den rothen und den grünen Porphyr. Der Erſtere hat eine dunkelrothe Purpurfarbe, und iſt mit Punkten und mit kleinen unregelmäßigen weißlichen, roſofarbenen, manchmal ſchwarzen und glänzenden Flecken überſäet. Der Grund dieſes Porphyrs wird nun auf der Wand mit Berlinerroth geſtrichen, und darauf dann die Einſprengungen angebracht. Der grüne antike Porphyr hat große viereckige Flecken von unregelmäßiger Geſtalt, weiß und grünlich auf einem ſchwärzlich grünem Grunde. Dieſer Porphyr muß mit einem dunklen Grün angelegt werden. Die modernen Porphyrarten ſind leichter nachzuahmen,

als die alten. Wenn der Grund angelegt worden iſt, ſo werden die kleinen Punkte, die ſich auf dem Porphyr befinden, mit Farbe mittelſt eines Pinſels darauf geſpritzt, indem man mit dem Stiele des Pinſels auf ein Stück Holz ſchlägt, welches man Jaspiren nennt. Ein Lehrling hält, während dieſes geſchieht, ein Brett, welches er nach und nach auf alle dem Porphyr benachbarte Theile ſetzt, um ſie vor der Farbe zu ſchützen. Das Jaspiren bildet gewöhnlich ziemlich kreisrunde Punkte und kleine Flecken von allen Formen. Man hat vorgeſchlagen, die Flecken mittelſt eines kleinen Spreng- oder Spritzpinſels hervorzubringen, was aber mehr Zeit koſten würde. Die Nachahmung des Porphyrs ſoll vollſtändig ſeyn, wenn man zuerſt einige Vertreiber macht, dann die kleinen Flecken halb jaspirt, und halb ſehr fein mit dem Spritzpinſel ausführt. Auf dieſe Weiſe werden die Frieſe der Treppen und Corridors, die Springbrunnen, die Sockel, die Vaſen ꝛc. ꝛc. gemalt. — Die verſchiedenen Granitarten unterſcheiden ſich ebenfalls in antike und moderne. Die Erſteren ſind roſenfarbig, roth, grün ꝛc., die Letzteren grau, braungelb, grün ꝛc. mit eingeſprengten Punkten ꝛc. Um den Granit nachzuahmen, bedient man ſich des Spreng- oder Spritzpinſels, mit welchem man nach und nach die verſchiedenen Farben aufträgt, welche die Beſchaffenheit des Granits darbietet. Man ſagt, daß ein Granit mit einmaliger, zweimaliger oder dreimaliger Anwendung des Spritzpinſels ausgeführt ſey, um die Zahl der Farben zu bezeichnen, die man nach und nach mit dem Spritzpinſel aufgetragen hat. Es giebt Granitarten, die, außer den Körnern, noch Kieſel und einige Adern enthalten, die man nicht eher mit dem Pinſel ausführt, als wenn die Farbe, die man mit dem Spritzpinſel aufgetragen hat, ganz trocken iſt. Wände, die mangelhaft geworden ſind, laſſen ſich ſehr vortheilhaft auf dieſe Weiſe dekoriren, daß nämlich Porphyr oder Granit nachgeahmt

wird, wodurch man die Unebenheit des Gypſes und des Steines verdeckt. — Von den ſehr verſchiedenen Marmorarten, die man unter Marmor, Th. 84, nachſehen kann, werden die antiken häufig nachgeahmt; beſonders das Verd' antico und der gelbe antike Marmor. Der Erſte erhält zum Grunde ein helles Grasgrün, und der Letztere wird mit einem ſchönen Chromgelb angelegt. Alle antike Marmorarten muß man ſich genau anſehen, um ſie gehörig nachahmen zu können, denn da ſie zu mannigfaltig ſind, ſo läßt ſich hier keine Regel angeben. Was die modernen Marmorarten betrifft, die man auch an dem oben angeführten Orte beſchrieben findet, ſo muß von den meergrünen Marmorarten der Grund ſchwarz angelegt werden, und von den modernen muſchelartigen, geflochtenen, geaderten ꝛc. Marmorarten, muß man die Adern, Muſcheln ꝛc. wie es angeht, zu treffen ſuchen. Ueberhaupt muß man, um alle Marmorarten durch Malerey nachzuahmen 1) die erſte Anlage ausführen, die gewöhnlich aus Vertreibern oder den Spuren beſteht, die der Spritzpinſel hinterläßt; 2) die verſchiedenen Maſſen malen, welche aus Steinen, Kieſeln ꝛc. zuſammengeſetzt ſind; und endlich 3) die Adern und die andern Zufälligkeiten ausführen. Wenn die Arbeit gut werden ſoll, muß man jeder dieſer drei Operationen einen ganzen Tag widmen, damit die Farbe der einen Operation trocken ſey, ehe man eine andere Farbe aufträgt. Man macht den Marmor auch mit einem großen Waſchſchwamme, der ſehr porös iſt, oder vielmehr anſehnliche Löcher hat, die ſich aderartig fortſchlängeln; dann auch mit einer Waſchlappe, die ſchon ſehr gebraucht worden, und dadurch netzartig geworden iſt, indem man dieſe mit der Hand zuſammenfaßt, in die Farbe taucht, und dieſe auf den Grund der Wand drückt; auch mit einer Bürſte kann man den Marmor machen. Dieſe Art, den Muſchel- oder Adermarmor zu machen, geſchieht beſonders zu den Wänden der Corridors,

Flure ꝛc. Die oben angeführte Operation, um Marmor hervorzubringen, iſt ſchon fein, da hier Pinſel gebraucht werden; denn jede von den drei angeführten Operationen wird mit größern und kleinern Pinſeln ausgeführt, welche, je nach der Beſchaffenheit des nachzuahmenden Marmors, in der Geſtalt und in der Größe verſchieden ſind. Die Vertreiber werden immer mit Handpinſeln, und die Spritzflecken mit dem Spritzpinſel ausgeführt. Die Steine und die Kieſel werden manchmal mit Handpinſeln, manchmal mit kleinen Pinſeln ausgeführt; ſo werden auch die Adern mit dem kleinen Pinſel ausgeführt. Es giebt indeſſen für dieſe Fälle keine abſolute Regel, ſondern jeder Künſtler bedient ſich derjenigen Inſtrumente, welche ihm als die zweckmäßigſten erſcheinen, um dieſe Malerey auszuführen, daher kommt es auf die Erfindungsgabe des Künſtlers ſelbſt an, wie er den Marmor auszuführen gedenkt, um die Nachahmung ſo täuſchend als möglich zu machen. Einige Marmorarten müſſen laſirt werden, das heißt, ſie müſſen, nachdem die Adern gemalt und trocken geworden ſind, einen allgemeinen Anſtrich mit einer homogenen Farbe bekommen, die mit weſentlichem Terpentinöl ganz dünnflüſſig angemacht worden iſt. Dieſes Laſiren nimmt den Adern die Härte und verleihet der ganzen Arbeit eine Durchſichtigkeit, durch welche die Natur vollkommen nachgeahmt wird. Der weißgeaderte Marmor wird faſt immer laſirt. Damit der Marmor rein und ſchön herauskomme, ſo müſſen auch die Farben dazu ſehr reinlich präparirt werden; denn der geringſte Schmutz, der ſich darauf ſetzt, und mit übertragen werden würde, würde auch der aufgetragenen Farbe ſchaden. — Da man beim Darſtellen des Marmors mit dem Pinſel oder auch mit den oben angeführten Geräthſchaften etwas umherſpritzt, ſo iſt hier Vorſicht anzurathen, beſonders in Zimmern, wo künſtliche Holzarbeiten, Schnitzwerk ꝛc. angebracht ſeyn ſollten. Es iſt daher gut, wenn man ein breites

welches ſie die Waſſerwage nennen; es iſt aus Meſſing verfertiget, und beſteht aus einer hohlen Röhre, die oben abgerundet iſt, und an der Baſis eine ebene Büchſe von 10 bis 12 Centimeter Länge bildet. Sie enthält einen faſt gänzlich mit Waſſer gefüllten gläſernen Cylinder. Der ebene Fuß dieſes Inſtruments bezeichnet die horizontale Linie, ſobald die im gläſernen Cylinder enthaltene Luftblaſe genau in der Mitte der meſſingenen Büchſe ſteht, was man mittelſt einer in der meſſingenen Röhre angebrachten Oeffnung bemerkt. Die Schnur beſteht aus einem Bindfaden, deſſen man ſich bedient, um gerade Linien zu zeichnen. Zu dieſem Zwecke reibt man die Schnur mit Spaniſchem Weiß, ſpannt ſie in der Richtung der zu ziehenden Linie, hebt ſie in der Mitte ihrer Länge empor, indem man ſie ſogleich niederfallen läßt, und erhält ſo auf dem Gegenſtande die gewünſchte Linie. Was das Malen der Buchſtaben betrifft, ſo kommen dieſe ſehr häufig vor, ſowohl als Firmas an den Handelshäuſern, als auch zu Monuments-Aufſchriften, die Mode hat Vieles zur Veränderung der Verhältniſſe der Buchſtaben und Ziffern beigetragen, jedoch hat der gute Geſchmack und das Bedürfniß feſtſtehender Grundſätze ſchon lange im Allgemeinen die Form der Buchſtaben und Ziffern entſchieden, welche Fig. 9042 und 9043 dargeſtellt ſind. Dieſe Buchſtaben ſind die geradeſtehenden Lateiniſchen Anfangsbuchſtaben und die Gothiſchen Deutſchen. Wenn man den Lateiniſchen eine geneigte Lage giebt, ſo heißen ſie liegende Anfangsbuchſtaben, und nach ihrer Form Engliſche. Die Linien, welche ſich im rechten Winkel bei den Lateiniſchen ſtehenden ſchneiden, und kleine Quadrate bilden, dienen in den Figuren 9042 und 9043 dazu, die Verhältniſſe der Buchſtaben zu beſtimmen. Die Höhe jedes Buchſtaben und jeder Ziffer beträgt 10 Quadrate oder 10 Theile; jeder dieſer Theile wird nun eine Einheit, die zum Vergleichungsmaaßſtabe dient.

geführten Orte das Ganze hinlänglich erschöpft, was zu ihrer Nachahmung dient.

Was nun die Dekorations- oder Stubenmalerey betrifft, welche die Kenntniß der Reißkunst mehr oder weniger voraussetzt, so gehören dahin das Malen der Buchstaben, Zahlen, das Schreiben der Wörter, sowohl mit Lateinischer, als Deutscher Schrift, und die Nachahmung der Werke der Baukunst. Um nun diese Arbeiten in der Malerey auszuführen, bedarf man 1) Lineale, 2) Zirkel, 3) eines Bleyloths, 4) einer Setzwage und 5) einer Schnur. Die Lineale bestehen aus Birnbaum- oder Nußbaumholze, sie müssen biegsam und dünn seyn, und an der andern Seite abgeschrägt zulaufen. Der Stubenmaler muß Lineale von verschiedener Länge haben. Die großen Zirkel sind aus Eisen, man hat aber auch kleinere aus Messing. Das Bleyloth ist ein kleiner bleyerner, kupferner oder eiserner Cylinder, der am Ende einer schwachen Peitschenschnur aufgehangen ist, die man in einem kleinen kreisrunden Loche befestiget, welches durch den Mittelpunkt des Cylinders gebohrt ist. Das Bleyloth dient dazu, vertikale oder lothrechte Linien zu ziehen. Die Setzwage, deren sich die Maurer und Tischler bedienen, hat die Fig. 9041 angegebene Form, und ist sehr bekannt; sie dient, wie schon der Name anzeigt, um horizontale Linien zu ziehen. Um nun dieses zu erlangen, giebt man der Setzwage einen solchen Stand, daß das Bleyloth derselben AB, wenn es ganz frei hinabfällt, genau eine kleine Linie bedeckt, welche in der Mitte des Querstücks CD verzeichnet ist. Unter dieser Bedingung besitzt das letztere Querstück, so wie auch das obere EAF, eine horizontale Richtung, die man dazu benutzen kann, entweder die verlangte Linie zu ziehen, oder sich zu überzeugen, ob eine schon gezogene Linie genau horizontal läuft. Die Architektur-Maler bedienen sich lieber eines tragbareren Instruments,

Effekt hervorbringen würde, wenn ſie zwei Theile oder um die ganze Breite des ſtarken Striches lang wären. Die Formen mehrerer Anfangsbuchſtaben haben untereinander viele Aehnlichkeit, und es iſt daher nothwendig, dieſe gegenſeitigen Beziehungen zu unterſuchen, damit die verſchiedenen Buchſtaben einer Aufſchrift durch die Analogie ihrer Form ein geſchmackvolles Ganzes darſtellen. Das umgekehrte A iſt, wenn man ihm den dünnen Strich nimmt, welcher die beiden Schenkel verbindet, ein V; läßt man den runden Strich am untern Theile des B weg, ſo bekommt man ein P. Das C beſteht aus der Hälfte des O und den beiden Haken des E. Das D iſt entſtanden aus der Zuſammenſetzung des I und der Hälfte des O, oder auch des daran geſetzten umgekehrten C. Das F iſt nur ein E, welchem man den großen untern Haken genommen hat, um ihn an die Stelle des obern zu ſetzen. Das G iſt nur eine Modifikation des C oder vielmehr ein verändertes C. Das H entſteht aus der Verbindung zweier I mittelſt eines ſchwachen Striches. Das L iſt ein Theil des E. Das Q iſt eine Modifikation des O. Das R iſt eine Modifikation des B. Die umgekehrte 6 bildet die 9 ꝛc. So wie hier die Bildung der Buchſtaben und Zahlen durch dieſe Angabe verſucht worden, kann man ſich alle Buchſtaben zuſammen ſtellen. Es iſt daher ſehr nöthig, hierauf Rückſicht zu nehmen; denn geſchieht dieſes nicht, ſo werden die gezeichneten Buchſtaben nur eine unregelmäßige und unharmoniſche Zuſammenſtellung bilden. Bei den Ziffern kann man auch noch die I und die O in Betrachtung ziehen, indem die Erſtere ſich in nichts vom Buchſtaben I unterſcheidet, und weil die Null ſich nur als ein O darſtellt, welches ſtatt 9 Theile nur 7 Theile Breite hat. Der Abſtand der Buchſtaben von einander in demſelben Worte beträgt gewöhnlich 1 Theil oder $\frac{1}{10}$ der Höhe. Einige Buchſtaben verlangen vermöge ihrer *eigenthümlichen* Form keinen Abſtand, und greifen

mal durch einfache, weiße oder röthliche Linien dargestellt, welche die Mörtelfugen nachahmen. Wenn die Linie der Halbtinte trocken ist, und man die Länge der Steine bestimmt hat, so bringt man auf jedem der Letzteren einige leichte Vertreiber an, um die Nüanzen des Steines darzustellen. Die sämmtlichen horizontalen und senkrechten Fugen sollen die treue Darstellung einer Wand geben, die mit Sorgfalt aus gut behauenen Steinen aufgeführt ist. Die Zeichnung der Steinmauer erfordert, daß man die Dimensionen, die Form und den Platz jedes Steines in einem geschmackvollen und dauerhaften Bau kenne; denn es ist eine wesentliche Bedingung, daß das, was durch Malerey nachgeahmt wird, auch wirklich in Stein, und genau nach den Regeln der Architektur ausgeführt werden könne. Diejenigen Theile einer Mauer, welche mit geraden Linien umschrieben sind, bieten für die Zeichnung gewöhnlich keine Schwierigkeit dar; aber um Arkaden und Gewölbe gehörig zu zeichnen, bedarf es eines sorgfältigen Studiums des dazu erforderlichen Mauerwerks. Die geraden oder abschüssigen Decken der Treppen werden auch quadersteinartig gemalt, statt man aber sonst die Fugen mit dreierlei Tinten oder Linien ausführt, so macht man hier nur eine einzige Linie mit der Farbe des Mörtels. Die Höhe jeder Steinlage beträgt gewöhnlich 12 Zoll 3 Linien, und die Länge der Steine 3 Fuß 1 Zoll 9 Linien. Zu den Maurerarbeiten kann man auch noch die gebrannten Backsteine oder Mauersteine rechnen; denn auch diese werden nachgeahmt, da man die äußern Theile der Gebäude backsteinartig malt. Dieses geschieht z. B. an isolirten Pavillons, in Gärten und Parks, an Orangerien und andern Gewächshäusern, an Stallgebäuden, an ökonomischen Gebäuden ꝛc. ꝛc., auch wohl an Wohnhäusern, um den Holländischen Geschmack nachzuahmen. Kleinere Gebäude erhalten durch diese Verzierung etwas Malerisches. Um nun die Backsteine nach-

Inbegriff des Abſtandes rechnen. Das I und das J dürfen jedes nur zu 5 Theilen oder einer halben Höhe berechnet werden. Um alſo das Wort Reſtaurant mit Buchſtaben, 7 Zoll 7½ Linien Höhe zu ſchreiben, wird man finden, daß die zehn Buchſtaben dieſes Wortes, von welchem jeder, eins ins andere gerechnet, 7 Zoll 7½ Linien Breite haben, zuſammen eine Länge von 6 Fuß 4 Zoll 5⅗ Linien geben, und daß ein Rand von 1 Zoll 10$\frac{9}{10}$ Linien an jedem Ende der 6 Fuß 8 Zoll 3½ Linien langen Tafel übrig bleiben. Dieſes Reſultat iſt von der vorigen Rechnung wenig verſchieden. Der Abſtand eines Wortes von dem andern beträgt zehn Theile oder eine Buchſtabenhöhe. Der Abſtand einer Zeile von der andern darf nicht geringer als fünf Theile oder eine halbe Buchſtabenhöhe genommen werden. Durch die Uebung ergiebt ſich nach der Höhe der Buchſtaben auch das Ebenmaaß von ſelbſt, welches man ſowohl in den Buchſtaben ſelbſt, als auch in ihrem Abſtande von einander, und in dem Abſtande der Wörter von einander zu beobachten hat, ſowohl bei den Lateiniſchen, als Deutſchen Lettern zu Auf- und Inſchriften. In Frankreich iſt auch eine Schriftform unter dem Namen: die Aegyptiſche ſehr gebräuchlich geworden, darin die Breite der ſtarken Striche der Buchſtaben ¼ der Höhe, und die Breite der ſchwachen Striche um die Hälfte geringer iſt, als diejenige der ſtarken; ſie beträgt ⅛ der Höhe. Dieſes Verhältniß giebt die ſogenannte einfache Aegyptiſche Schrift. In der ſogenannten doppelten Aegyptiſchen Schrift ſind die ſtarken und die ſchwachen Striche von derſelben Breite, und haben ⅕ der Höhe. Die Franzoſen nennen lettres monstres oder unförmliche Buchſtaben ſolche, bei welchen die Breite der ſtarken Striche den dritten Theil, und ſelbſt die Hälfte der Höhe beträgt. Solche Buchſtaben ſollen aber eine abſcheuliche Geſtalt haben. Ueberhaupt ſcheint ſich der ſchlechte Geſchmack ſeit einigen Jahren ſowohl

in Frankreich, als auch in Deutſchland bemühet zu haben, Buchſtaben von bizarren Formen zu erfinden. So ſieht man z. B. Buchſtaben, in welchen die ſtarken Striche durch ſchwache, und die ſchwachen Striche durch ſtarke erſetzt ſind. In andern Buchſtaben haben alle horizontale Theile ſtarke, und alle vertikale und ſchräge Theile ſchwache Striche ꝛc. Dieſe ſonderbaren Formen muß man denjenigen überlaſſen, die, wie es ſcheint, ein Vergnügen daran finden, ihre Firma unleſerlich zu machen, ſo daß die Leute erſt vor dem Hauſe ſtehen und ſtudieren müſſen, auf welche Weiſe dieſe Buchſtaben zu entziffern ſind. — Man hat auch ſehr ſchöne Vorſchriften zu den Buchſtaben der Engliſchen Schrift; dann auch zu denjenigen der Gothiſchen, die man auch zu Auf- und Inſchriften gebraucht, die mehrere Kalligraphen haben ſtechen laſſen; Maler können dieſe Buchſtaben und Schriftarten als Vorbilder wählen, da die Buchſtaben von ſchönem Verhältniſſe und zierlicher Form ſind. Die Buchſtaben der Antiqua-Schrift werden zu Aufſchriften benutzt, die dem Auge ſehr nahe liegen, z. B. an den Schaufenſtern der Kaufleute, an den Schildern der Wagen ꝛc. Die Buchſtaben der Curſivſchrift haben eine geneigtere Lage, und eine Form, welche ein wenig von derjenigen der Antiqua-Schrift abweicht. Die Ausführung der Buchſtaben iſt ſehr mannigfaltig, doch ſind die beliebteſten Farben ſchwarz und weiß, auf blauem und ſchwarzem Grunde. Das heißt, die Buchſtaben werden weiß auf ſchwarzem und blauem Grunde, und dann ſchwarz auf blauem oder weißem Grunde. Man hat die Buchſtaben aber auch ſchwarz auf gelbem Grunde, und weiß auf grünem Grunde, gelb auf braunem Grunde ꝛc. Man bronzirt und vergoldet auch die Buchſtaben, und ſchattirt ſie ſo, daß ſie ausſehen, als wenn ſie in Holz oder in Metall *geſchnitten* wären, auch treten ſie beſſer hervor. Man *führt auch* die Buchſtaben wohl mit hellblauer oder hell-

grüner Farbe aus, und faßt ſie mit einer goldenen Linie ein. Der Buchſtabenmaler muß auch die Rechtſchreibung der Worte kennen, um im Nothfall fehlerhafte Aufſchriften, die ihm zugeſtellt werden, zu verbeſſern. Die Hausnummern der Straßen werden ebenfalls ſo ausgeführt, wie die Buchſtaben, ſchwarz auf weißem oder gelbem Grunde, und weiß auf ſchwarzem oder blauem Grunde, oder auch Gold auf Blau oder Schwarz. Zur blauen Farbe wählt man ein ſchönes Mineralblau. Die Polizey beſtimmt die Geſtalt und die Dimenſion der Buchſtaben, wie der Zahlen. — Was nun die architektoniſchen Arbeiten betrifft, welche der Stubenmaler ausführt, ſo ſind es: 1) einfache Linien; 2) Geſimſe; 3) die Nachahmungen der Arbeiten des Maurers und des Steinmetz; 4) die Nachahmung der Fenſter (blinde Fenſter, Blenden), der Marquiſen, Jalouſien ꝛc.; 5) die Nachahmung der Leinwand zu verſchiedenen Dekorationen; und 6) die Nachahmung der Säulen mit ihren Kapitälen und Fußgeſimſen, und die verſchiedenen architektoniſchen Glieder ꝛc., gleichfalls Arbeiten des Steinmetz. — Man nennt nun Linie in der Malerey eine zwiſchen zwei mehr oder weniger von einander abſtehenden Parallellinien ausgezogene Linie. Dergleichen Linien werden an Wänden und an den Marmor oder den Granit nachahmenden Tapeten angebracht, um hier die Linien, welche durch die Superpoſition der Marmorlagen gebildet werden, nachzuahmen; ſie dürfen nur $9\frac{1}{10}$ bis $1\frac{2}{5}$ Linien Breite haben. Auf gewöhnlichen Tapeten führt man ſie manchmal mit einem Graphitſtift aus. Man verſchönert das mit ſchönen Holzfarben angeſtrichene Holzwerk und die marmorartig angeſtrichenen Wände mit ähnlichen gemalten Linien, wie ſie der Möbeltiſchler in ſeinen fournirten Arbeiten anzubringen, oder wie man ſie auch in der Moſaik anzuwenden pflegt. Auch auf einfarbigen Anſtrichen bringt

man Linien an, mit Etruskiſchen Zierrathen verbunden. Beim einfarbigen Anſtrich der Wände eines Zimmers faßt man die geſtrichenen Wandflächen oben und unten mit einer breiten Linie ein, gleichſam wie mit einer Kante. Man begleitet dieſe Linie häufig mit einer zweiten ſchmälern, welche einige Centimeter von der erſteren abſteht. Auch um die Thüreinfaſſungen zieht man breite Linien, um dadurch die Einfaſſung ſelbſt mehr hervorzuheben. Da die Felder des mit vergoldetem Simswerke verſehenen Getäfels häufig kahl ſind, ſo hilft man dieſem Uebelſtande dadurch ab, daß man ſie mit einer vergoldeten Linie einfaßt, die man zwiſchen zwei ſehr zarten Linien malt, und die man aufträgt, indem man ſie mit Goldgrund oder Mixtion überſtreicht. Man darf nur ſehr wenig Mixtion auftragen, indem ſie ſonſt fließen und die gerade Beſchaffenheit der Linie vernichten würde. Man muß auch den Pinſel mehrmals anfrenden, um die Mixtion ganz gleichförmig auszubreiten, damit ſie nicht an einer Stelle dicker, als an der andern iſt. So [illegible] man auch [illegible] mit marmorartig [illegible] eine Einfaſſung in der Art der Wand machen, oder auch mit mehreren Linien eine Schattirung nachzuahmen. Wenn ich mit Schwarz Linien oder breite Linien in Abſtand der Einfaſſung auf die äußern Kanten der Felder oder der Täfelwerke mache, da dieſe Kanten beinahe nicht ganz eben ſind und die Linien, die man da ziehen würde, wieder in eine vollkommen [illegible] Linie zuſammen gezogen werden ſollen, ſo muß man ſich [illegible] Lineals, und Winkel bedienen, um es machen. Wenn dieſe Kanten vollkommen gerade ſind, ſo werden es auch die Linien ſeyn, wenn ſie mit dem Lineale, das ſich an die gerade Seite dieſer Kanten mit Sicherheit anlegen laſſen, die gerade Richtung nehmen. Man ſieht leicht begreifen, daß, wenn [illegible] Linien, die [illegible] Kanten laufen, [illegible]

nicht ganz geradlinig ſind, oder durch Stöße ihre geradlinige Beſchaffenheit verlieren können. — Was nun die Nachahmung des Geſims- oder Simswerks betrifft, ſo bringt man dieſelbe beim Täfelwerk an, weil dieſes ohne Geſims ein zu monotones Anſehen erhalten würde. Es muß ſo gemalt werden, daß es täuſchend die zurücktretenden oder vortretenden Felder, Rahmen, Hohlkehlen, und die Karniese darſtellt, wozu das Stubium der Natur verhilft. Die Winkel der Rahmen müſſen mit beſonderer Sorgfalt nachgeahmt werden, hauptſächlich in der Beziehung, daß man keine Linie anlegt, welche in jeder der vier Seiten des Rahmens über die Diagonallinie der vorher ganz leicht verzeichneten Fuge hinauslauft. Das nachgeahmte Simswerk kann man mit mehr oder weniger Linien darſtellen, die neben einander gemalt werden, ſo daß ſie die gewünſchte Wirkung hervorbringen. — Die Nachahmungen der Maurer- und Steinmetz-Arbeiten werden bei Corridors, Hausfluren, Küchen, Vorzimmern, Sälen ꝛc., an Treppen ꝛc. angebracht; denn die Wände der genannten Räume werden oft mit Steinfarbe angeſtrichen; hierbei ahmt man auf dieſer Steinfarbe die Fugen nach, welche die Maurer an ihren Arbeiten gewöhnlich vertieft ausführen. Dieſe Fugen ſtellt man durch drei Linien dar. Die erſte Linie, welche man anlegt, wird Halbtinte oder Mittelfarbe genannt, und iſt $4\frac{3}{5}$ bis $6\frac{8}{10}$ Linien breit; die zweite Linie heißt die Schattenlinie, und wird über der erſten angelegt; die dritte Linie wird mit reinem Weiß unter der erſten angelegt. Man erhält die Halbtinte durch eine Miſchung von mehr oder weniger Umbra, Römiſchen oder Orangeocher und Weiß. Die Schattenlinie malt man mit Umbra, der man ſehr wenig Schwarz und Roth zuſetzt. Dieſe horizontalen Fugen werden an der Verbindungsſtelle der Steinlagen angebracht, und andere vertikale Fugen beſtimmen die Länge jedes Steines. Dieſe lothrechten Fugen werden manch-

den begnügen. Man ahmt manchmal die Vorhänge nach, die man durch die Fensterscheiben sieht; dann stellt man auch wieder das Fenster so dar, als ob es halb geöffnet sey. Man malt eben so oft Sommerladen oder Jalousien, sobald es die Unregelmäßigkeit einer Hausfronte erfordert. Die Mischung der Farben zu den nachgeahmten Fenstern ist schwarz und weiß, entweder aus Ruß oder Frankfurter Schwarz, mit geschlemmter Kreide gemischt. Ueberhaupt mischt man die Farben nach den Gegenständen, die man darstellen will, so täuschend als möglich, und hier ist die Mischung der Farben nicht schwer, weil sie nur einfach ist, sich darin keine besondere Schattirung spiegelt. So z. B. ist die grüne Farbe der Jalousien auch leicht darzustellen, indem man hier den Grünspan mit Oel abgerieben darstellt, wozu man ein lichtes Gelb mit Blau vermischt, und das Blau im Grün hervorschimmern läßt. — Die Nachahmung der Leinwand, besonders die streifige, z. B. weiß mit blauen Streifen, die man zu großen Marquisen oder Wetterdächern vor Kaufmannsgewölben, zur Bedeckung der Zelte, der Pavillons ꝛc. gebraucht, den sogenannten Zwillich, kann man auch leicht nachahmen. Man malt auch zuweilen Zimmer ꝛc. zwillichartig, z. B. Vorzimmer, Gebäude in den Gärten ꝛc., als wenn die Leinwand selbst gleichsam als eine solche Tapete darüber gezogen wäre. Der Grund dieser Zwillichmuster ist häufig weiß oder chamoisfarbig, mit blauen oder grünen Streifen; der Besatz, die Frangen oder Franzen, sind fast immer roth. Mann kann aber auch die Farbe des Grundes, der Streifen und des Besatzes, und so auch das Muster der Streifen beliebig verändern. Man malt den Zwillich mit mehr oder weniger zusammengesetzten Streifen; überhaupt wie man ihn vorfindet, da man ihn mit breiten und schmalen Streifen hat. Wenn das Muster des Zwillichs bestimmt ist, so wird es auf ein Stück Papier gezeichnet, und mit einem Bleystifte be-

merkt man oben und unten mit Punkten den Abſtand und die Breite der Linien; dann trägt man mittelſt einer weißgemachten Schnur ſo viele Linien auf, als durch Punkte bezeichnet ſind. Hierbei muß man ſehr vorſichtig ſeyn, damit man keinen dieſer Punkte, weder oben, noch unten, überſieht, weil die Linien einander gut entſprechen müſſen. Wenn man nun ſo viel geſchnürt hat, als während eines halben Tages mit dem Pinſel vollendet werden kann, ſo beginnt man mit der gewählten Farbe die vorgezeichneten Linien vollends auszuführen. Der Beſatz, die Franzen und die Verzierungen werden erſt vollendet, nachdem die Streifen gänzlich aufgetragen ſind. Auf dieſelbe Weiſe macht man es auch mit andern Arten von Leinwand, wenn ſie in der Malerey vorkommen. — Die architektoniſchen Gegenſtände ſind ſchon etwas ſchwieriger darzuſtellen, indem ſie die Reißkunſt in einem vorzüglichen Grade erfordern. Ein guter architektoniſcher Maler muß den Grundriß und die Verhältniſſe der Glieder der verſchiedenen Säulenordnungen kennen; er muß mit der Perſpektive vertraut ſeyn; kurz er muß alle architektoniſchen Glieder in ihrer gehörigen Größe aufzureißen, zu zeichnen, und zu malen verſtehen. Er muß bei den Säulen die verſchiedenen Ordnungen, die man beſonders am Kapitäl, und auch an dem Schafte erkennt, genau kennen, als die Korinthiſche, Römiſche, Joniſche, Doriſche und Toskaniſche Ordnung, und genau auf die Zuſammenſtellung der Kapitäle ſehen. So z. B. beſteht das Römiſche aus einer Zuſammenſetzung des Korinthiſchen und Joniſchen ꝛc. Dann muß man auf den Schaft und den Würfel ſehen, worauf die Säule ſteht, und der als Decke, unten das Fußgeſimſe, und oben das Poſtamentgeſimſe hat, und wenn das Hauptgeſimſe über der Säule ſteht, ſo hat es den Architrav, Frieß und Karniß, das durchaus nöthig iſt, um nichts in der Malerey dergleichen Gegenſtände zu überſehen. Die Anlegung der Säulen mit

dicht neben einander geſtochen werden. Auch muß man beim Stechen die Nadel ſenkrecht führen, damit beim Pauſchen die Farbe beſſer durchdringt, und die Zeichnung gut wieder giebt. Eine ſolche durchſtochene Zeichnung kann mehrere Male benutzt werden, indem man ſie bloß einige Male mit dem Finger ſchnippt, nachdem man davon Gebrauch gemacht hat, damit das Pulver, welches vielleicht noch an dem Rande der Löcher ſitzt, abfällt. Den Pauſch mit Kalk zu füllen, wie einige Maler thun, iſt nicht anzurathen, da manche Farben den Kalk nicht vertragen, ſondern ſchwinden oder gleichſam zerſetzt werden, alſo ihre Farbe verändern. Das zweite Hülfsmittel iſt die Schablone (ſ. unter Schablone, Th. 138), ſie iſt dem Maler faſt unentbehrlich, wenn er ſchnell eine Bordüre ꝛc. machen will; denn da die feſt an die Wand gehaltene Schablone durch das Ueberſtreichen mit dem mit Farbe gefüllten Pinſel beim Abnehmen gleich auf der Wand ſteht, ſo hat der Maler nur nachzuhelfen, hin und wieder Strichelchen zu ziehen, Lichter aufzuſetzen, wenn er mit dem Schabloniren fertig iſt, indem er jedesmal die Schablone da wieder anſetzt, bis wohin ſie gereicht hat, und ſo fortfährt, bis er das Zimmer mit der Bordüre umzogen hat. — Die Verzierungen, welche der Dekorationsmaler in den Sälen und Stuben oder Zimmern aller Art anbringt, ſind: 1) im Etruskiſchen Geſchmacke, 2) aus einer einzigen Farbe, z. B. wie grau in Grau oder grün in Grün ꝛc.; 3) in dunkelem Goldgrunde; 4) mit Gold aufgeblickt, und 5) in bunten Farben. — Die Verzierung im Etruskiſchen Geſchmacke wird ganz flach ohne Ausführung und mit einer einzigen Farbe gemalt. — Die Verzierung aus einer einzigen Farbe iſt nicht leicht, denn ſie erfordert Geſchmack, um hier Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, wie z. B. beim Grau in Grau, wo durch eine helle und dunkelgraue Farbe, oder vielmehr

durch Grau in allen ſeinen Schattirungen von der lichteſten bis zur dunkelſten, die ganze Zeichnung, beſtehe ſie in architektoniſchen Verzierungen oder in andern Schnörkeleien, herausgebracht wird. — Die Verzierung in dunkelem Goldgrunde wird mit Miſchung angelegt und dann vollſtändig vergoldet, dann malt man darauf, indem man mit durchſichtigen Farben die Schatten und die Reflexe des Goldes nachahmt, und das Gold ſelbſt die Lichter bilden läßt. — Die Verzierung mit Gold aufgeblickt wird zuerſt mit einer Farbe angelegt, welche den Farbenton des Goldes nachahmt; man malt die Halbtinten und die Schatten, ſchraffirt dann die Theile mit Miſchung, welche man hell machen will, und vergoldet ſie. Wenn die Verzierungen mit Leimfarben gemalt ſind, wie es gewöhnlich beim Stubenmaler der Fall iſt, ſo darf man zum Aufblicken derſelben nicht die gewöhnliche Miſchung nehmen, die ſich viel weiter verbreiten würde, als man es wünſcht. Man bedient ſich daher in dieſem Falle eines Goldgrundes, welcher aus zwei Theilen Wachs, einem Theile Leinöl und einem Theile Venetianiſchen Terpentin beſteht. Dieſe Miſchung läßt man kochen und wendet ſie warm an. Um auf Leimfarbe aufzublicken, bedient man ſich gleichfalls eines Goldgrundes, welcher aus feinem Tiſchlerleim und Honig beſteht, und die Anwendung geſchieht ebenfalls warm. Sollte dieſer oder der vorher angegebene Vergoldgrund in die Leimfarbe eindringen, ſo muß man auf dieſe Stelle noch einmal Vergoldgrund auftragen, weil ſonſt das Gold nicht haftet. Die Miſchung und der Vergoldgrund zum Aufblicken müſſen ſehr dick aufgetragen werden, und ein Relief bilden, damit das aufgetragene Gold beſſer dasjenige nachahmt, was man darſtellen will. — Die kolorirten Verzierungen werden mit verſchiedenen Farben gemacht. Jedes Volk, jede Gattung der Architektur, auch wohl jedes Jahrhundert hat ſeine Verzierungen, die nur ihm eigen-

thümlich ſind, und ſich in der Form und dem Geſchmacke nach dem jedesmaligen Geiſte der Zeit richten. Unter den zahlreichen Arten und Zuſammenſetzungen der Verzierungen unterſcheidet man neun Hauptgattungen, nämlich: 1) die antike Verzierung, 2) die Etruskiſche, 3) die Gothiſche, 4) die Mauriſche, 5) die Arabiſche, Türkiſche und Indiſche, 6) die Chineſiſche, dann 7) die erneuerte, 8) die moderne, und 9) die Arabesken-Verzierung. Die antike Verzierung bieteten uns die Monumente der Griechen und Römer dar, die Formen derſelben ſind edel. In ihren Kompoſitionen findet man die Inſtrumente des Krieges, der Muſik und des Ackerbaues, und dann diejenigen, welche bei den Opfern gebräuchlich waren; dann findet man noch in den Verzierungen Laubwerk, Roſetten und Kameen. — Die Etruskiſche Verzierung iſt eine Modifikation der antiken Verzierung; ſie iſt dieſe Verzierung in ihrer Kindheit, in den erſten Graden der Bildung. Die Formen ſind daher nur einfach und weniger mannigfaltig. — Die Gothiſche Verzierung zeigt ſich in der Architektur dieſes Namens; ihr charakteriſtiſches Merkmal beſteht darin, daß ſie durch eine Vereinigung von krummen Linien in der Bogengräte, von Klee und ſpitzigen Blättern einer beſonderen Form zuſammengeſetzt iſt. — Die Mauriſche oder Sarazeniſche Verzierung kommt der Gothiſchen ſehr gleich, hat mannigfaltige Spitzen und Erhabenheiten, welche durch einige Zuſätze antiker Verzierung modificirt ſind. — Die Arabiſche Verzierung beſitzt einen eigenthümlichen Charakter, der ſich in Schnörkeln und Windungen mannigfaltiger Art hervorthut, und gewöhnlich in Laubwerk ausläuft, auch Palmenzweig-Verzierungen, aus welchen Laubwerk emporſteigt; dann aus Blumen- und Fruchtgehängen, Thierköpfen ꝛc., die ſich nach dem Beiſpiele der Aegyptiſchen Symbole in Verzierungen endigen. Dieſe Ver-

zierungsformen haben etwas sehr Anmuthiges durch die zarten Umrisse und Züge, und dann wieder durch das Phantasiereiche in der Komposition. — Bei der Türkischen und Indischen Verzierung sollte man glauben, daß Erstere der Arabischen gleich kommen mußte, allein sie nähert sich mehr der Chinesischen, wobei sie nicht einmal so leicht und so geschmackvoll als jene ist. Die Indische hat denselben Charakter. — Die Chinesische Verzierung besteht aus einer Vereinigung bizarrer Formen, deren ganzes Verdienst in der Mannigfaltigkeit und in der Lebhaftigkeit der Farben liegt. Man malt diese Schattirung auf flachem Grunde und schattirt sie schwarz. Den Chinesischen Verzierungen gleicht die Japanische, sie trägt denselben Charakter, und macht da, wo man eine Mannigfaltigkeit anzubringen sucht, gewiß Effekt. — Die erneuerte Verzierung ist eine verdorbene oder verzerrte Gothische. — Die moderne Verzierung ist eine Verbindung der antiken, Etruskischen und Arabischen Verzierungen, wozu man noch verschiedene Attribute, Blumen, Früchte, Figuren ꝛc. setzt. — Die Arabesken Verzierung wurde zuerst in Rom gegen das Ende der Republik angewendet, und so hat man sie dann auf die spätern Völker übertragen, und hier scheinen die Italiener wohl mit die Ersten in dem Glanzpunkte ihrer Kunstperiode gewesen zu seyn, die sie ausgeübt haben; denn Raphaels zusammengesetzte Arabesken werden allgemein geschätzt. Man kann Arabesken in allen Zimmern anbringen, die nicht für ernste Beschäftigungen bestimmt sind. Man malt sie fast immer in bunten Farben, und setzt in jetziger Zeit Vögel, Schmetterlinge und Figuren zu; man findet sie aber auch in einer Farbe durch die verschiedenen Schattirungen derselben gehoben, wie z. B. grau in Grau, grün in Grün, braun in Braun ꝛc. — Die Farbe des Grundes bei allen den oben angeführten Verzierungen sind sehr mannigfaltig oder kön-

nen es wenigstens seyn, wie die Farben der Verzierungen selbst, welches auch schon daraus hervorgeht, daß wenn man nur die neun Hauptfarben Weiß, Gelb, Blau, Grün, Roth, Orange, Violett, Schwarz und Braun anwendet, so erhält man schon zwei und siebzig Combinationen, indem man eine von diesen Farben zum Grunde und die acht andern Farben zu den Ornamenten nimmt, und wie viele kann man erhalten durch die Schattirungen selbst, z. B. in Grün: durch Hell- und Dunkelgrün, Stahlgrün, Meergrün, Apfelgrün ꝛc. ꝛc.

Was nun die Dekoration der Stuben oder Zimmer mit Blumensträußen, Blumengewinden oder Guirlanden, Obstgruppen, Vögeln ꝛc. betrifft, so machen sie, gut angebracht, z. B. als Thürstücke, einen angenehmen Effekt auf den Beschauer. Man bringt Guirlanden und Blumenkränze auch in dem Fries des Obergesimses der Säle, Boudoirs ꝛc., an. Früchte und Obst bringt man in den Speisesälen oder Zimmern an; Blumensträuße, Vögel, Schmetterlinge, malt man auf die Mitte der Wände der Säle, Boudoirs und anderer Zimmer, hauptsächlich auf die der Schlafzimmer. Muschelwerk benutzt man manchmal als Bordüren an einer reich dekorirten Wand. Die Blumen gewähren durch ihre Frische und durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben, durch die Anmuth und die Leichtigkeit ihrer Formen, natürliche Zierrathen, welche der Blumenmaler genau nachzuahmen und mit Geschmack anzubringen suchen muß. Die Farben der Blumen ergeben sich aus ihnen selbst, wenn man sie frisch zur Hand hat, oder sie schon so oft gemalt hat, daß man in ihren Farben und Schattirungen nicht fehlen kann. Auf den Grund, den die Blumen erhalten, richtet sich auch die Farbenanlegung. Zu den Rosen gebraucht man Florentiner Lack, Berlinerroth oder Preußisches Roth, Kugellack ꝛc. Das höchste Licht an den hellsten Blättern wird mit Lack und Weiß erhöhet. Das Herz oder das Innerste der Rose,

und der Schatten müſſen ſtets dunkler angelegt werden, und ſchattirt ſeyn. Wenn die Roſen ſehr weit geöffnet ſind, ſo daß ſie ſich dem Verwelken nähern, ſo kann man zu der Schattirung der äußeren Blätter ein wenig Blau nehmen. Die geſtreiften und geſprengten Roſen müſſen noch bläſſer angelegt werden, damit man die Streifen, die man im Schatten mit etwas dunkelem, und im Lichten mit ſehr hellem Lack durch Striche macht, um ſo beſſer ſehen kann. In den weißen Roſen legt man Alles mit weiß an, und übermalt und vollendet ſolche, wie die rothen; man nimmt hierzu Schwarz, Weiß und ein wenig Blau. Die gelbe Roſe legt man mit Orangegelb an, ſchattirt ſie dann mit Chromgelb und etwas Schwarz, und erhebt das Licht mit Weiß. Den Samen der Roſen übermalt man mit Chromgelb, worunter man zum Schattiren ein wenig Grün miſcht. Bei den weißen und gelben Roſen ſcheint der Same etwas röthlicher; er kann daher mit etwas Zinnober ausſchattirt werden. Die Stiele, Blätter, Knöpfe von allen Roſen übermalt man mit Roſengrün, aus zwei Theilen Berlinerblau, einem Theil Schwarz und acht Theilen Chromgelb beſtehend, wozu man noch fünf Theile Weiß miſcht. Zum Schattiren gebraucht man das tiefe Roſengrün, welches zwei Theile Berlinerblau, einen Theil Schwarz und vier Theile Chromgelb enthält; an den Orten, wo die Schatten ſtark ſeyn müſſen, gebraucht man ein tiefes Grün, aus drei Theilen Schwarz, einem Theile Berlinerblau, und vier Theilen Chromgelb beſtehend. Die Blätter müſſen außerhalb mehr blau als inwendig ausſehen, daher werden ſie mit ſogenanntem Papageyengrün untermalt, das aus zwei Theilen Bergblau, einem Theil Chromgelb, und zwei Theilen Weiß beſteht, und zum Schatten nimmt man das tiefe Roſengrün. Man malt auch die Adern an der äußern Seite heller, als inwendig, jene aber dunkler. Die Dornen an den Stielen und Knospen malt man mit kleinen Stri-

in der Farbengebung, nachdem ſie dunkel oder blaß, gro[ß] oder klein geſtreift ſind. Den Boden ſchattirt man m[it] Indigo und Weiß. Die fleiſchfarbenen Nelken ſind g[e]wöhnlich ſehr bleich, haben aber ſtärkere Streifen vo[n] eben dieſer Farbe. Dieſe macht man mit ſogenannte[m] Fleiſchroth aus drei Theilen Lack, einem Theile Zi[n]nober und achtunddreißig Theilen Weiß beſtehend, od[er] aus drei Theilen Zinnober, einem Theile Engliſchbrau[n] und ſechsundfunfzig Theilen Weiß, oder aus drei The[i]len Neapelgelb, einem Theile Zinnober und funfz[ig] Theilen Weiß. Andere Nelken malt man mit drei The[i]len Lack und funfzig Theilen Weiß, oder mit eine[m] Theile Lack und zweiunddreißig Theilen Weiß; noch an[d]ere malt man mit Zinnober oder Lack, alſo entwede[r] Scharlach- oder Atlas- oder Lackroth. Das Erſter[e] miſcht man aus zwei Theilen Zinnober und einem Theile Lack, das Zweite aus drei Theilen Lack und einem Theile Zinnober, das Dritte aus vier Theilen Lack und einem Theile Weiß, oder aus drei Theilen Lack, einem Theile Zinnober, und zwei Theilen Weiß, ſo dunkel, als man will, andere mit lauter Florentinerlack, und die mehrſten, wie ſolche die Natur an die Hand giebt. Das Grün an allen iſt mit Kohlgrün, aus einem Theile Berlinerblau, und einem Theile hellen Ocher beſtehend, und aus einem Theile Berlinerblau und einem Theile Mittelocher gemiſcht.—Die Lilien werden verſchiedentlich angelegt, z. B. die Perſiſche Iris oder der Perſiſche Schwerdtel, von dem die innern Blumenblätter weißlichblau, die zurückgebogenen perlfarbig, in der Mitte mit Purpurflecken und Gelb bezeichnet ſind, legt man die innern Blätter weiß an, und ſchattirt ſie mit Indigo, mit einigem Grün vermiſcht, doch läßt man in der Mitte eines jeden Blattes einen kleinen weißen Unterſchied, bei den äußeren macht man aber an eben dieſem Orte eine Anlage von Gelb, ſogenanntes Eyergelb, welches aus ſechs Theilen Chromgelb, einem Theile Neapelgelb

und funfzig Theilen Weiß beſteht, die man dann mit etwas Chromgelb und Schwarz ſchattirt. Ueber das ganze Blatt werden kleine längliche Punkte gemacht, die etwas weit von einander ſtehen müſſen. An dem äußerſten Rande eines jeden Blattes macht man theils große braunrothe Flecken von Schwarz und Lack, theils andere von bloßem Indigo, aber ſehr dunkel. Das Uebrige und den äußern Theil der Blätter ſchattirt man mit Schwarz. Das Grün bei allen Lilien wird untermalt mit Papageyengrün, wie ſchon oben angeführt worden, und mit Nußgrün, wie oben, S. 379 angeführt, ſchattirt. Die blauen Lilien legt man mit Dunkelviolett, aus vier Theilen Lack und einem Theile Berlinerblau beſtehend, an. Zum Schattiren, beſonders an den mittlern Blättern, nimmt man weniger Weiß zum Indigo, mit welcher Farbe man auch die Adern malt. In der Mitte der innern Blätter wird eine kleine gelbe Ader gelaſſen. — Von den Ranunkeln giebt es viele Arten, worunter man die Pomeranzenfarbenen für die ſchönſten hält. Man legt ſie mit hellem Karmoiſinroth, aus drei Theilen Lack und vierzehn Theilen Weiß beſtehend, an, auch wohl mit funfzig Theilen Weiß gemiſcht, wenn man noch vom ſchönſten Berliner oder Preußiſchen Rothe hinzuthut, ſo auch bei den Erſteren, oder auch mit drei Theilen Lack, einem Theile Zinnober, und zwei Theilen Weiß ꝛc.; kurz man kann ſie aus allen Miſchungen von Roth anlegen. Das Grün am Stengel iſt daſſelbe, wie bei den Tulpen, auch mit der Schattirung. Die Blätter ſind etwas dunkler Grün. — Die gelben Narciſſen, ſowohl doppelten, als einfachen, werden mit Hochgelb, aus ſechs Theilen Chromgelb, einem Theile Neapelgelb und funfzig Theilen Weiß beſtehend, angelegt, und mit Chromgelb untermalt, wozu man bei der Ausmalung Umbra und etwas Schwarz nimmt. Die Glocke in der Mitte macht man mit hell Eyergelb, wie oben bei den gelben Tulpen angeführt worden, und faßt

ſie mit Zinnober und Lack ein. Die weißen Narciſſen legt man mit Weiß an, und ſchattirt ſie mit Schwarz und Weiß aus, die Glocke in der Mitte ausgenommen, die, wie oben angeführt worden, mit Hocheyergelb gemalt wird. Das Grün iſt ein geſättigtes Blaugrün, aus zwei Theilen Berlinerblau, einem Theile Chromgelb und zwei Theilen Weiß beſtehend. — Von den Anemonen giebt es auch verſchiedene Arten, ſowohl gefüllte, als einfache. Die einfachen ſind gemeiniglich ohne Streifen; man macht ſie theils Veilchenblau mit Violett und Weiß, und ſchattirt ſie mit eben dieſer Farbe, bald blauer, bald heller, bald dunkler. Andere untermalt man mit Florentinerlack und Weiß, und ſchattirt ſie mit eben dieſer Farbe; noch andere legt man mit Zinnober an, ſchattirt ſie auch damit, und macht etwas Lack darunter. Man hat auch weiße und citronfarbige Anemonen, welche Letzteren man mit Hocheyergelb anlegt, beide aber theils mit Zinnober, theils mit ſehr dunklem Lack ausſchattirt, beſonders am Herzen und im Boden, welcher zuweilen ſchwarz iſt, und mit Indigo oder Schwarz und Weiß verdunkelt wird. Bei einigen iſt der Boden heller, als das Uebrige, oft ganz weiß, obgleich der übrige Theil der Blume dunkel iſt. Was die gefüllten Anemonen betrifft, ſo ſind an den ſchönſten derſelben die großen Blätter geſtreift. Die Streifen können mit Zinnober angelegt und mit Lack ſchattirt werden. Das Uebrige der Blätter wird mit Berlinerblau oder Indigo gemacht. Die innern kleinen legt man ganz mit Zinnober und Weiß an, und ſchattirt mit Zinnober und Lack vermiſcht. Man hat auch gefüllte Anemonen, die ganz roth oder ganz violett ſind. Die Erſten legt man mit Zinnober und Lack, faſt ganz ohne Weiß an, und ſchattirt mit bloßem Lack. Das Violett legt man mit einer aus Blau und Roth gemiſchten Farbe an, die man nach dem Grade der Sättigung der Farbe zuſammen miſcht, und ſchattirt es ohne Weiß mit ihrer Farbe aus. Das

Grün zu allen Anemonen, zu Blättern und Stielen, miſcht man entweder aus Chromgelb und Bergblau, indem man zu einem Theil des Blaues einen Theil Chromgelb und zwei Theile Weiß nimmt, oder man nimmt auch eine der jetzt vorhandenen grünen Farben, ein Pariſergrün, Zwickauer Grün ꝛc., und ſchattirt ſie auch damit aus, oder man nimmt zum Schattiren ein Grün, welches man aus zwei Theilen Berlinerblau, einem Theile Schwarz, neun Theilen Chromgelb und fünf Theilen Weiß miſcht. Da die Stiele an denſelben etwas röthlich ſind, ſo legt man ſie gelb an, und trägt Lack, mit etwas Schwarz vermiſcht, darauf, das man auch zuweilen mit Grün vermengt. — Die Hyacinthen beſtehen in vier Hauptfarben, nämlich in Dunkelblau, Lichtblau, Roſa und Weiß, wenigſtens kommen dieſe am meiſten vor, beſonders die Erſteren. Die erſte Art legt man mit zwei Theilen Weiß und einem Theile Berlinerblau, oder mit zwei Theilen Bergblau und einem Theile Florentiner oder Wiener Lack, oder mit drei Theilen Bergblau, einem Theile Wienerlack und anderthalb Theilen Weiß an, und ſchattirt ſie mit einem Blau, das aus vier Theilen Berlinerblau und einem Theile Weiß beſteht, aus. Die zweite Art legt man mit einem Blaßblau, welches aus einem Theile Berlinerblau und zehn Theilen Weiß, oder aus einem halben Theile Berlinerblau und ſechsunddreißig Theilen Weiß beſteht, an, und ſchattirt ſie auch damit. Die blaßrothen Hyacinthen legt man mit einer Farbe aus einem Theile Wienerlack und ſechzehn Theilen Weiß, aus drei Theilen dunklen Kroppplack, einem Theile Wienerlack und funfzig Theilen Weiß, aus einem Theile Florentinerlack und fünf und zwanzig Theilen Weiß, und aus einem Theile Karmin, einem Theile Engliſchen Roths und funfzig Theilen Weiß an, und ſchattirt ſie auch mit eben der Farbe aus. Die letzte Art legt man ganz weiß an und ſchattirt ſie mit Schwarz und etwas Weiß aus, womit man auch durch

Striche den Schwung der Blätter verfertiget. Das Grün und der Stengel an der Blume wird mit einem Grün aus drei Theilen Berlinerblau, einem Theile Indigo, zwölf Theilen Chromgelb und acht und funfzig Theilen Weiß zuſammengeſetzt, und mit einem Grün aus zwei Theilen Berlinerblau und einem Theile Chromgelb ausſchattirt. Man kann auch zu dem Stiele etwas Lack nehmen, damit er röthlich wird. — Nach der Anlegung und Ausmalung der hier angeführten Blumen, werden nun alle übrigen ausgemalt: Malven, Aſtern, Georginen, Aurikeln ꝛc. ꝛc., da die ſchon erwähnten Farben darin vorkommen. Die Stuben müſſen aber zu dieſer Malerey, wie zu jeder andern Leimmalerey, erſt mit Schlemmkreide gehörig überzogen werden, um den Kalkgrund zu bedecken, der vielen Farben, beſonders aus dem Pflanzenreiche, ſchädlich iſt, wie auch ſchon unter Staffiermalerey, Th. 168, erwähnt worden. Unter Lack verſteht man immer die rothe, dem Karmine ähnliche, Farbe. — Die Früchte werden auf eine ähnliche Weiſe ausgemalt. So werden die Aepfel mit dem ſchon oben angeführten Papageyengrün, oder dem Nußgrün, aus einem Theile Berlinerblau, einem Theile Bergblau, zwölf Theilen Chromgelb und ſiebzig Theilen Weiß, auch mit einem Gelblichgrün, aus ſechs Theilen Chromgelb, einem Theile Bergblau und drei Theilen Weiß, angelegt, und mit etwas Köln iſcher Erde und Florentiner Lack vertieft, das Licht giebt man mit reinem Weiß und Gelb, und das höchſte Licht oder den Blick mit Weiß allein. Hierbei muß man aber auf die verſchiedenen Arten der Aepfel Rückſicht nehmen, ob ſie gelb, oder grün, oder röthlich, ob ſie reif, oder unreif ſind. Es iſt zu merken, daß man dieſe Früchte fein und zart anlegt, beſonders diejenigen, die man röthlich machen will, weil der Lack, auf das Grüne und Gelbe geſetzt, ſich nicht gut behandeln läßt. Man kann, um dieſes zu vermeiden, die rothe Farbe auch zuerſt an-

legen. Die Birnen werden ebenfalls mit den vorhergehenden Farben angelegt, und mit Umbra oder Kölnischer Erde und Grün gelinde vertieft. Einige werden auch etwas röthlich gemalt, wie die Aepfel, jedoch nicht so hoch von Farbe. Die Kirschen haben eine verschiedene Farbe. Die hellrothen Kirschen legt man mit drei Theilen Zinnober, einem Theile Chromgelb und sieben Theilen Weiß an, und schattirt sie mit dunkelem Scharlachroth, aus zwei Theilen Zinnober und einem Theile Lack bestehend. Die Erhöhung geschieht mit drei Theilen Zinnober, einem Theile Chromgelb, und sechs und zwanzig Theilen Weiß, das höchste Licht oder der Glanz wird mit einem Punkte Weiß gemacht. Die Glaskirschen legt man in der Mitte mit drei Theilen dunkelen Ochers und einem Theile Zinnober an, und läßt die Ecken weißgelb bleiben, nach welchen man die vorhergehenden Farben vertreibt, und dann mit zwei Theilen Zinnober und einem Theile Lack erhöhet; zuletzt mit dunkelem Scharlachroth röther macht, und mit Weiß lichtet. Die Herzkirsche legt man mit dunkelem Roth oder Purpurbraun an, das aus einem Theile Lack und einem Theile Englischen Roths besteht; die Schattirung geschieht mit Schwarz allein, und die Erhöhung mit Wienerlack. Der Blick besteht aus Weiß und ein wenig Zinnober. Um den Glanz und die Lebhaftigkeit der Kirschen auszudrücken, muß man etwas mehr Pergamentleimwasser darunter nehmen. Die Maulbeeren werden mit bloßem Florentinerlack angelegt, welcher etwas dunkel seyn muß; die Ausschattirung geschieht mit Schwarz, jedoch so, daß an dem Umrisse stets ein röthlicher Wiederschein von Florentinerlack bleibt. Die Erhöhung geschieht mit Wienerlack, der Blick ist weiß. Die Erdbeeren erhalten einen weißlichgelben Grund, der aus sechs Theilen Chromgelb, einem Theile Neapelgelb, und funfzig Theilen Weiß besteht, den man nachher ganz dünn mit Lack überzieht, so daß auf dem runden Umrisse ein

ſie mit Zinnober und Lack ein. Die weißen Nüancen legt man mit Weiß an, und ſchattirt ſie mit Schwarz und Weiß aus, die Glocke in der Mitte ausgenommen, die, wie oben angeführt worden, mit Hochgelb gemalt wird. Das Grün iſt ein geſättigtes Blaugrün, aus zwei Theilen Berlinerblau, einem Theile Chromgelb und zwei Theilen Weiß beſtehend. — Von den Anemonen giebt es auch verſchiedene Arten, ſowohl gefüllte, als einfache. Die einfachen ſind gemeiniglich ohne Streifen; man macht ſie theils Veilchenblau mit Violett und Weiß, und ſchattirt ſie mit eben dieſer Farbe, bald blauer, bald heller, bald dunkler. Andere untermalt man mit Florentinerlack und Weiß, und ſchattirt ſie mit eben dieſer Farbe; noch andere legt man mit Zinnober an, ſchattirt ſie auch damit, und macht etwas Lack darunter. Man hat auch weiße und citronfarbige Anemonen, welche Letzteren man mit Hochgelb anlegt, beide aber theils mit Zinnober, theils mit ſehr dunklem Lack ausſchattirt, beſonders am Herzen und im Boden, welcher zuweilen ſchwarz iſt, und mit Indigo oder Schwarz und Weiß verdunkelt wird. Bei einigen iſt der Boden heller, als das Uebrige, oft ganz weiß, obgleich der übrige Theil der Blume dunkel iſt. Was die gefüllten Anemonen betrifft, ſo ſind an den ſchönſten derſelben die großen Blätter geſtreift. Die Streifen können mit Zinnober angelegt und mit Lack ſchattirt werden. Das Uebrige der Blätter wird mit Berlinerblau oder Indigo gemacht. Die innern kleinen legt man ganz mit Zinnober und Weiß an, und ſchattirt mit Zinnober und Lack vermiſcht. Man hat auch gefüllte Anemonen, die ganz roth oder ganz violett ſind. Die Erſten legt man mit Zinnober und Lack, faſt ganz ohne Weiß an, und ſchattirt mit bloßem Lack. Das Violett legt man mit einer aus Blau und Roth gemiſchten Farbe an, die man nach dem Grade der Sättigung der Farbe zuſammen miſcht, und ſchattirt es ohne Weiß mit ihrer Farbe aus. Das

Grün zu allen Anemonen, zu Blättern und Stielen, mischt man entweder aus Chromgelb und Bergblau, indem man zu einem Theil des Blaues einen Theil Chromgelb und zwei Theile Weiß nimmt, oder man nimmt auch eine der jetzt vorhandenen grünen Farben, ein Parisergrün, Zwickauer Grün ꝛc., und schattirt sie auch damit aus, oder man nimmt zum Schattiren ein Grün, welches man aus zwei Theilen Berlinerblau, einem Theile Schwarz, neun Theilen Chromgelb und fünf Theilen Weiß mischt. Da die Stiele an denselben etwas röthlich sind, so legt man sie gelb an, und trägt Lack, mit etwas Schwarz vermischt, darauf, das man auch zuweilen mit Grün vermengt. — Die Hyacinthen bestehen in vier Hauptfarben, nämlich in Dunkelblau, Lichtblau, Rosa und Weiß, wenigstens kommen diese am meisten vor, besonders die Ersteren. Die erste Art legt man mit zwei Theilen Weiß und einem Theile Berlinerblau, oder mit zwei Theilen Bergblau und einem Theile Florentiner oder Wiener Lack, oder mit drei Theilen Bergblau, einem Theile Wienerlack und anderthalb Theilen Weiß an, und schattirt sie mit einem Blau, das aus vier Theilen Berlinerblau und einem Theile Weiß besteht, aus. Die zweite Art legt man mit einem Blaßblau, welches aus einem Theile Berlinerblau und zehn Theilen Weiß, oder aus einem halben Theile Berlinerblau und sechsunddreißig Theilen Weiß besteht, an, und schattirt sie auch damit. Die blaßrothen Hyacinthen legt man mit einer Farbe aus einem Theile Wienerlack und sechzehn Theilen Weiß, aus drei Theilen dunklen Krapplack, einem Theile Wienerlack und funfzig Theilen Weiß, aus einem Theile Florentinerlack und fünf und zwanzig Theilen Weiß, und aus einem Theile Karmin, einem Theile Englischen Roths und funfzig Theilen Weiß an, und schattirt sie auch mit eben der Farbe aus. Die letzte Art legt man ganz weiß an und schattirt sie mit Schwarz und *etwas* Weiß aus, womit man auch durch

Striche den Schwung der Blätter verfertiget. Das Grün und der Stengel an der Blume wird mit einem Grün aus drei Theilen Berlinerblau, einem Theile Indigo, zwölf Theilen Chromgelb und acht und funfzig Theilen Weiß zusammengesetzt, und mit einem Grün aus zwei Theilen Berlinerblau und einem Theile Chromgelb ausschattirt. Man kann auch zu dem Stiele etwas Lack nehmen, damit er röthlich wird. — Nach der Anlegung und Ausmalung der hier angeführten Blumen, werden nun alle übrigen ausgemalt: Malven, Astern, Georginen, Aurikeln ꝛc. ꝛc., da die schon erwähnten Farben darin vorkommen. Die Stuben müssen aber zu dieser Malerey, wie zu jeder andern Leimmalerey, erst mit Schlemmkreide gehörig überzogen werden, um den Kalkgrund zu bedecken, der vielen Farben, besonders aus dem Pflanzenreiche, schädlich ist, wie auch schon unter Staffiermalerey, Th. 168, erwähnt worden. Unter Lack versteht man immer die rothe, dem Karmine ähnliche, Farbe. — Die Früchte werden auf eine ähnliche Weise ausgemalt. So werden die Aepfel mit dem schon oben angeführten Papageyengrün, oder dem Nußgrün, aus einem Theile Berlinerblau, einem Theile Bergblau, zwölf Theilen Chromgelb und siebzig Theilen Weiß, auch mit einem Gelblichgrün, aus sechs Theilen Chromgelb, einem Theile Bergblau und drei Theilen Weiß, angelegt, und mit etwas Kölnischer Erde und Florentiner Lack vertieft, das Licht giebt man mit reinem Weiß und Gelb, und das höchste Licht oder den Blick mit Weiß allein. Hierbei muß man aber auf die verschiedenen Arten der Aepfel Rücksicht nehmen, ob sie gelb, oder grün, oder röthlich, ob sie reif, oder unreif sind. Es ist zu merken, daß man diese Früchte fein und zart anlegt, besonders diejenigen, die man röthlich machen will, weil der Lack, auf das Grüne und Gelbe gesetzt, sich nicht gut behandeln läßt. Man kann, um dieses zu vermeiden, die rothe Farbe auch zuerst an-

legen. Die Birnen werden ebenfalls mit den vorhergehenden Farben angelegt, und mit Umbra oder Kölnischer Erde und Grün gelinde vertieft. Einige werden auch etwas röthlich gemalt, wie die Aepfel, jedoch nicht so hoch von Farbe. Die Kirschen haben eine verschiedene Farbe. Die hellrothen Kirschen legt man mit drei Theilen Zinnober, einem Theile Chromgelb und sieben Theilen Weiß an, und schattirt sie mit dunkelem Scharlachroth, aus zwei Theilen Zinnober und einem Theile Lack bestehend. Die Erhöhung geschieht mit drei Theilen Zinnober, einem Theile Chromgelb, und sechs und zwanzig Theilen Weiß, das höchste Licht oder der Glanz wird mit einem Punkte Weiß gemacht. Die Glaskirschen legt man in der Mitte mit drei Theilen dunkelen Ochers und einem Theile Zinnober an, und läßt die Ecken weißgelb bleiben, nach welchen man die vorhergehenden Farben vertreibt, und dann mit zwei Theilen Zinnober und einem Theile Lack erhöhet; zuletzt mit dunkelem Scharlachroth röther macht, und mit Weiß lichtet. Die Herzkirsche legt man mit dunkelem Roth oder Purpurbraun an, das aus einem Theile Lack und einem Theile Engliſchen Roths beſteht; die Schattirung geſchieht mit Schwarz allein, und die Erhöhung mit Wienerlack. Der Blick beſteht aus Weiß und ein wenig Zinnober. Um den Glanz und die Lebhaftigkeit der Kirſchen auszudrücken, muß man etwas mehr Pergamentleimwaſſer darunter nehmen. Die Maulbeeren werden mit bloßem Florentinerlack angelegt, welcher etwas dunkel ſeyn muß; die Ausſchattirung geſchieht mit Schwarz, jedoch ſo, daß an dem Umriſſe ſtets ein röthlicher Wiederſchein von Florentinerlack bleibt. Die Erhöhung geſchieht mit Wienerlack, der Blick iſt weiß. Die Erdbeeren erhalten einen weißlichgelben Grund, der aus ſechs Theilen Chromgelb, einem Theile Neapelgelb, und funfzig Theilen Weiß beſteht, den man nachher ganz dünn mit Lack überzieht, ſo daß auf dem runden Umriſſe ein

weißgelblicher Wiederſchein bleibt. Ueberhaupt müſſen in einer Gruppe von Erdbeeren einige etwas mehr ins Gelbe oder Weiße gehen. Man vertieft ſie mit Lack und erhöhet ſie mit Zinnober oder Gelb, und zuweilen den Blick mit Weiß allein. Die Punkte und Streifen auf den Erdbeeren werden mit Florentinerlack und Schwarz gemalt, und diejenigen Punkte, welche auf den weißen oder gelben Grund zu ſtehen kommen, ſind öfters von brauner Farbe, welche man mit Ocher und Schwarz machen kann. Von den Weintrauben werden die blauen mit vier Theilen Wienerlack und einem Theile Berlinerblau angelegt, man macht bei jeder Beere die Drucke des Lichts mit einigen kleinen weißen und etwas länglichen Punkten, und macht ſie mit Zinnober etwas roth. Die weißen oder grünlichen Trauben malt man mit zwei Theilen Berlinerblau, einem Theile Schwarz, einem Theile Chromgelb und acht und ſiebzig Theilen Weiß. Die Lichter der Beeren macht man mit reinem Weiß, und den Wiederſchein mit ein wenig Weld, das unter die Farbe gemiſcht worden. Die Pfirſichen und Abrikoſen legt man mit Rußgrün, wie oben angeführt worden, an, und vertieft ſie mit einer Farbe aus drei Theilen Schwarz, einem Theile Berlinerblau, vier Theilen Chromgelb, und vierzehn Theilen Weiß. Wenn ſie geröthet werden müſſen, welches jedoch nicht immer geſchieht, ſo geſchieht ſolches mit Florentinerlack, und die Erhöhung mit Weiß. Der Schmelz an den Pfirſichen muß immer in das Blaugrüne fallen. Die Abrikoſen ſind, ihrer natürlichen Farbe nach gelber, und gemeiniglich viel höher angeröthet. Man legt ſie mit eben der Farbe an, wie die Pfirſichen nur mit dem Unterſchiede daß von dieſen beiden Früchten die Pfirſichen viel grüner und blauer, die Abrikoſen hingegen viel gelber und röther ſind. Bei den Früchten überhaupt muß man beſonders auf das Anſetzen Acht haben, man legt ſie mit vier Theilen Wiener-

lack und einem Theile Berlinerblau an, und macht die Vertiefung mit Indigo und Berlinerblau, und die Erhöhung mit Aſatblau, aus drei Theilen Bergblau, einem Theile Wienerlack und anderthalb Theilen Weiß beſtehend, oder auch aus einem Theile Indigo, zwei Theilen Wienerlack, und ſechs und funfzig Theilen Weiß gemiſcht. Die gelben Pflaumen werden wie die Pfirſichen angelegt, ſie ſind aber etwas gelber, beſonders wenn ſie ganz reif ſind. Die grünen Welſchen Nüſſe legt man mit vollem Nußgrün an, das aus einem Theile Berlinerblau, einem Theile Bergblau, zehn Theilen Chromgelb und fünf Theilen Weiß beſteht. Die Vertiefung geſchieht mit tiefem Nußgrün, aus einem Theile Berlinerblau, einem Theile Bergblau, und zwölf Theilen Chromgelb beſtehend, und die Erhöhung mit einem Grün, aus zwölf Theilen Chromgelb, einem halben Theile Berlinerblau und vierzehn Theilen Weiß. Eine entſchalte Welſche Nuß wird mit einem Theile gebrannter Umbra, einem Theile dunklen Ochers, und vierzehn Theilen Weiß angelegt, und mit Kölniſcher Erde und Schwarz vertieft. Die Erhöhung iſt Umbra und Weiß, auch ein Braun aus einem Theile gebrannter Umbra, einem Theile dunklen Ochers und vierzehn Theilen Weiß beſtehend. Die Pomeranzen legt man mit einem Gelbe, aus drei Theilen Chromgelb, einem Theile dunklen Ochers und zwei Theilen Weiß an, und man vertieft ſie mit einem dunklen Wachsgelb, aus drei Theilen Chromgelb und einem Theile dunklen Ochers beſtehend, und erhöhet ſie mit einem hohen Eyergelb, welches aus ſechs Theilen Chromgelb, einem Theile Neapelgelb und funfzig Theilen Weiß beſteht. Diejenigen, welche etwas bläſſer ſind, kann man mit einem hellen Eyergelb anlegen, wozu man nur vierzehn Theile Weiß miſcht, und es mit vollem Wachsgelb, wie vorher angeführt worden, erhöhet, mit Hocheyergelb aber vertieft. — *Was die Erdfrüchte* betrifft, ſo legt man den

Rettig mit Weiß an und vertieft ihn mit Schwarz. An dem obern Theil giebt man ihm eine leichte Röthe von Florentinerlack, und vertieft ihn damit auch unten zu. Das Laub wird mit tiefem Nußgrün, aus einem Theile Berlinerblau, einem Theile Bergblau und zwölf Theilen Chromgelb beſtehend, untermalt, mit einem Grün aus zwei Theilen Berlinerblau, einem Theile Schwarz und neun Theilen Chromgelb gemiſcht, vertieft, und mit einem Grün aus zwölf Theilen Chromgelb, einem halben Theile Berlinerblau und vierzehn Theilen Weiß erhöhet. Der weiße und rothe Kohl werden verſchiedentlich angelegt. Erſterer wird mit einem hohen Orangegelb, welches aus drei Theilen Chromgelb, einem Theile Bolus und ſechs und funfzig Theilen Weiß beſteht, und an einigen Orten mit etwas Grün angelegt, und mit tiefem Blaugrün, aus zehn Theilen Berlinerblau und einem Theile Chromgelb, und aus dunkelem Kohlgrün, aus einem Theile Berlinerblau und einem Theile dunklen Ochers beſtehend, vertieft, und mit bloßem Weiß erhöhet. Einige ſind etwas blaulichgrün, wonach man auch die Vermiſchung einzurichten hat. Den rothen Kohl legt man mit Papageyengrün, aus zwei Theilen Bergblau, einem Theile Chromgelb und zwei und vierzig Theilen Weiß gemiſcht, an, und ſchattirt ihn mit Florentinerlack und dunkelem Pfirſichblütroth, aus vier Theilen Bergblau und einem Theile Lack beſtehend. Die Mohrrüben oder gelben Wurzeln legt man mit drei Theilen Schüttgelb oder hellem Chromgelb, einem Theile Bolus und einem Theile Weiß an, und wenn man ſie noch höher an Farbe haben will, ſo miſcht man ein wenig Zinnober darunter. Die Vertiefung geſchieht mit einem Fahlroth, aus drei Theilen Chromgelb und einem Theile Engliſchen Roths beſtehend, und die Erhöhung mit einer Fleiſchfarbe, aus drei Theilen hellem Chromgelb, einem Theile Bolus und ſechs und zwanzig Theilen Weiß beſtehend. Die weißen Wurzeln, wie Peterſi-

lien-, Paſtinak- ꝛc. Wurzeln, legt man mit Haarbraun, welches aus zwei Theilen dunkelen Ochers, einem Theile Köllniſcher Erde, und ſechs und funfzig Theilen Weiß beſteht, an, die Ringe aber, die an einigen ſind, werden mit Schwarz und Umbra gemacht. — Die Gurken werden an den Enden mit dünnem Gelb angelegt, in der Mitte aber mit Grün, welches nach den Enden zu gelinde unter das Weißgelb vertrieben wird. Man vertieft ſie mit Nußgrün, und das Gelbe mit einem Grün, aus ſechs Theilen Chromgelb, einem Theile Schwarz und fünf Theilen Weiß beſtehend, und die Erhöhung geſchieht mit einem Hochroſengrün, aus zwei Theilen Berlinerblau, einem Theile Schwarz, einem Theile entharzten Gummi Gutti und acht und ſiebzig Theilen Weiß beſtehend, und die Enden mit Weiß allein. Die Punkte, welche an denſelben vorkommen, kann man mit Braun und Schwarz machen. — Die gelben Kürbiſſe werden mit Römiſchem Ocher angelegt oder auch aus dem Gelben des vollen Weizens, aus zwei Theilen Neapelgelb, einem Theile dunklen Ochers und zwei Theilen Weiß beſtehend, und ſchattirt ſie mit Umbra und Grün, wozu man tiefes Nußgrün nehmen kann (ſ. oben, S. 379). Die Adern untermalt man mit Umbra, und ſchattirt und erhöhet ſie mit Grün, Weiß und Gelb. Die Rüben werden mit Weiß angelegt, mit Braun und Schwarz gelinde vertieft, und mit ſehr ſtarkem Weiß erhöhet. Die Blätter werden mit Papageyengrün (ſ. oben) angelegt, mit Nußgrün vertieft, und mit Römiſchem Ocher erhöhet. Die Röthung an dem Kopfe geſchieht, wie bei dem Rettig, mit Florentinerlack, und zuweilen geſchieht die Röthung auch mit etwas Violett, aus Florentinerlack und Berlinerblau beſtehend. Einige ſehen auch etwas blaßgrün am Kopfe aus. Die übrigen kleinen Erdfrüchte muß man ſich nach dem Leben zu malen bemühen, daher iſt es nöthig, die Natur genau zu beobachten, und ſie im Gedächtniſſe

zu behalten, wenn man nicht Exemplare dieſer Früchte bei der Hand hat. Beſonders muß bei dieſen Früchten noch bemerkt werden, daß man ſie nicht alle mit einerlei Farbe anlegen darf, wenn mehrere Früchte von einerlei Art auf einem und eben demſelben Gemälde vorgeſtellt werden ſollen; denn kein Apfel, keine Birne, Abrikoſe oder Pflaume iſt ſich an Farbe völlig gleich; denn eine iſt immer gelber, röther oder blauer als die andere. Die Schattirung und Vermiſchung der Farben unter einander geſchieht bei den Früchten nicht mit Schraffirungen, ſondern mit großen Pinſelſtrichen, indem die Farben noch naß ſind. — Von den vierfüßigen Thieren kommen nur ſelten einige in der Wandmalerey vor, es müßten denn Jagdſcenen und Landſchaften dargeſtellt werden, worin ſie vorkommen, die Staffage ausmachen, oder von wilden Thieren auch Köpfe dargeſtellt werden. Sollen z. B. Pferde auf Dekorationen dargeſtellt werden, ſo legt man ein kaſtanienbraunes Pferd, mit einem dunkelen Braun, aus einem Theile gebrannter Umbra und einem Theile dunkelen Ochers beſtehend an, und vertieft es mit Schwarz und Braunroth, welches Letztere aus zwei Theilen gebrannter Umbra und einem Theile Kölniſcher Erde, oder aus zwei Theilen gebrannter Umbra, einem Theile Kölniſcher Erde und zwei Theilen Weiß beſteht, und erhöhet es mit Weiß und etwas dunkelem Ocher. Die Mähnen des Pferdes kann man auch durch weiße Lichtblicke erhöhen, und ihm zwei weiße Füße geben. Ein Apfelſchimmel wird mit Schwarz und Weiß angelegt, z. B. aus zwanzig Theilen Weiß und einem Theile Elfenbeinſchwarz, oder aus ſieben Theilen Weiß und einem Theile Elfenbeinſchwarz beſtehend. Die Vertiefungen geſchehen mit Bläulichſchwarz, aus einem Theile gebrannter Umbra, einem Theile Wienerlack und zwei Theilen Weiß beſtehend. Ein ſchwarzes Pferd oder Rappen wird mit Schwarz angelegt, wozu man nur

ein wenig Weiß thut. Die Vertiefung beſteht aus reinem Schwarz, und die Erhöhung aus Schwarz und Weiß, bisweilen mit etwas dunklem Ocher oder Braunroth verſetzt. Ein weißes Pferd wird mit Bleyweiß, mit einem kleinen Punkte Schwarz oder Ocher vermiſcht, angelegt, und die Schattirung geſchieht mit Schwarz und Weiß, und etwas Ocher darunter, die Erhöhung geſchieht aus reinem Weiß. Füchſe legt man mit Zinnober und Umbra, mit ſehr wenig Weiß darunter, an, oder auch mit bloßem Bolus allein; auch kann man ein ſtarkes Fahlroth, aus drei Theilen Chromgelb, einem Theile Engliſchen Roths und einem Theile Weiß, oder aus zwei Theilen Bolus, einem Theile gebrannter Umbra und drei Theilen Weiß gemiſcht, nehmen. Man vertieft ſie mit Braunroth und etwas dunkelem Ocher, die Erhöhung geſchieht mit Bolus und Weiß. Die Schecken oder gefleckten Pferde werden aus allen den angeführten Farben nach Gefallen gemalt; auch alle übrigen Thiere, welche mit den Farben der Pferde eine Aehnlichkeit haben, werden damit angelegt und ausgemalt, z. B. Maulthiere, Ochſen, Kühe, Hunde ꝛc. — Schafe werden mit Weiß und ſehr wenig Schwarz angelegt, mit Schwarz, Weiß und Ocher vertieft, und die hellen Theile der Wolle mit Weiß und ſehr wenig Ocher, oder bei den Lämmern mit bloßem Weiß erhöhet. — Schweine legt man mit Braun an, aus zwei Theilen dunklen Ochers, einem Theile Kölniſcher Erde und zehn Theilen Weiß beſtehend, vertieft ſie mit Schwarz, und erhöhet ſie mit bleichem Braun, aus zwei Theilen gebrannter Umbra, einem Theile Kölniſcher Erde und funfzig Theilen Weiß beſtehend, oder aus zwei Theilen dunklen Ochers, einem Theile Kölniſcher Erde und ſechs und funfzig Theilen Weiß beſtehend, oder aus einem Theile Umbra und zwanzig Theilen Weiß. Die Borſten müſſen hier und da an einigen Theilen mit dunkelem Umbra, und bisweilen mit Schwarz angedeutet werden.

Theile Bolus und einem Theile Weiß beſtehend, angelegt, und mit einer rothfahlen Farbe, aus drei Theilen Chromgelb und einem Theile Engliſchroth beſtehend, vertieft. Die Augen ſind gelblich, mit einem ſchwarzen Punkte. Auf dieſelbe Weiſe wird auch der Strauß und die Gans gemalt, nur daß die Letztere etwas dunkler angelegt und ſchattirt wird. Auf dem Rücken ſind die Gänſe gemeiniglich etwas brauner, als auf dem Bauche. — Die Enten ſind von verſchiedener Farbe: weiß, ſchwarz, fahl, gefleckt oder bunt, und einige haben ſchön ſchattirende grüne Hälſe. Einige werden mit hellgrau angelegt, und der Kopf dunkelblau, der Hals dunkelgrau und der Bauch weiß. Die Füße ſind an einigen ſchwärzlich, an andern roth und hochgelb. Einige ſind auf den Flügel auf verſchiedene Art gefleckt. Die gemeine Ente wird mit Schwarz und Weiß angelegt, und mit Ruß vertieft; wenn man ſie etwas röthlich haben will, ſo wird etwas Bolus darunter gemiſcht. Dieſe Anlage kann man mit Ocher, Bolus und Weiß erhöhen. Die Augen ſind gelb und mit Weiß umzogen; die Füße braungelb, aus einem Theile gebrannter Umbra, einem Theile dunklen Ochers und vierzehn Theilen Weiß beſtehend. Auf eine ähnliche Art werden auch die Tauben gemalt. Da man bei ihnen faſt alle Farben findet, roth, grün ꝛc. im Schiller des Halſes. Die Farbe der Hühner iſt ſehr bunt und ſcheckig, daher läßt ſich beim Malen derſelben keine Vorſchrift geben; man muß entweder die Natur vor Augen haben, oder ſie nach der Phantaſie malen. — Der Faſan wird mit röthlichem Zimmetbraune angelegt, das aus zwei Theilen Bolus, einem Theile gebrannter Umbra und drei Theilen Weiß beſteht. Die geſprengten Federn macht man mit etwas brauner Farbe; die Augen ſind wie Falkenaugen, gelblich und heller. Die Füße legt man mit hellem Chromgelb an, und vertieft ſie mit Schwarz und Braun. — Der Storch wird etwas graulicht ange-

legt und mit reinem Weiß erhöhet. An den Enden der Flügel iſt er ſchwarz. Der Schnabel und die Füße werden mit Zinnober angelegt und mit Wienerlack vertieft. Alle übrigen Arten von Vögeln ſind aus den bisher erwähnten vermiſchten Farben zuſammengeſetzt, und es wird daher nicht ſchwer werden, ſolche zu malen, beſonders wenn man ſich Exemplare davon verſchafft, oder wo dieſes nicht angeht, doch richtig kolorirte Abbildungen. Die Miſchungen findet man dann von ſelbſt. — Diejenigen Vögel, welche jetzt das meiſte Aufſehen machen, und in die Malerey gebracht werden, ſind Ausländer, die ſich hauptſächlich durch ihr ſchönes Gefieder auszeichnen, oder auch durch ihre zierliche Form, und hierzu gehören die verſchiedenen Papageyenarten, als: der Lori, Aras, Kakadu ꝛc.; der Tucan, der Braſilianiſche Seidenſchwanz, der Tanagra, der Paradiesvogel, der Kolibri und mehrere andere Arten; und hiervon muß man ſich nun gut kolorirte Abbildungen verſchaffen, weil ſie ſelten in der Natur bei uns vorkommen, es ſey denn in einer Menagerie oder in einem Muſeum; allein ſolche Anſtalten giebt es nur in großen Städten, und dann ſind ſie oft auch nicht vollſtändig, und gerade diejenigen Vögel, die man malen will, ſind nicht vorhanden, fehlen. Die oben genannten Anſtalten ſind die einzigen Hülfsmittel für den Maler, und er kann hier nicht beſſer verfahren, als dieſe Vögel, wo ſie ihm in der Natur vorkommen, mit Waſſerfarben auf Papier ſo genau als möglich zu kopiren, welches auch die meiſten und größten Maler thun, ſo beſitzen ſie eine Sammlung dergleichen ſeltener Vögel nach der Natur gezeichnet und kolorirt, und dürfen nur wählen. — Was die Fiſche betrifft, ſo ſind ſie verſchieden an Farbe, auch geben ihre Schuppen, bei vielen wenigſtens, einen farbigen Schiller. Einige geben auch einen Silber- und andere einen Goldglanz von ſich. Die Farben ſind gewöhnlich: ein grünliches Grau, ein Silbergrau, Schwar-

grau; auch ſind Einige bräunlich, blau, röthlich ꝛc. Die grünen Fiſche werden mit einer Farbe angelegt, die aus drei Theilen Schwarz, einem Theile Berlinerblau, vier Theilen Chromgelb, und vierzehn Theilen Weiß beſteht, oder man ſetzt zu dem angeführten Quantum Farbe ſiebzig Theile Weiß hinzu, oder man nimmt einen Theil Terlinerblau, ſechs Theile dunklen Ochers und ſechsundfunfzig Theile Weiß; oder man nimmt zwei Theile Berlinerblau, einen Theil Schwarz, drei Theile Chromgelb und drei Theile Weiß, oder einen Theil Berlinerblau, einen Theil dunklen Ocher und zwei Theile Weiß ꝛc. Man vertieft es dann mit Indigo, und erhöhet es mit Weiß. Einige legt man mit Weißlichgelb an und vertieft ſie mit etwas Dunkelgrün. Einige haben rothe Floßfedern, Andere grüne, weißliche und gelbe. — Auch die Schmetterlinge und andere Inſekten kommen in der Stuben- und Dekorationsmalerey vor; ſie gehören hauptſächlich zur Blumenmalerey, wo man ſie auf Blumenblättern ꝛc. anbringt; auch giebt man ſie einem Vogel in den Schnabel. So bringt man auch Fliegen, Käfer ꝛc. an, die man ſo viel, als es ſich thun läßt, nach der Natur darſtellt; auch Muſchelwerk kann man anbringen. Auch hier iſt es nöthig, die Conchylien- und Inſekten-Kabinette zu beſuchen, um die Natur zu ſtudieren, wenn man nicht lebende Exemplare erhalten kann, das heißt, von den Käfern, weil der Glanz der Farben bei todten Exemplaren verloren geht. — Die Malerey der Metalle kommt auch oft in der Stubenmalerey vor, und wenn nicht an den Wänden, doch auf Schildern ꝛc. für Kaufleute, Handwerker ꝛc. Bei dem Eiſen nimmt man Indigo zum Untermalen, wozu man ein wenig Schwarz und Weiß miſcht, ſchattirt es bloß mit Indigo und blickt es mit Weiß. — Das Stahl wird mit einem Theile Indigo und achtzehn Theilen Weiß gegeben, oder auch mit einem Theile Indigo und zwei Theilen Wienerlack, nebſt drei Theilen

Weiß, und giebt ihm das Licht mit ein wenig Bleyweiß. Das Kupfer wird mit drei Theilen Engliſchroth, einem Theile Zinnober und ſieben Theilen Weiß angelegt, oder man nimmt drei Theile Engliſchſchönroth und einen Theil Zinnober, ſchattirt es mit Schwarz und erhöhet es mit Hochkupferroth, aus drei Theilen Engliſchroth, einem Theile Zinnober und funfzig Theilen Weiß beſtehend. Das Meſſing legt man mit Chromgelb oder Schüttgelb an, macht die Schattirung aus Umbra und Schwarz, oder auch aus einer Miſchung, die aus zwei Theilen dunklen Ochers und einem Theile Kölniſcher Erde, oder aus zwei Theilen dunklen Ochers, einem Theile Kölniſcher Erde und zwei Theilen Weiß beſteht, und macht die Erhöhung aus Bleyweiß. Wenn Kupfer oder Meſſing angelaufen ausſehen ſoll, ſo ſchattirt man mit einer grünen Farbe, die aus einem Theile Berlinerblau, einem Theile Bergblau, einem Theile Chromgelb, und einem Theile Weiß beſteht. Das Silber wird mit Weiß und ſehr wenig Berlinerblau angelegt, z. B. mit ſechs und dreißig Theilen Weiß und einem halben Theile Berlinerblau, man ſchattirt es dann mit Schwarz und ſtark Blau, und erhöhet es mit bloßem Weiß. Die Goldfarbe erhält man aus zwei Theilen Neapelgelb und einem Theile dunkelen Ochers. Die Vertiefung geſchieht mit einem ſchönen Orangegelb, das aus drei Theilen Chromgelb, einem Theile Bolus und einem Theile Weiß beſteht, und der Nachdruck geſchieht mit einem Rothfahl, das aus drei Theilen Chromgelb und einem Theile Engliſchroth beſteht. Die Erhöhung und die Blicke giebt man durch ſechs Theile Chromgelb, einem Theile Neapelgelb und funfzig Theilen Weiß. Das Zinn iſt etwas bläulicher als Silber, daher wird es mit Indigo und Weiß angelegt, aus einem Theile Indigo und ſechs und dreißig Theilen Weiß beſtehend; man vertieft es dann mit einem Theile Indigo und einem Theile Berlinerblau, oder mit einem Theile Indigo

und zwei Theilen Weiß. — Die Landschaftsmalerey hat einen eigenthümlichen Charakter, sowohl in der Komposition, als auch in der Ausführung der einzelnen Theile; was hierüber in der Stubenmalerey zu wissen nöthig ist, findet man unter Landschaftsgemälde, Th. 64, S. 401 u. f.; die hier, S. 556 u. f., angeführten Farben in der Landschaftsmalerey müssen dahin abgeändert werden, daß man statt des Gummi Guttae Chromgelb anwendet. — Was die Figurenmalerey betrifft, so macht sie mit einen Hauptzweig in der Dekorationsmalerey aus; denn Figuren bringt man oft darin an, sowohl ganze, als auch Bruststücke und bloße Köpfe. Die Zeichnung einer Figur wird hier vorausgesetzt, das heißt, daß man darin einige Fertigkeit besitze; denn ohne dieselbe würde eine Figur wohl schwerlich richtig darzustellen seyn; denn nur in dem schönen Ebenmaaße des Körpers in allen seinen Theilen liegt auch die Schönheit der Figur, wenn man sie ausführt. Auch die Karnation oder Fleischfarbe ist sehr verschieden, indem es sowohl hierbei auf das Alter, als auch auf die Verschiedenheit des Geschlechts ankommt, wonach sich der Grundton richtet. Es lassen sich daher hier in Hinsicht des Kolorits keine Grundregeln geben. Auch achtet man hier nicht auf eine bestimmte Regel, weil sich Alles nach der Natur modificirt, und wo dieses nicht der Fall ist, das heißt, wo die Natur nicht gegenwärtig ist, sondern der Künstler seiner Phantasie in der Karnation folgen muß, da er selbst die Gruppen zusammen stellt, da macht er es, wie er die Natur in seinem Studium gefunden hat, wie sie ihm vor die Seele tritt, und diese die Karnation schafft. Der Umriß der Figur geschieht mit Florentinerlack, und zu Frauenzimmern und Kindern, welche einen zarteren Fleischton haben, als die Männer, nimmt man einen weißen Grund, mit wenig Berlinerblau vermischt, welches man kaum gewahrt. Bei den Männern thut man anstatt dieses Blaues, ein wenig Zinnober, und wenn

ſie alt ſind, ein wenig Ocher, wozu man gebrannten Ocher nehmen kann. Die Verhältniſſe der Farben ſind einen Theil Wienerlack mit ſechzehn Theilen Weiß; drei Theile Karminlack mit einem Theile Wienerlack und funfzig Theilen Weiß; einen Theil Karminlack mit einem Theile Engliſchroth und ſechs und funfzig Theilen Weiß; drei Theile Zinnober, einen Theil Engliſchroth und ſechs und funfzig Theile Weiß; drei Theile Zinnober, einen Theil Chromgelb und ſechs und funfzig Theile Weiß; drei Theile Karminlack, einen Theil Zinnober und ſechs und funfzig Theile Weiß; drei Theile Wienerlack, einen Theil Zinnober und acht und dreißig Theile Weiß; einen Theil Bolus und ſechs und zwanzig Theile Weiß; einen Theil gebrannten Umbra, einen Theil dunkelen Ocher und ſechs und funfzig Theile Weiß. Ferner geht man alle Striche mit Zinnober, Karminlack und Weiß untereinander durch, und untermalt damit alle Schatten, thut auch ſo viel mehr Weiß unter dieſe Miſchung, je ſchwächer die Schatten, und ſo viel weniger, je ſtärker ſie ſeyn ſollen, auch gar kein Weiß, beſonders an gewiſſen Orten, wo man einen deutlichen Umriß machen muß, als z. B. im Augenwinkel, unter der Naſe, an den Ohren, dem Kinn, zur Unterſcheidung der Finger bei allen Gelenken, unten an den Nägeln, und überhaupt allenthalben, wo man im Schatten einen Unterſchied anzeigen will. Wenn es nun mit Roth untermalt iſt, macht man blaue feine Strichelchen mit Berlinerblau und viel Weiß, z. B. aus einem Theile Indigo und ſechs und dreißig Theilen Weiß, oder aus einem halben Theile Berlinerblau und ſechs und dreißig Theilen Weiß, über die zurückweichenden Theile, z. B. über die Schläfe, unter und oberhalb der Augenwinkel, zu beiden Seiten des Mundes oben und unten, ein wenig auf der Mitte der Stirn, zwiſchen der Naſe und den Augen, neben den Wangen, am Halſe und an andern Orten, wo die Haut etwas blau ausſieht. Man macht

auch eben ſolche Striche mit Ocher, und ein wenig Zinnober und Weiß darunter gemiſcht, und zwar über den Augenbraunen, zu beiden Seiten der Naſe, unter- und oberhalb der Wangen und der andern Theile, die herauswärts gehen. Wenn nun das Geſicht auf dieſe Art angelegt und untermalt iſt, ſo macht man mit Schattiren den Anfang, und fährt mit Punktirung von Grün fort; man muß jedoch das Grün nicht ohne Unterſchied gebrauchen, ſondern ein wenig Blau, zu den zurücktretenden Theilen, dagegen etwas Gelb zu den ſichtbaren und nahen Theilen darunter miſchen; zu dem Ausgange der Schatten gegen das Licht hin, muß man ſeine Farbe mit dem Grunde der Karnation dergeſtalt mit Blau und dann mit Roth, nach Unterſchied der Theile, daran man malt, vermiſchen, daß man ſolches nicht ſpüren kann. Wenn dieſes Grün nicht auf einmal dunkel macht, muß man die Schatten öfters bald mit Roth, bald mit Grün, und immer punktirend übergehen, bis ein angenehmer Schatten herauskommt. Kann man aber mit dieſen Farben dem Schatten ſeine rechte Stärke, die er haben muß, nicht geben, ſo mache man es an den dunkelſten Stellen mit Schwarz, vermiſcht mit Zinnober, oder auch jede Farbe allein angewendet, nachdem das Kolorit, welches man machen will, entweder braunroth, oder gelb iſt. Das Licht giebt man mit Zinnober oder Karminlack, mit vielem Weiß und ein wenig Ocher vermiſcht; man trägt es punktirt auf, damit ſich ſolches im Schatten verliere, und die Farben eine in die andere unvermerkt übergehen. Hierbei muß bemerkt werden, daß die Züge mit dem Pinſel immer nach der Rundung des Fleiſches gehen, weil dadurch alle Theile rund gemacht werden. Wenn aber dieſe Vermiſchung ein etwas zu rothes Kolorit machen ſollte, wenn man ſich derſelben ſtets bedient, ſo muß man ſich auch bemühen in allen Theilen die Schatten und Tinten mit Blau, ein wenig Grün und viel Weiß, ſo, daß dieſe Miſchung ſehr gelinde und

bleich ſich zeige, zu vertreiben. Man muß aber dieſe Farbe nicht auf die Wangen bringen, noch auf das äußerſte Licht, welches auch mit andern Farben unberührt und ganz hell gelaſſen werden ſoll, z. B. gewiſſe Theile am Kinn, an der Naſe, Stirne, und über den Wangen, welche, nebſt dem Kinn, ſo wie auch die Füße, das Inwendige der Hände, die Finger und die Zehen etwas röther, als das Uebrige ſeyn müſſen. Dieſe letzte Vermiſchung muß aber ſehr hell ſeyn, damit die Farbe vereiniget, und die Pinſelſtriche und Schatten vertrieben und mit dem Lichte vermiſcht werden. Man muß ſich auch hüten, daß man mit der rothen Vermiſchung nicht zu viel auf den blauen Farben, noch mit der blauen auf andern arbeite, ſondern man muß immer mit den Farben wechſeln, ſobald man glaubt, daß es zu roth oder zu blau werden dürfte, bis endlich das Werk ſeine Vollkommenheit erlangt. Das Weiße in den Augen ſchattirt man mit Blau und ein wenig Fleiſchfarbe. Die Augenwinkel an der Naſe macht man mit Zinnober und Weiß, und etwas Karminlack darunter. Alles dieſes wird mit einer Vermiſchung von Zinnober, Karminlack, Weiß und ſehr wenig Ocher gemacht. Die Augäpfel macht man mit einer Farbe von achtzehn Theilen Weiß und einem Theile Indigo, worunter auch ein wenig Umbra kommt, wenn ſolche etwas gelblich, oder ein wenig Schwarz, wenn ſie grau ſind. Die Pupille im Augapfel macht man mit Indigo, mit welchem und mit Schwarz man auch die Augäpfel ſchattirt, je nachdem ſie die Farbe haben ſollen. An beiden Augen macht man um die Pupille herum eine Anzeige mit Zinnober oder Ocher, wodurch dieſe, mit dem Uebrigen vereiniget, zu einer gewiſſen Lebhaftigkeit des Auges viel beitragen. Um die Augenlieder, beſonders wenn ſie ſtark ſind, braucht man Schwarz und Karmin- oder Florentinerlack, welches hernach in der Vermiſchung mit Roth oder Blau gelinder gemacht wird, damit ſich eins in

das andere verliere und nicht einzeln daſtehe, und Härten mache. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo giebt man einen kleinen weißen Blick auf die Pupille gegen das Licht zu, wodurch das Auge erſt ſein Feuer und Leben bekommt. Man kann auch das Weiße im Auge gegen das Licht in etwas erhöhen. Der Mund wird mit Zinnober und Weiß angelegt, und mit Florentinerlack ausſchattirt, wenn aber dieſer Lack nicht dunkel genug ſeyn ſollte, ſo miſche man etwas Schwarz darunter, um nämlich die Winkel zu beiden Seiten, und die Abſonderung der beiden Lippen anzuzeigen. Die Hände und alles Uebrige der Karnation macht man auf eben die Art wie das Geſicht. Die Finger müſſen vorn mehr roth ſeyn, als das andere. Wenn nun das ganze Werk vertrieben worden, ſo muß man alle Abtheilungen oder Unterſchiede mit zarten Strichen von Lack und etwas Ocher vermiſcht, ſowohl im Schatten, als Licht, jedoch im Schatten etwas ſtärker, ſo, daß ſie ſich in der andern Karnation verlieren, anzeigen. Die Augenbraunen und Bärte ſchattirt man wie die Schatten an der Karnation, und malt ſie mit Ocher oder Schwarz, je nachdem ſie eine gewiſſe Farbe haben, das Licht an denſelben erhöhet man mit Ocher, Schwarz, ein wenig Zinnober und viel Weiß. Den Grund der Haare will man mit Haarbraun, aus zwei Theilen dunkelen Ochers, einem Theile Kölniſcher Erde und zwei Theilen Weiß beſtehend, oder aus einem Theile Umbra, einem Theile Engliſchroth und zehn Theilen Weiß, und wenn ſie ſehr dunkelbraun werden ſollen, mit Schwarz anſtatt des Ochers ausmalen. Die Schatten macht man mit eben dieſen Farben und thut ein wenig Weiß darunter; man endiget ſie mit Schwarz allein, oder mit Ocher und Schwarz vermengt, mit kleinen und genau aneinander ſtehenden Strichen, welche nach dem Schwunge der Haare gezogen ſeyn müſſen. Das Licht erhöhet man aber mit kleinen Strichen von Ocher oder Weiß und ein wenig Zin-

nober. Dann muß man das Ganze ſo vertreiben, daß ſich Licht und Schatten in einander verliert, und bald mit der braunen, bald mit der bleichen Farbe arbeiten. Die Haare an der Stirn herum, zwiſchen welchen man die Haut ſehen kann, muß man mit der Haarfarbe und auch mit der Karnation verwaſchen und ſchattiren; hierauf bildet und vollendet man ſolche mit Schwarz, und erhöhet das Licht, wie bei den übrigen Haaren. Die grauen Haare werden mit Weiß und Schwarz angelegt, und mit eben der Farbe ausſchattirt. Das Licht der Haare der Augenbraunen und des Bartes wird nur mit Weiß erhöhet, und etwas blaſſes Blau zugethan. Das Vornehmſte bei der Karnation iſt, daß man ſehr ſauber malt, damit die Farben in einander übergehen, daß z. B. der Bart und die Haare an der Stirn mit der Karnation ſich vereinigen, daß auch die Züge und Umriſſe des Geſichts nicht wie abgeſchnitten erſcheinen. Die verſchiedenen Fleiſchfarben bringt man leicht heraus, nachdem man wenig oder viel roth, blau, gelb oder ſchwarz zum Untermalen oder Ausmalen nimmt. Bei den Frauen muß das Kolorit bläulich ſeyn, bei den Kindern ein wenig roth, an beiden aber friſch und lebhaft, an Männern, beſonders an alten, gelblich. — In der Figurenmalerey kommen zugleich Köpfe in Kameen, weibliche Figuren auf den Thürfüllungen ꝛc. vor.

Nach dieſer Ueberſicht der verſchiedenen Zweige der Stuben- oder Dekorationsmalerey und deren Kolorirung wird es nöthig ſeyn, noch etwas über dieſe Malerey ſelbſt zu ſagen. Wie ſchon oben angeführt worden, gehört hauptſächlich, um eine gute Malerey auszuführen, nachdem man mit allen Regeln derſelben vertraut iſt, dazu Geſchmack, oder feines und richtiges Gefühl die Fehler und Schönheiten einer Malerey gleich zu entdecken, und ſo gleichſam ſelbſt der Kritiker ſeiner eigenen Arbeit zu ſeyn; denn indem man einen Gegenſtand entwirft, und ſieht, welchen Effekt er

hervorbringt, so ist man auch gleich im Stande, wenn man ihn unrichtig gedacht und ausgeführt hätte, ihn gleich wieder abzuändern. Ein reiner, feiner und zugleich strenger Geschmack wird durch Studium, durch Nachdenken, durch Uebung, durch Vergleichung, und durch vielfaches Betrachten von Dekorationen gewonnen, in welchen die Verhältnisse, die Details und die Farben ein harmonisches und mannigfaltiges Ganzes bilden. Häufige Betrachtungen schlechter Dekorationen können auch den Geschmack, wenn er noch nicht gehörig befestiget ist, verschlechtern, indem sich der junge Künstler leicht an schlechte Formen, schlechte Kompositionen und ein schlechtes Kolorit gewöhnt, so daß es ihm zuletzt schwer wird, das Gute vom Schlechten zu unterscheiden; denn oftmals bestechen auch schlechte Formen das Auge, besonders wenn sie Mode geworden sind, und wenn man im Grotesken etwas sucht. Es ist daher nöthig, daß man die Regeln des guten Geschmacks mit denen zu vereinigen sucht, welche die Gewohnheit, die Mode, und selbst die Laune für einige Zeit aufgebracht haben. — Da fast jeder Theil eines Gebäudes immer eine specielle Bestimmung hat, so ist es auch natürlich, ihn so zu dekoriren, daß man diese Bestimmung leicht erkennen kann. Es giebt allgemeine Grundsätze für die Dekoration, von denen man selten abweichen darf, wenn man nicht gegen die Gewohnheit einen Verstoß begehen will, und aus einem noch weit stärkeren Grunde darf man in einem Zimmer niemals diejenige Dekoration anwenden, die für ein anderes Zimmer paßt, welches zu einem andern Gebrauche bestimmt ist. — Das Ganze der Dekoration muß aus einzelnen Theilen zusammengesetzt seyn, welche sich alle auf dieselbe Gattung der Architektur beziehen, und keinen Kontrast mit der Architektur des Zimmers bilden, in welchem sie sich befinden. Die Malerey muß, so viel wie möglich, die Gegenstände, welche sie bedeckt, nicht entstellen, es sey denn, daß sie den einzelnen und

integrirenden Theil einer Dekoration ausmacht, wie z. B. wenn man Etruskiſche Dekorationen oder Arabesken ausführt. Die Kompoſition der Malerey muß, ſo viel als möglich, ſich in der Wirklichkeit bewegen und keine auffallende Unwahrſcheinlichkeiten darbieten; ſie muß ferner mit Geſchmack ausgeführt werden, und die Gegenſtände, die man in einem Zimmer malt, müſſen zuſammen paſſen. Man mache daher nicht in einer Stube, wo die Wände tapezirt und mit einer Bordüre verſehen ſind, das Obergeſims marmorartig. So muß man die beiden Flächen einer Thür ganz auf gleiche Weiſe zu malen oder anzuſtreichen ſuchen, allein weder marmor- noch bronzeartig, wie es oft geſchieht, weil das Holz keinen Marmor und keine Bronze verträgt, die Letztere nur als Beſchläge, oder als angebrachte Verzierung. Man muß die Farben der Anſtriche ſo zuſammenſetzen, daß zwiſchen ihnen und der Beſtimmung der Zimmer eine Art von Analogie vorhanden iſt. So ſchickt ſich z. B. die roſenrothe Farbe für ein Boudoir; die grüne zum Arbeitszimmer, auch zum Wohnzimmer; die Kornblumenblaue zu einem Putzzimmer, weil ſich Gold und goldartige Verzierungen, ſo auch Silber ſehr gut darauf ausnehmen; auch die gelbe Farbe, z. B. aus dem ſchönſten Chromgelb beſtehend, paßt dazu, weil ſich darauf Kupferſtiche in Mahagonyrahmen mit Goldverzierungen ſehr gut ausnehmen, ſo auch in ſchwarzen Rahmen mit goldenen Roſetten, Linien-Einfaſſungen ꝛc. Die ſilbergraue oder violettgraue Farbe eignet ſich für Schlafzimmer; es muß dann darauf Alles grau in Grau gemalt ſeyn; auch kann man die grüne Farbe wählen und darauf Gegenſtände malen, die ſich auf den Schlaf beziehen, wie Mohn, auch den mit Mohn bekränzten Morpheus über der Thür oder wo er ſich ſonſt anbringen läßt; auch die perſonificirte Nacht mit den Genien des Schlafes und der Träume ꝛc. Römiſcher Ocher ſchickt ſich auch für Wohnſtuben, nur die Mennige, be-

ſonders die Franzöſiſche, die eine Zeitlang Modefarbe war, und womit die Wandfelder geſtrichen wurden, hat man wieder aus den Zimmern verbannt, weil ſie zu brennend iſt, und den Augen ſchadet, obgleich ſie keinen unangenehmen Effekt auf den Eintretenden macht, wegen des brennenden Scharlachroths, nur erdrückt daſſelbe wieder alle andern Dekorationsgegenſtände, welche matt erſcheinen. Das Karmoiſinroth und auch andere rothe Farben laſſen ſich nicht gut durch den Anſtrich geben, und man thut daher wohl lieber hier Tapete zu wählen, weil ſich dieſe Farben auf Papier am beſten ſtreichen laſſen ꝛc. Dieſes wäre nun eine Ueberſicht der Farben, wie ſie ſich zu einzelnen Zimmern oder Stuben nach ihrer Beſtimmung ſchicken. Es wird nun auch nöthig ſeyn, die Regeln anzugeben, die bei der Anordnung des Anſtriches der Stuben oder Zimmer, der Säle, Kaufläden Theaterſäle und der öffentlichen Gebäude ziemlich allgemein befolgt werden, wobei es jedoch von dem Geſchmacke und der Phantaſie des Dekorateurs oder Wandmalers abhängt, dieſe Grundſätze nach den Lokalitäten und nach dem größeren oder geringeren Reichthum und Luxus zu modificiren, der eben dabei kund gegeben werden ſoll. Um nun dieſes zu zeigen, ſoll das Ganze, wie oben angeführt worden, in vier Abtheilungen gebracht werden. Die erſte Abtheilung handelt von der Dekoration der Wohnungen, die zweite von der Dekoration der Kaufläden, die dritte von der Dekoration der Theaterſäle, und endlich die vierte von Allem, was ſich auf die Dekoration der öffentlichen Gebäude bezieht. — Erſte Abtheilung. Allgemeine Vorſchriften über die Dekoration der Wohnungen. Unter einer Wohnung verſteht man, wie bekannt, mehrere Zimmer, die ein Ganzes ausmachen, oder ſich dadurch zu einem Ganzen bilden, indem ein Zimmer in das andere führt, und eine Küche den Beſchluß macht, alſo die Wohnung

dadurch unzertrennt ist, und darin jedes Zimmer seine besondere Bestimmung hat. Es giebt mehr oder weniger große, mehr oder weniger kostbare Wohnungen. Die Malerey, welche zur Dekoration derselben dienen soll, muß also im Verhältnisse zu dem Vermögen der Personen stehen, die sie bewohnen. Man kann drei Arten der Wohnungen annehmen, welche dekorirt werden, nämlich: 1) die Wohnungen der Bemittelten und Gebildeten, 2) die Wohnungen der Reichen und Vornehmen (große Privatgebäude, Hotels, Palläste), und 3) die Wohnungen der Fürsten und Regenten (Palläste, Lust- und andere Schlösser). Die Wohnungen der ärmeren Einwohner einer Residenz oder Hauptstadt, Provinzialstadt, Handelsstadt ꝛc., erhalten nur einen einfachen Anstrich mit einer Linie umgeben, auch wohl mit einer schablonirten Bordüre ꝛc., wie es allenfalls dem Zustande ihrer Einnahme oder ihrer Kasse angemessen ist, derselbe es zuläßt. Nach der oben angeführten Eintheilung soll nun die Malerey angegeben werden, mit denen man diese drei Arten der Wohnungen zu dekoriren pflegt. Eine vollständige Wohnung in einem Privathause besteht gewöhnlich aus folgenden Gemächern: 1) aus der Vorstube oder dem Vorzimmer, 2) aus dem Besuch- oder Gesellschaftszimmer, 3) aus dem Speisezimmer oder Speisesaal, 4) aus der Wohnstube oder dem Wohnzimmer, 5) aus dem Boudoir, 6) aus dem Schlafzimmer oder der Schlafstube, 7) aus dem Ankleidezimmer, 8) aus der Bibliothek, 9) aus der Kinderstube, 10) aus der Plättstube, 11) aus der Küche, der Speisekammer und dem Waschhause, 12) aus den Stuben für die Dienstboten oder das Gesinde, und 13) aus dem geheimen Gemache oder Abtritt. Dieses wären nun die Stuben oder Zimmer zu einer vollständigen Wohnung einer ansehnlichen Familie, die Alles in sich vereint; denn man kann hier auch noch ein

Wände mit einer Chamoisleimfarbe gestrichen, die aus lichtem Ocher und Mennige besteht, jedoch in dem Verhältnisse, daß der Ocher vortritt, und es ein schönes lebhaftes Chamois wird; das Holzwerk mit weißer Oelfarbe gestrichen, und die Beschläge mit grüner Bronze. — Zweite Art. Die Decke wie die erste Art; die Wände mit einem lichten Blau gestrichen (Bergblau oder einem lichten Mineralblau); das Holzwerk mit weißer Oelfarbe, und die Beschläge bronzirt. — Dritte Art. Die Decke aus einem länglichen Blätterkranze in Grün, worin verschiedene auf das Familienleben Bezug habende Attribute in Bronzefarbe; die Wände mit marmorirten Tapeten überzogen; die Thüren, so wie überhaupt alles Holzwerk, mit weißer Oelfarbe angestrichen, und die Beschläge mit dunkelgrüner Bronze. — Boudoir. Toilettenzimmer. Erste Art. Die Decke bläulichweiß; die Wände mit Tapeten und Bordüren von Persischem Dessin; die Holzarbeiten lila oder mit andern hellen Farben angestrichen, und mit zwei oder drei Tönen ausgefaßt; die Beschläge blau oder karmoisinroth. — Zweite Art. Die architektonischen Glieder ausgefaßt, und das Uebrige nach der ersten Art. — Dritte Art. Arabesken, Verzierungen oder Blumen auf die Füllung der Thüren gesetzt oder angebracht. — Vierte Art. Die Decke matt rosenroth mit verschiedenen dunkelen Verzierungen in Roth; die Wände mit lebhaftem Rosenroth aus Kugellack oder Wienerlack ꝛc. gemischt, in Leimfarbe; die Bordüre ein mattes Grün auf Weiß. — Schlafstube. Erste Art. Die Decke weiß mit Leimfarbe; die Wände tapetenartig mit Bordüre; das Holzwerk leinblütengrau, strohgelb, chamoisgelb, oder mit einer andern Leim- oder Oelfarbe; die Beschläge mit schwarzer Firnißfarbe. — Zweite Art. Das Holzwerk mit Leimfarbe und lackirt, dann mit zwei oder drei Farbentönen ausgefaßt; die Beschläge bronzirt; das Uebrige wie oben. — Dritte Art. Die

Decke bläulichweiß; die Wände mit Atlastapete mit Sammetbordüre; das Holzwerk und die Beschläge nach der dritten Art des Gesellschaftszimmers. — Vierte Art. Die Wände Sammettapete; die Thürfüllung mit Dekorationsmalerey oder mit Blumen; das Uebrige wie nach der vorhergehenden Art. S. auch Schlafzimmer, oben S. 300 und S. 407. — Ankleidestube oder Zimmer. Erste Art. Die Decke mit weißer Leimfarbe; die Wände einfarbig mit Leimfarbe und einer Linie oben und unten, statt der Bordüre; das Holzwerk grau oder holzfarben mit Oelfarbe; die Beschläge schwarz mit Firnißfarbe. — Zweite Art. Die Wände grauer Granit; das Holzwerk mit zwei Tönen ausgefaßt und lackirt; die Beschläge grün bronzirt. — Dritte Art. Das Holzwerk buchsbaumfarben oder citronenbaumfarbig; die Beschläge bronzirt; das Uebrige nach der vorhergehenden Art. — Bibliothek und Arbeitsstube. Erste Art. Die Decke weiß; die Wände grün einfarbige Tapete mit einer Sammetbordüre; das Holzwerk in zwei Tönen, mit Leim- oder Oelfarbe ausgefaßt; die Beschläge grün bronzirt. — Zweite Art. Das Holzwerk mit Leimfarbe und lackirt; die Beschläge bronzirt; das Uebrige nach der vorhergehenden Art. — Dritte Art. Die Wände mit grüner Leimfarbe gestrichen, und die Bordüre mit Arabesken; der Anstrich des Holzwerks mit weißer Oelfarbe; die Beschläge bronzirt. — Kinderstube. Die Decke weiß; die Wände mit grauer Tapete, oder mit grauer Leimfarbe gestrichen, darüber eine einfache Bordüre; das Holzwerk holzfarbig mit Oelfarbe. Man kann auch einen grauen Grund wählen, oder überhaupt die ganze Stube grau in Grau mit Leimfarbe streichen und malen. — Plättstube. Die Decke weiß; die Wände mit einer gewöhnlichen Tapete mit einer schmalen Bordüre, oder mit grauer Leimfarbe gestrichen, oder auch mit gelbem Ocher, und darüber eine schablonirte Bordüre; das

Holzwerk holzfarbig, und die Beſchläge ſchwarz. — Küche, Speiſekammer und Waſchhaus. Die Decken hellgrau mit Leimfarbe; die Wände ſteinfarbig mit Leimfarbe; die Frieſe, bis zur Höhe der Kamine oder Oefen, braun mit Oelfarbe; das Holzwerk etwas dunkelholzfarbig, und die Beſchläge ſchwarz mit Firnißfarbe. Der Feuerherd wird in der Küche mit Engliſchrother Leimfarbe angeſtrichen, und gleich den rohen Mauerſteinen oder wie Flieſen mit weißen Strichen abgeſetzt, das heißt, auf der rothen Farbe werden weiße Linien in der Länge gezogen, und dann quer durch, ſo daß es wie Backſteine auf Holländiſche Art ausſieht. — Dienſtboten- oder Geſindeſtuben. Dieſe Stuben erhalten den Anſtrich der Küche ꝛc. Man kann an den Wänden oben und unten Linien ziehen. Man kann ihnen auch einen Leimfarbenanſtrich von Lackmus, oder von gelbem Ocher geben, und oben und unten Striche ziehen, auch wohl eine ſchablonirte Bordüre. Die Geſindeſtuben dürfen nicht tapezirt werden, damit ſich in den Tapeten oder vielmehr hinter denſelben keine Wanzen erzeugen. — Geheimes Gemach, Abtritt. Erſte Art. Die Wände mit Steinfarbe in Oel, oder lackirter Fayance-Tapete; das Uebrige wie die Plättſtube. — Zweite Art. Die Wände grüner oder grauer Gränit oder Quaderſtein; das Uebrige nach der vorhergehenden Art. — Uebrigens muß hier noch erwähnt werden, daß jedes Zimmer oder jede Stube, ſie möge tapezirt oder mit Leimfarbe geſtrichen werden, auch immer einer Bordüre bedarf, und dieſe auch erhält, ſchmal oder breit, je nachdem die Zimmer hoch oder niedrig ſind, und dann auch nach der Hohlkehle ꝛc. So macht ſich oft nur ein ſchmales Käntchen ſehr gut, beſonders in den Zimmern oder Stuben, deren Wände man mit Gemälden oder Kupferſtichen unter Glas und Rahmen verzieren will. Dieſe werden nun ziemlich hoch gehangen, und daher muß die Bordüre auch klein oder ſchmal

ſeyn; wo dieſes nicht der Fall iſt, da muß die Bordüre breit ſeyn. Was nun den Anſtrich des Fußgeſimſes in den oben erwähnten Stuben oder Zimmern betrifft, ſo muß daſſelbe wie der Marmor des Ofens oder Kamins eines jeden Zimmers gemalt werden. Die Fußgeſimſe in den Zimmern ohne Kamin werden marmorirt oder einfarbig angeſtrichen. Sind die Zimmer parketirt, ſo ſoll man den Fußgeſimſen Holzfarbe geben, welches weit natürlicher iſt, als ein marmorirter Anſtrich. Uebrigens verſteht es ſich hier, daß alle Anſtriche auf Holz, welche Holz, Granit und Marmor nachahmen, immer lackirt werden müſſen, nur bei der Nachahmung von Quaderſteinen und von Zwillich iſt dieſes nicht nöthig. — Wenn man für einen Informator oder einer Gouvernante der Kinder eine Stube einrichtet, ſo muß ſie zwar nur einfach, aber gut dekorirt werden, ungefähr wie die Kinderſtube. Die Felder der Wände mit grüner Leimfarbe geſtrichen, und die aufgeſetzte Bordüre kann man nach Gefallen wählen.

Allgemeine Vorſchriften über die innere Dekoration der Hotels, Palläſte und großen Gaſthäuſer. Der innere Anſtrich der Hotels iſt oft dem der Privathäuſer ähnlich, nur zeichnen ſich mehrere Zimmer beſonders aus, auch hat man hier Zimmer und Säle nöthig, die in großen Privathäuſern in den Wohnungen nicht vorkommen; daher iſt es nöthig, noch Einiges über ihre Dekoration zu ſagen. Der Vorſaal iſt ein Eintrittsraum vor dem Vorzimmer; er erhält daher denſelben Anſtrich, als dieſes, und oft noch einfacher. — Der Speiſeſaal erhält marmorirte Wände auf Oelfarbengrund, der ſo verbreitet worden, wie der lackirte und geſchliffene Oelfarbenanſtrich; er wird dann vier- oder fünfmal lackirt, und jedesmal geſchliffen und glänzend gemacht. Das Holzwerk wird holzfarbig mit Linien und Verzierungen gegeben, welche die eingelegte Arbeit nachahmen. — Zweite Art. Die Wände wer-

den wie nach der vorigen Art marmorirt, aber in regelmäßig abgetheilten Feldern, mit Verzierungen, welche den Alabaſter nachahmen; die Füllungen der Holzarbeiten werden mit bronzeartigen Verzierungen gemalt. — Dritte Art. Nach Art der alten Römer, wie Mazois in ſeinem Werke, welches den Titel: „Palais de Scaurus" führt, angiebt, wobei er einen Römiſchen dekorirten Speiſeſaal zur Zeit des Endes der Republik beſchreibt. „An den Wänden dieſes Saales, ſagt er, waren die zwölf Zeichen des Thierkreiſes, ſammt den Speiſen abgebildet, die man in den Monaten, worauf ſich dieſe Zeichen beziehen, am meiſten ſchätzt, z. B. unter dem Schützen kleine Seekrebſe, Muſcheln und Zugvögel; unter dem Steinbock Hummer, Seefiſche, ein wilder Eber und Wilpret; unter dem Waſſermanne Enten, Regenpfeifer, Tauben, Waſſerrallen ꝛc. ꝛc." — Auch noch zu den Zeiten der Kaiſer gab es dergleichen ſchön dekorirte Eßſäle, denen man auch beſondere Namen beilegte, z. B. Apolloſaal, Saal des Hermes, Saal des Jupiter ꝛc. Dieſe Benennungen ſollen daher rühren, weil man in dieſen Sälen die Bildſäulen dieſer Götter aufgeſtellt fand. Der Speiſeſaal befand ſich bei den Römern in dem Parterre oder unterſten Stockwerke; ſie hatten deren zwei, der eine war für den Sommer, und der andere für den Winter beſtimmt, und nach dieſen Jahreszeiten waren ſie auch dekorirt. Die Dekoration jedes großen Speiſeſaals, wenn man ihn mit Malerey ausſchmückt, ſollte ſich auf die Speiſen beziehen, auf den Tafelgenuß, weil ſich dadurch die Beſtimmung des Zimmers oder Saals herausſtellt. — Feſtſaal, Speiſeſaal. Die Säulen und die Pilaſter müſſen wie Orientaliſcher Alabaſter gemalt ſeyn, die Säulenwände mit verſchiedenartiger Malerey verziert, mit Einfaſſungen, Blumen und Früchten. Das Holzwerk weiß angeſtrichen, mit vergoldetem Simswerk, und die Füllungen deſſelben mit leichter buntfarbiger Malerey bereichert. — War-

teſaal (Salon d'attente). Er wird weniger reich gemalt, als der folgende große Saal, le grand Salon. — Großer Saal. Erſte Art. Das Holzwerk erhält einen Leimfarbenanſtrich, wird lackirt, und mit zwei oder drei Farbentönen ausgefaßt, und die architektoniſchen Glieder mit Silberweiß ausgefaßt. — Zweite Art. Das Holzwerk weiß, nicht lackirt, die architektoniſchen Glieder vergoldet. — Dritte Art. Die Decke mit einem Gegenſtande aus der Geſchichte gemalt; das Holzwerk mit buntfarbigen Malereyen bereichert. — Kleiner Salon. Dieſer Salon wird auf ähnliche Art, wie das Boudoir gemalt. — Konzertſaal. Das Holzwerk und die Wände werden mit hellen Farben angeſtrichen; das Holzwerk mit muſikaliſchen Inſtrumenten und Attributen der Muſik dekorirt; die Wände in farbige Felder abgetheilt, und mitten auf denſelben allegoriſche Figuren. — Billardſaal. Die Decke weiß; die Wände hellgrün mit Oelfarbe und mit Linien eingefaßt; das Holzwerk chamoisgelb mit Oelfarbe in zwei Farbentönen; der Fries Granit; die Beſchläge grün bronzirt. Man tapezirt häufig die Billardſäle mit zwillichartigen Tapeten, wogegen aber die Bemerkung gemacht wird, daß dieſe Tapeten den Fehler haben, das Auge zu beunruhigen, und die Spieler auf dieſe Weiſe ſehr zu ſtören. — Schlafzimmer oder Stube. Die Füllungen der Thüren mit Gemälden verziert, welche die Attribute des Schlafs darſtellen. — Boudoir. Die Decke mit Arabesken verziert, welche mit Blumenguirlanden eingefaßt ſind; das Holzwerk mit Malerey in bunten Farben ausgeführt; die Wände in farbige Felder abgetheilt, mit Vögeln oder andern Verzierungen in der Mitte dieſer Felder, z. B. Körbchen mit Blumen oder Früchten ꝛc. Die architektoniſchen Glieder werden vergoldet oder verſilbert. — Badeſaal. Erſte Art. Die Wände marmorirt; das Holzwerk holzfarbig angeſtrichen. — Zweite Art.

Die Wände einfarbig mit Oelfarbe und mit Figuren, mit Blumen und Waſſerpflanzen dekorirt. — Arbeitskabinet der Frau vom Hauſe. Die Decke wird wie Mouſſelin, überſäet mit leichter Stickerey, das Holzwerk holzfarbig angeſtrichen; die Wände werden in farbige Felder abgetheilt, und mit Gemälden dekorirt, welche die Attribute der Stickkunſt ꝛc. darſtellen. — Kiosk, ein kleiner iſolirter, von allen Seiten offener Pavillon, den man in einem Garten anlegt, um darin auszuruhen, und einer ſchönen Ausſicht zu genieſſen. Die Kiosks waren urſprünglich alle in Türkiſchem oder Chineſiſchem Geſchmacke dekorirt, jetzt hat man ſie auch in Gothiſchem und in verſchiedenartig anderem Geſchmacke aufgeführt. Die Form eines Kiosks beſtimmt die Art der Verzierung, welche an demſelben angewendet werden kann, und die Geſammtheit der Dekoration darf mit dem Charakter der Architektur nicht im Widerſpruche ſtehen. Man malt gewöhnlich die Kiosks mit verſchiedenen feurigen und bunten Farben. — In den Parks giebt es kleine iſolirte Gebäude, die man ländliche Gebäude nennt; dieſe müſſen auch im ländlichen Geſchmacke angeſtrichen werden. — Belvedere. Mit dieſer Benennung bezeichnet man gewöhnlich einen Pavillon, der höher als die benachbarten Gebäude liegt. Dergleichen Pavillons ſind gewöhnlich mit mehreren Fenſtern verſehen, die in entgegengeſetzten Richtungen angebracht ſind, damit man die Ausſicht nach allen Seiten hat. Man kann die Decke eines ſolchen Pavillons wie gefaltete Draperie malen, die man von kleinen gemalten bronzirten Säulen tragen läßt. Der Fries wird zwilichartig gemalt; die Theile zwiſchen der Decke und dem Fries werden hell Himmelblau gemalt. Die Römer malten häufig die innern Seiten ihrer Fenſter Himmelblau, gleichſam als Wiederſchein des ſchönen blauen Himmels von Italien. — Ställe. Erſte Art. Die Decken und die Wände mit Kalk getünche, das Holz-

werk holzfarbig mit Oelfarbe. — Zweite Art. Die Decken weiß; die Wände steinfarbig mit Oelfarbe; das Holzwerk und die Pferdeſtände bronzirt und lackirt. — Geſchirrkammer. Die Decke weiß; die Wände mit grüner Oelfarbe, damit ſich das Pferdegeſchirr hebt; die Sattelträger holzfarbig; der Fries porphirartig. — Schlöſſer. Hier werden unter Schlöſſer die Wohnungen der Reichen und Vornehmen außerhalb des Weichbildes der Städte gerechnet. Die Art ſie zu dekoriren iſt nur wenig von derjenigen verſchieden, die in den Hotels angewendet wird, nur iſt hier weniger Luxus nöthig. — Was nun die innere Dekoration der Palläſte und Schlöſſer anbetrifft, welche ſich von den Hotels durch die größeren, reicheren und zahlreicheren Gemächer auszeichnen, indem ſie aus großen und kleinen Wohnungen beſtehen, ſo theilt man ſie in Prunkzimmer und Zimmer zum gewöhnlichen häuslichen Aufenthalte der Fürſten. Ein Pallaſt enthält gewöhnlich, außer den Staatszimmern, eine Kapelle, eine Gemäldegallerie, einen Konzertſaal, einen Schauſpielſaal, eine Kunſtkammer, und einen Saal für die Garde oder Gardeſoldaten. Die Prunkzimmer beſtehen in einem Audienzzimmer, einem Thronſaale, einem Speiſeſaale, einem Ballſaale ꝛc. ꝛc. Die inneren Dekorationen des Pallaſtes müſſen ſich in Hinſicht ihres Charakters nach der Art der Architektur richten, nach welcher der Pallaſt erbauet iſt. Die Wände der Palläſte ſind häufig mit Stoffen oder mit gewirkten Tapeten überzogen. Es muß hier durch die Reichhaltigkeit und Pracht die Wohnung des Fürſten bezeichnet werden, und daher muß auch die Malerey hier nicht zurückbleiben, ſondern ſich mit dem Glanze der Bronzen, der Vergoldungen, der Spiegel, der Tapeten und der Gemälde in Einklang ſetzen. In den großen Fürſtlichen Wohnungen findet man faſt immer mehrere Zimmer, deren Holzwerk weiß oder ganz hell perlgrau angeſtrichen iſt. Die architekto-

niſchen Glieder ſind vergoldet. Die weiße Farbe und das Gold geben eine einfache, reiche und majeſtätiſche Dekoration, die ſich mehr für Königliche und Fürſtliche Wohnungen eignet, als die geſchmackvolle bunte Abwechſelung der Anſtriche und Malereyen, die man in den Hotels reicher Privatleute findet. Die Anſtriche, welche in Palläſten gemacht werden, müſſen alle in ihrer Art den Stempel einer großen Vollendung an ſich tragen. In vielen Fällen kommen die Anſtriche in den Palläſten denen der Hotels gleich, nur die Dekorationsmalerey der Blumen und Figuren kann von ausgezeichneten Künſtlern ausgeführt werden. Das Meiſte, was hier über dieſe Dekorirung geſagt werden könnte, iſt ſchon unter der Dekorirung der Wände in den Hotels vorgekommen, daher kann hier nur von derjenigen die Rede ſeyn, welche man nur hauptſächlich in den Palläſten findet. — Kapelle. Die Decke weiß, iſt ein Gewölbe vorhanden, ſo wird es ſteinfarbig angeſtrichen, wie auch die Pfeiler und Wände; das Holzwerk iſt dunkel holzfarbig. Die Gewölbe und die Wände werden mit Gemälden dekorirt, die ſich auf religiöſe Gegenſtände beziehen; ferner mit allegoriſchen Figuren und Bildſäulen der Heiligen. Die Kanzel wird bronzirt, und die Bildhauerarbeit daran vergoldet; die Verzierungen der Gitter werden vergoldet. — Gemäldegallerie. Die Gewölbe oder die Decken werden mit Verzierungen grau in Grau oder in bunten Farben, oder vergoldet mit allegoriſchen Figuren ausgeführt; die Wände werden ſo angeſtrichen, daß die Gemälde vortheilhaft hervortreten; das Holzwerk wird grau angeſtrichen, und mit zwei Farbentönen ausgefaßt. — Konzertſaal. Dieſer Saal iſt mit einer grünlichen Tapete überzogen, hat ein ſehr ſchönes auf die Muſik ſich beziehendes Deckenſtück, und auch dergleichen Thürſtücke. Das Fußgeſimſe iſt marmorartig, und die Verdäre enthält verſchlungen die verſchiedenen Inſtrumente in der Muſik, ſowohl

Seiten- als Blaſeinſtrumente. Die Wände werden mit Gemälden verziert. — Schauſpielſaal oder Theaterſaal. Dieſer Saal wird wie die gewöhnlichen Schauſpielſäle dekorirt, nur muß dabei mehr Reichthum entfaltet werden, wie es ſich in einem Fürſtlichen Pallaſte ſchickt. — Kunſtkammer. Sie erhält nur eine ganz einfache Dekoration, weil hier doch Alles mit Spinden und Kommoden beſetzt wird, worin ſich die Kunſtſachen befinden. Nur das Deckenſtück verdient eine Auszeichnung, es muß gut mit Leimfarbe gemalt werden. — Saal der Garden. Die Decke mit militairiſchen Gegenſtänden dekorirt; die Wände marmorirt und mit bronzirten Trophäen ausgeſtattet; das Holzwerk bronzirt, und das Geſimſe vergoldet. — Audienzſaal. Das Gewölbe oder die Decke wird mit hiſtoriſchen Gemälden dekorirt; die Wände mit Sammet drapirt; das Holzwerk perlgrau angeſtrichen; alles Simswerk und alle Verzierungen mittelſt Waſſervergoldung vergoldet; die Verzierungen der Gitter werden vergoldet, (ſ. auch den Art. Stube (Audienz-), oben, S. 235). — Thronſaal. Dieſer Saal muß noch weit reicher dekorirt werden, als der Audienzſaal, ſowohl in Hinſicht der Architektur, als auch in Hinſicht der Malerey, der Vergoldung und des köſtlichſten Marmors. — Speiſeſaal. Dieſer Saal muß hier in eben der Art dekorirt werden, wie es oben, S. 415, ſchon angezeigt worden, nur reicher in Hinſicht der Vergoldungen und der Bronze, wo dieſe gebraucht wird. — Ballſaal. Dieſer gewölbte Saal enthält mehrere architektoniſche Verzierungen, beſonders wird er von Korinthiſchen Säulen getragen, und hat ſchöne Freskogemälde, welche ſich auf den Tanz und die Muſik beziehen. Er iſt reich an Vergoldungen aller Art. Auch das Deckengemälde enthält eine Allegorie auf den Tanz. Wenn die Thürſtücke nicht in Stuck ausgeführt ſind, ſo enthalten ſie Malereyen, welche gleichfalls auf die Tanzkunſt Bezug haben. S.

auch den Art. Stube (Staats-), oben, S. 304. — Die kleinen Wohnungen, sogenannten petits Appartements, werden fast eben so, wie diejenigen der Hotels dekorirt, nur kann man mehr Verzierungen und Vergoldungen anbringen. Statt der Pracht und der Großartigkeit der kunstvollen Staatszimmer, muß sich in den kleinen Wohnungen im Anstriche der Geschmack, der Luxus und eine Vollendung, wie sie sich für ihre Bestimmung eignet, kund geben. Alles muß darin zierlich und geschmackvoll in der Dekoration seyn, nicht überladen an Kostbarkeiten, aber doch so, daß man die Fürstliche Wohnung erkennt. — Die Wohnungen des Gefolges sind gewöhnlich in den obern Stockwerken oder in den Seitenflügeln, und wenn der Pallast noch ein Quergebäude auf dem Hofe haben sollte, in diesem. Sie gehören den Offizieren und Beamten für die persönliche Bedienung des Regenten oder Fürsten. Diese Wohnungen dürfen nur einfach dekorirt seyn, jedoch auf eine, dem Range der Personen, für welche sie bestimmt sind, entsprechende Weise. — Die Wohnungen der Dienerschaft bilden häufig ein besonderes Gebäude, welches von allen denjenigen Dienstboten bewohnt wird, die nichts mit der persönlichen Bedienung des Fürsten zu thun haben. Die Stuben und Kammern der Pallastdienstboten bedürfen nur eines einfachen Anstrichs, wie dieser nur in den Häusern der Privatleute vorkommt. — Die Räume und Abtheilungen für die verschiedenen Dienste umfassen: die Küche, die Zuckerbäckerey, die Tafelzeug- und Silberkammer, die Hofbäckerey, den Milchkeller, Weinkeller, das Waschhaus, die Ställe, die Reitbahn ꝛc. Ueber diesen Abtheilungen, die gewöhnlich im Erdgeschosse liegen, befinden sich die Wohnungen der Köche und der Stallleute. Die Wände dieser verschiedenen Abtheilungen werden entweder mit Kalk- oder mit Leimfarbe angestrichen, und

bekommen einen Fries von Oelfarbe. Die Thüren und Fenſter bekommen einen holzfarbigen Oelanſtrich.

Was die Dekoration der Kaufläden aller Art betrifft, ſo wird hier ſehr oft in Hinſicht des Luxus ausgeſchweift, und dieſes bloß, um durch äußere und innere Eleganz die Käufer anzulocken; daher kommt es denn auch, daß ſelbſt die Malerey und die Vergoldung vieler Kaufläden, mit der Malerey und Vergoldung einer der beſten dekorirten Salons wetteifert; und beſonders haben die Kaffeehäuſer dieſe Pracht, welche ſie auf den höchſten Grad ſteigern, wenn auch nicht bei uns in Deutſchland, doch in Paris. Regel iſt es, daß die Geſammtheit der Dekorationen eines Kaufladens, ſo viel, als es angeht, beſonders äußerlich, nicht der Geſammtheit der Dekorationen der benachbarten Kaufläden gleichen darf; er muß ſich ſchon äußerlich auszeichnen, ſowohl die Firma, als auch die andern Aufſchriften müſſen ſo gut, wie der Grund, aus welchem ſie hervortreten, eine ganz verſchiedene Farbe haben, indem es hier Zweck iſt, ſich beſonders auszuzeichnen oder bemerkbar zu machen. Die Farbe der innern und äußern Anſtriche der Kaufläden muß gut gewählt ſeyn, ſo daß ſich die Waaren, welche in dieſen Räumen ausgeſtellt ſind, vortheilhaft bemerkbar machen. In Paris beſteht das äußere Vordertheil eines Kaufladens aus mit Glastafeln ausgeſetzten Rahmen, welche ſo hoch, daß man ſich aufſtützen kann, auf einer Mauer ruhen, über ſich einen Fries haben, auf welchem der Name des Kaufmannes und die Angabe ſeines Geſchäftes ſteht. Ueber dieſen Fries liegt wiederum ein Karnies, welches ſich nach unten mit einem Simswerke endiget, welches man Architrav nennt, und welches den Fries von dem mit Glastafeln ausgeſetzten Rahmen ſcheidet. Man kann Vorderſeite des Kaufladens alle die mit Glastafeln ausgeſetzten oder nicht ausgeſetzten Theile, Rahmen, Thüren, Fenſterladen ꝛc. nennen, welche zwiſchen dem

Fries und der Grundmauer liegen. Die Vorderseite des Kaufladens enthält also 1) die Eingangsthür oder Thüren; 2) die eigentlichen Aushängekasten, gebildet aus Fächern von mit Glastafeln ausgesetzten Rahmen, an deren innern Seite die Waaren ausgehängt werden; 3) die Vorderseite der Kästen oder Vertiefungen, welche häufig an den beiden Seitenwänden der vordern Fläche angebracht sind, und in welche die Fensterladen gelegt werden; endlich 4) die schmalen Pilaster oder die kleinen Säulen, welche zwischen den Fächern der Fensterrahmen und jeder Seite der Thüren, und der vordern Fläche der Kästen angebracht sind. Die ganze innere Architektur der Kaufläden hat häufig große Aehnlichkeit mit den äußeren Theilen, daher kann man sie übergehen und zu den äußeren zurückkehren. Karnies, Architrav und Pilaster alabasterartig; Fries und vordere Flächen der Kästen wie gelber Marmor von Siena; vordere Seite des Ladens und Buchstaben bronzirt; Grundmauer wie schwarzer goldadriger Marmor angestrichen. — Karnies, Fries, Architrav und die Vorderseite der Fensterladenkästen wie Holz von zweierlei Beschaffenheit; Thüren und Rahmen wie Mahagony; die Grundmauer wie roth und weiß gefleckter Marmor; die Buchstaben vergoldet und schattirt. — Karnies, Architrav und Pilaster wie Vert'antico oder wie Malachit; Fries, Vorderseite der Fensterladenkästen und Grundmauer wie schwarzer goldadriger Marmor; Fensterrahmen bronzirt, Buchstaben vergoldet. — Karnies, Architrav und Pilaster aus Palissanderholz, mit vergoldeten Linien und Zierrathen eingefaßt; Fries lebhaft grün mit vergoldeten Buchstaben; Thüren und Rahmen wie Ahorn- und Citronenholz; Grundmauer marmorirt angestrichen. — Ganz wie Palissanderholz, mit doppelten Einfassungslinien; Fußgesims marmorirt; Buchstaben hellgelb oder vergoldet. — Karnies, Architrav und Pilaster mit gelber Erde von Siena; Fries wie weißer Marmor; Grund-

mauer und Buchſtaben wie Bronze angeſtrichen. — Karnies, Architrav und Pilaſter wie Mahagony- oder Paliſſanderholz mit Linien von der Farbe des Stechpalmenholzes; die Decke ſchwarz oder dunkelblau; die Buchſtaben vergoldet; die vordern Seiten der Glaskäſten und der Pilaſter bronzirt; die Grundmauer wie Marmor von Languedoc angeſtrichen. — Karnies, Architrav, Pilaſter und Grundmauer wie allgemeiner Breccienmarmor; Vorderſeite des Kaufladens bronzirt; die Buchſtaben vergoldet. — Karnies und Architrav wie Malachit; Fries weißgeadert; Vorderſeite der Aushängekäſten wie Ahorn- und Paliſſanderholz; Grundmauer wie ſchwarzer goldgeaderter Marmor; Buchſtaben wie Malachit, mit einer vergoldeten Linie eingefaßt. — Karnies, Architrav und Pilaſter wie Ulmenholz; Vorderſeite der Glaskäſten wie Citronen- oder wie Eſchenholz; Decke wie Mahagonyholz oder Paliſſanderholz; Buchſtaben vergoldet; Grundmauer wie meergrüner Marmor oder wie Vert'antico. — Ganz bronzirt; Simswerk der Pilaſter, der Glaskäſten und der Thüren vergoldet; Grundmauer wie Marmor; Buchſtaben vergoldet. — Ganz roßkaſtanienbraun; das Simswerk ausgefaßt; Verzierungen und Linien mit Orangegelb; Buchſtaben Chromgelb. — Ganz aus Paliſſanderholz; das Simswerk wie Citronenholz; Buchſtaben wie Perlmutter, und eingefaßt mit einer goldenen Linie. — Ganz grün; der Fries weiß; die Grundmauer wie rother Porphyr; Buchſtaben ſchwarz oder grün gemalt. — Ganz grün oder braunroth; der Fries ſchwarz; die Buchſtaben gelb. Dieſe verſchiedenen Kompoſitionen des Anſtrichs eignen ſich auch für die Dekoration der Kaufläden einer großen Anzahl von Handwerkern, welche ihre eigenen fabrizirten Artikel feil bieten. Es giebt aber noch mehrere Gattungen des Handels, wo man eine ganz beſondere Art der Malerey der Kaufläden angenommen hat, die hier auch noch näher beſchrieben werden ſoll. —

Die Galanteriehändler, Putzhändler, deren Ladenthüren oft ganz aus Glas beſtehen, wenigſtens bis zu dem 1½ Fuß hohen Fußgeſimſe in Holz, haben ihre Firma in Gold an dieſer Glasthür gemalt oder geſchrieben, nicht aber an dem Aushängekaſten, der mit Galanteriewaaren verziert iſt, ſo iſt oft auch noch die Thür damit behängt worden. — Die Materialwaaren-, Italienerwaaren-, Spezereywaaren-, Farbewaaren- ꝛc. Handlungen haben die Firma mit großen Buchſtaben entweder am Frieſe des Hauſes in Stuck und vergoldet, oder auch ſchwarz, blau ꝛc. geſtrichen, oder auf einem langen Schilde gemalt, entweder mit goldenen Buchſtaben auf Schwarz, oder mit weißen Buchſtaben auf derſelben Farbe; auch wohl mit ſchwarzen Buchſtaben auf Weiß oder Dunkelblau ꝛc. ꝛc. Das Schild ſelbſt iſt nun noch mit goldenen Leiſten eingefaßt, woran ſich mancherlei Verzierungen befinden. Andere Attribute findet man jetzt ſelten, z. B. Schilder an den Ladenſchlußthüren oder Vorthüren, worauf Zukkerhüte, Fäſſer mit Kaffee, Tabak in Rollen, Tabakspfeifen, Theebüchſen, Flaſchen mit Provenzeröl, Flaſchen mit Liqueuren ꝛc. ꝛc. gemalt worden, die man ſonſt faſt bei allen Detailliſten antraf. Das erwähnte Schild mit der Firma genügt jetzt den meiſten Kaufleuten, und wenn irgend noch etwas geſchieht, ſo werden die vorzüglichſten Waaren, die am meiſten Abſatz finden, mit goldenen Buchſtaben auf ſchwarzen Grund der Vorthüren geſchrieben; auch werden dieſe Thüren mit ſchwarzer Wachsleinwand benagelt, oder dieſe wird zwiſchen eine Faſſung von Holz gebracht, und darauf geſchrieben. Waaren, die man nur zu gewiſſen Zeiten des Jahres hat, werden auf beſondere Zettel gedruckt, und dieſe dann hinausgehängt. — Für Apotheker. Man malt auf die Vorderſeiten der Fenſterladenkäſten alabaſterne Vaſen, mit vergoldeter Ciſelirung geziert; aus dieſen Vaſen ragen Heilkräuter oder Pflanzen hervor, während ſich eine

Schlange um Erſtere herum ſchlingt. Auch kann man den Aeskulap malen, wie er ſich auf ſeinen mit einer Schlange umwundenen Stab ſtützt; auch Chiron, wie er den Aeskulap in der Kräuterkunde unterrichtet. Auch haben die Apotheken noch ein beſonderes Zeichen in einem Felde über der Thür in Stuck, nach welchem ſie benannt werden, z. B. einen Schwan, Adler, Hirſch, ein Reh, Einhorn, einen Elephanten, Löwen, Bären, eine Sonne, Krone ꝛc. ꝛc. Dieſe Zeichen ſind nun nach der Natur angeſtrichen, auch zuweilen nach der Phantaſie, wie z. B. die rothe Anfärbung des Adlers ꝛc. — Für Weinhändler. Die Wände wie Quaderſteinmauer oder Granit gemalt; die Rahmen mit Nußbaumholz, die eiſernen Stäbe ſchwarz, und Fuß und Köpfe gelb ausgefaßt; die Grundmauer wie Porphyr; die Buchſtaben weiß gemalt. — Auf eine andere Art. Die Stäbe bronzirt, die Spitzen oder Tannenzapfen vergoldet; das Uebrige wie vorher angegeben worden. Der Name über der Thür mit Weinranken und Weinblättern umzogen. — Haarkräusler. Die Wände lebhaft hellgrün; der Fries weiß; das kleine Holzwerk der Rahmen mit Vermillon oder mit Hellblau, und die Buchſtaben mit Zinnober gemalt. — Die Gitter der Bäcker und der Fleiſcher in Paris werden entweder ſchwarz oder grün, oder mit Goldbronze angeſtrichen; man vergoldet manchmal verſchiedene Theile. In Berlin haben die Bäcker noch beſondere Schilder mit den Produkten ihres Gewerbes bemalt an dem Laden hängen, und an der Glasſcheibe über der Ladenthür ſteht mit goldenen Buchſtaben ihr Name. Ueberhaupt hat jeder Profeſſioniſt, der zugleich mit ſeinen Fabrikaten Handel treibt, und einen Laden hält, die Vorderſeite der Fenſterladenkaſten mit den Attributen ſeines Gewerbes bemalt, und iſt dieſes nicht, ſo ſind doch in dem Felde über der Thür in Stuck und vergoldet die Attribute des Gewerbes angebracht. Auch bringt man noch beſondere Gemälde an der Wan-

bey dem Laden an, welche die Aufmerksamkeit auf das Geschäft ziehen, da sie von namhaften Künstlern gemalt und mit vielem Fleiße ausgeführt worden sind.

Die innere Dekorationen der Kaufläden haben viel Aehnlichkeit mit den innern Dekorationen der Wohnungen; dieselben Farben, und eine specielle Gattung der Dekorationen giebt es nicht für alle Kaufläden eines und desselben Gewerbes, da Jeder den Laden nach seinem Geschmacke und nach seinen Mitteln dekoriren läßt. Das Innere der Kaufläden wird auf verschiedene Weise angestrichen, je nachdem der Umfang der Wände sichtbar ist, oder die ganzen Wände mit Repositorien, Schubkästen, Glaskästen, Schränken oder Spinden ꝛc. bedeckt sind. Die Läden, in welchen ein Theil der Wände oder die ganzen Wände sichtbar bleiben, sind diejenigen der Weinhändler, der Bäcker, Fleischer, Speisewirthe, Kaffee-, Limonaden-, Chokoladen-, Thee- ꝛc. Schenken ꝛc. Man streicht diese Wände mit Steinfarbe an, oder malt sie wie Quadersteinmauer, wie Porphyr, Granit, oder wie Marmor; man kann auch abgetheilte Felder darauf anbringen und Einfassungslinien, und kann in diese Felder Verzierungen, Attribute und Figuren malen. Auch streicht man die Felder oder ganzen Wände mit einer Farbe, z. B. mit Grün, Blau, Gelb ꝛc., und setzt eine Bordüre darauf, und unten ein Fußgesimse nach der Hauptfarbe eingerichtet. Das Deckenstück kann eine Rosette, auch andere Gegenstände zeigen; es kann z. B. in Felder abgetheilt seyn, deren jedes ein besonderes Attribut zeigt, oder auch mit Figuren der Jahres- und Tageszeiten ꝛc. Die Läden, in welchen die Wände selten sichtbar bleiben, wie z. B. bei den Material-, Spezerey- und Italienerwaaren-Händlern, den Apothekern, Galanteriehändlern, Weißzeughändlern, Buchhändlern, Konditoren oder Zuckerbäckern ꝛc., bedürfen eines solchen Anstriches und einer solchen Malerey nicht. Das sämmtliche Holzwerk wird dann auf einerlei Weise ent-

weder grau, holzfarben, oder auf eine beliebige Art angestrichen, z. B. holzfarbig mit Linien und Verzierungen, welche die eingelegte Arbeit nachahmen, oder mit gebrannten Erdfarben und Etruskischen Verzierungen. In eleganten Kaufläden werden die architektonischen Glieder des Holzwerkes vergoldet, und man malt in die Mitte der Felder Verzierungen, Blumen und Figuren. — Im Innern der Kaffeehäuser und überhaupt im Innern solcher Kaufläden, wo die Gasbeleuchtung angewendet wird, muß man sich hüten, Bleyweiß anzuwenden, sobald man es nicht einmal oder zweimal mit Lack überzieht; denn die geringe Quantität von Schwefelwasserstoffgas, welche in dem Beleuchtungsgas enthalten ist, reicht schon aus, um alle Anstriche schnell schwarz zu machen. Hier nun die Anstriche, die man im Innern der Kaufläden einiger Gewerbetreibenden anwenden kann, und nach diesen Andeutungen muß es leicht seyn, die Anstriche zu bestimmen, welche für die Kaufläden anderer Professionisten passen, von denen hier noch nicht die Rede gewesen ist. — Kaffeehäuser und Speisewirthschaften. Die Decke weiß mit Leimfarbe; das Gesims wie weißer geaderter Marmor; die Wände wie Alabaster, die Grundmauer wie schwarzer goldgeaderter Marmor; das Holzwerk wie Ahorn- und Ulmenholz. Auf eine andere Art. Die Decke weiß mit Leimfarbe, mit Rosetten aus Stein und vergoldet; das Gesims in den vertiefsten Theilen hellgrau mit Oelfarbe; die ebenen Theile dieses Gesimses mit buntfarbigen Verzierungen, Blumen, Früchten, Medaillons ꝛc. ausgestattet; die architektonischen Glieder mit vergoldeter Bildhauerarbeit dekorirt; die Pilaster in Fächer abgetheilt und mit weißem und vergoldetem Simswerk eingefaßt; die Mitte dieser Abtheilungen bald weiß, bald zinnoberroth angestrichen, mit Figuren grau in Grau. Die Decke der vordern Fensterbrüstungen in gemalte und vergoldete Felder abgetheilt, welche wie die Pilaster der

den. Die Flächen der Vorderseiten und der Thüren bronzirt, mit vergoldetem Simswerk; die Grundmauer mit Feldern und goldenem Simswerk; die Thürfüllungen mit Holzfarbe, die Zargen mit Vert'antico, und die Fußgesimse wie schwarzer goldadriger Marmor angestrichen. — Beim Materialwaaren- oder Gewürzhändler. Das Holzwerk holzfarbig mit Oelfarbe, und lackirt; die Grundmauer wie Porphyr und lackirt. — Beim Modewaarenhändler. Das Holzwerk strohgelb, mit weißen Linien und Verzierungen. Auf eine andere Weise. Das Holzwerk weiß mit buntfarbigen Verzierungen, Blumen und Figuren ausgestattet. — Beim Weinhändler. Die Wände wie aus Quadersteinen aufgeführt, die Grundmauer wie Granit, das Holzwerk wie Nußbaumholz angestrichen. — Beim Viktualienhändler. Die Wände wie weißer Marmor und mehrere Male lackirt; die Grundmauer ein Türkisch- oder Mineralblau. — Beim Leinenzeughändler. Das Holzwerk in verschiedenen Phantasiefarben mit Linien und Etruskischen Verzierungen. — Beim Zuckerbäcker oder Konditor. Das Holzwerk weiß oder perlgrau mit Oelfarbe, die architektonischen Glieder und die Verzierungen vergoldet. — Beim Fleischer. Die Wände steinfarbig mit Oelfarbe; die Grundmauer wie Porphyr; die Vorderseite des Ladentisches wie Nußbaumholz angestrichen. — Beim Fleischwaarenhändler. Gesims und Wände wie Granit; die Grundmauer wie Marmor; das Holzwerk wie Eichenholz angestrichen. —

Allgemeine Vorschriften über die Dekoration der Theatersäle. Die inneren Anstriche der Theatersäle werden fast immer mit Leimfarbe ausgeführt, und wenn einige Theile mit Oelfarbe angestrichen werden, so vermeidet man es, sie zu lackiren, sobald Verzierungen darauf kommen sollen; denn die Zurückwerfung der Lichtstrahlen hindert sonst die Verzierungen

deutlich zu erkennen. Die Dekoration der Theaterſäle muß reich und geſchmackvoll ſeyn; es können hier alle Arten der Dekorationsmalerey, je nach der Art der Architektur, die man gewählt hat, in Anwendung kommen. Es iſt daher nothwendig, daß die Dekorationsmalereyen, die man häufig anzuwenden pflegt, dem Charakter der Stücke analog ſind, die in ſolchen Theaterſälen aufgeführt werden. Hier Einiges im Allgemeinen. Die Haupttheile eines Theaterſaales ſind: die Decke, die Vorderſeiten des Amphitheaters, der Logen und der Gallerien, die Vorbühne und der Vorhang. Die Decken der Theaterſäle ſind kreisrund, oder halbkreisrund, oder oval. Dieſe drei Formen, welche viel Aehnlichkeit mit einander haben, und die runde Oeffnung für den Durchgang des Leuchters, ſind die Urſache der Aehnlichkeit, welche der allgemeine Anblick der Decke aller Theaterſäle darbietet; ſie ſind faſt immer mit Verzierungen, Blumen und mit allegoriſchen Figuren in ſymmetriſcher Ordnung und Gruppirung bedeckt. Der Mittelpunkt der Decke iſt ſchon durch die Mitte des Leuchters beſtimmt, und die Dekoration, welche dieſen Centralpunkt umgiebt, muß auch eine kreisförmige Geſtalt annehmen. Die kreisrunde Oeffnung über dem Leuchter wird mit einer reichen Roſette dekorirt, die zierlich ausgeſchnitten iſt, damit ſie zugleich als Vertilator dienen kann; Abtheilungen und Medaillons in buntfarbigen Verzierungen füllen den übrigen Theil der Oberfläche der Decke aus. Die vordere Seite des Amphitheaters, der Logen und der Gallerien werden mehr oder weniger reich dekorirt; man bedeckt ſie mit Arabesken, mit Etruskiſchen Verzierungen, mit Laubwerk grau in Grau oder in bunten Farben. Die vordere Seite der erſten Gallerie, welches die reichſte iſt, kann mit Figuren geziert werden; die Vorderſeite der Logen wird mit Medaillons, mit muſikaliſchen Inſtrumenten ꝛc. dekorirt; ein ſchmükkendes Laubwerk reicht ſchon aus für die vordere Seite

der zweiten Gallerie; die vordere Seite des Amphitheaters ist gewöhnlich am wenigsten reich, und man kann hier Etruskische Verzierungen, oder auch eine Draperie anbringen. — Die Vorbühne wird weit reicher dekorirt, als der übrige Theil des Saals; die Formen derselben sind architektonischer, und die Anwendung der Vergoldung bringt hier einen guten Effekt hervor. Der Mantel der Vorbühne, den man auch den Harlequinsmantel nennt, ist ein am obern Theile des Vorhanges angebrachter Theil, der fixirt bleibt, wenn der Vorhang aufgezogen wird. Dieser Mantel ist immer wie ein Stoff gemalt, und bezieht sich mehr auf die Dekorationen des Theaters, als auf diejenigen des Saals. Das Wappen der Stadt kommt über diesen Mantel. Der Vorhang der Vorbühne wird häufig wie ein seidener Stoff oder ein rother oder blauer Sammet mit goldener oder silberner Stickerey gemalt. Man kann ihn auch mit einer Komposition dekoriren, welche entweder eine architektonische Perspektive, oder ein Feld voll Arabesken oder irgend einen Vorgang mit allegorischen Figuren darstellt. — Das Versammlungszimmer im Theater ist eine Gallerie oder ein großer, reich dekorirter Saal, welcher so neben dem Theatersaale liegt, daß man von allen Plätzen aus in denselben gelangen kann. Er nimmt während der Dauer der Zwischenakte die Zuschauer auf, die sich hier mit einander unterhalten, auf- und abgehen, sich wärmen oder erfrischen. Dieser Versammlungssaal wird wie ein reicher Salon dekorirt, so, daß seine Dekoration derjenigen des Theatersaals ähnlich ist; die Wände sind schön tapezirt, oder man streicht sie als farbige Felder an, und malt Figuren darauf, welche entweder die vier Jahreszeiten, die neun Musen, oder den Genius der Musik, der Komödie, des Tanzes, der Malerey ꝛc. darstellen. Es giebt auch einen kleinen Versammlungssaal, wo die Schauspieler sich während des Schauspiels versammeln; dieser wird nur einfach

Wohnungen. Die Dekoration der Letztern ist ganz so wie in den oben angeführten Hotels. Die Schreibestuben, welche dem Publikum beständig zugänglich sind, müssen auf eine dauerhafte Weise angestrichen seyn. Die Wände etwas dunkele Steinfarbe; die Holzarbeit holzfarbig, und die Friese braun. Auch kann man diese Schreibezimmer wie die oben in den Collegiengebäuden angeführten dekoriren, das heißt, grau in Grau, grün in Grün ꝛc. Man findet diese Zimmer auch wohl tapezirt, wozu eine Wachsleinwandtapete die beste ist, da ihre Dauer in der Zimmerdekoration wenigen gleich kommt. — Auch die Zimmer in den Büreaus des Kriegsministeriums findet man oft mit Wachsleinwandtapeten überzogen, aber auch mit Leimfarbe angestrichen. — Museen und Gallerien sind öffentliche Orte, in welchen Gegenstände ausgestellt werden, die sich auf Künste und Wissenschaften beziehen, und man modificirt die Dekoration derselben je nach ihrer besonderen Bestimmung. Eine Gallerie, in welcher Gemälde, Bildhauerarbeiten, architektonische Gegenstände oder Kupferstiche ausgestellt sind, muß eine reich dekorirte Decke haben, an welcher entweder Dekorationsmalerey, oder historische oder allegorische Gemälde ausgeführt sind. Ein Theil der architektonischen Glieder des Karnises kann vergoldet seyn. Die Wände zwischen dem Karnies und dem Fries müssen mit einer Farbe angestrichen seyn, welche dazu beiträgt, daß sich die ausgestellten Gegenstände gut hervorheben; der Fries wird marmorirt, die Thüren und die Fenster werden bronzirt. Eine Gallerie für naturhistorische Gegenstände wird noch weit einfacher angestrichen. Das Weiße und das Graue müssen daselbst herrschen; einige farbige Linien machen einen guten Effekt, um die Architektur gut hervorzuheben. Der Grund der Fächerkasten, der Schränke und der Glaskasten, wie der Simse, wird weiß angestrichen, welche Farbe sich am besten dazu eignet, die

auch die Kanzel, Kirchenstühle ꝛc. angestrichen, welches einen sehr schönen Effekt auf den Eintretenden, so auch auf die ganze Versammlung macht; so hat man das Innere der Kirchen auch grau in Grau, grün in Grün, wozu man die Veroneser grüne Erde anwendet. Hier müssen eben sowohl die Säulen, als auch die Kanzel und die Stühle mit derselben Oelfarbe angestrichen werden, da die Wände nur Leimfarbe sind. Wenn man auch die Wände mit einer solchen Oelfarbe überziehen könnte, so würden sie an Dauer des Anstrichs gewinnen, allein es ist viel zu kostspielig, besonders bei großen Kirchen, wo schon der Oelfarbenanstrich aller Säulen, der Kanzel und des andern Holzwerks sehr kostbar ist. Die Gesammtheit der Dekoration einer Kirche muß immer einen edlen und imposanten Charakter haben, welcher der Würde des Ortes entspricht. Die Gewölbe können mit religiösen Gemälden, durch Fächer getrennt, die mit Vergoldung und Bildhauerarbeit bereichert sind, dekorirt werden. Besonders reich dekorirt findet man die Kirchen in Italien, und einige alte Kirchen in Frankreich sind eben so reich als anständig dekorirt, wie z. B. die Kirche Notre Dame de Lorette zu Paris zeichnet sich aus durch die Gemälde, welche neuerdings darin ausgeführt sind. — Alle Collegiengebäude, worunter auch die Rathhäuser gehören, müssen nach der Wichtigkeit ihrer Bestimmung oder worin sie stehen, und nach der Größe und dem Reichthume der Stadt, dekorirt werden. Daher müssen die Säle in einem edlen Style gehalten werden, besonders der Sitzungssaal; sie dürfen nur einfach, nicht bunt, dekorirt seyn, daher ist grau in Grau, oder grün in Grün die beste Dekoration. Man kann nun noch, wo es angeht, allegorische Gemälde anbringen, welche sich auf die Justiz ꝛc. beziehen; auch kann man darin Gemälde aufhängen, welche eine gleiche Beziehung haben. — Die Wohnungen der Minister bestehen gewöhnlich aus Schreibestuben und

Wohnungen. Die Dekoration der Letztern ist ganz so wie in den oben angeführten Hotels. Die Schreibestuben, welche dem Publikum beständig zugänglich sind, müssen auf eine dauerhafte Weise angestrichen seyn. Die Wände etwas dunkele Steinfarbe; die Holzarbeit holzfarbig, und die Friese braun. Auch kann man diese Schreibezimmer wie die oben in den Collegiengebäuden angeführten dekoriren, das heißt, grau in Grau, grün in Grün ꝛc. Man findet diese Zimmer auch wohl tapezirt, wozu eine Wachsleinwandtapete die beste ist, da ihre Dauer in der Zimmerdekoration wenigen gleich kommt. — Auch die Zimmer in den Büreaus des Kriegsministeriums findet man oft mit Wachsleinwandtapeten überzogen, aber auch mit Leimfarbe angestrichen. — Museen und Gallerien sind öffentliche Orte, in welchen Gegenstände ausgestellt werden, die sich auf Künste und Wissenschaften beziehen, und man modificirt die Dekoration derselben je nach ihrer besonderen Bestimmung. Eine Gallerie, in welcher Gemälde, Bildhauerarbeiten, architektonische Gegenstände oder Kupferstiche ausgestellt sind, muß eine reich dekorirte Decke haben, an welcher entweder Dekorationsmalerey, oder historische oder allegorische Gemälde ausgeführt sind. Ein Theil der architektonischen Glieder des Karnises kann vergoldet seyn. Die Wände zwischen dem Karnies und dem Fries müssen mit einer Farbe angestrichen seyn, welche dazu beiträgt, daß sich die ausgestellten Gegenstände gut hervorheben; der Fries wird marmorirt, die Thüren und die Fenster werden bronzirt. Eine Gallerie für naturhistorische Gegenstände wird noch weit einfacher angestrichen. Das Weiße und das Graue müssen daselbst herrschen; einige farbige Linien machen einen guten Effekt, um die Architektur gut hervorzuheben. Der Grund der Fächerkasten, der Schränke und der Glaskasten, wie der Simse, wird weiß angestrichen, welche Farbe sich am besten dazu eignet, die

zahlreichen Gegenstände der Naturgeschichte lebhaft hervorzuheben oder hervortreten zu lassen. — Die Wände der Orangerien und der Treibhäuser werden erst weiß mit Kalk angestrichen, und dann fährt man mit Schlemmkreide über. Diese Gebäude müssen im Innern licht gehalten werden, da das Weiße der Vegetation der Pflanzen günstiger ist, als dunkle Farben; denn es wirft die Wärme und das Licht zurück, die von der schwarzen Farbe absorbirt werden. — Bibliotheken. Der größte Theil des Holzwerks der Bibliotheken besteht gewöhnlich aus polirtem und mit Wachs gebohntem Eichenholze. Wenn dieses Holzwerk aus schadhaftem Holze oder aus Tannenholz angefertiget ist, oder wenn man die Kosten des Bohnens nicht daran wenden will, so muß man es anstreichen, und solches mit einer gleichartigen Farbe, entweder genau von dem Tone des Eichenholzes, oder man muß die Adern und Punkte dieses Holzes im Anstriche nachahmen; in diesem Falle muß man eine Politur aufsetzen, welche das gebohnte Holz nachahmt. Man streicht aber auch das Holz großer Bibliotheken mit weißer Oelfarbe an, welches sich auch sehr gut macht; auch nimmt man wohl darunter etwas Blau, damit es einen bläulichen Schimmer erhält, oder auch etwas Roth, demselben einen röthlichen Schimmer zu geben, welches Alles auf den Ordner der Bibliothek oder vielmehr auf den Bibliothekar ankommt, wenn man es nicht dem Architekten oder Maler überläßt, den Bibliothekssaal nach seinem Geschmacke und seiner Ansicht zu dekoriren. Ist der Bibliothekssaal hoch, hat er mehrere Gallerien, so werden die Leisten der Gallerien auch wohl vergoldet oder sonst eingefaßt. Die Wände werden mit Kalk überstrichen, und dann mit Schlemmkreide, weil die Bücher sie größtentheils bedecken. Weiß ist auch darum schon sehr gut, weil diese Farbe die Bücher besser heraushebt oder herausstellt. — Königliche Manufakturen. Ein solches Gebäude besteht aus

Magazinen, Werkstätten, Schreibestuben und Wohnungen. Die Magazine und die Werkstätten werden mit Kalk angestrichen; die Schreibestuben streicht man steinfarbig und holzfarbig mit Oelfarbe an, und die Wohnungen werden wie diejenigen in Privathäusern dekorirt. Die Königlichen Manufakturen und Gewerbe-Institute besitzen gewöhnlich einen öffentlichen Saal zur Ausstellung ihrer Erzeugnisse. Dieser Saal muß in dem Style, wie die Gallerie in den Museen, nur nicht so reich, gemalt werden. — Hochschulen und andere öffentliche Schulen. Es werden hier alle öffentlichen Anstalten des Unterrichts zusammengefaßt. Dergleichen Anstalten charakterisiren sich hauptsächlich durch große Säle mit der Bestimmung, eine große Zahl von Personen zu fassen. Der Hauptzweck des innern Anstrichs dieser Säle ist, zu ihrer gesunden Beschaffenheit beizutragen. Wenn daher diese Säle feucht sind, so müssen sie mit Oelfarbe angestrichen werden, sind dagegen die Wände den Winter und Sommer hindurch gleich trocken, so kann man sie mit Leimfarbe anstreichen. Der Leimfarbenanstrich darf hier nur ganz einfach seyn, z. B. ein Gelb, aus lichtem Ocher und Chromgelb gemischt, womit die Wandflächen der Säle überstrichen werden. Man kann nun darüber eine schablonirte Bordüre anbringen, oder auch eine schmale Kante mit Strichen oder Linien eingefaßt, und das Fußgesimse grau, mit passenden Strichen oder Linien abgesetzt. Auch dieser einfache Anstrich kann mit Geschmack angeordnet werden, welches besonders auch auf die Bordüre ankommt, z. B. mit Arabesken oder sonstigen Schnörkeleyen in einer zu dem Grunde der Wand passenden Farbe. Das Holzwerk wird mit Oelfarbe weiß gestrichen oder auch hellbraun, welches Letztere noch zweckmäßiger ist, da es nicht schmutzt, wenn es gleich dem Zimmer oder Saale etwas Finsteres giebt. Alle Hörsäle werden auf gleiche Weise dekorirt, nur die Aula

oder der Saal zu den Feſtlichkeiten, die auf einer Hochſchule abgehalten werden, und größtentheils in feierlichen Reden ꝛc. beſtehen, muß etwas reichhaltiger dekorirt werden. Man kann ihn grün in Grün dekoriren, oder auch marmorartig anſtreichen, mit einer Arabeske, welche dem Stucke gleicht. Das Fußgeſimſe kann aus einem mit weißer Oelfarbe angeſtrichenen Paneele beſtehen. — Hoſpitäler, Kaſernen und Gefängniſſe. Auch die Wände dieſer Gebäude werden im Innern, wenn ſie trocken ſind, mit Leimfarbe angeſtrichen, und wenn ſie feucht ſind, ſo ſtreicht man ſie mit Kalk an, da Oelfarbe hier zu theuer iſt, oder der Koſtenaufwand aus dem hierzu beſtimmten Fonds nicht beſtritten werden kann. Den Kalkanſtrich muß man öfters erneuern, oder den Oelfarbenanſtrich, wenn er hin und wieder angewendet werden ſollte, oft abwaſchen, um die Wände von den fauligen Miasmen zu reinigen, die ſich vielleicht abſorbirt haben, beſonders in den Sälen der Hoſpitäler. Hier wendet man den Ocher, das Engliſche Roth, die grüne Erde, den Lackmus und andere wohlfeile Farben an. — Die Börſen, Kaufhäuſer, Bazars ꝛc. werden nach ihrer Beſtimmung angeſtrichen. Das Innere der Börſengebäude, beſonders der Säle, muß dem Zwecke gemäß dekorirt werden. Die Wandfelder werden mit einer paſſenden Leimfarbe, z. B. grün in Grün oder grau in Grau dekorirt, wobei man auf die Handlung Bezug habende Attribute in Feldern anbringt. Ueberhaupt ziehen große Säle nur durch eine einfache Malerey ſehr an, jede Ueberladung ſchadet hier, entfernt von dem Hauptzwecke, dem die Säle gewidmet worden ſind; das Einfache läßt die Hauptidee nicht lange ſuchen, man gewahrt ſehr bald, daß die Dekoration dem Zwecke entſpricht, ja ihn deutlich zeigt. Dieſes hat man auch größtentheils bei der Dekorirung der Säle und Zimmer dieſer Gebäude, welche den Handelszwecken gewidmet worden, ausgeführt. Auch die Kauf-

häuſer, Handelsmagazine ꝛc. laſſen eine ähnliche Dekoration zu, nur iſt ſie hier noch einfacher. Das Balkenwerk der Bazars ſtreicht man holzfarbig mit Oelfarbe an, wodurch man zugleich die Verderbniß deſſelben verhindert, welche durch die verſchiedenen Ausdünſtungen herbeigeführt wird, die ſich an das Holzwerk und an die Wände ſetzen; daher iſt es auch hier gut, das Holzwerk mit Oelfarbe anzuſtreichen, ſo auch die Wände. — Bei dem Farbenanſtriche der Wände, wenn nicht Oelfarbe jedesmal hinzu geſetzt worden, iſt immer nur Leimfarbe zu verſtehen. — (Bei dieſem Artikel iſt hauptſächlich das vollſtändige Handbuch der Zimmer-, Dekorations- und Staffiermalerey ꝛc. ꝛc. von Maviez in Paris, welches von dem Dr. Chr. Heinr. Schmidt ins Deutſche übertragen, benutzt worden, das in Quedlinburg und Leipzig, 1837, erſchienen iſt.)

Stubenmärchen, ſ. Stubenmährchen.

Stubenmiethe, Stubenzins, die Miethe oder der Zins, welche man für eine gemiethete Stube monatlich entrichtet. Gewöhnlich ſind dieſes möblirte Stuben. Die Miethe oder der Zins dieſer Stuben richtet ſich nach der Lage derſelben, ob ſie Parterre liegen, oder im zweiten, dritten, auch wohl vierten Stockwerke, und vorn nach der Straße hinaus oder hinten hinaus nach dem Hofe, oder auf dem Hofe ſelbſt, oder auch wohl unter dem Dache, wenn unter Manſarddächern gute Stuben gebauet worden. Sie beträgt dann, nach dieſer Lage der Stuben und nach den nicht ſo zierlichen oder zierlichen Möbeln, womit ſie ausgeſtattet worden, 3, 4, 5, 6 bis 8 Rthlr. Cour. monatlich mit Aufwartung. Bei der zuletzt angeführten Miethe iſt mit der Stube auch noch ein Schlafkabinett verbunden.

Stubenofen, ſ. unter Ofen, Th. 104. Hier noch Einiges über die Stubenöfen. Die Stubenöfen ſind, wie bekannt, im Winter die Erwärmer der Stuben oder

Zimmer und Säle; sie schaffen uns den Sommer in unserer Wohnung, und wenn es draußen stürmt, schneiet und friert, der Frost unsere Fenster mit Eis überzieht, sind sie die Verbreiter einer angenehmen Wärme in den Stuben, die uns sehr wohl thut, und uns den Winter mit seinen Abwechselungen leichter ertragen läßt, da wir an schönen Tagen seine Vergnügungen, die er uns spendet, genießen können, und dann, wenn uns der Frost zu empfindlich wird, wieder in der Wohnung am warmen Ofen eine Erholung finden; dagegen wird er uns im Sommer oft lästig, indem er einen Raum einnimmt, den wir dann mit nutzbareren Möbeln weit besser besetzen können. Dieserhalb hat man es auch in neuerer Zeit für nöthig gefunden, dem Ofen eine solche Gestalt zu geben, daß er wenigstens als ein nutzloses Prunkmöbel im Sommer figuriren kann, und daher die großen Oefen, die oft vier bis fünf Fuß lang und an zwei Fuß breit waren, und dann oft noch anderthalb Fuß und darüber von der Wand abstanden, aus den Zimmern entfernt, weil sie die Stuben beengten, und sich sehr schlecht ausnahmen. Die jetzigen Oefen sind nun, sowohl ihrer Figur, als ihrer Materie nach, sehr von einander verschieden. Der Figur nach bestehen solche in cylindrischen runden, und in prismatischen viereckigen Oefen, und dann wieder in Vasen, Säulen, Statüen, länglichen Vierecken ꝛc.; der Materie nach bestehen sie in backsteinernen, thönernen, porzellanenen und eisernen Oefen, welche Letztere bald aus Eisenblech gemacht, und bald aus Eisen gegossen werden, von welchen dann die gegossenen, welche rund sind, runde oder Kanonenöfen, diejenigen aber, welche viereckig sind, und aus Platten zusammengesetzt werden, Plattenöfen, und zwar Zwerchöfen heißen, wenn sie mit der breiten Seite vor der Einheitzöffnung stehen. — Die Oefen, welche man aus Backsteinen bauet, gebraucht man in den Stuben für geringe Leute,

bracht worden; auch menſchliche Figuren, ſowohl einzeln, als in Gruppen, Thierſtücke, Laub- und Blumenparthien ꝛc. ꝛc. gewahrt man an dieſen Oefen; auch die ſchönſten Vaſen nach antiker Form zieren dieſelben, als Aufſatz, wie man Alles in den vorgeſtellten Oefen erblickt. Der Ofen, Fig. 9046, iſt gemalt, und daher nicht ſo dauerhaft, als die beiden andern, Fig. 9044 und 9045. Dieſe beiden ſind ganz, oder doch größtentheils glaſurt. Indeſſen kann man die Form des Ofens Fig. 9046 auch für einen glaſurten beibehalten, und würde man ſtatt des Gehänges hier eine Laub- oder Blumenverzierung, oder eine Verzierung à la Grec wählen müſſen, welches ſich noch ſchöner ausnehmen ſoll, und wozu man eine Farbe wählen kann, die zu dem, wie das Uebrige kolorirt iſt, einen angenehmen Kontraſt giebt. Hier muß nun noch bemerkt werden, daß man ſich an dem Geſimſe den Karnies nicht ſo hoch, wie hier gezeichnet iſt, ſondern etwas niedriger denken muß; denn dieſe geringere Höhe gehört hauptſächlich dazu, wenn das Geſimſe gut ausſehen ſoll. Statt der Vaſen kann man auch Figuren wählen; auch kann man den Ofen ſelbſt noch anders koloriren. Wenn man z. B. dieſen Ofen ganz glaſurt haben wollte, ſo könnte man, da man nur auf gewiſſe Farben beſchränkt iſt, davon folgende wählen. Die Vaſe röthlichgelb, die große Platte ſchwarz, die beiden ſchmalen Plättchen mit dem Eyerſtabe gelb, der Fries röthlich, die Füllung in demſelben weiß oder bräunlich roth, das Laubwerk ſchwarz, das kleine Viereck eben ſo, oder gelb. Das Innere der beiden Roſetten kornblumenblau, das Aeußere gelb; die beiden folgenden Plättchen gelb. Die große Kreisverzierung in der Mitte ſchwarz oder bräunlich, oder weiß; die Figuren im erſten Falle hell, im andern ſchwarz; das Mittlere an dem Ringe ſchwarz oder röthlich, das Uebrige gelb. Die Platte unten röthlich, der Fuß ziemlich dunkel kornblumenblau. Oder die Vaſe *röthlich gelb*, die große Platte ſchwarz, die beiden ſol-

oder der Saal zu den Feſtlichkeiten, die auf einer Hochſchule abgehalten werden, und größtentheils in feierlichen Reden ꝛc. beſtehen, muß etwas reichhaltiger dekorirt werden. Man kann ihn grün in Grün dekoriren, oder auch marmorartig anſtreichen, mit einer Arabeske, welche dem Stucke gleicht. Das Fußgeſimſe kann aus einem mit weißer Oelfarbe angeſtrichenen Paneele beſtehen. — Hoſpitäler, Kaſernen und Gefängniſſe. Auch die Wände dieſer Gebäude werden im Innern, wenn ſie trocken ſind, mit Leimfarbe angeſtrichen, und wenn ſie feucht ſind, ſo ſtreicht man ſie mit Kalk an, da Oelfarbe hier zu theuer iſt, oder der Koſtenaufwand aus dem hierzu beſtimmten Fonds nicht beſtritten werden kann. Den Kalkanſtrich muß man öfters erneuern, oder den Oelfarbenanſtrich, wenn er hin und wieder angewendet werden ſollte, oft abwaſchen, um die Wände von den fauligen Miasmen zu reinigen, die ſich vielleicht abſorbirt haben, beſonders in den Sälen der Hoſpitäler. Hier wendet man den Ocher, das Engliſche Roth, die grüne Erde, den Lackmus und andere wohlfeile Farben an. — Die Börſen, Kaufhäuſer, Bazars ꝛc. werden nach ihrer Beſtimmung angeſtrichen. Das Innere der Börſengebäude, beſonders der Säle, muß dem Zwecke gemäß dekorirt werden. Die Wandfelder werden mit einer paſſenden Leimfarbe, z. B. grün in Grün oder grau in Grau dekorirt, wobei man auf die Handlung Bezug habende Attribute in Feldern anbringt. Ueberhaupt ziehen große Säle nur durch eine einfache Malerey ſehr an, jede Ueberladung ſchadet hier, entfernt von dem Hauptzwecke, dem die Säle gewidmet worden ſind; das Einfache läßt die Hauptidee nicht lange ſuchen, man gewahrt ſehr bald, daß die Dekoration dem Zwecke entſpricht, ja ihn deutlich zeigt. Dieſes hat man auch größtentheils bei der Dekorirung der Säle und Zimmer dieſer Gebäude, welche den Handelszwecken gewidmet worden, ausgeführt. Auch die Kauf-

häuser, Handelsmagazine ꝛc. lassen eine ähnliche Dekoration zu, nur ist sie hier noch einfacher. Das Balkenwerk der Bazars streicht man holzfarbig mit Oelfarbe an, wodurch man zugleich die Verderbniß desselben verhindert, welche durch die verschiedenen Ausdünstungen herbeigeführt wird, die sich an das Holzwerk und an die Wände setzen; daher ist es auch hier gut, das Holzwerk mit Oelfarbe anzustreichen, so auch die Wände. — Bei dem Farbenanstriche der Wände, wenn nicht Oelfarbe jedesmal hinzu gesetzt worden, ist immer nur Leimfarbe zu verstehen. — (Bei diesem Artikel ist hauptsächlich das vollständige Handbuch der Zimmer-, Dekorations- und Staffiermalerey ꝛc. ꝛc. von Maviez in Paris, welches von dem Dr. Chr. Heinr. Schmidt ins Deutsche übertragen, benutzt worden, das in Quedlinburg und Leipzig, 1837, erschienen ist.)

Stubenmärchen, s. Stubenmährchen.

Stubenmiethe, Stubenzins, die Miethe oder der Zins, welche man für eine gemiethete Stube monatlich entrichtet. Gewöhnlich sind dieses möblirte Stuben. Die Miethe oder der Zins dieser Stuben richtet sich nach der Lage derselben, ob sie Parterre liegen, oder im zweiten, dritten, auch wohl vierten Stockwerke, und vorn nach der Straße hinaus oder hinten hinaus nach dem Hofe, oder auf dem Hofe selbst, oder auch wohl unter dem Dache, wenn unter Mansarddächern gute Stuben gebauet worden. Sie beträgt dann, nach dieser Lage der Stuben und nach den nicht so zierlichen oder zierlichen Möbeln, womit sie ausgestattet worden, 3, 4, 5, 6 bis 8 Rthlr. Cour. monatlich mit Aufwartung. Bei der zuletzt angeführten Miethe ist mit der Stube auch noch ein Schlafkabinett verbunden.

Stubenofen, s. unter Ofen, Th. 104. Hier noch Einiges über die Stubenöfen. Die Stubenöfen sind wie bekannt, im Winter die Erwärmer der Stuben ob

Zimmer und Säle; sie schaffen uns den Sommer in unserer Wohnung, und wenn es draußen stürmt, schneiet und friert, der Frost unsere Fenster mit Eis überzieht, sind sie die Verbreiter einer angenehmen Wärme in den Stuben, die uns sehr wohl thut, und uns den Winter mit seinen Abwechselungen leichter ertragen läßt, da wir an schönen Tagen seine Vergnügungen, die er uns spendet, genießen können, und dann, wenn uns der Frost zu empfindlich wird, wieder in der Wohnung am warmen Ofen eine Erholung finden; dagegen wird er uns im Sommer oft lästig, indem er einen Raum einnimmt, den wir dann mit nutzbareren Möbeln weit besser besetzen können. Dieserhalb hat man es auch in neuerer Zeit für nöthig gefunden, dem Ofen eine solche Gestalt zu geben, daß er wenigstens als ein nutzloses Prunkmöbel im Sommer figuriren kann, und daher die großen Oefen, die oft vier bis fünf Fuß lang und an zwei Fuß breit waren, und dann oft noch anderthalb Fuß und darüber von der Wand abstanden, aus den Zimmern entfernt, weil sie die Stuben beengten, und sich sehr schlecht ausnahmen. Die jetzigen Oefen sind nun, sowohl ihrer Figur, als ihrer Materie nach, sehr von einander verschieden. Der Figur nach bestehen solche in cylindrischen runden, und in prismatischen viereckigen Oefen, und dann wieder in Vasen, Säulen, Statüen, länglichen Vierecken ꝛc.; der Materie nach bestehen sie in backsteinernen, thönernen, porzellanenen und eisernen Oefen, welche Letztere bald aus Eisenblech gemacht, und bald aus Eisen gegossen werden, von welchen dann die gegossenen, welche rund sind, runde oder Kanonenöfen. Diejenigen aber, welche viereckig sind, und aus Platten zusammengesetzt werden, Plattenöfen, und zwar Zwerchöfen heißen, wenn sie mit der breiten Seite vor der Feuerheitzöffnung stehen. — Die Oefen, welche man aus Backsteinen baut, gebraucht man in den Stuben für geringe Leute,

vorzüglich in Rußland, weil sie sehr wohlfeil sind. Die thönernen Oefen, die auch Kachelöfen genannt werden, sind überall im Gebrauche; man setzt sie auf gegossene viereckige Oefen, und hat sie auch ganz aus Kacheln, welche Letztere am meisten im Gebrauche sind, weil sie alle Vortheile vereinigen. Man hat sie sowohl viereckig, als rund, und die Ersteren, mit Zirkulierfeuern oder Zügen versehen, so daß das Feuer oder vielmehr die Hitze überall im Ofen hindringen kann, also der ganze Ofen erwärmt wird. Die Kacheln haben die Eigenschaft, daß sie gern springen, indessen kann man dieses dadurch verhindern, daß man sie vier bis fünf Zoll dick mit Lehm ausschmiert, obgleich dieser wieder eine größere Erwärmung verhindert; denn je weniger die Kacheln mit Lehm ausgeschmiert sind, je mehr erhitzen sie sich, und theilen diese Hitze dem Zimmer mit. Die Porzellanöfen geben einem Zimmer eine größere Zierde, allein sie sind sehr theuer, und dann springen sie auch gern. Die Oefen von Eisenblech haben vor andern den Vorzug, daß sie die Zimmer geschwinder erwärmen, allein die Wärme hält nicht lange an; auch verbreiten sie in den Zimmern einen brenzlichen Geruch, und brennen auch leicht durch. Die Kanonenöfen, die in Lehm gegossen werden, machen geschwinder warm, aber auch sie verursachen, wenn sie schnell erhitzt worden, in den Zimmern einen unangenehmen Geruch; sie haben den Vorzug, daß sie nicht leicht springen, das Eisen müßte denn zu schlecht seyn. Die Plattenöfen, die in Sand gegossen werden, machen nicht so schnell warm, als die Kanonenöfen, sie geben aber auch keinen unangenehmen Geruch, und dann halten sie die Wärme sehr lange fest, weil man große Stücke Holz in solche legen kann; indessen haben auch sie die Eigenschaft, leicht zu springen, wenn sie aus schlechtem Eisen bestehen, und hauptsächlich dann, wenn sie nicht rauh, sondern sehr glatt sind, welches eine Anzeige ist, daß das Eisen an ihnen nicht gar genug gemacht

worden ist; man kann aber das Springen zuweilen dadurch verhindern, wenn man in den Boden- und in die Seitenplatten dieser Oefen hier und da Löcher bohrt, die nur $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{16}$ Zoll weit sind. Diese Oefen schicken sich sehr gut auf dem Lande, weil der Landmann darin das gröbste, knüppelichste Holz verbrennen kann, und dann auch noch, wegen ihrer Größe, darin kochen und braten, also das Küchenfeuer ersparen, und auch auf solchen Obst dörren und die Speisen erwärmen kann. Für die Städter sind die Kachelöfen in neuester Form am besten, die zugleich eine Zierde der Zimmer abgeben. Der Ofen steht nämlich auf einer $1\frac{1}{2}$ Zoll hohen hölzernen Einfassung oder einem Rahmen, die an dem Fußboden befestiget ist; er ist mit dieser ungefähr $6\frac{1}{2}$ Fuß hoch, mit Einschluß des Würfels und Gesimses; seine Länge beträgt 2 Fuß 8 Zoll, seine Tiefe 1 Fuß $7\frac{1}{2}$ Zoll. Der 1 Zoll vorspringende Würfel ist 1 Fuß 7 Zoll hoch, mit der schon oben erwähnten Einfassung. Das Gesims springt auch rings herum $2\frac{1}{2}$ Zoll vor, und ist 4 Zoll hoch. Der Abstand von der Wand beträgt $4\frac{1}{4}$ Zoll; dazwischen ist nun der mit Kacheln gleichfalls verdeckte Kamin, der nach der Küche hinausgeht, worin die Feuerung geschieht; er liegt zu beiden Seiten des Ofens $3\frac{1}{2}$ Zoll tief hinein, und bildet oben eine Fläche, worauf man Gegenstände zwischen der Wand und dem Ofen setzen kann. Die Farben der Kacheln sind roth, blau, grau, braun ꝛc. ꝛc., mit schwarzen und weißen Flecken gesprengt; das Gesims ist weiß; dann hat man auch ganz weiße Oefen, gemalte ꝛc. Die Figuren 9044, 9045 u. 9046 zeigen die Formen dieser Oefen, die zugleich ein schönes Möbel in den Zimmern bilden. — In Verfertigung dergleichen Oefen zeichnet sich besonders in Berlin die Feilnersche und die Ungerersche Ofenfabrik aus, welche die geschmackvollsten Oefen liefern. Man gewahrt an den hier vorgestellten Oefen, wie sauber die Gesimse und deren Verzierungen, die Rosetten ꝛc. ange-

bracht worden; auch menſchliche Figuren, ſowohl einzeln, als in Gruppen, Thierſtücke, Laub- und Blumenparthien ꝛc. ꝛc. gewahrt man an dieſen Oefen; auch die ſchönſten Vaſen nach antiker Form zieren dieſelben, als Aufſatz, wie man Alles in den vorgeſtellten Oefen erblickt. Der Ofen, Fig. 9046, iſt gemalt, und daher nicht ſo dauerhaft, als die beiden andern, Fig. 9044 und 9045. Dieſe beiden ſind ganz, oder doch größtentheils glaſurt. Indeſſen kann man die Form des Ofens Fig. 9046 auch für einen glaſurten beibehalten, und würde man ſtatt des Gehänges hier eine Laub- oder Blumenverzierung, oder eine Verzierung à la Grec wählen müſſen, welches ſich noch ſchöner ausnehmen ſoll, und wozu man eine Farbe wählen kann, die zu dem, wie das Uebrige kolorirt iſt, einen angenehmen Kontraſt giebt. Hier muß nun noch bemerkt werden, daß man ſich an dem Geſimſe den Karnies nicht ſo hoch, wie hier gezeichnet iſt, ſondern etwas niedriger denken muß; denn dieſe geringere Höhe gehört hauptſächlich dazu, wenn das Geſimſe gut ausſehen ſoll. Statt der Vaſen kann man auch Figuren wählen; auch kann man den Ofen ſelbſt noch anders koloriren. Wenn man z. B. dieſen Ofen ganz glaſurt haben wollte, ſo könnte man, da man nur auf gewiſſe Farben beſchränkt iſt, davon folgende wählen. Die Vaſe röthlichgelb, die große Platte ſchwarz, die beiden ſchmalen Plättchen mit dem Eyerſtabe gelb, der Fries röthlich, die Füllung in demſelben weiß oder bräunlich roth, das Laubwerk ſchwarz, das kleine Viereck eben ſo, oder gelb. Das Innere der beiden Roſetten kornblumenblau, das Aeußere gelb; die beiden folgenden Plättchen gelb. Die große Kreisverzierung in der Mitte ſchwarz oder bräunlich, oder weiß; die Figuren im erſten Falle hell, im andern ſchwarz; das Mittlere an dem Ringe ſchwarz oder röthlich, das Uebrige gelb. Die Platte unten röthlich, der Fuß ziemlich dunkel kornblumenblau. Oder die Vaſe röthlich gelb, die große Platte ſchwarz, die beiden fol-

genden ſchmalen Plättchen und der Eyerſtab gelb, der Fries ſchwach bläulichgrau, die Füllung in demſelben weiß, und in dieſer das Viereck gelb, das Laubwerk ſchwarz; das Innere der beiden Roſetten weiß, und das Aeußere gelb; die folgenden beiden Plättchen gelb. Das Innere der großen Kreisverzierung oben ſchwarz oder hell, unten, wie die Füllung am Frieſe. Auch können auf einem hellen Grunde die Figuren ſchwarz ſeyn. Das Mittlere des äußeren Ringes ſchwach bläulichgrau, das Uebrige gelb. Die ſchmale Platte unten ſchwach bläulichgrau; der Fuß dunkel kornblumenblau. Auch ſoll ein ſolcher Ofen nicht übel ausſehen, wenn, außer dem Fuße, der dunkel ſeyn muß, bloß Weiß und ein lebhaftes Gelb oder röthliches Gelb gewählt würde. Dann würde z. B. gelb ſeyn können: die Vaſe, die obere Platte, die beiden kleinen Platten mit dem Eyerſtabe, größtentheils der Fries, das Innere des Ringes der großen Kreisverzierung, und die untere Platte. Hiernach kann man nun die Oefen conſtruiren, und ihnen mannigfaltige Verzierungen geben. — Was nun die Bequemlichkeiten der Stubenöfen betrifft, das heißt, daß ſolche eine Einrichtung erhalten haben, daß alle Abſichten, welche dabei erreichbar ſind, auch wirklich erreicht werden, beſonders diejenige: mit den wenigſten Koſten die Stuben und Säle zu heitzen, ſo kann man folgende Regeln hierbei gelten laſſen: 1) Muß jeder Ofen eine Einheitz- und dann auch eine Zugöffnung in den Schornſtein haben, damit die Luft durch den Ofen ziehen, und das Feuer brennen kann. 2) Muß man das Feuer ſo lange, als nur möglich iſt, in dem Ofen erhalten, alſo darin zirkuliren laſſen, damit dem Zimmer um ſo mehr Wärme mitgetheilt werde, und die Hitze nicht ſo geſchwind zum Schornſtein hinausfahren kann, welches viel Holz koſtet. Hierzu dienen nun in dem Ofen mehrere Züge, welche hin und her darin laufen, und die Hitze darin herumführen, ſo daß der Ofen gehörig erwärmt werden

kann. 3) Muß man einem Ofen ſo viele in die Säle und Zimmer gehende Flächen geben, als nur immer möglich iſt, damit die Stubenluft in ſo viel mehreren Flächen erwärmt, und dadurch deſto mehr am Holze erſpart werde. 4) Muß man die Oefen nicht zu nahe an die Thür ſetzen, damit die darum kreiſende warme Luft, bei dem Aufmachen der Thür, nicht durch die kalte zu ſehr getheilt, abgeführt, oder erkaltet werde. 5) Muß man die Oefen nicht zu nahe an die Wand, auch an keine ſpecifiſch ſchwereren Körper ſetzen, als die Stubenluft iſt, damit alle Wärme dieſer Luft, und nicht jenen Körpern mitgetheilt werde. 6) Muß man die Oefen nicht zu nahe an die Erde, hauptſächlich den Boden der Oefen auf keine Mauer ſetzen, damit die Hitze in dem Ofen dem Boden nicht mitgetheilt werde. Man ſetzt daher den Ofen auf einen hölzernen 1½ bis 2 Zoll hohen Kranz oder eine ſolche Einfaſſung, und macht nach der Stube hinein eine 5 bis 6 Zoll lange, und 1½ Zoll hohe Oeffnung, damit bei einem vielleicht vorkommenden Durchbrennen des Ofens die Dielen nicht angegriffen werden können, weil man das Feuer durch dieſe Oeffnung ſehen kann. 7) Muß man die Oefen nicht weit, ſondern ſchmal machen, damit nicht zu viel Hitze in ihnen ſtecken bleibe, ſondern ſolche der Stubenluft mehr mitgetheilt werde. 8) Muß die Materie des Ofens ſehr dicht ſeyn, oder eine große ſpecifiſche Schwere haben, weil eine ſolche Materie, wenn ſie gleich nur langſam warm wird, die Wärme länger an ſich hält, als eine leichtere, und deshalb hält man auch die eiſernen Oefen für vollkommener, als die irdenen oder thönernen. 9) Muß man die Oefen ſo ſtellen, daß allenfalls mehrere Oefen aus einem Einheitzungskamine geheitzt werden können. 10) Muß man die Oefen an dem Zugloche mit einer Klappe verſehen, damit man ſie, wenn das Holz zu Kohlen gebrannt iſt, zuſtellen oder zudrehen, und die Hitze im Ofen behalten kann. 11) Muß man hier die Zugöf-

große Zimmer. Die Maaße der viereckigen Oefen ist 1½ Fuß breit, 2 Fuß lang und 4 Fuß hoch, und 2 Fuß breit, 2½ bis 3 Fuß lang, und 5 bis 6 Fuß hoch in großen Zimmern; man findet aber die oben, S. 442, angeführte Höhe der viereckigen Oefen jetzt fast in allen Zimmern im Gebrauche. Da die schmalen Oefen am besten heitzen, weil keine Luft neben dem Feuer wegkommen kann, sondern durch die Flamme ziehen und solche anfachen muß, so giebt man dem Ofen in einem kleinen Zimmer eine inwendige Breite von 8 bis 9 Zoll, in einem mittelmäßigen Zimmer von 12 Zoll, in einem großen Zimmer oder Saal von 15 bis 18 Zoll. Die doppelte Breite des Ofens wird gemeiniglich zur Länge desselben genommen; es ist aber besser, wenn der Ofen 2½ mal so lang, als breit ist; in großen, langen Zimmern aber dreimal so lang, als breit. — Die Regeln der Festigkeit bei den Oefen sind folgende: 1) Müssen die Oefen auf einem festen Boden, wie schon oben bemerkt worden, stehen, und daher ist die jetzige Art der Stellung der Oefen auf einen Holzkranz, eine Holzeinfassung, derjenigen früheren, die auch noch hin und wieder gebräuchlich ist, sie auf hölzerne Füße zu setzen, bei weitem vorzuziehen, weil sie so einen festeren Stand erhalten, die hölzernen Füße aber durch den Wurm leicht so zerstört werden können, daß sie durch die Last des Ofens zusammenbrechen, und dieser einstürzt. — 2) Müssen alle Theile eines Ofens genau mit einander verbunden werden, damit er nicht auseinander fallen, und es auch im Zimmer nicht rauchen kann, welches geschehen würde, wenn die Fugen, welche die Kacheln zusammenhalten, nicht gehörig mit Lehm verschmiert und verkittet sind; daher auch das jedesmalige Nachschmieren oder Verkitten des Ofens im Herbste vor der Heitzung, weil nicht allein der daraus ziehende Rauch sehr unangenehm ist, sondern auch der feine Kohlendampf Nachtheil auf die Gesundheit hat. — 3) Muß die Materie der Oefen

halbes Klafter ladet. Dann iſt auch die Einrichtung eines Ofens zur Steinkohlenfeuerung ſehr einfach: ein Aſchenfall, nicht in den Kamin, ſondern in die Küche, auf die Flur, oder auf den Vorſaal frei herausgeführt, ein Roſt, ein Paar zweckmäßig eingerichtete Züge am Ofen, und ein verſchloſſener Kamin, oder ein unter der Rauchröhre verſchloſſener Schornſtein, iſt allein hinreichend, eine Feuerung zu verſchaffen, die nichts vom Steinkohlenrauche ſpüren läßt, und einen Ofen in einen wirklichen Sparofen umzuſchaffen; allein ungeachtet dieſes ſo leicht und einfach iſt, ſo hat die wirkliche Ausführung deſſelben dennoch manche Schwierigkeiten. Wird z. B. nach dem Lokale dieſe oder jene Abweichung und Veränderung in der Anlage erfordert, und nimmt der Maurer hierauf nicht Rückſicht, oder wird in einer Kleinigkeit des Techniſchen gefehlt, z. B. wenn die Roſtſtäbe nicht nach der Länge des Ofens gelegt werden, und die Aſche nur mühſam durch den Roſt geſtört werden kann, oder der Roſt zu hoch gelegt wird, und die Kohlen nicht nach dem Roſte hin zuſammenfallen, oder glaubt der Hauseigenthümer allein mit einem in den Ofen geſetzten Roſte das Beabſichtigte zu erreichen, ſo mißlingt der Verſuch, und Tauſende nehmen daran ein abſchreckendes Beiſpiel. Die Hauptſache bei dieſer Feuerung ſind zweckmäßig eingerichtete einfache Oefen, wie ſie ſchon von Chryſelius und Jachtmann auszuführen vorgeſchlagen worden (ſ. unter Ofen, Th. 104), und bei einem gut conſtruirten Ofen iſt es auch noch nöthig, daß der Schornſtein ſo conſtruirt iſt, daß er den Rauch gut ausführt, und daß ſolcher nicht durch irgend ein Hinderniß aufgehalten oder wohl gar zurückgeführt wird und in das Gebäude ſchlägt. Wird aber Alles genau bei dem Ofen und beim Schornſteine in der Aufführung beobachtet, ſo kann der Erſtere ſowohl von Eiſen, als auch von Kacheln ſeyn, er wird hier ſeine Dienſte ſehr gut leiſten. Die zur Heitzung mit Steinkohlen ein-

ber oder als kleine Thürchen daran unentbehrlich. Die Breite iſt 5 bis 7 Zoll und die Höhe 3 bis 5 Zoll. Die Rauchröhren müſſen nicht zu enge ſeyn, weil ſich ſonſt der Ruß leicht darin ſetzen und die Röhre verſtopfen kann; man macht ſie 6 bis 8 Zoll weit, und bei großen Oefen 9 bis 10 Zoll. Dann muß man dieſe Röhre nicht zu hoch anbringen, weil ſonſt die mehrſte Hitze, die im Ofen bleiben ſoll, ohne Nutzen in den Schornſtein zieht, und dergleichen Oefen viel Holz erfordern.

Die Heitzung der Oefen geſchieht mit Holz, Torf, Steinkohlen und Lohkuchen. In den Gegenden, wo viel Holz, große Wälder davon, und Torf vorhanden iſt, werden dieſe Feuerungsmaterialien zur Heitzung verbraucht, dagegen wieder in andern, wo Mangel daran iſt, oder das Holz zu andern Zwecken nöthiger gebraucht wird, aber Steinkohlen vorhanden ſind, da werden dieſe zur Feuerung benutzt. Die Lohkuchen werden nur hin und wieder als Feuerungsmaterial angewendet, kommen jedoch als ein ſolches nicht beſonders in Betrachtung. Ueber die Holzfeuerung und die verſchiedenen Gattungen des Holzes, die dazu benutzt werden, und deren Brennkraft, iſt ſchon unter Holz, Th. 24, und unter Ofen, Th. 104, das Nöthige geſagt worden, und was den Torf angeht, ſo handelt darüber der Art. Torf, unter T., und was die Lohkuchen betrifft, ſo ſehe man den Art. Lohkuchen, Th. 80, S. 231, nach; nur über die Stubenheitzung mit Steinkohlen kann hier noch Etwas geſagt werden. In den Gegenden, wo, wie ſchon oben bemerkt worden, das Holz zum Brennen rar, und daher koſtbar und theuer iſt, dagegen aber Steinkohlenbergwerke vorhanden ſind, da können dieſe dem Mangel an Holze abhelfen, und ſehr gut zur Heitzung der Oefen benutzt werden, da ſechs bis acht Scheffel Steinkohlen ſo viel wirken, als ein ſechsfüßiges Klafter Holz, und ein vierſpänniger Wagen voll Steinkohlen (15 Scheffel), an Holz aber oft nur ein

halbes Klafter ladet. Dann iſt auch die Einrichtung eines Ofens zur Steinkohlenfeuerung ſehr einfach: ein Aſchenfall, nicht in den Kamin, ſondern in die Küche, auf die Flur, oder auf den Vorſaal frei herausgeführt, ein Roſt, ein Paar zweckmäßig eingerichtete Züge am Ofen, und ein verſchloſſener Kamin, oder ein unter der Rauchröhre verſchloſſener Schornſtein, iſt allein hinreichend, eine Feuerung zu verſchaffen, die nichts vom Steinkohlenrauche ſpüren läßt, und einen Ofen in einen wirklichen Sparofen umzuſchaffen; allein ungeachtet dieſes ſo leicht und einfach iſt, ſo hat die wirkliche Ausführung deſſelben dennoch manche Schwierigkeiten. Wird z. B. nach dem Lokale dieſe oder jene Abweichung und Veränderung in der Anlage erfordert, und nimmt der Maurer hierauf nicht Rückſicht, oder wird in einer Kleinigkeit des Techniſchen gefehlt, z. B. wenn die Roſtſtäbe nicht nach der Länge des Ofens gelegt werden, und die Aſche nur mühſam durch den Roſt geſtört werden kann, oder der Roſt zu hoch gelegt wird, und die Kohlen nicht nach dem Roſte hin zuſammenfallen, oder glaubt der Hauseigenthümer allein mit einem in den Ofen geſetzten Roſte das Beabſichtigte zu erreichen, ſo mißlingt der Verſuch, und Tauſende nehmen daran ein abſchreckendes Beiſpiel. Die Hauptſache bei dieſer Feuerung ſind zweckmäßig eingerichtete einfache Oefen, wie ſie ſchon von Chryſelius und Jachtmann auszuführen vorgeſchlagen worden (ſ. unter Ofen, Th. 104), und bei einem gut conſtruirten Ofen iſt es auch noch nöthig, daß der Schornſtein ſo conſtruirt iſt, daß er den Rauch gut ausführt, und daß ſolcher nicht durch irgend ein Hinderniß aufgehalten oder wohl gar zurückgeführt wird und in das Gebäude ſchlägt. Wird aber Alles genau bei dem Ofen und beim Schornſteine in der Aufführung beobachtet, ſo kann der Erſtere ſowohl von Eiſen, als auch von Kacheln ſeyn, er wird hier ſeine Dienſte ſehr gut leiſten. Die zur Heitzung mit Steinkohlen ein-

nach dem Ofenloche zuschiebt, so daß er auf der vollen Glut schnell durchbrennen kann; dann schließt man die Klappe. Mit den übrigen Feuerungsmaterialien macht man es eben so, sie müssen alle hohl gelegt werden, um gehörig durchbrennen zu können; denn dieses ist durchaus erforderlich, um einen guten Brand, und eine reine Glut zu erhalten, um die Klappe schließen und so das Zimmer oder die Stube gehörig erwärmen zu können.

Stubenofenheitzung, s. den vorhergehenden Artikel.

Stubenpapagey, nennt man die grünen Papageyen, die man in messingenen Bauern in den Zimmern aufhängt. Auch die andern Papageyen kann man hierher zählen, nur kommen sie seltener vor, weil sie theurer sind, wie z. B. die Kakadus, Loris, Aras ꝛc., und da die ersten Papageyen, die zu uns kamen, die gewöhnlichen grünen waren, so hat man diesen vorzugsweise den Namen Stubenpapageyen gegeben. Man hat für sie besonders eingerichtete messingene Bauer, die weit größer, als die gewohnlichen sind, und die in der Mitte einen messingenen Ring haben, worin der Papagey sitzen und sich wiegen kann, welches er sehr gern thut. Hölzerne Bauer sind bei diesem Vogel nicht anzuwenden, weil sie einen sehr dicken und scharfen Schnabel haben, womit sie leicht Steinfrüchte zerbrechen, also auch leicht die hölzernen Stäbe des Käfigs zerbrechen können, da sie hauptsächlich sehr gern klettern, also auch diese Stäbe berühren, und mit dem Schnabel zum Holze kommen.

Stubenschabe, Blatta orientalis, eine Art Schaben, welche aus dem Oriente in Europa eingewandert, und in den Häusern sehr gemein ist. Sie ist dunkel rothbraun, unten hell. Die Weibchen sind flügellos, mit sehr kurzen Flügeldecken. Die Eyer sind in einer länglichen Kapsel eingeschlossen, die einige Zeit nach dem Legen an der Seite aufspringt, wo die Jungen dann

hervorbrechen. Dieſe Schabe ſoll nach Einigen aus Oſtindien, nach Andern aus Amerika ſtammen.

Stubenſchlüſſel, zum Unterſchiede der übrigen Schlüſſel eines Hauſes oder einer Wohnung, nämlich des Haus-, Küchen-, Keller-, Boden- ꝛc. Schlüſſels, ein Schlüſſel, welcher ein Stubenſchloß öffnet, zu einem Stubenſchloſſe gehört; ſ. unter Schloß, Th. 146.

Stubenſchwitzer, ſ. Stubenſitzer.

Stubenſitzer, Stubenſchwitzer, ſ. Stubenhocker. Ueberhaupt verſteht man unter dieſer Benennung Jemand, der nicht gern ſeine Stube verläßt, ſich ſo an dieſelbe gewöhnt hat, daß er nur mit vieler Mühe zu einer Ausflucht aus derſelben zu bringen iſt; ſie iſt ihm lieb geworden, und ſo lieb, daß er ſich nur darin behaglich fühlt, nur darin ſeine Freuden und Leiden den Wänden klagt, wenn er nämlich monologiſirt oder ſich in Selbſtgeſprächen verliert. Gewiß eine ſehr verzeihliche Gewohnheit, die Alles fern läßt, was Hoffahrt, Neid, Mißgunſt, Verläumdungen ꝛc. in ſeinem Gefolge hat.

Stubenthür, die Thür in der Stube einer Wohnung, durch die man aus- und eingeht, zum Unterſchiede der Haus-, Keller-, Boden- ꝛc. Thür. Die alſo in ſo fern von den genannten Thüren verſchieden iſt, daß ſie eine andere Geſtalt hat, eine gewiſſe Größe und Breite, die für die Stuben- oder Zimmerbewohner paßt. Wie hoch und breit eine Stubenthür ſeyn muß, iſt ſchon oben, unter Stube, angezeigt worden, und auch in dem Art. Thür, unter T, wird noch weiter davon die Rede ſeyn.

Stubenuhr, eine hölzerne Wanduhr, die in einer Stube aufgehängt wird, zum Unterſchiede der Taſchenuhr, die man in der Taſche trägt, der Spieluhr, die in Doſen, Ringen, auch in Schränken oder Spinden angebracht worden; der Thurmuhr, die in einem Thurme angebracht worden ꝛc. Was über die Stubenuhren, die man in verſchiedenen Größen hat und

wozu auch die Stutzuhren gehören, gesagt werden kann, wird unter Uhr, in U., vorkommen.

Stubenvögel, Hausvögel, Aves domesticae, Vögel, welche man im Hause oder in der Stube wegen ihres Gesanges oder sonstigen Eigenschaften hält oder zieht. Man theilt die Stubenvögel in Gesangvögel oder Singevögel, und in Sprech-, Zier- oder Paradevögel. Dann theilt man die Singevögel in eigentliche Sänger, welche nur selten einen andern Gesang annehmen, als den ihnen eigenthümlichen, und in nachahmende Singevögel, die zwar auch singen, ihren angenehmen und mitunter sehr schönen Gesang haben, aber auch den Gesang anderer Vögel, mit denen sie in der Stube zusammen sind, leicht nachahmen, auch Einige von ihnen noch die ihnen durch eine Drehorgel vorgespielten Stücke nachpfeifen lernen. Zu den eigentlichen Gesangvögeln oder Sängern gehören die Motacillen oder Grasmückenarten, auch Dünnschnäbler genannt, Motacillae, Fr. Becsfins, die sich besonders wegen ihres dünnen Schnabels auszeichnen; in einigen neuern Werken werden sie bloß unter dem Namen der Sänger aufgeführt, und mit dem Lateinischen Namen: Sylviae belegt. Hierzu gehört der vorzüglichste aller Singevögel: die Nachtigall, nämlich der Rothvogel, Sylvia luscinia, und der Sprosser, Sylvia Philomela, (s. den Artikel Nachtigall, Th. 100, S. 139 u. f.); dann die verschiedenen Grasmückenarten, wie z. B. die Mönchsgrasmücke, Sylvia s. Motacilla atricapilla, die Zaungrasmücke, das Müllerchen, Sylvia s. Motacilla curruca, die Dorngrasmücke, Sylvia s. Motacilla cinerea ꝛc. ꝛc. (s. unter Nachtigall, Th. 100, S. 227 u. f., und unter Grasmücke, Th. 19, S. 776. u. f.); das Rothkehlchen, Sylvia s. Motacilla rubecula (s. Th. 127. S. 776 u. f.); das Rothschwänzchen, der Gartenrödling, Sylvia s. Motacilla

phoenicurus (ſ. Th. 128, S. 12 u. f.); das Blaukehlchen, Sylvia s. Motacilla suecica (ſ. unter Rothkehlchen) ꝛc. Ferner die Lerchen, Alaudae, mit faſt geradem Schnabel, als die Feldlerche oder gemeine Lerche, Alauda arvensis, die Heidelerche, Alauda arborea, die Haubenlerche oder Schopflerche, Alauda cristata (ſ. unter Lerche, Th. 77, S. 166 u. f.) ꝛc. Die Pieper, Anthi, mit einem langen, vorn zuſammengedrückten, pfriemenförmigen Schnabel, als der Baumpieper oder die Baumlerche, Anthus arboreus, der Wieſenpieper, die Zipplerche, Anthus pratensis (ſ. unter Lerche, Th. 77) ꝛc. Die Lerchen ſind zwar ſehr gute Sänger, aber keine ſo gute Stubenvögel, eines Theils weil ſie ſehr unruhig in ihrem Käfiche ſind, und andern Theils, weil ihre Nahrung eine eigene Bereitung erfordert, die etwas mühſam iſt, da ſie immer wieder auf jeden Tag friſch gemacht werden muß. Zu der oben angeführten zweiten Abtheilung der Singevögel gehören eine große Anzahl, die in den Stuben oder Zimmern gehalten werden können, und ſich durch ihren ſtarken kegelförmigen Schnabel ꝛc. auszeichnen, wie z. B. der Canarienvogel, Fringilla Canaria (ſ. Th. 7, S. 576 u. f.), der Stieglitz, Fringilla carduelis (ſ. Th. 174, S. 69 u. f.), der Hänfling, Fringilla cannabina (ſ. Th. 20, S. 686 u. f.), der Zeiſig, Fringilla spinus (ſ. unter Z.), der Grünling, Grünhänfling, Fringilla chloris (ſ. Th. 20, S. 215 u. f.), der Gimpel oder Dompfaff, Fringilla pyrrhula (ſ. Th. 18, S. 235 u. f.), der gemeine oder Buchfink, Fringilla coelebs (ſ. Th. 13, S. 415 u. f.), der Bergfink oder Schneefink, Fringilla montifringilla (ſ. daſ., S. 419), der Goldammer oder Emmerling, Emberiza citrinella (ſ. Th. 10, S. 784 u. f.), die Schwarzdroſſel, Turdus merula (ſ. Th. 1, S. 702 u. f.), die Miſtelbroſſel, Turdus viscivorus (ſ. Th. 92, S. 10 u. f.), die Sing-

wozu auch die Stutzuhren gehören, gesagt werden kann, wird unter Uhr, in U., vorkommen.

Stubenvögel, Hausvögel, Aves domesticae, Vögel, welche man im Hause oder in der Stube wegen ihres Gesanges oder sonstigen Eigenschaften hält oder zieht. Man theilt die Stubenvögel in Gesangvögel oder Singevögel, und in Sprech-, Zier- oder Paradevögel. Dann theilt man die Singevögel in eigentliche Sänger, welche nur selten einen andern Gesang annehmen, als den ihnen eigenthümlichen, und in nachahmende Singevögel, die zwar auch singen, ihren angenehmen und mitunter sehr schönen Gesang haben, aber auch den Gesang anderer Vögel, mit denen sie in der Stube zusammen sind, leicht nachahmen, auch Einige von ihnen noch die ihnen durch eine Drehorgel vorgespielten Stücke nachpfeifen lernen. Zu den eigentlichen Gesangvögeln oder Sängern gehören die Motacillen oder Grasmückenarten, auch Dünnschnäbler genannt, Motacillae, Fr. Becsfins, die sich besonders wegen ihres dünnen Schnabels auszeichnen; in einigen neuern Werken werden sie bloß unter dem Namen der Sänger aufgeführt, und mit dem Lateinischen Namen: Sylviae belegt. Hierzu gehört der vorzüglichste aller Singevögel: die Nachtigall, nämlich der Rothvogel, Sylvia luscinia, und der Sprosser, Sylvia Philomela, (s. den Artikel Nachtigall, Th. 100, S. 139 u. f.); dann die verschiedenen Grasmückenarten, wie z. B. die Mönchsgrasmücke, Sylvia s. Motacilla atricapilla, die Zaungrasmücke, das Müllerchen, Sylvia s. Motacilla curruca, die Dorngrasmücke, Sylvia s. Motacilla cinerea ꝛc. ꝛc. (s. unter Nachtigall, Th. 100, S. 227 u. f., und unter Grasmücke, Th. 19, S. 776. u. f.); das Rothkehlchen, Sylvia s. Motacilla rubecula (s. Th. 127, S. 776 u. f.); das Rothschwänzchen, der Gartenröthling, Sylvia. s. Motacilla

phoenicurus (ſ. Th. 128, S. 12 u. f.); das Blaukehlchen, Sylvia s. Motacilla suecica (ſ. unter Rothkehlchen) ꝛc. Ferner die Lerchen, Alaudae, mit faſt geradem Schnabel, als die Feldlerche oder gemeine Lerche, Alauda arvensis, die Heidelerche, Alauda arborea, die Haubenlerche oder Schopflerche, Alauda cristata (ſ. unter Lerche, Th. 77, S. 166 u. f.) ꝛc. Die Pieper, Anthi, mit einem langen, vorn zuſammengedrückten, pfriemenförmigen Schnabel, als der Baumpieper oder die Baumlerche, Anthus arboreus, der Wieſenpieper, die Zipplerche, Anthus pratensis (ſ. unter Lerche, Th. 77) ꝛc. Die Lerchen ſind zwar ſehr gute Sänger, aber keine ſo gute Stubenvögel, eines Theils weil ſie ſehr unruhig in ihrem Käfiche ſind, und andern Theils, weil ihre Nahrung eine eigene Bereitung erfordert, die etwas mühſam iſt, da ſie immer wieder auf jeden Tag friſch gemacht werden muß. Zu der oben angeführten zweiten Abtheilung der Singevögel gehören eine große Anzahl, die in den Stuben oder Zimmern gehalten werden können, und ſich durch ihren ſtarken kegelförmigen Schnabel ꝛc. auszeichnen, wie z. B. der Canarienvogel, Fringilla Canaria (ſ. Th. 7, S. 576 u. f.), der Stieglitz, Fringilla carduelis (ſ. Th. 174, S. 69 u. f.), der Hänfling, Fringilla cannabina (ſ. Th. 20, S. 686 u. f.), der Zeiſig, Fringilla spinus (ſ. unter Z.), der Grünling, Grünhänfling, Fringilla chloris (ſ. Th. 20, S. 215 u. f.), der Gimpel oder Dompfaff, Fringilla pyrrhula (ſ. Th. 18, S. 235 u. f.), der gemeine oder Buchfink, Fringilla coelebs (ſ. Th. 13, S. 415 u. f.), der Bergfink oder Schneefink, Fringilla montifringilla (ſ. daſ., S. 419), der Goldammer oder Emmerling, Emberiza citrinella (ſ. Th. 10, S. 784 u. f.), die Schwarzdroſſel, Turdus merula (ſ. Th. 1, S. 702 u. f.), die Miſtelbroſſel, Turdus viscivorus (ſ. Th. 92, S. 10 u. f.), die Sing-

drossel, Tardus musicus (s. Th. 9, S. 641), der Pirol, Oriolus galbula (s. Th. 39, S. 198) ꝛc. — Zu den Sprech-, Zier- oder Paradevögeln gehört: der Staar, Sturnus vulgaris (s. Th. 162, S. 244 u. f.), die Dohle, Corvus monedula (s. Th. 9, S. 257 u. f.), der Rabe, Corvus corax (s. Th. 120, S. 192 u. f.), die Elster, Corvus Pica (s. Th. 10, S. 768 u. f.), der Eichelheher oder Holzschreier, Nußheher, Corvus glandarius (s. Th. 20, S. 637 u. f.), der Papagey, Psittacus (s. Th. 106, S. 416 u. f.), die Wachtel, Perdix coturnix (s. Wachtel, unter W.), der Reisvogel, Fringilla oryzivora (s. Th. 122, S. 284), die Kohlmeise, Parus major, die Blaumeise, Parus coeruleus (s. unter Meise, Th. 88, S. 4 u. f.), der Europäische Eisvogel, Alcedo ispida (s. Th. 10, S. 540 u. f.), das Goldhähnchen, Regulus flavicapillus (s. Th. 19, S. 529), der Zaunkönig, Troglodytes parvulus (s. Zaunkönig, unter Z.) ꝛc. — Die oben angeführten Vögel sind die bekanntesten Stubenvögel. Es giebt nun noch mehrere, die in den Stuben gezogen werden, und gezogen werden können, worüber man Auskunft in Bechsteins Naturgeschichte der Stubenvögel ꝛc. erhält, der den Stubenvögeln besonders seine Aufmerksamkeit gewidmet hat. Von den oben angeführten Vögeln lernen folgende Melodien nachpfeifen: der Canarienvogel, der Dompfaff, der Staar ꝛc. ꝛc., und der Stieglitz, Zeisig und die eben erwähnten Vögel lassen sich auch zu allerlei kleinen Kunststücken abrichten, so wie der Staar, der Rabe, die Dohle, die Elster, der Papagey Wörter nachsprechen lernen, und dadurch in den Zimmern sehr viel Spaß machen, auch durch ihre drolligen Gebehrden. In den Zimmern der Großen, Vornehmen und Reichen, besonders aber der Damen, findet man den Canarienvogel, den Dompfaff, wenn ihm Stücke nachpfeifen gelehrt worden, den Reisvogel, den Papa-

gey und einige andere ausländiſche Vögel ihres Gefieders wegen; dann die Nachtigall, und auch wohl den Stieglitz; nur beſondere Vogelliebhaber halten ſich einen großen Theil von den oben angeführten Singe- ꝛc. Vögeln in einem Vogelhauſe oder einer Volière, oder auch in einem großen, beſonders dazu eingerichteten Käſich, der mit Draht geflochten oder durchzogen iſt, da Holzſtäbe nicht nur einen Käſich verfinſtern, ſondern man auch die Vögel wegen dieſer Stäbe nicht gut ſehen kann, alſo auch der Genuß, den man hierdurch hat, verloren geht. Ein ſolches Vogelhaus in einer Stube beſteht aus einem länglichen Viereck, 5 bis 5½ Fuß Länge, 2½ Fuß Breite, und 4½ bis 5 Fuß Höhe, ſo daß ein ſolcher Käſich durch die Stuben- oder Zimmerthür einer jeden Wohnung leicht getragen werden kann. Das äußere Geſtell oder die vier Hauptſtäbe oder Pfoſten des Käſichs werden von gutem feſten Holze gemacht, eben ſo der oben herumlaufende hölzerne Kranz, der die Dicke der Pfoſten hat, und in ſolche gezapft worden, ebenſo die drei rundherum durchlaufenden dünnen Stäbe des Bauers, die auch in die Pfoſten eingezapft ſind, und wodurch der Draht oder die Drahtſtäbchen gehen, wie Fig. 9047 zeigt. Ungefähr 1 Zoll von der Erde iſt der Boden des Käſichs, der an dem unten herumlaufenden hölzernen 2½ Zoll hohen Kranze von feſtem ½ Zoll dicken Holze mit Nägeln befeſtiget iſt. Dieſer hölzerne Kranz beſteht aus vier einzelnen 2½ Zoll hohen und ½ Zoll dicken Bretterchen nach der Länge und Breite des Käſichs, die in die Pfoſten eingezapft ſind. Nur vorn in der Längenſeite bildet das eine Brett einen Rahmen von ½ Zoll Breite, wodurch ein Kaſten den Boden entlang geſchoben werden kann, der die Breite oder vielmehr Länge der Rahmöffnung, alſo beinahe des Kaſtenbodens hat, und der dazu dient, alle Unreinigkeiten der Vögel und der Fütterung aufzunehmen, und deshalb auch dick mit Sand beſtreuet iſt. Die Einfaſſung die-

ſes offenen Kaſtens darf nur 1 Zoll hoch ſeyn. Fig. 9048 zeigt dieſen Kaſten. Um nun dieſen Kaſten und die noch übrig bleibende Oeffnung zu verdecken, iſt daran ein langes Brettchen als Klappe angebracht, die durch zwei ſtarke Drahtheſpen oben gehalten wird, ſo daß man die Klappe aufſchlagen kann, wenn man den Kaſten zum Reinigen heraus ziehen will, und ihn auch eben ſo wieder verſchließen kann, wenn er hinein geſchoben worden iſt, das heißt, man klappt oder läßt dieſelbe dann herab, und durch einen Haken an der Klappe und einer Oeſe am Boden wird ſie dann befeſtiget oder geſchloſſen, ſo wie man auch, wenn der Kaſten zum Reinigen herausgenommen worden iſt, damit die Oeffnung ſchließen kann. Das Holzwerk dieſes Vogelhauſes oder großen Käfichs kann man nun mit grüner Oelfarbe anſtreichen, wodurch es Anſehen erhält. Man kann auch den Ausgang der Pfoſten nach oben mit einer Spitze, einem Knopf, oder ſonſt etwas verzieren, und ſolchem eine rothe oder andere zum Grün paſſende Farbe geben, wodurch das Ganze mehr Anſehen erhält. Die Freß- oder Futter- und die Trink- oder Saufnäpfchen kann man nun durch den ausgebogenen Draht mit ihren Haken auf die hölzernen Stäbe hängen, wie es bei den übrigen Bauern gewöhnlich geſchieht, oder man läßt ſich vom Klempner Kaſten von Blech von 1½ bis 2 Zoll Höhe, 1½ Zoll Breite, und 3 bis 4 Zoll Länge machen, worein man das Futter ſchüttet und auch das Saufen gießt, und es unten auf den Boden des Käſichs ſo ſtellt, daß es nicht von den Vögeln beſchmutzt werden kann. Man kann nun zwei Freßnäpfe und zwei Saufnäpfe von dieſer Art hinein ſtellen. In den einen Futternapf kann man gequetſchten Hanf ſchütten, und in den andern andere Sämereien, welche die Vögel auch gern freſſen (ſ. weiter unten). Die ſchon oben angezeigte Fig. 9047 zeigt nun ein ſolches Stubenvogelhaus, oder einen ſolchen großen Stubenvogelkäſich. a a a a ſind die vier Pfoſten oder

Hauptſtäbe, und bbbb die Zwiſchenſtäbe zu allen Seiten, welche den Grundbau oder das Gerüſt des Bauers oder Käſichs bilden. Der durchlaufende Draht iſt hier ſichtbar, und nicht weiter zu bezeichnen. c c iſt der herumgehende Kranz, woran der Boden mit Nägeln, wie ſchon oben erwähnt worden, befeſtiget iſt; d iſt vorn die Klappe zur Decke des Kaſtens Fig. 9048; e in Figur 9047 zeigt die Oeffnungen zu den Futter- und Saufnäpfchen; f ſind die Spring-Stäbe der Vögel; g zeigt die Decke des Käſichs, oder vielmehr den hölzernen Kranz oder die hölzerne Faſſung, wodurch die Decke gebildet wird, durch welche in der Mitte ein Stab hindurchgeht, wodurch der Draht gezogen wird. Dieſe gewölbte Decke kann man nun mit hellgrüner Leinwand oder hellgrünem Seidenzeuge überziehen, weil die Vögel gern unter einem ſolchen Gewölbe, gleich dem Laubgrüne der Bäume, ſitzen. Daher iſt es auch nöthig, noch oben einige querlaufende Sitzhölzer oder Stangen anzubringen, weil ſie gern unter einem ſolchen Schutzdache ſchlafen. In einem ſolchen Vogelhauſe muß man die Stäbe ſo anbringen, daß in der Mitte noch ein großer Raum bleibt, in welchem die Vögel umher fliegen können, das ſonſt nicht ſo frei geſchehen könnte, wenn Stäbe auch in der Mitte durchliefen und dieſes behinderten. — In ein ſolches Vogelhaus kann man jedoch nur gleichartige Vögel bringen, nicht ungleichartige, ſowohl in Hinſicht ihrer Größe und Stärke, als auch der Fütterung. Zuſammen paſſen hier: Canarienvögel, Stieglitze, Hänflinge, Zeiſige, Dompfaffen ꝛc., oder Droſſeln, Ammern oder Emmerlinge, Finken, Grünlinge ꝛc., oder Grasmücken, Rothkehlchen, Blaukehlchen ꝛc. Die Kohlmeiſe darf gar nicht unter dieſe Vögel gebracht werden, weil ſie die Vögel tödtet, beſonders wenn ſie hungrig iſt, und ſich an weit größere Vögel wagt, als ſie ſelbſt iſt (ſ. den Art. Meiſe, Th. 88, S. 6.). Dieſen Vogel, wenn man ihn wegen ſeines Geſanges und ſeines Gefieders halten will,

muß man in einen eigenen Käfich ſperren, der von Draht iſt, weil er die hölzernen Stäbe mit ſeinem ſcharfen und ſpitzigen Schnabel zerſtören würde, da er im Bauer eben ſo gut umherklettert, wie im Freien. — Durch das Zuſammenſperren oder Zuſammenwerfen der gleichartigen Vögel vermeidet man nicht nur die ernſtlichen Neckereyen, da die andern doch nicht ausbleiben, ſondern auch die Bösartigkeit der größeren und ſtärkeren gegen die kleineren, die ſie oft zum größten Nachtheile ausüben, indem ſie ſolche oft ſo zerzauſen oder ihnen die Federn ausrupfen, daß ſie an den dadurch erhaltenen Wunden ſterben, indem ſie ſich durch den immerwährenden Anfall ſo bald nicht erholen können, da der Raum ihrer gemeinſamen Wohnung doch zu beengt iſt, um dieſen Anfällen ausweichen zu können. Auch ſind einige größere Vögel, wie z. B. die Emmerlinge, heimliche Verfolger der kleineren Vögel in einem Vogelhauſe, und laſſen ihre Tücke recht kräftig fühlen. — Da nun ſchon oben über ein Stubenvogelhaus oder einen großen Stubenkäfich das Nöthige geſagt worden, ſo wird hier nun noch nöthig ſeyn, über die Einrichtung der Vogelkäfiche oder Bauer in den Stuben oder Zimmern noch etwas zu ſagen, beſonders in Hinſicht ihrer zweckmäßigen Einrichtung zum Wohle ihrer Bewohner, der Vögel. Wenn man Vogelbauer kauft, oder ſie anfertigen laſſen will, ſo muß man Rückſicht auf die Art und die Eigenſchaft derjenigen Vögel nehmen, für die ſie beſtimmt ſind. Als allgemeine Regel gilt, daß ein Käfich für einen Vogel weder zu groß, noch zu klein ſey, eher kann aber das Erſtere ſeyn, als das Letztere; denn ſind ſie zu klein, ſo daß der Vogel ſich darin nicht recht bewegen kann, ſo nutzen ſich nicht nur die Federn ab, durch das immerwährende Anſtreifen der Federn an die Stäbchen oder Drähte beim Hin- und Herhüpfen, ſondern da der Vogel auch ſehr wenig Bewegung haben kann, ſo wird er, wenn er beſondere Anlagen zum Fettwerden hat, wie die Ammern, Droſ-

ſen ꝛc., ſehr bald zu fett, ſo daß er mit dem Singen aufhört, oder doch nur ſehr abgebrochen und ſparſam ſingt, weil ihm der Geſang durch die beengte Luft zu beſchwerlich wird; auch bleibt er dann nicht ſo munter, wird verdrießlich, indem er die Gefangenſchaft um ſo mehr fühlt, und zehrt auch oft ab. Es darf nur noch hinzu kommen, daß man ihn mehrere Male zu füttern und ihm auch Saufen zu geben vergißt; er frißt und ſäuft dann mit einem gewiſſen Heißhunger, einer unnatürlichen Eßluſt, die ein Zeichen einer baldigen Abzehrung iſt, wenn man nicht ſchnell dazu thut. Schon mancher ſchöne Sänger iſt auf dieſe Weiſe geopfert worden. Sind die Bauer wiederum zu groß für einen einzelnen Vogel, ſo wird er ſich darin wieder zu häufig bewegen, und wenn er gern klettert, an den Sproſſen oder den Drähten des Bauers herumklettern, ſich ſtets daran etwas zu thun machen, und wenig ſingen, da ihn dieſe häufige Bewegung abmattet. Für größere Vögel, z. B. für den Staar, die Amſel, den Kernbeiſſer ꝛc., iſt es beſſer, wenn der Boden des Käfichs doppelt iſt, oder einen Kaſten hat, wie oben bei dem Vogelhauſe angeführt worden, weil er dann beſſer gereiniget werden kann, indem man jenen herausziehen kann. Doppelte Boden von anderer Bauart, wie man ſie auch hat, ſind nicht zu empfehlen, wenn man ſie gleich anpreiſet, weil der dabei beabſichtigte Zweck doch nicht ganz erreicht wird, nämlich, zu dem obern Boden bloß querlaufende Sproſſen zu nehmen, damit die Excremente des Vogels durchfallen, und ſich derſelbe bei ſeinem Hin- und Herflattern nicht beſudeln kann. Die Excremente fallen aber auch auf die Sproſſen und ſetzen ſich daran feſt, und ſo wird dieſer Zweck nicht ganz erreicht; beſſer wird er daher durch die oben angeführten Kaſten erreicht, die man ein paarmal in der Woche ausziehen und reinigen kann, ohne daß der Vogel dabei im Käfiche beunruhiget wird. Bei der doppelten Bodeneinrichtung mit Sproſ-

ſei, muß der untere Boden doch ſo eingerichtet werden, daß er herausgezogen werden kann; es muß alſo auf Leiſten liegen, und dieſe hölzchen muß man ſo anbringen, daß nicht Schmutz durch auf in die Stube fallen kann; auch muß ſich der Sand wegſchütten, und hinten muß ein Stückchen Holz herausſtehen oder erhöhet es doch ſehr, ſo daß man mit dem Käfiche ſtets hin- und herrütteln muß, um den Kaſten von dem ſich darauf geſetzten Sande befreien, und ihn herausziehen zu können. Die Einrichtung mit einem Kaſten auf dem Boden zum Ausziehen iſt aber ſehr zweckmäßig, und auch bei den Käfichen für kleinere Vögel zu empfehlen, das heißt, die eine ſolche Einrichtung haben, daß man ihn anbringen kann; denn bei runden Käfichen möchte es wohl nicht angehen, nur bei viereckigen. — Die Geſtalt der Käfiche iſt übrigens rund (glockenförmig) und viereckig, und Letztere entweder ein Quadrat, oder ein längliches Viereck. Von den Käfichen zu kleineren Vögeln ſind diejenigen, welche für Kanarienvögel, Stieglitze, Hänflinge, Zeiſige ꝛc. beſtimmt ſind, viereckig, und für Nachtigallen, Grasmücken, Rothbärte ꝛc. hat man länglich viereckige, die etwas größer ſind, wie ſie Fig. 9049 zeigt. Auch wählt man bei dieſen Vögeln zu den Wänden des Käfichs ein hölzernes Gitterwerk mit runden Stäbchen in verhältnißmäßigen Zwiſchenräumen, weil dieſe Vögel gern die Einſamkeit und den Schatten lieben, alſo gern etwas dunkel ſitzen, weshalb man auch die Nachtigallenbauer, und auch diejenigen der Grasmücken und Rothbärte noch mit grüngefärbter Leinwand behängt oder verhängt, damit ſie recht dunkel ſitzen und nicht geſtört werden. Auch wählt man zur Decke des Bauers bei dieſen Vögeln grüngefärbte Leinwand, die man darüber nagelt, damit die Vögel beim Auffliegen in dem dunkeln Käfich ſich nicht den Kopf zerſtoßen. Die Wände der Käfiche zu den andern Vögeln beſtehen aus einem Geflechte von Metalldrahte, oder aus einem Gitterwerke von

Drahtſtangen, damit ſie ſich mehr umſehen können, da ſie mehr das Freie lieben; auch hat der Beſitzer derſelben ſelbſt einen höheren Genuß, indem er ſie deutlicher ſehen kann, als in den Käſichen mit Holzſtäbchen, die den Vogel im Zimmer beim Hin- und Herſpringen nur ſehr wenig durchblicken laſſen; denn ſie machen den innern Raum dunkel, um ſo mehr, da der entgegengeſetzte Schatten von der Holzſtäbchenwand, die der entgegen iſt, vor welcher man ſteht und hineinblickt, das Dunkel vermehrt, welches aber bei den Drahtſtängelchen wegfällt, die viel zu dünn ſind, um einen ſolchen Schatten zu erzeugen. Der Vogel tritt alſo hier in ſeiner ganzen Geſtalt und mit ſeinen Farben hervor, und noch beſſer, wenn man zu dem Flechtwerke oder zu den Drahtſtängelchen nicht Meſſing-, ſondern Eiſendraht wählt, der wegen ſeiner grauen oder ſchwarzen Farbe nicht den Anblick ſtört, wie es der gelbe glänzende Meſſingdraht thut. Das Flechten der Drahtbauer geſchieht netzförmig, oder auch auf die Weiſe, wie Töpfe mit Draht geflochten werden, ſo daß die Löcher nur eine ſolche Größe erhalten, daß ſich der Vogel nicht durchdrängen kann. Die Decken der Käſiche werden am beſten gewölbt, beſonders der Drahtbauer; nur die ſchon oben erwähnten Käſiche der Nachtigallen, Grasmücken ꝛc. erhalten eine flache Decke von Leinwand, wie es oben beſchrieben worden. Fig. 9050 zeigt eine geflochtene Wand eines Drahtbauers, wie die Flechtung darnach durchgängig geſchehen muß. Die oben gewölbten Drahtkäſiche und auch Käſiche von Holzſtäben, müſſen, wenn ſie ins Freie gehängt werden, mit Leinwand, Pappe ꝛc. bedeckt werden, damit die Sonnenſtrahlen nicht auf den Vogel fallen können, auch überhaupt den Käſich nicht zu ſehr erwärmen, welches Nachtheil auf den Vogel hat. Auch macht das zu grelle Licht oftmals die Vögel drehend; denn da die in den Käſich eingeſperrten Vögel ſich gewöhnen mit den Beinen an die Decke zu hängen, und den Kopf immer

rückwärts zu ziehen, welches besonders die Zeisige, Hänflinge ꝛc. thun, um einen Ausgang zu suchen, oder auch nur, um sich zu beschäftigen, so fallen sie nicht selten herab, wenn der Glanz des Lichtes auf sie trifft. — Um nun hier noch etwas näher auf die Bauer oder Käfiche einzugehen, wird es nöthig seyn, die besonderen Gestalten und Einrichtungen einiger Käfiche, welche am häufigsten vorkommen, und mehreren Vögelgattungen zugleich angehören, hier zu beschreiben. Der Käfich für Nachtigallen ist am besten 1½ Fuß lang, 8 Zoll tief, und 13 Zoll hoch, wenn er eine flache Decke von Leinwand erhält, die am besten für dergleichen Vögel ist, wie auch schon bemerkt worden, soll die Decke aber eine Wölbung erhalten, so erhält das Bauer in der Mitte 15 Zoll Höhe, und an den Seiten 13 Zoll. Alle vier Wände des Bauers sind mit hölzernen Sprossen eingefaßt, die ungefähr 3 Linien dick sind; auch die gewölbte Decke, wenn er eine solche haben soll, und der Boden. Der Letztere erhält jedoch breitere Sprossen, worüber ein 1½ Zoll hoher Schiebkasten angebracht ist, der mit Löschpapier belegt wird, damit man beim Reinigen des Käfichs nur den Kasten herausziehen, das Löschpapier herausnehmen, und reines wieder hineinlegen darf, so ist die Reinigung des Käfichs ohne Aufenthalt geschehen, da der mit reinem Löschpapiere belegte Kasten wieder eingeschoben werden kann. Bei einigen Käfichen hat man die Einrichtung getroffen, daß man an der einen Seite eine kleine, 1 Zoll tiefe Futterkrippe einschieben kann, wobei das Seitenbrett etwas höher gemacht wird, damit der Vogel nicht im Stande ist viel Futter herauszuschleudern. In der Mitte der Vorderseite ist ein sogenanntes Trillerhäuschen angebracht, das von oben bis unten reicht, in welchem das Trinkgefäß hängt, zu welchem das obere Springholz führt, damit es ganz herumgedreht werden kann. Unten kommen zwei Springhölzer, und in der Mitte vor das Trillerhäuschen eins. Man schlägt

vor, die Springhölzer mit grünem Tuche zu überziehen, damit der Vogel weich ſitze, und die Füße keinen Schaden leiden, welches bei den Nachtigallen und allen eingeſperrten Vögeln ein gewöhnliches Uebel iſt. In andern Nachtigallen-Käſichen findet man das Futterkrippchen nicht, welches an der ſchmalen Vorderſeite liegt, und ganz herausgeklappt werden kann, das heißt, die ganze ſchmale Seite hat unten dieſes Krippchen, welches an der 1½ Zoll hohen Käſichwand, die hier aus einem Brette beſteht, innerhalb befeſtiget iſt, und gleich einer Thür geöffnet werden kann, ſondern das Bauer hat an dieſer Käſichwand zwei nebeneinander liegende Trillerhäuschen oben über der Thür ſo angebracht, daß das eine rechts, das andere links herum geöffnet werden kann, in dem einen ſteht das Futter, und in dem andern das Saufen. Jedes Trillerhäuschen dreht ſich, wie bekannt, um ein Holzſtäbchen der Wand, indem der Triller unten und oben ein Loch im Brette hat, wodurch das runde Gitterſtäbchen geht, worum ſich der Triller dreht. Auf dieſe Weiſe hat der Vogel gleich das Freſſen und Saufen neben einander ſtehen, und kann durch den Sitzſtab oder das Springholz leicht dazu kommen. Man ſetzt ein Paar gläſerne Näpfchen zum Freſſen und Saufen hinein, die weit beſſer gereiniget werden können, als diejenigen von Eiſenblech oder von Meſſing. Statt der Springhölzer wählt man lieber ſtarkes Baurohr zu Stäben, welches innerhalb, wie bekannt, hohl iſt, und worein ſich leicht die Vogelläuſe, wenn der Vogel damit gequält ſeyn ſollte, bei Tage zurückziehen, um in der Nacht, wenn derſelbe ſchläft, ſeinen Körper zu beſchatzen. Wenn man nun dieſe Rohrſtäbchen bei Tage abnimmt, ſo kann man die Läuſe alle herausſchütteln, um ſo leichter, wenn man das Rohr durch Waſſer zieht, wodurch ſie herausgeſpült werden. Man läßt dann das Rohr trocknen, welches in der Sonne im Sommer ſehr bald geſchieht, und im Winter auf dem Ofen oder in der

Ofenröhre, und befestiget es wieder in dem Bauer an seiner Stelle. Diese Bauer, welche auch den Grasmücken, Rothkehlchen, Blaukehlchen ꝛc. zur Wohnung dienen, werden mit grüner Oelfarbe angestrichen, die man aus Grünspan bereitet, oder auch aus einem zusammengesetzten Grün, welches aus Indigo und Chromgelb besteht, indem man hier nach der Wahl des Grüns, lichter oder dunkeler, weniger oder mehr Indigo zum Chromgelb mischt, und es dann noch mit Bleyweiß versetzt, wenn die Farbe noch nicht den gehörigen Ton haben sollte. Das Reiben dieser Farbe geschieht mit gebleichtem Leinöl, dem man noch etwas Terpentinöl zusetzt, damit sie schneller trocknet; auch verdünnt das Terpentinöl die Farbe. Wenn nun diese Farbe gehörig abgerieben worden, so trägt man sie mit einem Holländischen Borstenpinsel auf, wobei man aber genau darauf achten muß, daß auch alle Stäbe, überhaupt das ganze Holzwerk damit bestrichen wird, und keine unangestrichenen Stellen bleiben; denn der Anstrich bewahrt zugleich das Holz vor den Würmern, und auch vor jeder feuchten Zimmerluft. Ehe man aber den Vogel in einen mit grüner Farbe angestrichenen Käfich setzt, muß solcher erst ganz trocken seyn, weil die Ausdünstung des Grüns sonst nachtheilig auf die Gesundheit des Vogels wirkt; auch wenn er mit seinem Schnabel die hölzernen Stäbchen berühren sollte. — Für Kanarienvögel, Stieglitze, Hänflinge ꝛc. ꝛc. passen viereckige drähterne Bauer, die nach oben hin wie eine Glocke oder ein Thurm zugehen, 1 Fuß Höhe und 8 Zoll im Lichten zu jeder Seite Breite haben. Sowohl das Futter- als Trinkgefäß wird außerhalb vor dem untern Springholze angebracht, das heißt, so, daß an der einen Seite der Futternapf zu hängen kommt, und an der gegenüberliegenden Seite das Trinknäpfchen. Vor jedem dieser Näpfchen ist ein Springholz angebracht, und in der Mitte durch, von einem zum andern Springholze,

läuft wieder ein Springholz, welches die beiden vorher-erwähnten durch eine darin angebrachte Kerbe festhalten, so daß es nicht herabfallen kann. In der Quere über dieses Springholz ist ein zweites so gelegt, daß es ein Kreuz mit dem darunter befindlichen bildet. Es ist an die obern starken Seitenstäbe des Bauers befestiget, die den Rahm einer jeden Wand mit den Hauptpfosten des Bauers bilden. Auch zu den Spring- oder Sitzstäben dieses Bauers kann man Rohr nehmen, wegen der oben angeführten Ursache, und da es rund ist, so kann auch der Vogel sehr gut darauf sitzen, besser als auf den geschnitzten Stäben von Holz, die, wenn sie nicht abgedrehet worden sind, das heißt, auf einer Drehbank, nie diese Runde erhalten, und daher dem Vogel bei etwas langen Nägeln gefährlich werden, indem er oftmals an einer solchen Sprosse hängen bleibt, und sich den Fuß ausrenkt oder bricht, welches bei den runden Rohrstäben nicht so leicht geschehen kann. Zu den Futter- und Trinknäpfchen nimmt man entweder die bekannten Gläser, oder man wählt sie von Eisenblech oder Messing, welches die gewöhnlichsten sind, nur müssen sie jedesmal gut im Innern gereiniget werden, das heißt, hauptsächlich die Trinkgefäße; denn die Gefäße, worein das trockne Futter (der gequetschte Hanf ꝛc.) geschüttet wird, können sich nicht oxidiren, wie es bei denen der Fall ist, wo Flüssigkeiten hineingeschüttet werden. Auch die Bauer dieser Vögel müssen auf dem Boden einen Schiebekasten haben, worein man ein Blatt Papier legt, damit die Excremente sich nicht darauf festsetzen oder befestigen können. Diesen Schiebekasten kann man nun gleichfalls herausziehen, das Blatt Papier ausschütten, und entweder dieses, oder ein neues wieder hineinlegen, und dann den auf diese Weise gereinigten Kasten wieder einschieben. Sollten sich Vögel bei der Reinigung ihrer Käsiche sehr schüchtern zeigen, so darf man sich nur eines andern Käsichs bedienen, und die geöffnete

Thür deſſelben an die geöffnete des andern Käſichs halten, und ſo den Vogel aus ſeinem in jenen Käſich hineinſchlüpfen laſſen, ſo kann man ihn ganz bequem reinigen, und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo läßt man den Vogel wieder in den ſeinigen auf die angezeigte Weiſe zurückkehren, ſo erreicht man ſeinen Zweck, ohne den Vogel ſehr zu beunruhigen. Fig. 9051 zeigt einen ſolchen Käſich. — Für die Finken und die Vögel, die ihnen ähneln, gebraucht man auch viereckige Bauer von verſchiedener Form. Die Länge derſelben muß aber wenigſtens 10 Zoll, die Breite 8 Zoll, und die Höhe 1 Fuß betragen. Er iſt oben gleichfalls gewölbt, und mit einigen Springhölzern oder Sitzhölzern verſehen, wovon das eine vor dem Futtergefäße, und das andere vor dem Trinkgefäße angebracht iſt; die andern haben dieſelbe Lage, wie oben angeführt worden. Man will die Finkenbauer, wie die Zeiſigbauer, nur ſehr klein, von Holz verfertiget, empfehlen, höchſtens 8 Zoll Länge, 5 Zoll Breite und 8 Zoll Höhe; allein dieſes läßt ſich durch nichts rechtfertigen; denn daß ſie in einem ſolchen kleinen Käſiche beſſer ſingen ſollen, weil ſie keine große Bewegung darin haben, dem widerſpricht die Erfahrung; denn ſie werden darin träger, mäſten ſich, und unterlaſſen das Singen. Wenn ein Vogel gut ſingen ſoll, ſo muß das Bauer nicht zu klein ſeyn, ſondern die oben erwähnte Größe der Kanarienvogelbauer ꝛc. haben, oder ſo, wie er bei dem Finken ſo eben vorgeſchrieben worden, aber nicht kleiner, aus den angeführten Gründen. Das Holzwerk der Bauer von allen den oben angeführten Vögelgattungen, die größtentheils aus Draht beſtehen, wird nun grün oder roth, oder auf ſonſt eine Weiſe angeſtrichen, wie man es wünſcht, da ſich hier keine Vorſchriften dafür geben laſſen. Der Anſtrich geſchieht ebenfalls mit Oelfarbe, weil ſie am dauerhafteſten iſt. — Für die Lerchen eignet ſich ein Bauer von 1½ Fuß Länge, ¾ Fuß Breite, und 1¼ Fuß Höhe, der oben mit Tuch

überzogen, und unten mit einem Reinigungskaſten verſehen iſt. Da die Lerchen im Freien in die Luft ſteigen und ſingen, ſo erheben ſie ſich auch in dem Bauer, ſpringen von ihrem Sitze in die Höhe, gleichſam als wenn ſie im Freien wären, und deshalb muß man auch einen Tuchüberzug über das Bauer ziehen, damit ſie ſich, wenn ſie im Bauer emporflattern, den Kopf nicht zerſtoßen. Die Lerche iſt überhaupt ein ſehr ſcheuer Vogel, der im Käfiche viel Wirthſchaft macht, ehe er ſich erſt daran gewöhnt, welches bei Einigen faſt nie geſchieht, indem ſie immer wild oder ſcheu bleiben. Bei jedem Geräuſche, beim Lichte des Abends im Zimmer, durch die durch daſſelbe ſich bildenden Schatten an den Wänden, fährt er erſchrocken empor, und iſt ſo bald nicht wieder zu beruhigen, weshalb man auch im Zimmer des Abends über das Bauer eine Schürze oder ſonſt eine Leinwand decken muß, damit er nichts zu ſehen bekommt, ſondern im Finſtern ſitzt. Man hat auch runde Lerchenbauer von Weidenruthen, nach Art der Körbe geflochten, auch von Stroh, und in der Mitte derſelben befindet ſich ein kleines rundes Tiſchchen, ungefähr von 3 Zoll Höhe, worauf die Lerche hüpft, wenn ſie ſingt und dabei immerwährend mit den Flügeln ſchlägt, oder ſie wenigſtens rührt, als wenn ſie in die Luft ſich erheben wollte oder ſchon gleichſam fliegt. Auch dieſe Korbbauer werden ſehr empfohlen, und man findet ſie auch mit der angeführten Einrichtung bei vielen Liebhabern der Lerchen. Man erhält dieſe Käfiche bei den Korbmachern. — Die Papageybauer ſind groß, rund und von Meſſing, und haben im Innern einen meſſingenen Reif, der in der Mitte des Käfichs an der Decke ſo befeſtiget iſt, daß er ſich hin und her bewegt, ſobald der Papagey ſich darein ſetzt; er dient ihm gleichſam zur Schaukel, weil dieſer Vogel eine ſolche Bewegung liebt. Da der Papagey auch zu den Klettervögeln gehört, ſo müſſen auch die meſſingenen Stäbchen des Bauers ſehr feſt ſeyn, da-

mit er ſie mit ſeinem ſtarken Schnabel nicht verbiegt, und dadurch zerbricht; denn er klettert immer in dem Käfiche an den Stäben umher, und hält ſich auch mit dem Schnabel daran. Das Futter und Waſſer wird ihm in großen, dazu beſonders verfertigten Näpfen an die dazu beſtimmten Oeffnungen gehängt; auch ſetzt man ihm wohl das Futter in Trögen von Meſſing in das Bauer, jedoch ſo, daß er es nicht umwerfen kann. Gleich den Papageyenkäfichen hat man jetzt auch Käfiche in gleicher Geſtalt für die Kanarienvögel, nur in einem kleineren Maaßſtabe, und von dünnem Meſſingdrahte, welche ſich in Wohn- und Putzzimmern ſehr gut ausnehmen, da ſie auf das Nähtiſchchen geſetzt werden, ſo daß man ſie, wie den Papagey, immer vor ſich hat. Dieſe Käfiche müſſen aber ſehr rein erhalten werden, weil das Meſſing Grünſpan abſetzt, welcher den Vögeln gefährlich iſt; daher dürfen ſie nicht naß werden, auch keine Säure daran kommen. Man muß alſo ſehr aufmerkſam auf dieſe Käfiche ſeyn, und ſie öfters ſcheuern laſſen, damit ſie auch ihren Glanz behalten, und nicht anlaufen oder ſchwärzlich werden, welches ſchon durch die Stubenluft geſchieht, und um ſo mehr, wenn dieſe feucht ſeyn ſollte, wie ſolches in ſtockigen Wohnungen der Fall iſt. Im Winter muß man dergleichen Käfiche auch dem Ofen näher bringen, damit ſie immer trocken ſtehen. — Von allen den oben genannten Käfichen werden die Nachtigallenbauer im Sommer außerhalb des Fenſters auf ein Blumenbrett geſetzt, oder wenn ein ſolches nicht vorhanden ſeyn ſollte, ſchlägt man nach dem Hofe hinaus zur Seite des Fenſters, ein Paar Haken in die Mauer und hängt das Bauer, an welches man zwei Oeſen von ſtarkem Eiſenbleche zu beiden Enden des Bauers von der einen Seite hat befeſtigen laſſen, durch dieſe Oeſen auf die Haken, ſo kann man dieſen Vogel, beſonders wenn es ein Sproſſer oder Nachtſchläger iſt, die ganze Nacht vor dem Fenſter hängen laſſen, das

heißt, wenn man nicht Parterre, ſondern in dem zweiten oder dritten Stockwerke wohnt; denn wenn das Erſtere der Fall iſt, ſo darf man dieſes nicht gut wagen; denn man könnte dabei Gefahr laufen, daß Einem der Vogel in der Nacht mit dem Bauer geſtohlen würde. Im Sommer bei ſchlechtem Wetter, und im Winter kann man dieſe Käfiche im Zimmer auf einen beſonders zu dieſem Gebrauche beſtimmten Tiſch ſetzen, auch auf einen Schrank oder ein Spinde im Wohnzimmer, wenn er nicht mit Gyps-Büſten oder andern Gegenſtänden beſetzt ſeyn ſollte; man darf dann nur einen großen Royalbogen gewöhnlichen Papiers unterlegen, damit der Abgang des Futters, der von dem Vogel herausgeworfen werden ſollte, darauf fällt, und oben den Schrank weiter nicht verunreiniget, indem man beim Füttern des Vogels oder beim Reinmachen des Käfichs nur dieſen mit dem Papiere herunter nehmen, und Letzteres von dem Schmutze reinigen darf, ſo dient es dann immer wieder als Unterlage des Käfichs. Wenn Jemand mehrere Nachtigallen und auch Grasmücken in Käfichen haben ſollte, ſo wird er beſſer thun, ſich eine Art von Repoſitorium in dem Wohnzimmer machen zu laſſen, worein er die Käfiche ſetzt. Ein ſolches Repoſitorium kann ungefähr 4½ bis 5 Fuß hoch, 2 Fuß breit und 1½ Fuß tief ſeyn, und vier Fächer haben, ſo können, da zwei Bauer neben einander darein geſtellt werden können, acht derſelben Platz finden, und auf das Repoſitorium kann man auch noch zwei ſtellen, ſo, daß zehn Bauer mit ihren Vögeln placirt werden können. Man kann nun dieſes Repoſitorium beitzen und poliren laſſen, ſo daß es keinen üblen Effekt im Wohnzimmer macht, und dieſes auch daher nicht, da auch die Käfiche mit grüner Oelfarbe angeſtrichen werden. Auf dieſe Weiſe placirt man nun die Käfiche der Nachtigallen, Grasmücken, Rothkehlchen ꝛc. Die übrigen Käfiche zu den Kanarienvögeln, Stieglitzen, Finken, Hänflingen, Zeiſig-

haben oben einen Knopf mit einem Ringe, daß man ſie daran mitten im Zimmer, oder an verſchiedenen Stellen deſſelben an den Plafond oder die Decke an dazu eingeſchlagene Haken hängen kann, oder man hängt ſie an der Seite des Fenſters auf einen Haken, worüber das Einfaſſungsholz eines der Seiten des Käſichs geht, wodurch die Drähte laufen, oder worin ſie befeſtiget worden. Auf dieſe Weiſe können Vögelliebhaber viel Käſiche in ihrem Wohnzimmer ſtellen und aufhängen. Auch die Lerchenbauer müſſen auf einen Schrank geſtellt werden, weil, wie ſchon oben bemerkt worden, dieſe Vögel ſehr unruhig ſind, und leicht bei dem vielen Herumflattern im Käſiche denſelben, wenn er an einen Nagel gehängt ſeyn ſollte, herabwerfen können, ſo haben ſie aber einen feſten Stand. Die großen Käſiche, worin Staare, Amſeln und andere große Vögel gehalten werden, muß man entweder auf einen großen dazu beſtimmten Tiſch ſetzen, oder man ſetzt ſie auf dazu beſtimmte Fußbänke. — Was die Zähmung der Vögel betrifft, um ſie im Zimmer halten zu können, ſo hat man dabei Folgendes zu beobachten. Außer dem Kanarienvogel, als wirklicher Stubenvogel, weil die Fortpflanzung dieſer Vögel nur in der Stube geſchieht, ſind die übrigen Singevögel alle Freilinge oder Wildlinge, die auf verſchiedene Weiſe gefangen, und dann durch die Einkerkerung zu Stubenvögeln gemacht werden. Dieſes geſchieht nun immer durch eine Art Zwang, indem man den Vogel im Käſiche nöthiget, ſein ſcheues Weſen abzulegen oder zahm zu werden, weil man nur dadurch, daß er ſich in ſeinem Käſiche gefällt, auch ſeinen Geſang hören kann; denn erſt als zahmer Vogel, der ſein wildes Naturell abgelegt hat, fängt er in ſeinem Käſiche an zu ſingen, ſo lange aber dieſes nicht geſchieht, ſo mault er, hüpft entweder ſehr ſcheu umher, oder ſitzt ganz ſtill und trauert über ſeine verlorene Freiheit. Man hat nun, um ihm dieſes abzugewöhnen, folgende Behandlungsweiſe erſonnen,

wodurch man alle Arten von Stubenvögeln in kurzer Zeit ſo zahm machen kann, daß ſie ſogar auf der Hand ſitzen, wegfliegen und wiederkommen, aus dem Munde die Nahrung nehmen ꝛc. Man nimmt den Wildling, z. B. einen Stieglitz, und ſchneidet ihm, nach Verhältniß ſeiner Schüchternheit, mehr oder weniger von der einen Fahne der Schwungfedern weg, damit der Vogel beim Abfliegen von der Hand zwar einen Schaden leide, aber doch die Flügel die gehörige Geſtalt behalten. Dann beſtreicht man die Gegend der Naſenlöcher mit Bergamottöl oder mit einem andern ſtark riechenden ätheriſchen Oele, wodurch der Vogel auf eine kurze Zeit betäubt wird, ſo daß er die Dreſſur, welche hauptſächlich im ruhigen Sitzen auf einem Finger oder im Forthüpfen von einem Finger zum andern, und im Unterlaſſen des Wegfliegens beſteht, empfangen kann. Ehe er ruhig ſitzen bleibt, wird er zwar einige Male wegfliegen, allein dieſes währt nicht lange, beſonders wenn man anfangs das Zimmer etwas verdunkelt. Sitzt er ruhig, ſo hält man ihm, wenn er auf dem Zeigefinger der einen Hand ſitzt, den Zeigefinger der andern Hand unten vor, daß er darauf ſchreiten muß, und entfernt denſelben nach und nach, ſo wird er bald von einem Finger zum andern hüpfen. Thut er nun dieſes, welches die Hauptſache iſt, ſo wird er bald, beſonders wenn er aus der Betäubung erwacht, merken, daß ihm ſeine Dreſſur kein Leid verurſacht, und ſich an alle Arten von Kunſtſtücken gewöhnen. Soll er aus dem Munde ſeines Dreſſirers Nahrung wegnehmen lernen, ſo läßt ihn derſelbe eine Zeitlang hungern, und hält ihm von Zeit zu Zeit ſeine Lieblingsſpeiſe, zwiſchen die Lippen gefaßt, vor ꝛc. Solche gezähmte Vögel lernen auf die Hand fliegen, und auf derſelben ſitzend pfeifen. Es iſt dazu weiter nichts nöthig, als daß man ſie durch gewiſſe Töne oder durch freundliches Zureden und ſchmeichelhafte Bewegungen dazu reitzt. Auch auf folgende Weiſe ſo

man einen Vogel abrichten können, daß er ausfliege und wiederkomme. Man ſchneide einem jungen Vogel von dem Obertheile des Schnabels ein Stückchen fort, und äze oder füttere ihn nachher, wie man es gewöhnlich mit jungen Vögeln macht, laſſe ihn dann eine Zeitlang in der Stube herumfliegen, damit, wenn er freſſen will, er immer zu ſeinem Futter zurückkehren muß. Man gebe ihm nie gut zu freſſen, bis man ihn einmal, wenn er recht hungrig iſt, aus dem geöffneten Fenſter oder die geöffnete Thür fliegen läßt. Da er nun ziemlich hungrig iſt, ſo wird er ſich das erſte Mal gewiß nicht weit fortbegeben, ſondern bald wieder kommen, und geſchieht nun dieſes, wie die Erfahrung mehrere Male gelehrt hat, ſo wird er ſich bald an den Ort des Ausflugs gewöhnen, und ſtets wiederkommen, ſo oft ihn nur hungert und durſtet. Wenn man dieſes mit ihm vornehmen will, ſo iſt es beſſer, wenn man den jungen Vogel mehrere Tage lang einige Stunden außerhalb des Fenſters in einem Käfiche aufhängt, damit er die Gegend kennen lernt, wenigſtens vertraut mit ſeinen nächſten Umgebungen wird, damit er beim Herausfliegen aus dem Fenſter nicht vor einer ſo großen Menge von ſich ihm zeigenden fremden Gegenſtänden in der freien Natur erſchrickt, deshalb nicht auf den Ort ſeines Ausfluges merkt, und dadurch verloren geht, wie dieſes bei ſo vielen Vögeln der Fall iſt, die nie außerhalb des Fenſters gehängt haben, und in der Stube aus dem Käfiche fliegen, und durch das geöffnete Fenſter ins Freie, aber nie wiederkehren, auch nicht wiederkehren können, weil ihnen die ganze Umgegend fremd iſt, und ſie auch nicht an das große neue Schauſpiel der freien Natur gewöhnt ſind; ſie alſo gleichſam in die Charybdis ſtürzen, aus der ſie nie wiederkehren, und in der Regel umkommen, beſonders wenn es Kanarienvögel ſind, die dieſes Loos trifft.

Wie man die gefangenen Vögel zum Freſſen in dem Käfiche gewöhnt. Nicht jeder gefangene

Wildling weiß ſich in ſeine Gefangenſchaft zu ſchicken; die wenigſten fangen gleich nach dem Fange an zu freſſen, wenn man ſie in den Käfich geſperrt hat, und die es thun, ſind wahrſcheinlich ſchon vor dem Fange ſehr ausgehungert geweſen, ſo daß ſie, wenn ſie ihr Lieblingsfutter im Käfiche erblicken, gleich darüber herfallen, ohne ihre Gefangenſchaft zu berückſichtigen. Andere dagegen betrauern den Verluſt ihrer Freiheit ſehr lange, nehmen nur ſehr wenig Nahrung zu ſich, ja verhungern oftmals aus Starrſinn, wenn man ſie nicht ſelbſt füttert, oder ihnen das Futter einſtopft. Für diejenigen, welche, in den Käfich geſperrt, ſich anfangs ganz ſtill in eine Ecke deſſelben ſetzen, und gleichſam ihre jetzige Lage überdenken, oder auch den Verluſt ihrer Freiheit ſtill betrauern, und gleichſam wie betäubt von dem harten Geſchicke, worein ſie ihre Neugierde oder ihre Freßluſt gebracht hat, daſitzen, iſt weniger zu beſorgen, als für diejenigen, welche, ſobald ſie in den Käfich gebracht worden, unruhig hin- und herfliegen, und ſich die Federn abſtoßen, oder auch um den Schnabel herum und an den Flügeln und Füßen wund ſtoßen, dann trauern und an den Wunden leicht ſterben. Ja Einige ſind ſo wild, daß wenn man ſich dem Käfiche nur nähert, ſo ſind ſie wie außer ſich, fliegen heftig darin herum, und zerſtoßen ſich faſt den Kopf an der Decke des Bauers. Bei dieſen Wildlingen iſt eine mäßige Verdunkelung des Käfichs durch Bedeckung mit einem Tuche oder einer Schürze, oder Stellung deſſelben an einen mäßig dunkeln Ort, ein gutes Mittel ſie zu zähmen, ihnen ihren neuen Aufenthalt erträglich und ſie freßluſtig zu machen. Man bringe den Neugefangenen in den für ihn beſtimmten Käfich, ſetze ihm ſein im Freien gewohntes Futter, ſo auch Waſſer, auf den Boden des Käfichs hin. Bei beerenfreſſenden Vögeln hänge man die ihnen angenehmen Beeren in dem Käfiche auf, oder menge die Beeren unter das Futter, welches Letztere jedoch nicht immer zu empfehlen iſt,

weil ſie ſich nicht mit dem trocknen Futter einmiſchen laſſen, und dieſes oft nur verderben, daher iſt es beſſer ſie im Käſiche aufzuhängen; man verhänge dann den Käſich oberwärts mit einem Tuche, und laſſe den Vogel einige Stunden in Ruhe. Man kann auch den gefangenen Wildling, ehe man ihn in den Käſich ſetzt, in friſches Waſſer tauchen; es wird eine kurze Erſchöpfung nach dieſem Schrecke eintreten, bald aber vorübergehen; ſobald der Vogel anfängt die Federn zu ordnen, ſo wird er auch bald anfangen zu freſſen. Sollte der Vogel im Sprenkel gefangen worden ſeyn, und es ſich finden, daß der Fuß verwundet oder das Bein verdrehet iſt, ſo beſtreiche man die Wunde mit gekampferten Seifengeiſt oder Opodeldoc. Diejenigen Vögel, welche man von den Vogelhändlern kauft, haben ihre Wildheit ſchon zum Theil verloren, weil ſie hier gleich in einen großen Käſich mit mehreren Vögeln zuſammengeſperrt werden, und dadurch nicht nur die Wildheit, ſondern auch das Bewußtſeyn der Gefangenſchaft oder ihrer geraubten Freiheit ſehr bald verlieren, indem ſie hier in Gemeinſchaft der übrigen Vögel leicht zu kleinen Neckereyen kommen, wodurch ſie ihre Lage vergeſſen, und auf dieſe Weiſe am beſten gezähmt werden, was, wenn ſie gleich einzeln in Käſiche geſperrt werden, ſo leicht nicht möglich iſt. — Was nun die Wartung und Pflege der Stubenvögel betrifft, ſo iſt beides gleich wichtig, um dieſe Vögel geſund und thätig im Singen zu erhalten. Es gehört dazu ein angemeſſener Käſich, wie ſie oben zu den verſchiedenen Vögeln angeführt worden, und Aufenthaltsort, Reinlichkeit und gute Nahrung nach Bedarf, das heißt, nicht zu viel, auch nicht zu wenig. In Hinſich des Käſichs muß hier noch erwähnt werden, daß er eher geräumiger, als zu eng iſt; denn ein zu enger Käſich hat den Nachtheil, daß der Vogel aus Mangel an Bewegung oder Veränderung, wie z. B. in den kleinen Zeiſig- und Finkenbauern, ſich nur mit dem

Freßnapf beſchäftiget, und dadurch ſich mäſtet, zu fett und zum Singen untauglich wird, auch ihm dieſe Mäſtung zum Schaden ſeiner Geſundheit gereicht. Ein Bauer, das aber nach der Größe des Vogels den gehörigen Raum hat, ſo daß er ſich hinlänglich darin bewegen kann, wird ihm wohl thun, und ſeiner Freßbegierde Grenzen ſetzen. — Der Aufenthaltsort der Stubenvögel bezieht ſich nicht bloß auf den Stand, wo man ſie hinſetzt, ſondern auch auf die Stube, und was man in derſelben betreibt. Eine niedrige, mit vielen Dünſten geſchwängerte Stube eignet ſich nicht gut zum Aufenthaltsorte der Stubenvögel, und beſonders, wenn ſie Ausdünſtungen von brenzlichen Stoffen, Fettſtoffen, Metallverarbeitungen, Tabaksrauch, Ofenrauch ꝛc. enthält, die den Lebensfaden dieſer Geſchöpfchen ſehr bald kürzen, und noch mehr wirken dieſe Dünſte auf dieſe Stubenbewohner, wenn ſie hoch gehängt werden, weil die Dünſte, wie bekannt, nach oben ſteigen; ſelbſt der Rauch der Rauchkerzen, wohlriechenden Kerzen, wirkt nachtheilig auf das Leben der Vögel. Wenn man daher Vögel in ſolchen Wohnzimmern oder Arbeitszimmern oder Stuben hält, ſo muß man im Sommer täglich die Fenſter öffnen, und ſie in die Nähe derſelben bringen, im Winter ſie aber ganz daraus entfernen. Am beſten gedeihen die Vögel in geräumigen und hohen Stuben oder Zimmern, worin keine fremden Ausdünſtungen ſich weiter entwickeln, als diejenigen der Zimmerbewohner, auch einiger Pflanzen ꝛc., nicht aber von Arbeitsmaterialien, dann Tabaksrauch ꝛc. Es iſt freilich wahr, daß man auch in den oft niedrigen Stuben vieler Hand- und Maſchinenarbeiter, wie z. B. der Leinweber ꝛc., Vögel in Käſichen geſund antrifft, ſelbſt darin Hecken von Kanarienvögeln findet, die eine reiche Ausbeute an Jungen geben; allein dieſes beweiſet nur, daß auch die Vögel, beſonders wenn ſie von Jugend auf in ſolchen Stuben erzogen werden, ſich ſo gut, wie der

Man reiche den eben genannten Vögeln nur einfaches Futter, wechsele aber mit den Sämereyen zu gewissen Zeiten, weil dieses ihnen eben so dienlich ist, als wenn sie im Sommer öfters Vogelkraut erhalten, welches sie gern fressen, besonders die Kanarienvögel, Stieglitze, Zeisige ꝛc., und wonach sie purgieren; auch kann man ihnen zuweilen einige Faden Safran oder auch einen Nagel in das Wasser werfen, dessen Oxid ihnen sehr dienlich ist. 2) Man vermeide alles Futter, das mit Essig, Pfeffer und Hefe vermischt worden, indem man oft die Gewohnheit hat, den Vögeln etwas von den Tischspeisen zu reichen, um ihnen dadurch gleichsam eine Güte zu thun, so z. B. auch gequetschte Kartoffeln ꝛc.; hierin liegt aber oft der Nachtheil in der Fütterung dergleichen Gegenstände, indem die Vögel krank davon werden, es nicht vertragen können, besonders diejenigen, die wild eingefangen worden; noch eher wird der Kanarienvogel eine solche Kost vertragen, wenn man ihn gleich frühzeitig daran gewöhnt hat, weil er, als Stubenvogel, in der Stube erzogen worden ist, wie auch schon oben angeführt worden; doch muß Säure, Pfeffer ꝛc. fern davon bleiben. 3) Reinige man täglich den Käfich, oder doch wenigstens alle drei Tage von dem Kothe und zerstreueten Futter, streue frischen trockenen Sand ein, von dem sie auch fressen, und gebe ihnen im Sommer öfters Wasser zum Baden. Den Käfich nur alle drei Tage zu reinigen, ist darum gut, daß sie von dem umhergestreueten Futter immer noch etwas aufsuchen können, und deshalb muß man bei ihnen auch, wenn sie zu viel umherschmeißen sollten, einen Tag mit dem Futtern aussetzen, damit sie zum Aufsuchen des umhergeworfenen Futters gezwungen werden. 4) Man lüfte öfters den Käfich, wenn er für gewöhnlich bedeckt gehalten wird, so wie auch die Stube, vermeide aber dabei Zugluft, das heißt, daß sie derselben wirklich ausgesetzt sind, weil sie ihnen schädlich ist, eben so große Hitze und heißes

Trinkwasser; daher darf auch der Käfich im Sommer in den heißen Tagesstunden nie den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden. 5) Man quäle und ermüde die Vögel nicht durch Erlernung von Kunststücken, wenn sie gute Natursänger bleiben sollen. Das Pfeifen ausgenommen, welches sie nach einer Drehorgel erlernen, weil sie hierbei stille sitzen, da es am Abende geschieht oder doch bei verhängtem Bauer; sie müssen hier also ruhige Zuhörer seyn, wenn sie ein Stück nachpfeifen lernen sollen. — Ein Universalfutter für Singvögel, welche im Freien von Insekten ꝛc. leben, sind Ameisenpuppen, Mehlwürmer, in Wasser eingeweichte und stark ausgedrückte alte Semmel- oder Milchbrei, und zerriebene Mohrrüben oder gelbe Rüben; auch klein gehackter grüner Kohl, welcher, so wie die Mohrrüben, immer jeden Tag wieder frisch mit Semmel gegeben werden muß; dann auch Mohn und geriebene Semmel. Die alte trockne Semmel kann auch zu einem Pulver, jedoch nicht zu fein, zerstoßen werden, so, daß es die Größe des Grieses hat. Bei der Fütterung rechnet man auf jeden Vogel einen starken Theelöffel voll von der zerstoßenen Semmel, die mit kalter oder lauwarmer, nur nicht siedend heißer, Milch übergossen wird. Dieses Futter hält sich im Sommer einen Tag gut, wird nicht klebrig, und ist sehr nahrhaft. Legt man Mehlwürmer oder Fliegen darauf, so gewöhnen sich die zärtlichsten Vögel, als Grasmücken ꝛc., daran; ja man kann junge Grasmücken ganz mit Milchsemmel auffüttern, und sie werden dann diese Kost immer fressen, wie die Erfahrung bewiesen hat. Man kann mit diesem Futter auch feinen Weitzen- oder Gerstengries vermengen. Auch folgendes Gemenge kann den Grasmücken ꝛc. gereicht werden. Man nimmt eine alte gut ausgebackene Semmel, weicht sie so lange in frisches Wasser ein, bis sie ganz davon durchdrungen ist, drückt hierauf das Wasser aus, begießt die Semmel *mit kalter Milch*, und mengt dann nach seinem Weitzen-

gries darunter. Von den schon oben erwähnten Mohrrüben, die man das ganze Jahr hindurch in einem kühlen Keller, in Sand geſcharrt, friſch erhalten kann, ohne daß ſie hart und lederartig werden, reibe man täglich ein kleines Quantum auf einem verzinnten Reibeeiſen ab, und menge darunter eine verhältnißmäßige Menge von der im Waſſer erweichten und ausgedrückten Semmel, auch noch etwas feinen Weitzen- oder Gerſtengries, und menge es gut untereinander. Dieſes Futter freſſen nicht bloß die Inſekten-Vögel, ſondern auch diejenigen, welche Körner lieben, machen ſich begierig darüber her. Darneben kann man ſie immer noch mit gequetſchtem Hanf, Mohn, Rübſamen, Ameiſeneyern, Mehlwürmern ꝛc. füttern. Für ſamenfreſſende Stubenvögel ſind auch, außer dem Hanfe, noch der Sommerrübenſamen, der Kohl- und Salatſamen, der Mohnſamen, die Hirſe ꝛc. als gutes Futter zu empfehlen. — Man kann ihnen auch dazwiſchen zuweilen mehlige Körner, als Hafer, Kanarienſamen ꝛc. reichen. Von dem ſchon oben erwähnten Vogelkraute iſt das Kreuzkraut ſehr gut; auch Lattuk, Kopfſalat ꝛc. Dieſes Grünfutter, welches ſie, in Zwiſchenzeiten gegeben, ſehr lieben, muß aber vorher jedesmal abgewaſchen werden. Das trockne Futter kann man ihnen in Näpfen von Eiſenblech oder Meſſingblech reichen; das weiche oder mehr flüſſige Futter, welches die Nachtigallen, Grasmücken, Lerchen ꝛc. erhalten, in gläſernen oder gut glaſurten irdenen. Die Trinkgefäße, die auch aus Eiſenblech oder Glas beſtehen, muß man ſorgfältig rein erhalten, beſonders den von den Vögeln beim Saufen abgeſetzten Schleim auswaſchen, und ihnen reines Quell- oder Brunnenwaſſer an jedem Tage friſch reichen. Man kann wohl mit dem Futter zuweilen einen Tag überſpringen, darf dieſes aber nicht mit dem Saufen thun, ja im Sommer, an heißen Tagen, müſſen ſie zweimal des Tages friſches Waſſer erhalten, des Morgens und des Nachmittags, weil ſie dann viel trinken.

Zucker, Zwieback und andere Naſchwaaren müſſen nur ſehr ſelten gereicht werden, jedoch eher Zucker, als Backwaaren. — Wenn man ſich junge Singevögel auferziehen will, die nicht den Geſang ihrer Eltern, ſondern ſich einen fremden annehmen ſollen, ſo dürfen dieſe von ihren Eltern nicht aufgefüttert werden, ſondern man muß ſie ſelbſt, ſo wie ſie aus dem Neſte kommen, und ihre Federn anfangen hervorzubrechen, alſo ehe ſie auf den Geſang ihres Vaters zu achten fähig ſind, mit einer dazu geſchnittenen Federſpule auffüttern, welches Auffüttern alle Tage friſch mit Semmel und Milch geſchieht, das heißt, die Semmel wird in Milch eingeweicht, und ſo dem Vogel vermittelſt der dazu geſchnittenen Feder, die einem Schnabel gleichen muß, gegeben, nur muß ſie gerundet oder abgeſtumpft ſeyn, damit man damit beim Füttern den Vogel nicht in die Zunge ſticht. Mit dieſer Feder nimmt man nun von dieſem Futter auf, und fährt damit an ihrem Schnabel umher, bis ſie ihn ſperren oder öffnen, und dann läßt man die Feder ſchnell ſo weit hinein, als nöthig iſt, und ſchiebt mit dem Finger das auf der Feder ſitzende Futter raſch nach, wenn es nicht ohne dieſe Prozedur abfallen ſollte. Es giebt auch junge Vögel, die durchaus nicht ſperren wollen, dieſen muß man das Freſſen durch Oeffnen des Schnabels mit den Fingern hineinſtecken, bis ſie ſelbſt an zu ſperren fangen, welches ſie dann jedesmal thun, wenn man mit der Zunge ſchnatzelt, oder ihnen ſonſt ein gewohntes Zeichen mit dem Munde giebt. Man hat dazu beſtimmte Zeiten feſtgeſetzt, indem man nicht will, daß ſie zu allen Zeiten, wenn ſie ihr Geſchrei hören laſſen, oder wenn man ſich ihnen nähert, den Schnabel aufſperren, weil es gleich ſchädlich iſt, wenn man ihnen zu viel, als wenn man ihnen zu wenig giebt. Die hierbei zu befolgende Ordnung iſt: daß man ſie des Morgens, eine Stunde nach Sonnenaufgang, zum erſten Male füttert, eine Stunde nachher zum zweiten Male, und ſo von einer

Stunde zur andern fortfährt, bis ſie bei Sonnenuntergang das letzte Futter erhalten. Man gebe ihnen nie ſo viel, als ſie verlangen, oder bis ſie nichts mehr wollen, da ſie nicht ſelten ſo lange freſſen, bis ſie darauf gehen. Dieſe Regelmäßigkeit ſcheint aber etwas ſtrenge zu ſeyn, auch wird man ſich ſchwerlich ſo an die Zeit binden können, welches auch nicht nöthig iſt, wenn man ſie auch ein paarmal öfter füttern, oder auch wohl einige Male die Zeit auslaſſen ſollte, und ihnen dann etwas mehr giebt, nur muß das Füttern früh geſchehen, wie angeführt worden, aber gegen Abend kann man ſchon eine Stunde vor Sonnenuntergang ſchließen, weil die Vögel ſich ſo früh ſchon zur Ruhe begeben, dafür auch wieder am Morgen ſehr früh ſich hören laſſen, und ihr Futter ſuchen. Wenn man ein Neſt zu den jungen Vögeln bekommen ſollte, ſo kann man ſie darin laſſen, iſt dieſes aber nicht der Fall, oder wird es zu klein, ſo muß man ſie in ein Körbchen oder hölzernes Käſtchen ſetzen, und ihnen weiche wollene oder baumwollene Lappen, trocknes Moos ꝛc. unterlegen, auch wenn ſie noch ſehr nackt ſeyn ſollten, ſie mit Wolle, Hanf ꝛc. bedecken, damit ſie warm darunter ſitzen; auch kann man ſie an die Sonne ſetzen, jedoch ſo, daß die Strahlen nicht darauf fallen, und ſie noch bedeckt laſſen, nur daß ſich das Neſt dadurch mehr erwärmt, ſie eine behagliche Wärme fühlen, welches ihnen ſehr wohl thut. — Wenn nun die jungen Vögel einen fremden Geſang erlernen ſollen, ſo muß man ſie, wenn ſie allein freſſen gelernt haben und zu zwitſchern anfangen, zu einem Sänger ſetzen, das heißt, in der Nähe deſſelben, deſſen Geſang ſie annehmen ſollen, denn, wie bekannt, müſſen immer ältere Vögel den jüngeren als Lehrmeiſter oder Vorſänger dienen; denn ohne daß dieſes geſchieht, bleiben ſie im Geſange nur Stümper und ahmen lieber einen fremden Geſang von einem andern Vogel nicht ihres Geſchlechts nach, den ſie hören, als daß ſie ihrem natürlichen folgen.

Da nun die jungen Vögel dieſes thun, ſo kann man auch eine künſtliche Melodie ihnen vorpfeifen, oder durch den Leierkaſten oder die Drehorgel ihnen vorleiern oder orgeln, da ſie dann auch dieſe Melodie nachahmen. Es iſt daher nöthig, daß die jungen Vögel oder die jungen Männchen, da nur dieſe ſingen, auch nur allein denjenigen Geſang zu hören bekommen, den ſie lernen ſollen, weil ſie ſonſt leicht verleitet werden können, ihren Lehrmeiſter nicht genau nachzuahmen, ſondern auch andere fremde Strophen, die ſie hören, mit einzumiſchen. Will man nun einen jungen Vogel ein muſikaliſches Stück lehren, ſo bringe man ihn in ſeinem Käfiche in ein abgelegenes Zimmer, in welchem er weder den Geſang, noch die Lockſtimme irgend eines andern Vogels hören kann. Soll er mehr als ein Stück lernen, ſo wähle man ein kleines Vorſpiel und einen Marſch, oder eine geſangvolle Arie. Man wählt eins, wie das andere aus C, weil ſich dieſe Tonart für die Vögel am beſten ſchickt. Die zu hohen Töne muß man vermeiden; denn der Vogel zwingt ſich wohl zur Nachahmung, ſchadet aber dadurch ſeiner Lunge. Beſonders muß der Ton des Inſtruments, womit man Singevögel unterrichtet, wie z. B. den Dompfaff, den Kanarienvogel, die Amſel ꝛc., tiefer ſeyn, als der Ton des kleinen Flageoletts, womit man die kleinen Singevögel unterrichtet. Pfeift man die Melodie den Vögeln mit dem Munde vor, ſo kann man ſich am beſten nach der natürlichen Höhe der Töne des Vogels richten. Man giebt dem Lehrlinge täglich nicht mehr als drei Lektionen, nämlich des Morgens, gegen Mittag und des Abends, und wiederholt das Stück mehrere Male. Die Lektionen des Morgens will man bei jungen Vögeln für die zweckmäßigſten halten, weil ſie dann weit empfänglicher nach dem Schlafe für alle äußere Eindrücke ſind, auch keine Zerſtreuung noch nicht auf ſie eingewirkt hat, als zu den übrigen Tageszeiten, wo das mannigfaltigſte Geräuſch, die mannigfaltigſten

Stimmen, zu ihren Ohren dringt, dieſerhalb behalten ſie auch leichter das Gehörte; dagegen laſſen ſich ältere Vögel wieder beſſer am Abende unterrichten, wenn ſie ruhig in ihrem Käfiche ſitzen, und man die Vorſicht angewendet hat, die Stube, worin die Bauer hängen, ganz durch ein grau- oder grünleinwandnes Rouleau zu verdunkeln. Man pfeift oder ſpielt ihnen dann das Stück mit der Drehorgel vor, und ſie werden ſich dabei ganz ruhig in ihrem Käfiche verhalten, und die Melodie anhören; man wiederholt ſie ein paarmal hintereinander, jedoch läßt man jedesmal dazwiſchen einige Minuten verſtreichen, damit ſie einige Zeit zum Ueberdenken behalten. Mehr als zwei-, höchſtens dreimal darf das Vorpfeifen oder Vororgeln eines Stücks am Abende aber nicht geſchehen, weil ſie ſonſt die Aufmerkſamkeit verlieren. Bei den jungen Vögeln ſpielt man bei jeder Wiederholung des Stücks ihnen ſolches ganz vor, ohne den erſten und zweiten Theil beſonders zu wiederholen. Will man mehrere junge Vögel zu gleicher Zeit eine Melodie lehren, ſo müſſen ſie, ſobald ſie zu zwitſchern anfangen, gänzlich von einander abgeſondert, und jeder in ein Zimmer allein gebracht werden, ſo daß ſie ſich einander weder ſehen, noch hören können. Dann überdeckt man jeden Käfich mit einer Leinwand, damit ſie durch den Anblick vieler Gegenſtände nicht ſehr zerſtreut werden; auch muß man ſie ganz in Ruhe laſſen, damit ſie durch nichts geſtört werden. Man muß den Unterricht ſo lange fortſetzen, bis die jungen Sänger ganz ausgelernt haben; aber auch dann noch muß man ihnen die gelernte Melodie zuweilen vorſpielen, und immer noch verhindern, daß ſie nicht den Geſang eines andern Vogels hören und ſolchen nachahmen. Während der Mauſer vergeſſen die Vögel mehr oder weniger das Gelernte, es iſt daher auch nöthig, ihnen nachher daſſelbe oftmals von Neuem vorzuſpielen; denn gemeiniglich bekommt ein Vogel ſeine rechte Stimme nicht eher, als im folgenden Frühjahre.

Wenn man daher ſchon im Herbſte mit dem Unterrichte anfängt, ſo lernt der Vogel nichts Vollkommenes. Zu den Stubenvögeln, die zum Nachpfeifen der Melodien geſchickt ſind, gehören der Kanarienvogel, der Dompfaff und der Hänfling; der Stieglitz lernt auch fremde Melodien nachpfeifen, es koſtet aber viel Mühe, ihn dahin zu bringen, ob er gleich in anderer Hinſicht ein ſehr gelehriger Vogel iſt, und den Geſang der Kanarienvögel recht leicht erlernt. Wenn junge Vögel und auch ältere den Geſang anderer Vögel nachahmen ſollen, ſo muß man ſie zu demjenigen Vogel hängen, deſſen Geſang ſie nachahmen ſollen; ſie werden einige Zeit ſchweigen, und ſich wenig hören laſſen, wenn man ſie aber von dem Vogel fortnimmt, und an eine andere Stelle deſſelben Zimmers hängt, wo ſie den Vogel, ihren Lehrmeiſter, hören können, ſo werden ſie ihn bald im Geſange nachahmen, ja ihn zuletzt zu übertönen ſuchen. Ueber den Geſang der Singevögel ſehe man auch den Art. Singevogel Th. 154, S. 364 u. f., nach.

Die Stubenvögel zum Ausfliegen zu gewöhnen. Man kann dieſes Ausfliegen nicht mit allen Stubenvögeln verſuchen, ſondern nur mit einigen und denjenigen, die ſich leicht an die Stube gewöhnen, ſehr bald darin heimiſch werden, wie die Kanarienvögel, Stieglitze, Hänflinge, Blaumeiſen, Grasmücken und Zeiſige; auch noch einige andere Vögel; die Uebrigen, die ſchon in der Stube oder im Zimmer ein wildes Naturell verrathen, ſich ſchwer zähmen oder beikommen laſſen, wie die Finken, Lerchen ꝛc., werden den Verſuchen, ſie ans Ausfliegen zu gewöhnen, nicht entſprechen. Die Hauptſache bei der Gewöhnung der Vögel zum Ausfliegen iſt, daß ſie die Gegend kennen lernen, und ſich mit den Gegenſtänden im Freien, dem Getöſe ꝛc. bekannt machen, daher muß man diejenigen Vögel, mit denen man den Verſuch des Ausfliegens machen will, *im Sommer bei* gutem Wetter aus dem Fenſter nach

dem Hofe hin, oder nach dem Garten, wenn einer beim Hauſe vorhanden ſeyn ſollte, hängen, damit ſie mit der Gegend, und mit dem Geräuſche daſelbſt vertraut werden, ſich nicht mehr davor ſcheuen. Iſt nun dieſes Heraushängen eine Zeitlang, z. B. den Sommer und Herbſt über, geſchehen, ſo kann man im Winter bei ſchönen Tagen, wenn die Streich- oder Strichzeit der Vögel längſt vorüber iſt, den Verſuch des Ausfliegens machen. Man füttere ſie vorher nicht, hänge aber den Käfich an ſeine gewöhnliche Stelle vor dem Fenſter, und öffne die Thür deſſelben ganz leiſe, ſo daß es der Vogel kaum gewahrt. Jezt ziehe man ſich von dem Fenſter zurück, laſſe aber daſſelbe an der Seite auf, wo der Vogel hängt, ſo daß man deſſen Ausflug ſehen kann. Es dauert oft erſt eine ganze Weile, ehe ſie auf die Oeffnung des Käfichs aufmerkſam werden, indem ſie, ihrer Gewohnheit nach, von Sproſſe zu Sproſſe hin und her hüpfen, bis ſie der Hunger reizt, auf den Boden des Käfichs herabzuſpringen, um da noch einige Reſte vom Futter zu ſuchen. Hier bemerken ſie nun die Oeffnung der Thür, gehen hinein, auch wieder zurück, welches ſchon ein gutes Zeichen iſt, daß man ſie wird leicht gewöhnen können; denn fliegen ſie gleich heraus, ſobald ſie nur die Oeffnung erblicken, ſo zeigt dieſes noch immer von ihrem wilden Naturell, und es iſt oft der Fall, daß ſie wegfliegen und nicht wiederkehren; gehen ſie aber oft an die Oeffnung heran und wieder in das Bauer zurück, und verſuchen es dann einmal herauszufliegen, welches gewöhnlich auf den Käfich geſchieht, oder auf einen andern Gegenſtand in der Nähe des Käfichs, ſo kann man auch ſicher darauf rechnen, daß ſie in den Käfich zurückkehren, um ſo mehr, wenn man noch einige andere Vögel aus dem Zimmer, mit denen ſie vertraut ſind, zur andern Seite des Fenſters hinaushängt, ſie alſo deren Lockung und Geſang vernehmen. Während dieſer Zeit füllt man nun ihren Freßnapf mit Futter, und ſo, daß ſie ſolches

ſehen können, dieſes lockt ſie dann wieder in den Käfich, den man ſogleich, ſobald ſie darin ſind, zumacht, welches vermittelſt eines Fadens geſchieht, den man an die Thür befeſtiget hat; und um eine der entgegengeſetzten Sproſſen des Käfichs, und der in das Zimmer geht. Sobald ſie nun in den Käfich zurückgekehrt ſind, ſo zieht man ſchnell an dieſen Faden, und die Thür klappt zu. Dieſe Vorſicht muß man bei den erſten Malen beobachten, damit der Vogel nicht, wenn er ſich ſatt gefreſſen hat, wieder herausfliegt, ſeinen Flug weiter wagt, und dann fortfliegen könnte, indem er ganz von der Gegend abgeleitet würde. Hat man aber erſt mehrere Male den Verſuch mit Glück gewagt, ſo hat man auch dieſe Vorſicht nicht mehr nöthig, eben ſo wenig darf man ihm dann das Futter fehlen laſſen; er wird dann aus- und einfliegen, und ſich ſelten weit von ſeinem Käfiche entfernen. Man muß aber auch die Heckzeit bei den Vögeln genau beobachten, und ſie in derſelben nicht zum Ausfluge gewöhnen, weil dann leicht ein vorüberziehendes Weibchen das Männchen mitnehmen könnte. Die häufigen Verſuche, die damit angeſtellt worden ſind, bezeugen die Wahrheit*). Dieſe Verſuche müſſen aber immer bei

*) Mit Zeiſigen und Rothkehlchen ſind dieſe Verſuche von mir gemacht worden, und ſehr glücklich abgelaufen, nur gebrauchte ich dabei die Vorſicht, ein Zeiſigweibchen in einem beſonderen Bauer einige Zeit bei dem Käfiche des Männchens hängen zu laſſen, ſo daß ſich daſſelbe an das Locken des Weibchens gewöhnte. Hierauf ließ ich das Männchen erſt mehrere Male aus dem Käfiche ins Zimmer bei verſchloſſenen Fenſtern fliegen, und da daſſelbe immer wieder zum Freſſen und Saufen in ſeinen Käfich zurückkehrte, auch darin bei geöffneter Thür verblieb, und wenn es herausflog, ſich auf den Käfich des Weibchens ſetzte, ſo machte ich den Verſuch auch eben ſo im Freien, da es auch ſchon lange Zeit außerhalb des Fenſters bei ſchönem Wetter gehangen hatte, und der Verſuch gelang vollkommen. Eben ſo mit einem Rothkehlchen, ohne Weibchen, das in der Stube umherflog, und dann wieder in ſeinen Käfich zurückkehrte, der übrigens geöffnet blieb. Dieſer Vogel flog zufällig gegen meine Abſicht aus dem geöffneten Fenſter, und kehrte nach beinahe zwei Stunden wieder zu ſeinem Käfiche zurück, der auf das Blumenbrett geſetzt worden, und ſo auch in das Zimmer. Kch.

den Vögeln mit der höchsten Vorsicht geschehen, und nicht eher, als bis der Vogel, den man zum Ausfliegen gewöhnen will, sich erst im Freien aus seinem Käfiche umgesehen hat, er sich erst die Ortskenntniß verschafft hat, ohne welche eine Gewöhnung fast unmöglich ist; denn er wird, sobald er ins Freie kommt, dessen Anblick und Genuß er so lange vermißt hat, als seine Gefangenschaft oder Einsperrung währte, sich nicht gleich orientiren können, da ihm alle Gegenstände, selbst die frische Luft, das freie Herumfliegen ganz neu sind, und so wird er in dem frohen oder freudigen Genusse der so lange entbehrten Freiheit zu weit von dem Hause fortfliegen, auch wohl durch ein unvermuthetes Geräusch fortgejagt werden, daß er dasselbe dann nicht wiederfinden kann, wenn er sich gleich nach seiner ihm gereichten Lieblingskost sehnt. Auch wird es wohlgethan seyn, sich von jedem Männchen, welches man zum Ausfliegen bestimmt hat, auch ein Weibchen anzuschaffen, woran man erst das Männchen gewöhnen muß, indem man es, wie in der Note, S. 493, bemerkt worden, neben dem Männchen aufhängt, wodurch es sich an dessen Locke gewöhnt, und um so leichter wieder kommt. Bei denjenigen wilden Sängern, die sich mit den Weibchen der Kanarienvögel paaren, als der Stieglitz, Hänfling ꝛc., kann man auch eine Kanarienfie nehmen und sie neben das Bauer Eines der Männchen der genannten Vogelgattungen hängen, und dann den Versuch machen, so wird der Erfolg derselbe seyn. — Die Kanarienvögel sind besser jung zum Ausfliegen zu gewöhnen, und am besten sollen es diejenigen seyn, die aus einer Hecke mit Hänflingen gezogen worden, das heißt, mit einem Hänflingsmännchen und Kanarienfien oder Weibchen, nur soll man dabei die Strichzeit, den September und halben Oktober, beobachten, und die Jungen während dieser Zeit innen behalten, so werden sie den ganzen Winter über aus- und einfliegen. Sobald nun aus einer solchen Hecke die jun-

gen Vögel fliegen können, ſo ſperre man die beiden Alten jeden in einen beſonderen Käfich, und wenn ein Garten bei dem Hauſe iſt, oder auf dem Hofe ein Baum ſtehen ſollte, ſo hänge man die Käfiche mit den Alten mitten in den Baum, und decke darüber einige dünne Bretter oder auch Wachsleinwand, damit der Regen nicht in die Käfiche fallen kann. Man gebe den Eltern der Jungen das gewöhnliche Futter, dabei auch Ameiſeneyer, und laſſe nun die jungen Vögel aus dem Heckebauer in den Baum fliegen, das heißt, man öffne das Bauer, welches man auf einen Tiſch in der Nähe des Baumes ſetzt, daß die Alten die Jungen ſehen können, und laſſe ſie nun nach Gefallen ausfliegen. Die Alten werden ſie ſehr bald zu ſich locken, und aus ihren Käfichen ätzen. Man laſſe nun die Jungen und Alten drei Tage lang Tag und Nacht draußen, und wenn die Jungen zur Schlafzeit auch nicht in ihren Käfich zurückkehren ſollten, ſondern, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, bei den Alten auf deren Käfich oder in der Nähe derſelben verweilten, ſo ſchadet dieſes nichts, nur muß man dafür Sorge tragen, daß keine Katze oder ſonſt ein den Vögeln ſchädliches Thier ſich einfinde, welches man leicht, wenn man ſein Lokal kennt, wird abwehren können. Nach dieſer Zeit ſtelle man die Alten vor oder unter das Fenſter, wo man haben will, daß die Jungen künftig ein- und ausfliegen ſollen, ſetze daneben einen Meiſenſchlag, jedoch ſo zugerichtet, daß er nicht zufallen kann, ſtreue in demſelben Hanfſamen, Leinſamen ꝛc. aus, ſo werden ſie nach und nach anfangen aus dem Meiſenkaſten zu freſſen, und geſchieht dieſes, ſo kann man die Alten wieder in das Zimmer ſtellen, die Jungen aber vier bis fünf Wochen lang ſtets Tag und Nacht, von der Zeit ihres Ausfluges an gerechnet, fliegen laſſen, hernach aber den Meiſenſchlag ſtellen, daß er einfalle und ſie fange, da man ſie dann bis auf das andere Jahr zur Heckzeit einbehalten muß. Sobald nun im

nächſten Jahre die Bäume anfangen auszuſchlagen, ſo kann man dieſe Vögel wieder in den Garten, oder auf den Baum im Hofe fliegen laſſen, da ſie dann in demſelben brüten und ſich dabei ſtets bei dem Fenſter, wohin ſie gewöhnt ſind, einfinden werden. Wenn nun die jungen Baſtarde von einem Hänflinge und Kanarienvogel das erſte Mal vier Wochen geflogen haben, ſo müſſen ſie eingefangen werden; man läßt ſie dann gleich nach Michaelis wieder fliegen, und den ganzen Winter über draußen; ſie müſſen aber an keine warme Stube gewöhnt ſeyn. Man gewinnt bei dieſer Verfahrungsart, daß ſie viel ſchöner mit rothen Federn ꝛc. ꝛc. an der Bruſt und auf dem Kopfe von der Natur geziert werden, welche ſie, wenn ſie in den Käſich eingeſperrt werden, weder bekommen, noch lange behalten. Am beſten bleibt es aber immer, die jungen und auch älteren Männchen durch die Weibchen zum Ein- und Ausfliegen zu gewöhnen, weil dieſe Methode immer die ſicherſte bleibt, und man dieſe auch überall anwenden kann, wo kein Garten beim Hauſe iſt; denn das Männchen wird ſich immer wieder durch das Weibchen an den Käſich locken laſſen, und ſo auch in das Fenſter eingehen, und ſich zuletzt daran gewöhnen. Bei allen dieſen Verſuchen muß man immer mehrere Vögel auf das Spiel ſetzen; denn theils ſind ſie ſtöriger und böswilliger Natur, und kehren nicht zurück, theils werden ſie auch durch Zufälligkeiten, z. B. durch Thiere ꝛc. verjagt, ſo daß ſie die Gegend, wo ſie hingehören, nicht wieder finden können; theils verſieht man es auch ſelbſt, und läßt noch nicht gehörig gezähmte und an ihren Käſig gewöhnte Vögel fliegen, die dann natürlich nicht zurückkehren, ſondern in der Fremde bleiben. Dieſes Alles muß man beim Abrichten der Vögel zum Ausfliegen wohl berückſichtigen. Gutes Futter, gehörige Abwartung, ein geräumiger Käſig, öfteres Heraushängen an die friſche Luft, um ſich auch im Freien umſehen zu können, und ſich an

das nahe Geräusch zu gewöhnen, sind Hauptbedingungen bei der Gewöhnung der Vögel zum Ausfliegen, und dann gehörige Vorsicht, wenn man sie ausfliegen läßt, daß sie nicht aus dem Käfiche verscheucht werden, sondern ganz gemächlich allein herausgehen, als wenn es sich so gemacht hätte, und keine Absicht dabei vorhanden wäre, gleichsam, als wenn der Käfich so von selbst sich geöffnet hätte; sie werden dann auch mehrere Male, wie schon oben erwähnt worden, immer wieder von der Oeffnung in den Käfig zurückkehren, sich gleichsam nicht getrauen auszufliegen, und wenn sie es dennoch thun, so ist es nur ein Wagestück, sich in einem größeren Raume im Fliegen zu versuchen; sie werden dann zuerst, wie auch schon oben bemerkt worden, auf den Käfich fliegen, oder auf einen Gegenstand in der Nähe desselben, um immer ihrer Wohnung, die sie lieb gewonnen, und worin sie ihre Nahrung finden, nahe zu seyn. S. auch unter Canarienvogel, Th. 7, S. 577. — Einige andere auf die Vögel Bezug habende Gegenstände, z. B. das Abrichten derselben, um verschiedene Kunststücke zu produziren, z. B. das Heraufziehen des Wassers und Futters, das Abfeuern einer kleinen Kanone, das Zusammensetzen der Buchstaben zu daraus verlangten Wörtern, das Komplimentemachen, das Kartenlegen, das sich Todtstellen und auf Verlangen als erschossen Niederfallen ꝛc.; das Fangen der Vögel sowohl durch die Sprenkel, Leimruthen, Meisekasten, Fallbrettchen, Schlagnetze, als auch mittelst des Vogelherdes ꝛc., und viele andere Gegenstände, die sich auf die Vögel im Allgemeinen, wie insbesondere auf Gattungen derselben beziehen, findet man unter Vogel, in V. Auch kann man die verschiedenen Vögelgattungen oder Arten unter ihren Namen in der Encyklopädie aufsuchen, woselbst

man eine Naturbeſchreibung von ihnen und ihrer Lebensart ꝛc. finden wird.

Was die Krankheiten der Stubenvögel betrifft, ſo ſind dieſe auch ſchon unter ihren Namen in der Encyklopädie abgehandelt worden, daher wird hier nur nöthig ſeyn, eine kurze Ueberſicht von denſelben zu geben, und dahin zu verweiſen, wo man das Nöthige darüber findet. — Die Erfahrung hat es bewieſen, daß alle Thiere, welche ihrer Freiheit wenig oder gar nicht beraubt ſind, ſelten oder gar nicht von Krankheiten befallen werden, mit welchen diejenigen zu kämpfen bekommen, welche derſelben beraubt ſind, und im Kerker ſchmachten. Es ſind daher auch die Stubenvögel weit mehreren Krankheiten ausgeſetzt, als ſolches bei denen von ihnen der Fall iſt, welche die Freiheit genießen. Daß nur die Krankheiten bei den Stubenvögeln vorkommen, liegt in ſo manchen Einwirkungen, welche die wenige Bewegung des Luftgefieders, die Nahrung, die Stubenluft, das Gefühl der Gefangenſchaft ꝛc., hervorbringen, und daher iſt es nothwendig, bei dieſen Vögeln auf dasjenige zu ſehen, was ihrer Geſundheit nachtheilig ſeyn kann, derſelben Gefahr drohet. Geſunde Vögel ſind heiter, lebhaft, muthig oder reizvoll; halten ſich reinlich, indem ſie ſich ſtets putzen und den Schnabel wetzen; die Federn liegen glatt an dem Körper, haben ihre lebhafte Farbe und natürlichen Glanz; die Augen ſind hell, beſonders die Augenringe lebhaft, der Augapfel feurig; ſie laſſen ihre Stimme fleißig hören, haben Luſt ſich zu baden, beſonders wenn die Sonne in den Käfich ſcheint; aber auch ſonſt, wenn ſie kein beſonderes Waſſer in ihrem Käfiche haben, gehen ſie an den Saufnapf unaufhörlich und beſpritzen mit dem Schnabel ihre Federn, die ſie dann glatt ſtreichen; ſie ſpringen beſtändig in dem Käfiche umher, machen ſich überall etwas darin zu thun, beſonders wenn ein Bindfaden oder ein Baſtſtreifen ꝛc. darin herabhängt, ſo ſtreichen ſie denſelben beſtändig mit

ihrem Schnabel, ja sie sind so lange thätig daran, bis er zerzauset oder zerrissen worden, und ruhen erst gegen den Mittag von ihrem Umherstreifen in dem Bauer aus, halten Mittagsruhe. Gegen vier Uhr fangen sie dann wieder an sehr thätig zu werden, und endigen diese Thätigkeit erst mit dem sich zur Ruhe Begeben, mit dem Auffliegen oder Aufspringen auf ihren Schlafsitz. Dabei sind sie verhältnißmäßig fett und wohlbeleibt; auch sind die Federn biegsam und nicht spröde. Kranke Vögel sitzen dagegen ruhig und still, sind ungewöhnlich zahm, und haben einen gewissen Heißhunger, verschlingen gleichsam das Futter, oder kommen gar nicht von dem Futternapfe weg, ohne daß das Futter bei ihnen anschlägt, ja sie werden zusehends mager; die Federn sträuben sich in die Höhe; sie athmen schwer, sind matt, stecken oft den Kopf unter die Flügel, und haben nicht selten ein Fieber und Frost; die Augen sind matt, und die Augenringe, so wie der Schnabel, gelblich und bleich; sie haben keine Lust sich viel zu bewegen, und ihr Hüpfen ist nur hölzern, als wenn sie die Beine nicht fortkriegen können, auch gehen sie nur schlüpfrig auf dem Boden des Käfichs umher, und ihr Sitz auf den Sprossen scheint sehr unsicher zu seyn, indem sie oft eine rückfallende Bewegung machen, in der sie sich jedoch halten, und immer wieder nach vorn herüber beugen; gewöhnlich enden sie an Konvulsionen, Erstickung und Schlag. Folgende Krankheiten sind die gewöhnlichen, welche man bei den Stubenvögeln antrifft: 1) Die Mauser, Rauhe oder Federkrankheit, welche darin besteht, daß die Vögel ihre Federn alle Jahre verlieren, und dagegen neue erhalten. Dieses geschieht gewöhnlich im Frühjahre oder am Ende des Sommers; bei Stubenvögeln kommt es auch noch später vor. Im Freien geschieht der Wechsel der Federn weit schneller, als in der Stube, und man hat die Bemerkung gemacht, daß Mangel an Sonnenwärme, und dunkler feuchter

Aufenthalt die Entwickelung der Federn hemmen. Nach der ersten Mauser bei jungen Vögeln ändern Manche derselben auffallend ihr Gefieder; denn Hänflinge, Roth- und Blaukehlchen, Dompfaffen ꝛc. kennt man nach dieser Mauser kaum noch mehr, und da bei Einigen der Wechsel bis ins dritte und vierte Jahr dauert, so hat man schon Vögelgattungen für verschiedene Arten gehalten, besonders ist dieses beim Hänfling der Fall. Im Frühjahre ist die Mauser nicht so stark, als im Herbste, indem zu dieser Zeit nur die kleinen Federn wechseln und ausfallen, während im Herbste die großen Flügel- und Schwungfedern ausfallen, indem sie vertrocknen, und von den darauf folgenden neuen hinausgestoßen werden. Die Vögel sind bei diesem natürlichen Geschäfte wirklich krank, sie haben ein Frösteln, und der ganze Prozeß geschieht mit fieberhaften Anzeigen, wobei zugleich die Kräfte schwinden, da sich die Freßlust vermindert. Auch schadet ihnen Wind, Regen und Kälte. Zuweilen stellen sich linsengroße weiße Flecken auf der Haut ein, die nach und nach schuppenartig abfallen, und Jucken, Schlaflosigkeit und Schwäche verursachen. Besonders haben die jungen Vögel bei der ersten Mauser viel auszustehen, und sterben häufig an der Federentwickelung, besonders wenn sie beim Durchbrechen derselben Kälte, Nässe und Zugluft auszustehen haben. Kein Heilmittel läßt sich bei dieser Naturkrankheit anwenden; man sorge nur für gutes, reines und nahrhaftes Futter, natürliche und künstliche Wärme, wenn es regnigte und kalte Witterung seyn sollte, und für Ruhe, daß sie nicht durch äußere Gegenstände in dem Käfiche gestört werden und herum flattern. Beobachtet man dieses, so werden die Vögel, wenn sonst ihre Natur gut ist, auch glücklich diese Krankheit überstehen. S. auch den Art. Mause, Th. 86, S. 143 u. f. — Der Pips, eigentlich eine Art Katarrh, wobei das oberste Zungenhäutchen verhärtet ist und die Nasenlöcher verstopft sind. Die Schnabelwurzel

iſt gelb; die Federn, beſonders diejenigen auf dem Kopfe, ſtehen aufgeſträubt, wobei die Hitze und Trockenheit der Zunge, das Aufſperren des Schnabels, Konvulſionen und Nieſen verurſachen. Man löſe das Häutchen von der Zunge ab, und zwar fängt man hinten von unten an, wodurch die Ausdünſtung der Zunge wieder geöffnet wird, und der zur Verdauung nöthige Zungenſchleim ſich wieder erzeugen kann. Man giebt dem Vogel etwas Butter mit fein zerſtoßenem Pfeffer, und um die Verſtopfung der Naſenlöcher zu heben, zieht man ihnen ein kleines Federchen durch. — Die Darre beſteht in der Verſtopfung und Verhärtung der Fettdrüſe auf dem Steiß, in welcher die Fettigkeit zum Einſchmieren oder Einfetten der Federn ſich ſammelt. Die Federn am Steiße ſträuben ſich. Die Vögel beißen immer darnach, und die Drüſe iſt ſtatt hellgelb, bräunlich. Man findet ſelten einen Stubenvogel, der nicht einen Fehler an derſelben hat. Wenn ſie der Vogel nicht ſelbſt aufbeißt, wie es nicht ſelten geſchieht, ſo muß man ſolche öffnen, welches jedoch nicht immer glücklich abgeht, indem die Vögel oft darnach, wenn ſie zu ſehr davon angegriffen ſind, ſterben, oder es auch ſchon zu ſpät geſchieht; daher ſoll das Erweichen mit Oel oder Schmalz ꝛc., ſo wie das Ausrupfen der Schwanzfedern, dem Aufſtechen und Aufſchneiden vorzuziehen ſeyn, indem Letzteres zwar die Verſtopfung hebt, aber auch zugleich die Drüſe zerſtört, die Abſonderung der Fettigkeit verhindert, und die Vögel gewöhnlich in der Mauſer ſterben. Man kann ſie auch behutſam öffnen, wenn ſie brandig ausſehen, und ſie mit Zucker- oder Salzwaſſer auswaſchen. Man ſoll dem Vogel dabei etwas Speck zu freſſen geben. Man ſehe auch den Art. Darre, Th. 8, S. 750, und unter Steiß, Th. 173, S. 72 u. f. — Der Durchfall, Kalkſchiß, kommt bei den eingefangenen Vögeln hauptſächlich vor, ehe ſie ſich an das Stubenfutter gewöhnen; ſie geben faſt alle Augenblicke eine dünne, weiße, grün-

lich-kalkartige Materie von sich, welche die Federn beschmutzt und zusammenklebt. Man kann den Folgen dieser Krankheit dadurch vorbeugen, daß man, sobald man sie bemerkt, dem Vogel die Afterfedern wegschneidet, und den After selbst mit Baumöl schmiert, welches nicht nur kühlt, sondern auch der Entzündung vorbeugt. Auch hilft zuweilen ein Leinölklystier und ein Trank mit Eisenrost oder Eisenoxid. Eingeweichte Hafergrütze, Brodrinde mit Wein, natürliches reines Futter sind hierbei sehr heilsam. Wenn erst die Entzündung bei dieser Krankheit vorhanden ist, dann ist dem Vogel schwerlich mehr zu helfen, daher muß man Alles vorher versuchen, was diese verhindern kann. S. auch den Art. Durchlauf, Th. 9, S. 754. — Die Verstopfung entsteht durch die Veränderung der Nahrung und das Klima, besonders aber veranlassen unnatürliche Nahrung diese Krankheit. Man erkennt sie daran, daß der Vogel alle Augenblicke den Hinterleib beugt, um die Excremente von sich zu geben, es aber nicht kann; der Koth ist klebrig und füllt die Gedärme stark an. Zur Heilung gebe man dem Vogel einige Tropfen Baumöl, eine Spinne oder einen in Oel getauchten Mehlkäfer oder Mehlwurm; oder man beschmiere mit lauwarmen Oele den After und Darmkanal; oder man tauche einen großen glatten Nadelknopf in Oel und schiebe ihn etliche Male sanft in den Mastdarm hinein, welches gewöhnlich Oeffnung macht. — Die Dörrsucht, Auszehrung, eine Krankheit der Stubenvögel, die von verdorbenem Futter herrührt, oder wenigstens eine Folge von schlechten Nahrungsmitteln ist, die das Geschäft der Verdauung stören und die Fettdrüsen verstopfen. Die Kennzeichen dieser Krankheit sind: Abnahme der Thiere, Traurigkeit, Trägheit, Unlust zum Fressen, oftmals ungewöhnliches Schwanken im Laufe; die Farbe um die Augen ist gelblich, eben so die Zunge und die Maulecken. Man empfiehlt als Heilmittel eine Kreuzspinne,

die man hat im Oele sterben lassen, und die man dem Vogel in den Schnabel steckt, welches Mittel die Vögel purgiren soll. Auch soll man ihnen ein Stück rostigen Eisens in das Trinkwasser werfen, und ihnen gutes Futter geben. Diese Krankheit kommt sehr mit der oben erwähnten Darre überein. — Die faslende Sucht, Fallsucht, Epilepsie, kommt auch bei den Vögeln oft vor. Der Vogel fällt bei dieser Krankheit plötzlich von dem Springholze, der Sprosse, herunter, wälzt sich auf dem Boden, schlägt mit den Flügeln, sperrt zuweilen den Schnabel auf, und bleibt einige Minuten ruhig liegen. Die Ursachen sind: Weichlichkeit, unbefriedigter Geschlechtstrieb, Furcht, Schreck, Zugluft, Zorn ꝛc. Man tauche den Vogel, der mit dieser Krankheit behaftet ist, in kaltes Wasser, beschneide ihm die Nägel so weit, daß sie bluten, und gieße ihm einige Tropfen Leinöl ein. Man hüte sich aber während des Ausbruchs der Krankheit ihn zu berühren, indem er leicht erstickt. — Die Windsucht. An einem Theile des Leibes oder am ganzen Leibe bläst sich die Haut steif auf. Die Ursachen dazu sind: Erkältung, langes Einsperren, faules Trinkwasser, schlechtes übermäßiges Futtern, besonders der in der Stube aufgezogenen Jungen. Man sticht die Haut mit einer Nadel auf, und die Luft geht heraus, die Blase setzt sich und vergeht bei dem Warmhalten des Vogels ohne Nachtheil für seine Gesundheit. Man kann dem Vogel auch darauf einige Tropfen Wein eingießen. — Der Bruch ist eine Krankheit junger, in der Stube aufgezogener Vögel, eine Art Unverdaulichkeit und daraus entstehender Entzündung der Eingeweide. Ein Zeichen dieser Krankheit ist ein magerer, durchscheinender, aufgeblasener Leib, viele kleine rothe Aederchen, wobei sich alle Gedärme bis ans Ende des Körpers herunter gelassen haben, und schwarz und verwickelt erscheinen. Die Veranlassung dazu soll unverdauliches, saftiges, zu nahrhaftes und leckeres Futter, gefrorene Kräuter ꝛc.

ſeyn. Gegen dieſe Krankheit exiſtirt kein ſicheres Heilmittel, als eine gute Diät, welche darin beſteht, daß man dem Vogel nur eine ſparſame einfache Nahrung reicht, und ihm etwas Alaun oder roſtiges Eiſen ins Trinkwaſſer wirft. Man will durch dieſes Verfahren zuweilen Löſung des Uebels geſehen haben. — Die Milben- und Läuſeſucht, ein Uebel, welches gewöhnlich nicht ſehr reinlich gehaltene Vögel überfällt, und dann auch kränkliche Vögel, welche die Luſt verloren haben mit ihrem Schnabel fleißig die Federn zu putzen, ſie durch den Schnabel zu ziehen. Die Milben halten ſich gewöhnlich auf dem Kopfe, beſonders der jungen Neſtvögel auf, und freſſen denſelben nicht ſelten ganz kahl; und die Vögelläuſe, welche ſich bei den ausgewachſenen Vogeln, ſowohl jungen, als alten, einfinden, freſſen gewöhnlich die Federn unter den Flügeln durch, und beunruhigen auch die Vögel, beſonders des Nachts, indem ſie am Tage ſich von dem Körper entfernen und in die Holz- und Drahtlöcher der Bauer kriechen, überhaupt in alle Oeffnungen, die ſie darin finden, und worin ſie ſich verbergen können. Man findet ſie in dieſen Löchern oft zu Hunderten dicht beiſammen ſitzen, wie Mohnkörnchen. Nur des Abends und in der Nacht, wenn der Vogel ſchläft, gehen ſie an ſeinen Körper und ſaugen und nagen, wodurch ſie ſeinen Schlaf ſtören. Man bemerkt dieſes ſehr bald, wenn der Vogel am Abende unruhig wird, ſich immer ſchüttelt, immer mit den Federn der Flügel auf die Sproſſen ſtößt, kurz eine immerwährende Bewegung des Körpers anzeigt. Das beſte Mittel iſt hier ein Paar Tropfen Bergamottöl oder Terpentinöl, oder in Ermangelung deſſelben, Eau de Cologne, kurz eine ſtark riechende Eſſenz dem Vogel auf den Kopf zu reiben, und in die Federn zu tröpfeln; auch gegen Abend, wenn der Vogel ſich zur Ruhe begeben will, eine Untertaſſe mit Waſſer unter den gewöhnlichen Schlafſitz des Vogels zu ſtellen,

damit die Läuſe, welche durch ſeine Erſchütterungen der Federn abfallen, in das Waſſer kommen, und nicht in ihre Schlupfwinkel oder wieder an den Vogel kriechen können. Auch hat man vorgeſchlagen, die Sitzſproſſen oder Häpfhölzer von dünnem Baurohre zu machen, damit die Läuſe in die Höhlung des Rohrs kriechen können, wo man ſie dann am Tage mittelſt einer Federbürſte oder der Fahne einer Federſpule über einem Topfe mit Waſſer heraus ziehen oder heraus ſtoßen kann, indem man dieſe Fahne durch das Rohr ſtößt. Auf dieſe Weiſe kann man eine große Menge dieſer Läuſe tödten. Wenn man nun noch das Bauer gehörig reiniget, es mit warmen Seifenwaſſer auswäſcht, und beſonders heißes Waſſer in die Schlupfwinkel tröpfelt, oder noch beſſer etwas Terpentinöl, und dann das Bauer in der Wärme trocknen läßt, friſchen Sand einſtreut, und dieſe Reinigung öfters vornimmt, ſo wird man die Läuſe und das andere Ungeziefer tilgen.

Stubenwärme-Apparat, eine Art Ofen, welcher zur Heitzung mehrerer Stuben oder Zimmer und Gemächer dient, und von dem Herrn Curaudau zu Paris erfunden worden. Der erſte Wärmeapparat dieſer Art wurde in der Porzellan-Manufaktur des Herrn Naſt erbauet, und das Pariſer National-Inſtitut beauftragte die Herren Guyton de Morveau und Carnot, dieſen Apparat oder neuen Ofen zu unterſuchen. Dieſer Apparat oder Ofen ſteht in einer kleinen von allen Seiten mit einer dünnen Mauer umgebenen Stube, an deren Decke ſich Oeffnungen befinden, die mit Röhren von Eiſenblech verſehen ſind, um dadurch die Wärme der Stube in die obern Etagen des Gebäudes zu leiten, um ſie in die verſchiedenen Magazine und Werkſtätten der oben erwähnten Porzellan-Manufaktur zu verbreiten, welches eine allgemeine Vorſtellung von jener pyrometriſchen Conſtruction des Herrn Curaudau giebt. Was nun die ſpecielleren Gegenſtände dieſer Vorrich-

tung betrifft, so bestehen sie in Folgendem. Der Feuerherd des Ofens befindet sich außerhalb der Stube angebracht, und kommunicirt mit derselben durch eine in ihrem Gewölbe angebrachte Oeffnung. Ueber dieser Oeffnung innerhalb der Stube befindet sich eine aus gegossenem Eisen verfertigte Haube, die sie genau verschließt, und dazu dient, sowohl die Wärme, als auch den Rauch, die vom Herde fortgeleitet werden, aufzunehmen. Jene Haube ist dazu bestimmt, Wärme und Rauch von einander abzusondern, um die Erstere zu benutzen, und den Letzteren zu vernichten. Wenn man, um den Rauch auszuleeren, die Haube des Ofens mit einem einfachen Rohre verbinden wollte, so würde dieses Rohr einen großen Theil der Wärme aus der Haube mit aufnehmen, und folglich dann mit dem Rauche auch zugleich eine große Quantität Wärmestoff verschwinden. Wenn man indessen voraussetzt, daß ein solches Rohr eine große Anzahl von Windungen in der Stube macht, ehe es aus derselben ausgeht, folglich nach dem Maaße, daß der Rauch darin cirkulirt, der Wärmestoff sich durch die Windungen der Röhren zerstreuen muß, so muß er in der Stube, wie in einem Reservoir zurückgehalten werden, und der Rauch, der stets in der Röhre enthalten bleibt, wird nachher eben so leicht aus der Stube hinweggeführt werden können, wie die Wärme, die ihn leitet, und so wird er ganz nach Wunsch eine Trennung der Wärme und des Rauches veranlassen. Herr Curaudau bewirkt die Scheidung des Rauches von der Wärme zwar nicht ganz nach derselben Art, aber doch mittelst eines fast gleichen Mechanismus. Er verbindet mit der Haube mehrere große Cylinder, in denen der Rauch lange Zeit cirkulirt, und aus denen derselbe nicht eher an das Evacuationsrohr tritt, als bis er seine Wärme meist abgesetzt, und auf eine Temperatur von 35 bis 40 Grad Reaumur, welches die Temperatur der Stube ausmacht, zurückgekommen ist. Der so er-

kaltete, und durch das Evacuationsrohr längs den Magazinen und Werkstätten fortgeleitete Rauch, trägt nichts zu der darin enthaltenen Wärme bei. Jene Wärme erhalten sie vielmehr durch andere Röhren, die, wie schon bemerkt, von der Decke der Stube ausgehen, und weder mit der Haube des Ofens, noch mit irgend einem andern Theile desselben in Berührung stehen. Wenn der Rauch so alle Windungen des Rohres durchlaufen hat, so ist er ganz vernichtet; denn wenn man die großen Ventile öffnet, die ihn nach den Zimmern zuführen würden, so bemerkt man nichts mehr von solchem. In dem Etablissement des Herrn Nast finden sich drei Stockwerke gleichförmig zu 12 Grad Reaumur erwärmt, während die Temperatur der Atmosphäre nur 5 Grad betrug. Dieses ist nur eine kurze Darstellung jenes pyrotechnischen Gebäudes des Herrn Curaudau. Die Vortheile, die daraus entspringen, sind zweifach: erstlich die direkte Wirkung der einzelnen Theile dieser Einrichtung; zweitens, daß sie dem Lokale und der Natur des Etablissements angepaßt werden können. Diejenigen Vortheile, welche direkt aus der Anordnung des Herrn Curaudau hervorgehen, bestehen in der Sicherheit gegen Feuersgefahr und in der Ersparung des Brennmaterials. Was nun die Sicherheit gegen Feuersgefahr betrifft, so geht diese daraus hervor: 1) Weil der Feuerungsraum vollkommen isolirt und durch die Haube des Ofens sorgfältig von der Stube abgesondert ist, so daß kein einziger Funke ins Zimmer gehen kann; 2) weil das Rohr, welches den Rauch fortleitet, nicht zugleich als Wärmeleiter wirkt; denn es ist ganz von dem andern abgesondert, und auf Stellen fortgeleitet, wo, selbst wenn das Rohr glühend wäre, doch keine Feuersgefahr veranlaßt werden kann; 3) daß die wahren wärmeleitenden Röhren, welche die Wärme in die Werkstätte vertheilen, ihren Anfang nicht am Körper des Ofens selbst nehmen, mit dem sie in keiner Verbindung

zehn Stück, es seyen nun Bücher, Dukaten, Bäume, Steine, Pflanzen, Früchte ꝛc. So sagt man hundert Stück Citronen, Apfelsinen, Pomeranzen; zehn Stück Pfefferkuchen, Pfannenkuchen ꝛc; oder von sehr großen Massen, z. B. Gebäuden, Städten, Bergen, Himmelskörpern ꝛc., ist dieses Wort nicht üblich. — 2) In engerer Bedeutung von einzelnen Arten lebloser Individuen. α) Ein Grundstück, ein unbeweglicher Theil des Vermögens. Die Ackerbeete werden in manchen Gegenden Stücke genannt, in andern heißen sie Rücken; wo aber auch die Bedeutung eines Theils Statt findet. Ein Stück Wein, so viel als ein Stückfaß (s. dieses). Sieben Stück (nicht Stücke) Wein. — β) Ein an einander hangendes Gespinnst oder Gewebe heißt ein Stück. Ein Stück Zeug oder ein Stück Zeuges. Besonders, wenn es von einer bestimmten Größe ist, so hat es mit einem Zahlworte in der Mehrheit gleichfalls Stück für Stücke. Ein Stück Baumwollen- oder Wollengarn hält in Sachsen vier Strähnen oder zwölf Zahlen oder Zaspeln; ein Stück leinen Garn aber sechs Strähnen, jede zu zwei Zaspeln. Ein Stück Tuch hält gemeiniglich 22 bis 32 Ellen, und wird an manchen Orten auch ein Tuch genannt. In der Leinwand, dem Kattune, den seidenen Zeugen ꝛc. sind die Stücke von verschiedener Länge. — γ) Ein Werk der Kunst, heißt als Werk der Kunst, oder als ein künstliches Individuum betrachtet, häufig ein Stück, Fr. Pièce. Ein schönes, ein vortreffliches Stück; ein Kunststück, ein Meisterstück. Ein Stück Arbeit fertig machen. Besonders kommt Stück als ein Werk der bildenden Künste vor. Beim Maler sagt man, er hat ein schönes meisterhaftes Stück geliefert, ein schönes Gemälde. Es wird hier sowohl im Guten, als Schlechten gebraucht; denn man sagt eben sowohl: er hat ein schlechtes Stück geliefert. Daher auch die Benennungen der

Curaudau auf eine leichte Art unterdrückt ſey, weil eine Feuerung leichter als acht andern bedient und unter dem Schloſſe gehalten werden könne, und gar keine Kommunikation mit dem Magazine und der Werkſtätte habe; daß er ferner durch dieſe Einrichtung mit einem Male von dem ſtarken Rauche befreit worden ſey, der ſonſt durch die vielen Schornſteine in ſeinen Magazinen und Werkſtätten ſich verbreitet habe, die dagegen jetzt ſehr reinlich ſeyen. Herr Naſt bemerkt ferner noch, daß die Oefen, die er vorher in den Werkſtätten zu unterhalten genöthigt geweſen, wo das Porzellan geformt wird, viele bedeutende Inconvenienzen für dieſe Art der Arbeiten gehabt hätten, weil ſie leicht, ſowohl durch den Rauch, als durch Theile der Aſche verdorben würden, welche die Luft verſtreuet; daß dagegen die Einrichtung des Herrn Curaudau allen dieſen Unbequemlichkeiten vorbeuge, daß ſie auch bequem ſey, Sägeſpäne von Holz durch Brennmaterialien in Anwendung zu ſetzen, die ſonſt nicht benutzt wurden. Indeſſen war es Herrn Naſt nicht möglich, die Erſparung des Brennmaterials überhaupt genau angeben zu können, die während der Einführung dieſer neuen Oefen gemacht worden ſey, obgleich er ſie ungefähr auf die Hälfte ſchätzt. Noch bemerkt Herr Naſt, daß es anfangs ſeine Abſicht geweſen ſey, nur einen einzigen Ofen dieſer Art zu einem Verſuche bauen zu laſſen, da er denſelben aber nach dem Gebrauche von einem Jahre ſehr vortheilhaft fand, ſo habe er noch drei andere erbauen laſſen, die bis jetzt für das ganze Haus hinreichend waren, welches daher den Oefen des Herrn Curaudau zu einem großen Ruhme gereicht. Dieſe Oefen ſoll man an einem tief gelegenen Orte, z. B. in einem Souterrain anbringen, weil hierdurch ein guter Erfolg erhalten wird, indem die Tendenz der warmen Luft, ſich auszudehnen, ſie immer nach oben zu treiben werde. In einem großen Sale, oder in einer aneinander ſtoßenden Reihe von Zimmern, ſoll

man aus jener Vorrichtung keinen Nutzen ziehen können, sie müßte denn im Innern der Zimmer angelegt werden. Wenn aber das Lokal zu jener Vorrichtung geeignet ist, so verdient diese Einrichtung jeder andern vorgezogen zu werden.

Stubenzins, s. Stubenmiethe.

Stüber, 1. ein elastischer Stoß oder Schnellstoß mit dem an den Daumen gedrückten und losgeschnellten Mittelfinger, besonders in dem zusammengesetzten Nasenstüber, s. diesen Art., Th. 101, S. 384. Jemanden einen Stüber geben. Es bedeutet, nach Adelung, einen stumpfen Schlag oder Stoß, und ist mit stauen, stauchen, stäupen ꝛc. verwandt. — 2. Stüber, Stüberchen, eine Niederdeutsche Scheidemünze, welche gemeiniglich 1½ Kreuzer oder 4½ Pfennig gilt. In Holland machen 50 Stüber einen Thaler Kassengeld, und 20 einen Gulden; in Cleve machen 60, und in Ostfriesland 54 Stüber einen Reichsthaler. Die Stüber waren auch noch im Kölnischen, Lingischen und Lüttichschen im Gebrauche, allein in einigen dieser Länder, da sie in neuester Zeit unter andere Herrschaften gekommen sind, haben diese Münzen zu cursiren aufgehört, da sie das Geld der neuen Landesherrschaft angenommen haben. Im Holländischen und Niedersächsischen Stüver, Schwed. Styfwer. Nach Adelung sollen es Viele als eine Uebersetzung des Lateinischen Solidus ansehen, und es von steif herleiten; allein es soll auch von Stuffe, ein Stück, abstammen können, und eigentlich ein Stück einer großen Münze bedeuten, weil man den Denkmünzen ehemals ein tiefes Kreuz einzuprägen pflegte, so daß man sie im Nothfalle in vier Theilen brechen konnte, da denn ursprünglich Stüber ein Stück einer solchen größeren Münze war.

Stüberand, beim Kohlenbrenner, die Erde, worauf das Gestübe gepocht, und zum Theil mit derselben noch in etwas vermische ist. Man bedeckt damit den gerich-

teten, holzreichen oder holzfertigen Meiler, nachdem er ausgestümpelt und geschlichtet, und mit Rasen, Reisern oder Moos belegt worden.

Stübgen, s. Stübchen.

Stubich oder Stübich, nur in einigen Oberdeutschen Gegenden, ein Pack- oder Schlagfaß. Die Waaren in einen Stübich packen. Es soll zu Stube, Stübchen, Stauff ꝛc. gehören, und ein Behältniß bezeichnen.

Stuck, s. Stuk.

Stück, Stückchen, ein in doppelter Hauptbedeutung übliches Wort. 1. Ein Theil eines Ganzen, wo es eigentlich von einem engeren Umfange der Bedeutung ist, als Theil, und ein abgesondertes aus einer Masse bestehendes Theil eines Ganzen bedeutet, die Absonderung sey geschehen auf welche Art sie wolle. Einen Körper in Stücke schneiden, hauen, brechen, sägen, reißen ꝛc. ꝛc. In zwei, in sechs Stücke schneiden. Ein abgebrochenes, abgerissenes Stück. Ein Stück Brod, Fleisch, Apfel, Kuchen, Zucker, Holz, Wachs, Stein, Kreide, Bindfaden, Gold, Eisen ꝛc.; wo die Art oder das Ganze zuweilen in der zweiten Endung steht. Ein Stück Landes, ein Stück Feldes, für ein Stück Land, oder ein Stück Feld. Welcher Genitiv oder zweite Fall das Ohr beleidiget, wenn Stück schon im zweiten Falle steht: der Anbau eines ungebaueten Stückes Landes, welchen Uebellaut Andere dadurch zu vermeiden suchen, daß sie Stück unverändert lassen, eines ungebaueten Stück Landes, besser eines ungebauten Stückes Land. So auch ein Stück Weges, wofür man auch nur ein Stück schlechthin sagt. Er ging ein gut Stück Weges oder ein gut Stück mit. Gehen sie noch ein Stückchen mit. Sie gingen noch ein gutes Stücke (Stück). Gell. Er schalt und lief ein gutes

ses Wort ein Individuum im weitesten Verstande bedeutet, und ein Zahlwort bei sich hat, so lautet es in der Mehrzahl nicht Stücke, sondern Stück, wie so viele andere Wörter, welche eine Zahl, Maaß, Gewicht ꝛc. bedeuten. In den Sprachlehren fehlt auch diese Bemerkung, dagegen wollen mehrere Sprachlehrer daß Stück in der Mehrzahl Stücke habe, wenn es Theile bedeutet, woraus etwas besteht, und Stücken, wenn es Theile bezeichnet, worin etwas zerbricht; eine seltsame Behauptung, welche gerade Alles wider sich hat, was ein Irrthum in den Sprachen wider sich haben kann. Die Mehrzahl die Stücken soll eben so provinziel seyn, als die in einigen Oberdeutschen Gegenden übliche die Stücker.

Stück (Achsel-), bei den Montirungsröcken des Militairs, die auf der Achsel befindliche farbige Tuchklappe, mit der Nummer oder dem Abzeichen des Regiments. Diese Achselstücke sind so aufgesetzt, daß ihre Mitte unten auf die Mitte des obern Armknochens trifft; die obern Ecken werden durch Haken und genähete Oesen befestiget. Der Nummerknopf sitzt darauf.

— (Acker-), ein gewisses Stück Land, welches ein Landmann bearbeitet. Es ist hierbei kein bestimmtes Maaß anzunehmen, es können daher mehrere Morgen, auch nur ein Morgen seyn. So werden auch die Ackerbeete in manchen Gegenden Stücke genannt, also auch Ackerstücke, s. auch oben, S. 514.

— (Akten-), in den Rechten, ein einzelnes Stück aus einer Sammlung von Akten eines Prozesses. Daher sagt man: Sich ein Aktenstück geben oder reichen lassen, wenn der Richter sich in einem Prozesse ein Aktenstück daraus aus der Registratur zur Durchsicht geben läßt.

— (Alt-), in der musikalischen Komposition, ein Stück, welches für die Altstimme gesetzt worden, oder

Strich gebraucht. — 2) In engerer Bedeutung, ein Individuum, entweder in so fern es als ein Theil der ganzen Art oder Gattung betrachtet wird, oder, welches noch wahrscheinlicher ist, so fern es ein ausgedehntes Ding ausmacht. Die göttliche Vorsehung geht nicht bloß auf ganze Arten der Dinge, sondern auch auf einzelne Stücke einer jeden Art; besonders (a) von lebendigen Geschöpfen, wo es von Thieren aller Art am üblichsten ist, besonders von dem Viehe und Wildprete oder Wildbrete. Ein Stück Wild; zehn Stück Vieh; hundert Stück Ochsen; zwanzig Stück Schafe. Von andern Thieren gebraucht man es nur, wenn die Art oder Gattung nicht bestimmt ist oder bestimmt wird, sondern bloß die Zahl der Individuen angegeben werden soll. Vier Stück Hähne, sechs Stück Raupen, Käfer ꝛc. Es bleibt hier, wenn es mit einem Zahlworte verbunden ist, in der Mehrheit unverändert, wie so viele andere Wörter, welche eine Zahl, ein Maaß, ein Gewicht ꝛc. bedeuten, sechs Stück, nicht Stücke. — Von Menschen ist es für Person in einigen gemeinen Mundarten sowohl Ober- als Niederdeutschlands gleichfalls gangbar. Es waren sechs Stück in der Gesellschaft; aber in der anständigen Hochdeutschen Mundart ist es in dieser Bedeutung unbekannt, doch sagt man noch zuweilen ein Weibsstück, im verächtlichen Verstande die Weibsperson; ingleichen, es ist ein häßliches Stück von einem Weibe. Im Niedersächs. sagt man im engeren Verstande ein Stück Diebes, ein Stück Schelms, das ist, ein arger Dieb, ein arger Schelm. (b) Von leblosen Dingen, wo es 1) im weitesten Verstande von allen leblosen Körpern gebraucht werden kann, welche von mittelmäßiger körperlicher Größe sind, wenn sie als bloße Individuen bezeichnet werden sollen, wo die Mehrzahl, wenn ein Zahlwort dabei ist, gleichfalls Stück lautet. Sechs Stück Bücher;

zehn Stück, es seyen nun Bücher, Dukaten, Bäume, Steine, Pflanzen, Früchte ꝛc. So sagt man hundert Stück Citronen, Apfelsinen, Pomeranzen; zehn Stück Pfefferkuchen, Pfannenkuchen ꝛc; oder von sehr großen Massen, z. B. Gebäuden, Städten, Bergen, Himmelskörpern ꝛc., ist dieses Wort nicht üblich. — 2) In engerer Bedeutung von einzelnen Arten lebloser Individuen. α) Ein Grundstück, ein unbewegliches Theil des Vermögens. Die Ackerbeete werden in manchen Gegenden Stücke genannt, in andern heißen sie Rücken; wo aber auch die Bedeutung eines Theils Statt findet. Ein Stück Wein, so viel als ein Stückfaß (s. dieses). Sieben Stück (nicht Stücke) Wein. — β) Ein an einander hangendes Gespinnst oder Gewebe heißt ein Stück. Ein Stück Zeug oder ein Stück Zeuges. Besonders, wenn es von einer bestimmten Größe ist, so hat es mit einem Zahlworte in der Mehrheit gleichfalls Stück für Stücke. Ein Stück Baumwollen- oder Wollengarn hält in Sachsen vier Strähnen oder zwölf Zahlen oder Zaspeln; ein Stück leinen Garn aber sechs Strähnen, jede zu zwei Zaspeln. Ein Stück Tuch hält gemeiniglich 22 bis 32 Ellen, und wird an manchen Orten auch ein Tuch genannt. In der Leinwand, dem Kattune, den seidenen Zeugen ꝛc. sind die Stücke von verschiedener Länge. — γ) Ein Werk der Kunst, heißt als Werk der Kunst, oder als ein künstliches Individuum betrachtet, häufig ein Stück, Fr. Pièce. Ein schönes, ein vortreffliches Stück; ein Kunststück, ein Meisterstück. Ein Stück Arbeit fertig machen. Besonders kommt Stück als ein Werk der bildenden Künste vor. Beim Maler sagt man, er hat ein schönes meisterhaftes Stück geliefert, ein schönes Gemälde. Es wird hier sowohl im Guten, als Schlechten gebraucht; denn man sagt eben sowohl: er hat ein schlechtes Stück geliefert. Daher auch die Benennungen der

verschiedenen Arten der Malerey, als ein Brustſtück, Knieſtück, Nachtſtück, Seeſtück, Hirtenſtück, bibliſches Stück, hiſtoriſches Stück, Familienſtück, Fruchtſtück, Blumenſtück, Jagdſtück, Schlachtenſtück, Küchenſtück, Viehſtück, Doſenſtück ꝛc. ꝛc. Eben ſo wird Stück auch bei der Muſik und hier bei der Kompoſition gebraucht. Ein muſikaliſches Stück, ein Diskantſtück, Tenorſtück, Altſtück, Baßſtück, ein für dieſe Stimmen geſetztes Stück; ein Singeſtück. Dann werden die dramatiſchen Dichtungen auch Stücke genannt, Theaterſtück, Bühnenſtück, welches ſowohl beim Trauer- und Schau-, als Luſtſpiele Statt findet. Heute wird ein ſchönes Stück aufgeführt; dieſes Stück erhielt Beifall, jenes wurde ausgepocht. Die Shakeſpeareſchen, Racineſchen, Voltaireſchen, Molièreſchen, Schillerſchen, Götheſchen, Kotzebueſchen, Klingerſchen, Großmannſchen, Schröderſchen, Iflandſchen, Houwaldſchen ꝛc. Stücke. Von Bildhauerarbeiten ſagt man es ſeltener, weil hier immer die Gegenſtände, die dargeſtellt werden, ſelbſt genannt werden. Dagegen kommt es auch bei einigen mechaniſchen Künſtlern und Handwerkern vor. Dieſer Globus iſt ein ſchönes Stück, ein Stück Möbel, ein einzelnes vom Tiſchler gearbeitetes Stück, z. B. ein Tiſch, eine Servante, ein Sekretair ſind ſchöne Stücke der Tiſchlerarbeit. — d) Eine mit Liſt verbundene Handlung, wofür im gewöhnlichen Leben auch Streich üblich iſt; im Diminutivum das Stückchen. Das war ein vortreffliches Stück. Er hat mir ein böſes Stück geſpielt, einen böſen Streich. Böſe Stücke vornehmen, 5 Moſ. 19, 20. Sie gehen mit böſen Stücken um, Jer. 5, 28. Gewinnſt ſuchen durch böſe Stücke, Weish. 15, 12. Ein Bubenſtück, Schelmſtück, Fechterſtück. Von einer jeden Handlung, auch im gu-

ten Verstande ist es im Hochdeutschen veraltet. — 1) Ein Individuum von Geld- und Münzsorten, Fr. Pièce. Zehn Stück, entweder Pfennige oder Groschen, Gulden, Thaler. Ein acht Groschenstück, ein vier Groschenstück, ein zwei Groschenstück, ein Guldenstück, ein Thalerstück, ein Stück von diesem Werthe, welches so viel gilt. Ein Goldstück, eine goldene Münze. Adelung will aber nicht gehört haben, daß man dagegen Silberstück und Kupferstück gebraucht, um diese Münzen anzuzeigen; allein auch dieses ist gebräuchlich, und besonders sagt man es von alten wenig mehr gangbaren Münzen. Dieses ist ein schweres Silberstück, dieses Silberstück hat noch ein gutes Gepräge, und so kommt es auch von Kupfermünzen vor. Ein altes Kupferstück. Dieses alte Kupferstück zeichnet sich vor dem neuen aus. Ein Stück von Achten, eine Spanische Münzsorte. Ein Stück Geld oder Stück Geldes, bedeutet im gemeinen Leben auch häufig eine unbestimmte Summe Geldes. Ein gut Stück Geld bei etwas verdienen. — 2) Ein Individuum des groben Geschützes, eine Kanone, wurde ehemals häufig ein Stück genannt, in welcher Bedeutung es zwar noch nicht ganz veraltet ist, aber doch für sich allein im gemeinen Leben häufiger gebraucht wird, als in der edlern Schreibart, wo das ausländische Kanone üblicher geworden; die Zusammensetzung Feldstück, Kammerstück, Steinstück ꝛc. ausgenommen. Fr. Pièce, im Böhmischen Delo, welches zu unserm Theil gehört. Die Stücke laden, losbrennen. Unter die Stücke kommen. Ehemals brauchte man dafür auch das Gestück. — 3) Endlich wird dieses Wort auch häufig für Sache, Umstand gebraucht. Sechs Stücke hasset der Herr, für Dinge, Sprichw. 6, 16. Noch häufiger für Umstand, Sache. Ich habe auch in diesem Stücke dich angesehen, 1 Mos. 19, 29. Halte dich in allen

Stücken vernünftig, Sir. 31, 18. In diesem Stücke muß ich ihn loben. In diesem Stücke bin ich mit dir nicht einer Meinung. Von freien Stücken, aus eigener Bewegung, aus eigenem Antriebe, wofür man ehemals auch sagte, von freien Dingen. Sie fingen von freien Stücken davon an zu reden. Mit der Tugend werde ichs von freien Stücken niemals verderben, Orgon beim Gellert. Auch die im gemeinen Leben übliche Redensart, große Stücke auf etwas halten, viel auf etwas halten, scheint zu dieser Bedeutung zu gehören, für große Dinge. — In den Bergwerken ist ein Stück ein keilförmiges Eisen, ungefähr sechs Zoll lang, welches zwischen die Ablösungen der Wände getrieben wird, um solche hinein zu treiben. — Beim Eisenhammer ist ein Stück die Hälfte des Teils, so mittelst des Setzeisens abgeschrotet worden. — In der Anmerkung von Adelung in seinem großen Wörterbuche der Deutschen Sprache, bei dem Notker Stucchiu, bei dem Strycker Stuck, in den gemeinen Mundarten Ober- und Nieder-Deutschlands Stuck, im Angelsächs. Sticce, im Schwed. Stycke, im Polnis. Sztuka. Nach Adelung liegen in den zwei Hauptbedeutungen des Worts zwei verschiedene Begriffe zum Grunde. In der ersten herrscht der Begriff der gewaltsamen körperlichen Theilung (abbrechen, zerreissen) und da kommt es von stucken oder stücken her, in so fern es ein Intensivum von stechen ist, welches im weitesten Verstande mehrere Arten der körperlichen Theilung bezeichnet. In der zweiten Bedeutung ist der Begriff der Ausdehnung der herrschende, wovon der Begriff eines einzelnen ausgedehnten Dinges, eines Individuums eine Figur ist, und da gehört es zu Stock, in der Bedeutung einer Masse, dick, deihen in gedeihen ꝛc. Im Niedersächsischen ist Stucke, sowohl ein Haufen, als auch das Stammende eines Baumes, ein Stock. Wenn die-

ses Wort ein Individuum im weitesten Verstande bedeutet, und ein Zahlwort bei sich hat, so lautet es in der Mehrzahl nicht Stücke, sondern Stück, wie so viele andere Wörter, welche eine Zahl, Maaß, Gewicht ꝛc. bedeuten. In den Sprachlehren fehlt auch diese Bemerkung, dagegen wollen mehrere Sprachlehrer daß Stück in der Mehrzahl Stücke habe, wenn es Theile bedeutet, woraus etwas besteht, und Stücken, wenn es Theile bezeichnet, worin etwas zerbricht; eine seltsame Behauptung, welche gerade Alles wider sich hat, was ein Irrthum in den Sprachen wider sich haben kann. Die Mehrzahl die Stücken soll eben so provinziel seyn, als die in einigen Oberdeutschen Gegenden übliche die Stücker.

Stück (Achsel-), bei den Montirungsröcken des Militairs, die auf der Achsel befindliche farbige Tuchklappe, mit der Nummer oder dem Abzeichen des Regiments. Diese Achselstücke sind so aufgesetzt, daß ihre Mitte unten auf die Mitte des obern Armknochens trifft; die obern Ecken werden durch Haken und genähete Oesen befestiget. Der Nummerknopf sitzt darauf.

— (Acker-), ein gewisses Stück Land, welches ein Landmann bearbeitet. Es ist hierbei kein bestimmtes Maaß anzunehmen, es können daher mehrere Morgen, auch nur ein Morgen seyn. So werden auch die Ackerbeete in manchen Gegenden Stücke genannt, also auch Ackerstücke, s. auch oben, S. 514.

— (Akten-), in den Rechten, ein einzelnes Stück aus einer Sammlung von Akten eines Prozesses. Daher sagt man: Sich ein Aktenstück geben oder reichen lassen, wenn der Richter sich in einem Prozesse ein Aktenstück daraus aus der Registratur zur Durchsicht geben läßt.

— (Alt-), in der musikalischen Komposition, ein Stück, welches für die Altstimme gesetzt worden, oder

in einem muſikaliſchen Stücke die Noten, die für den Alt geſetzt worden.

Stück (architektoniſches), in der Malerey, Darſtellungen der Architektur, ſowohl ganzer Gebäude, als Kirchen oder Tempel, Schlöſſer, Palläſte, Burgen, Rathhäuſer, Zeughäuſer, Börſen ꝛc. ꝛc., als auch einzelner Theile der Gebäude, z. B. Säulen mit ihren Kapitälen ꝛc.; dann Denkmäler ꝛc. — Beim Steinmetz werden architektoniſche Stücke, die einzelnen Theile einer Säule, als Schaft, Kapitäl und Würfel, genannt; dann der Architrav, Fries, Karnies ꝛc.

—, bei der Artillerie, die Kanone; ſ. Th. 34, S. 184. Man unterſcheidet die Stücke in Batterie- und Feldſtücke, jene werden hauptſächlich gebraucht, einen belagerten Ort zu beſchießen und Breſche zu legen, und die Feldſtücke werden in Schlachten und zur Verwahrung des Lagers gebraucht; auch thun ſie in den Feſtungen Dienſte.

— (Baß-), in der muſikaliſchen Kompoſition, ein Stück, welches für den Baß geſetzt worden, oder auch die Noten, welche in einem Muſikſtücke für den Baß geſetzt werden.

— (Bataillen-), ſ. Stück (Schlachten-).

— (Batterie-), ſ. Stück bei der Artillerie.

— (Bauch-), beim Schlächter und in der Kochkunſt, am Hintertheile des Rindes, das Stück Fleiſch, welches den Bauch bildet, und zwiſchen den dünnen Rippen und den Lappen liegt. — Im Schiffbaue, ſ. Th. 143.

— (Baum-), in den Gärten, ein mit Hecken umſchloſſener Platz, der mit Bäumen bepflanzt worden, ſo wie überhaupt jeder Platz in einem Garten, der mit Bäumen regelmäßig bepflanzt worden, und ſo ein für ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildet, welches durch keine andern Parthien unterbrochen iſt. S. auch den Art. Garten, Th. 16.

—, im Bergwerke, ſ. oben, S. 517.

man hier kalten Braten, Schinken, Wurst, Böckelfleisch, Zunge, Käse ꝛc. aufgeschnitten, zum Auflegen auf Butterbrod, und da dieses mit der Gabel geschieht, so nennt man ein solches Frühstück Gabelfrühstück (à la fourchette). Das warme Frühstück besteht in Tassenbouillon, Karbonnade, Coteletts, Roast-beef ꝛc. ꝛc. Auch gehört zum zweiten Frühstücke der Sardellensalat, die Austern, der Kaviar ꝛc. ꝛc.

Stück (Garten-), s. Th. 16, S. 148. Ein Stück eines Gartens, oder eine Gartenparthie, die einen gewissen Raum einschließt, und von dem übrigen Garten getrennt ist.

— (Geld-), eine ausgeprägte Münze, die courirt oder umläuft, oder auch aus dem Course gekommen ist, aber dadurch nicht ihren Charakter, als Geld, eingebüßt oder verloren hat, immer noch Geldstück geblieben ist; s. auch oben, S. 516, und unter Münze und Münzwissenschaft, Th. 97.

— (Genre-), in der Malerey, ein Gemälde, welches bürgerliche Scenen darstellt, Scenen aus den mannigfaltigen Lebensverhältnissen der Menschen, aus ihren Gewerben, Vergnügungen ꝛc.

— (Geschütz-), Geschützstücke, eine Benennung der Kanonen; s. auch oben, S. 516, und Th. 34.

— (Gesellschafts-), Unterhaltungsstück, Conversationsstück, in der Malerey, ein Gemälde, welches den Charakter der Genre-Stücke trägt, jedoch sich nur auf vergnügliche Scenen bezieht, die im Kreise der Geselligkeit Statt haben.

— (Glaubens-), s. oben, S. 512.

— (Gold-), s. Th. 19, S. 581.

— (Groschen-), uneigentlich eine Silbermünze, welche einen Groschen oder zwölf Pfennige Kupfergeld gilt. S. auch Th. 20, S. 127.

— (Grund-), s. Th. 20, S. 287, und oben, S. 514.

— (Guitarren-), eine Arie, von der die Noten zur Guitarre gesetzt worden; also auch zur Mandoline, Laute ꝛc.

Stück (Gulden-), eine Münze, welche sechzehn gute Groschen gilt; s. den Art. Gulden, Th. 20.

—, im Handel, s. oben, unter Stück.

— (Haupt-), das ausgezeichnetste Stück eines Gegenstandes, sowohl in Schriften, als auch in manchen Gewerken; so sind z. B. beim Schlächter und beim Koche der Brustkern, die Hüften und Blumenstücke, und das Schwanzstück die Hauptstücke eines Rindes. S. auch unter Haupt, Th. 22.

— (Hinter-), Hinterstücke, beim Schlächter, am Rind der hintere Theil desselben. Er besteht aus den dünnen Rippen, dem Bauchstücke, den Lappen, dem Hüftstücke, dem Blumenstücke, dem Schwanzstücke ꝛc.

— (historisches), in der Malerey, ein Gemälde, welches eine interessante Scene aus der Geschichte darstellt, sowohl aus der Biblischen oder Kirchengeschichte, als auch aus der Weltgeschichte.

— (Hüften-), beim Rindfleische, ein Theil des Hinterstückes.

— (Insekten-), in der Malerey, ein mit Insekten besetztes Gemälde, worin Schmetterlinge, Libellen, Käfer ꝛc. die Hauptsache sind, wovon man dergleichen Stücke von der Sybilla Merian und Andern findet.

— (Jagd-), in der Malerey, eine dargestellte Jagdscene, sowohl mit vierfüßigen jagdbaren Thieren, als auch mit Geflügel.

— (Kabinetts-), in der Malerey, ein ausgezeichnetes Stück, welches man in dem Zimmer, worin man sich befindet, aufhängt. Auch ein Stück, welches man in einer öffentlichen Sammlung, einer Gemäldegallerie aufhängt. Auch nennt man Kabinettsstücke, exotische oder obscöne Stücke, die man nicht gern den Augen eines Jeden ausstellt, und worüber man gewöhnlich einen Vorhang zieht. Da das Kabinett nur den Geheimnissen anvertrauet ist, so gehören diese Stücke auch in das Kabinett.

Stück (Kamin-), in der Dekorationsmalerey, ein Gemälde, welches man auf einem Kamine anbringt, womit ein Kamin geschmückt wird. Auch nennt man Stickereyen oder Tapisseriearbeit auf einem Schirme, der vor den Kamin gesetzt wird, Kaminstück.

— (Kanonen-), in der Geschützkunst, s. unter Kanone, Th. 34, S. 184.

— (Karbonnaden-), beim Koch und Schlächter, dasjenige Stück am Schweine ꝛc., woraus die Karbonnade gehauen wird, und woran sich auch noch die Rippen befinden.

— (Kassen-), im Theater, ein Stück (Lust-, Schau- oder Trauerspiel), welches vielen Beifall erhält, daher sehr oft gegeben wird, und die Theater-Kasse füllt.

— (Keil-), in der Geschützkunst, eine Art Stücke, welche von hinten geladen werden müssen, und den Nuzen haben, daß man sie in der Geschwindigkeit etliche Male nach einander und mit großer Sicherheit, besonders in engen Werken, als Casematten, Thürmen und auf den Schiffen, bequem laden und abfeuern kann.

— (Kiel-), im Schiffbaue, s. Th. 143.

— (Kirchen-), in der Malerey, ein Gemälde, welches eine Scene aus dem alten oder neuen Testamente darstellt, aus der heiligen Geschichte ꝛc.

— (klassisches), sowohl ein Gemälde, als auch ein dramatischer Gegenstand, die so bearbeitet worden sind, daß man sie als vollendet, und mithin für klassisch erkennt.

— (Kleidungs-), s. unter Kleid, Th. 40, S. 320.

— (Knie-), in der Malerey, ein Portrait, welches bis ans Knie reicht, oder bis auf das Knie geht, so daß man noch dasselbe erblickt. Bei alten Gemälden erblickt man noch einen Theil des Stiefels und der Stiefelmanschette, bei kürzen Beinkleidern, den Kniegürtel mit der Schnalle, den Bändern ꝛc. Die Figur reicht daher von oben herab bis übers Knie, so daß die Beine darunter fehlen. —

Auch bei dem Waffenſchmid und beim Stiefelmacher kommt dieſes Stück vor; ſ. auch Th. 41, S. 416.

Stück (Konzert-), eine muſikaliſche Kompoſition, welche für ein Konzert eingerichtet worden iſt, überhaupt jedes muſikaliſche oder Muſikſtück, welches ſich für ein Konzert eignet, worin verſchiedene Inſtrumente mitwirken können.

— (Kopf-), ſ. Th. 44, S. 216 u. f. Man nennt auch Kopfſtück, an einer Bettſtelle, das Kopfende, wo man mit dem Kopfe liegt, und ſich die Kopfkiſſen befinden.

— (Kreuzer-), ſ. Stück (Geld-).

— (Küchen-), in der Malerey, ein Stück oder Gemälde, worauf man eine Küche mit ihren Geräthſchaften erblickt.

— (Kunſt-), ſ. Th. 55, S. 426; die verſchiedenen Kunſtſtücke der Magie ꝛc., ſ. unter Taſchenſpieler, in T.

— (Kupfer-), eine Kupfermünze, ſ. Th. 56, S. 554.

— (Landſchafts-), in der Malerey, ein Gemälde, welches eine Landſchaft vorſtellt, überhaupt alle Landſchaftsgemälde; ſ. Th. 64, S. 401 u. f.

— (ledernes), lederne Stücke, in der Geſchützkunſt, eine Art von dem ſtärkſten Leder gerollter, mit Holz gefütterter, feſt zuſammen genäheter, und mit eiſernen Ringen umgebener Feldſtücke, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege wegen ihrer Leichtigkeit einige Male mit ſich geführt haben, da ſie aber eine ſchlechte Dauer bewieſen, ſo iſt man von ihrem Gebrauche ſehr bald zurückgekehrt.

— (Leib-), ſ. Th. 71, S. 436.

— (Luſt-); in einem Garten, ein dem Vergnügen gewidmeter Platz, der deshalb mit Luſtſträuchern, Blumen ꝛc. dekorirt worden iſt.

—, beim Maler, ſ. oben, S. 514.

Münz und Münzwissenschaft, Th. 97, S. 260 u. f., und den Art. Thaler, unter T.

Stück (Theater-), Bühnenstück, in der Schauspielkunst, ein Drama, welches zur Aufführung kommt, sey es nun ein Trauer- oder ein Schau- und Lustspiel; auch Opern und Operetten gehören zu den Theaterstücken; s. auch oben, S. 515.

— (Thier-), in der Malerey, ein Gemälde, welches sowohl einzelne Thiere, als auch Thiere in Gesellschaft, dann auch lebendige und todte vorstellt. Unter Thieren werden hier nicht bloß die Vierfüßer verstanden, sondern auch die Amphibien, Vögel, Fische, Insekten ꝛc. Die Thierstücke findet man in der größten Mannigfaltigkeit, doch beschränken sie sich hauptsächlich auf Hausthiere und auf jagdbare Thiere, weil die am meisten vorkommen, von den Letzteren besonders geschossene Hasen, Füchse, Hirsche ꝛc.; dann Vögel, welche an einem Bindfaden aufgehängt worden, wie Rebhühner, Fasane, wilde Enten ꝛc.; s. auch den Art. Thierstück, unter T. — Von diesen Stücken sind jedoch die Viehstücke noch verschieden, die sich bloß auf das weidende Vieh beziehen, auf das Rind-, Schaf- ꝛc. Vieh, welches besonders dargestellt wird. S. den Art. Viehstück, unter V.

— (Ton-), s. Stück (Musik-).

— (Uebungs-), in der Sprachkunst oder Sprachlehre, Aufgaben zur Uebersetzung aus einer fremden Sprache in die Muttersprache, und so umgekehrt, aus der Muttersprache in die fremde. Dergleichen Uebungsstücke findet man sowohl in den Sprachlehren oder Grammatiken, als auch in eigends dazu verfaßten Lehrbüchern ꝛc.

— (Unter-), Unterschale, beim Schlächter, s. Th. 103, S. 155.

— (Vieh-), s. Stück (Thier-).

— (Viertelthaler-), ein Stück, von denen vier

Stück (Nieren-), beim Schlächter, das Stück Fleisch, besonders beim Kalbe, woran sich die Niere befindet.

— (Ober-), beim Schlächter, s. Th. 103, S. 155.

— (Panzer-), Panzerstücke, die Stücke eines Harnisches, der Küraß, die Arm-, Lenden- und Beinschienen oder Stücke.

— (Pfennig-), eine Kupfermünze, von denen zwölf einen Groschen machen; s. Th. 109, S. 640 u. f.

— (Pracht-), ein jedes ausgezeichnetes Stück, welches die Kunst hervorbringt, sowohl in der Malerey, als auch in den mechanischen Künsten ꝛc. So sagt man zu einem schönen Gemälde mit goldenem Rahmen, zu einem schönen Kronenleuchter, zu schönen Möbeln, Prachtstücke. So ist ein schönes, mit Juwelen eingefaßtes Diadem ein Prachtstück ꝛc.

— (Probe-), bei Waaren, ein Stück, welches zur Probe von der Güte der Waare dient; dann auch bei Arbeiten, die Probe, die man von einer Sache macht, ob sie als gelungen betrachtet werden kann ꝛc.

— (Rasen-), in den Gärten, ein Platz, der mit Rasen oder kurzem Grase bewachsen ist, und zum Tummelplatze der Kinder ꝛc. dient. Auch ein aus der Erde ausgestochenes Stück Gras wird ein Rasenstück genannt.

— (Regiments-), in der Geschützkunst, eine Kanone, welche einem Regimente beigegeben worden. Jedes Regiment hat seine Kanonen, und wo die Eintheilung bei den Truppenkorps in Brigaden Statt findet, da sind sie bei den Brigaden. S. auch unter Kanone, Th. 34, S. 313.

— (Ritter-), ein Drama, welches die Ritterzeit, das Mittelalter, zum Gegenstande hat.

— (Rohr-), die einzelnen Stücke eines Tabakpfeifenrohrs; dann auch die Absätze eines jeden Rohrs, sowohl Bau- als Stockrohrs.

— (Salz-), Salzstücke, in den Salzsiedereyen, ein Satz Salz. Ein Stück ist nämlich so viel Salz, als

Münze und Münzwissenschaft, Th. 97, S. 260 u. f., und den Art. Thaler, unter T.

Stück (Theater-), Bühnenstück, in der Schauspielkunst, ein Drama, welches zur Aufführung kommt, sey es nun ein Trauer- oder ein Schau- und Lustspiel; auch Opern und Operetten gehören zu den Theaterstücken; s. auch oben, S. 515.

— (Thier-), in der Malerey, ein Gemälde, welches sowohl einzelne Thiere, als auch Thiere in Gesellschaft, dann auch lebendige und todte vorstellt. Unter Thieren werden hier nicht bloß die Vierfüßer verstanden, sondern auch die Amphibien, Vögel, Fische, Insekten ꝛc. Die Thierstücke findet man in der größten Mannigfaltigkeit, doch beschränken sie sich hauptsächlich auf Hausthiere und auf jagdbare Thiere, weil die am meisten vorkommen, von den Letzteren besonders geschossene Hasen, Füchse, Hirsche ꝛc.; dann Vögel, welche an einem Bindfaden aufgehängt worden, wie Rebhühner, Fasane, wilde Enten ꝛc.; s. auch den Art. Thierstück, unter T. — Von diesen Stücken sind jedoch die Viehstücke noch verschieden, die sich bloß auf das weidende Vieh beziehen, auf das Rind-, Schaf- ꝛc. Vieh, welches besonders dargestellt wird. S. den Art. Viehstück, unter V.

— (Ton-), s. Stück (Musik-).

— (Uebungs-), in der Sprachkunst oder Sprachlehre, Aufgaben zur Uebersetzung aus einer fremden Sprache in die Muttersprache, und so umgekehrt, aus der Muttersprache in die fremde. Dergleichen Uebungsstücke findet man sowohl in den Sprachlehren oder Grammatiken, als auch in eigends dazu verfaßten Lehrbüchern ꝛc.

— (Unter-), Unterschale, beim Schlächter, s. Th. 103, S. 155.

— (Vieh-), s. Stück (Thier-).

— (Viertelthaler-), ein Stück, von denen vier

zu 7½ Sgr. auf einen Thaler gehen, ſ. unter Stück (Geld-), oben, S. 524.

Stück (Vorder-), Vordertheil, beim Schlächter, bei einem aufgehauenen Rinde beſteht das Vorderſtück des ganzen Rindes, auch Vordertheil genannt, aus dem Genicke, dem Kamme, dem Buge, dem Bruſtkerne, dem Bruſtſtücke, nebſt der dünnen Bruſt, welche vorn am Bauche vor den Rippen iſt; ferner in der dicken Rippe, die gleich zunächſt am Buge gewachſen iſt, und der falſchen Rippe, welche das ausgehauene und ausgeſchnittene Fleiſch bedeutet, das ſich zwiſchen zwei Rippen an der Vorderbruſt befindet.

— (Waffen-), ſ. unter W.

— (Wage-), ſ. dieſen Artikel, unter W.

— (Weibes-), ſ. oben, S. 513.

—, beim Weinhändler, ſ. oben, S. 514, und unter W.

— (Werk-), ſ. dieſen Artikel, unter W.

— (Weſten-), ein zu einer Weſte eingerichtetes Stück Zeug, wie man es bei den Kaufleuten findet.

— (Wirthſchafts-), Wirthſchaftsſtücke, hierunter verſteht man nicht nur die Möbel, ſondern auch das Hausgeräth, was in der Wirthſchaft vorkommt u. gebraucht wird.

— (Wurf-), ſ. dieſen Artikel unter W.

— (Zahl-), ſ. oben, S. 513.

— (Zapfen-), in der Geſchützkunſt, das Mittelſtück an einer Kanone, ſ. unter Kanone, Th. 34.

— (Zehnkreuzer-), von denen ſechs Stück einen Gulden ausmachen; ſ. unter Stück (Geld-).

— (Zwanzigkreuzer-), ſ. daſelbſt.

— (Zwölftelthaler-), ſ. daſelbſt.

Stückarbeiter, ſ. unter Spitze, Th. 159, S. 517 u. f. und Stückwerk, weiter unten.

Stückbank, ſ. Werkbank, unter W.

Stückbett, in der Kriegsbaukunſt, auf dem Werke einer Feſtung diejenigen Lagerſtellen, worauf die Kanonen geſtellt werden. Sie ſind entweder mit Schieß-

ten eingeschnitten oder nur aufgeworfene Erde, auf welche die Stücke so gepflanzt werden, daß die Kugel die Abdachung der Brustwehre bestreift, daher sie denn auch streifende Stückbette genannt werden. Diese haben die Bequemlichkeit, daß die Stücke, ohne viele Zubereitung, da der Feind noch entfernt ist, darauf gesetzt werden; denn die Schießscharten macht man erst, nachdem die Festung umgeben ist, damit nicht eine zu große Sorgfalt für ihre Bereitung und für die Verstärkung eines Theils vor dem andern die Schwachheit der Festung verrathe. Ueberdies werden auch die Brustwehre durch die Scharten geschwächt, und nach der Zeit durch die Witterung verdorben. An den Schultern sind die Schießscharten so zu verfertigen, daß jene, welche am Zwischenwalle am nächsten ist, den Winkel des andern Bollwerks, den Graben und verdeckten Weg bestreiche, die übrigen aber die Stirn, den Graben und verdeckten Weg. Man bauet dergleichen Stückbettungen nicht allein in den Winkeln der Bollwerke und andern Werke, sondern auch zu beiden Seiten derjenigen Werke, welche der Feind angreift.

Stückboden, Stückkammer, in einer Zuckersiederey, der Boden, wo der in Formen gefüllte Zucker aufgestellt wird, und so lange stehen bleibt, bis er von allem Syrub rein abgelaufen ist.

Stückbohren, beim Stückgießer, das massiv gegossene Stück mit dem Bohrer ausbohren, und ihm die Seele oder Höhlung mittheilen. Schon die hohl gegossenen Stücke müssen, da die Seele nach dem Gusse nie recht glatt und eben ist, gebohrt werden. Man bediente sich hierzu des Bohrers der Rothgießer, womit sie die Spritzen ausbohren; jetzt bohrt man aber ein Stück aus, wie der Drechsler eine Röhre ausbohrt. Erfinder die Stücke aus dem Ganzen zu bohren, ist der Schweitzer Maritz zu Anfange des verwichenen achtzehnten Jahrhunderts. Die Bohrer in den mehrsten

Stückgießereyen stehen senkrecht, und werden von Menschen oder von einem Pferde umgedrehet. Das Stück muß also gleichfalls senkrecht hangen und sich gegen den Bohrer hinabbewegen. In der Gießerey zu Kassel befindet sich ein horizontaler Bohrer, und in Dänemark hat man eine Bohrmaschine mit einem senkrechten Bohrer, die beides, Stück und Bohrer, bewegt, das eine rechts, das andere links, und so ist es auch in der Berliner Gießerey. Bei den perpendikularen oder senkrechten Kanonenbohrmaschinen dreht sich der Bohrer in perpendikularer Lage um seine Achse, und die in derselben Lage über ihm hängende Kanone rückt ihm auf einem senkrechten Schlitten oder Wagen allmählig entgegen. Die Kanone senkt sich aber durch Hülfe von Gegengewichten so herab, daß sie nur mit einem kleinen Theile ihres Gewichtes auf den Bohrer wirkt, und zwar nur mit einem so großen Theile, als zum Drucke gegen den Bohrer nöthig ist. Dieser Druck läßt sich begreiflich leicht durch Hinzufügung oder durch Vermeidung von Gegengewichten reguliren. Die besten Bohrmaschinen, wie man sie jetzt fast in allen guten Stückgießereyen findet, sind die horizontalen. Das Umdrehen der Kanone und das allmählige Entgegenrücken des Bohrers kann auf ähnliche Art, wie bei den Holzbohrmühlen geschehen, nur muß hier Alles weit fester und genauer ausgeführt seyn, damit kein Stützen und Unterlagen ausweichen, und während des Bohrens die Achse des Bohrers und Achse der Röhre immer in einer und derselben geraden Linie bleiben. Man denke sich an die Welle eines Wasserrades ein eisernes Stirnrad, welches in vier andere starke Räder eingreift. Jede Welle dieser Räder nimmt das Ende einer Kanone auf, und jede Kanone liegt mit ihrem andern Ende so in der Höhlung einer starken Unterlage (wie manche zu drehende Sache zwischen Docken einer Drehbank), daß sie sich bei der Bewegung der Räder um ihre Achse wälzt; so ist man

also im Stande, die Kanonen nicht bloß zu bohren, sondern zugleich von außen abzudrehen. Der Bohrstuhl mit dem Bohrer rückt der Kanone von selbst entgegen, und zwar mittelst einer gezahnten Stange, die in ein Getriebe eingreift. Die Welle dieses Getriebes enthält ein großes Seilrad, welches, während der Umdrehung der Kammer, vermöge eines Seils mit Gewicht umgetrieben wird. Die Gestalt der Bohrer ist übrigens verschieden; denn bald macht die Schärfe einen stumpfen Winkel, bald einen Kreisbogen, bald eine gerade Linie ꝛc. Der Bohrer nimmt nun zwar den Kern aus dem Stücke, allein die Seele muß hernach mit einem besonderen Bohrer von der oben erwähnten Art geglättet werden, woraus hervor geht, daß zu jedem Gusse eines Stücks ein Bohrer von beiden Arten vorhanden seyn muß. Zu den Zündlöchern hat man jetzt besondere kleine Bohrmaschinen mit einem Räderwerke. Die Mörser und Haubitzen müssen mit zwei Bohrern gebohrt werden, der erste bohrt die Achse nach der Größe der Kammer, und der andere bohrt das Flugloch. Die Gießer hielten ehemals ihre Bohrer sehr geheim, obgleich sie schon von allen Gießereyen eingeführt waren, und auch jetzt noch thun sie damit geheim, weil ein Jeder seine Art vor der des Andern für besser halten will, woher dieses Geheimhalten rührt. Da die Bohrmühlen sich in dem Hauptmechanismus einander gleich sind, so sind es auch die Metallbohrmühlen, und daher ist hier nur so viel darüber zu sagen nöthig, weil sich das Uebrige von selbst versteht.

Ausführliche Beschreibungen von Bohrmaschinen findet man in Leupolds, Beyers und Cancrins bekannten Werken, auch in Poppes Encyklopädie des Maschinenwesens, Th. 1, 6 und 7, Art. Bohrmaschinen. Ferner noch in folgenden Schriften:

Machines et Inventions, approuvées par l'Academie roy.

des Sciences à Paris. Tom III. Paris, 1735, p. 81 s. Villons Machine pour forer les Canons d'Artillerie.
Neue Abhandlungen der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 3. Leipzig, 1782.
G. Monge, Description de l'Art de fabriquer les Canons. Paris An. II. de la République 4, p. 153 s.
M. Müller, Handbuch der Verfertigung des groben Geschützes. Göttingen, 1807.
J. G. L. Blumhof, Encyklopädie der Eisenhüttenkunde. Bd. 1. Gießen, 1816. S. 219 u. f.

Stückbohrer, s. den vorhergehenden Artikel.

Stückbohrmaschine, s. daselbst.

Stücke, werden die Kanonen genannt; s. den Art. Kanone, Th. 34. Bei den Stücken kommt vor das Abkühlen der Stücke, wenn nämlich ein Stück sieben bis achtmal abgefeuert worden, so wird es abgekühlt, welches mit rauhen Schaffellen, die in Wasser, mit Essig vermischt, getaucht worden, zu geschehen pflegt. — Das Losbrennen der Stücke, indem denselben durch das Zündloch mit der Lunte an einer Zündruthe das Feuer zum Abschießen gegeben wird. Wenn es abgeschossen worden, so muß es mit Wischer oder Wischkolben rein ausgewischt werden, damit kein Feuer darin bleibe, wodurch das Pulver bei dem Wiederladen entzündet werden kann. — Das Vernageln der Stücke geschieht, wenn der Feind aus einer Festung fällt oder sonst in einem Treffen sich des feindlichen Geschützes bemächtiget, solches aber nicht mit sich fortbringen kann, weil es ihm an Zeit dazu fehlt, oder die Wege zu schlecht sind, er es also stehen lassen muß. Jedes Stück wird nun durch das Zündloch mit einem starken eisernen Nagel vernagelt, daß man es sobald nicht wieder gebrauchen kann, wenn nämlich der Nagel, der hineingeschlagen wird, gekerbt gewesen ist. Wenn man aber keine Nägel bei der Hand hat, so treibt man Kiesel- oder Pflastersteine mit Gewalt in den Lauf, die dieselbe Wirkung

thun, als das Vernageln, und oft noch schwerer herauszubringen sind. S. auch unter Kanone den angeführten Theil. — An den Korbröhren sind die Stücke hölzerne, $\frac{3}{4}$ Ellen lange, mit drei eisernen Ringen umlegte zwölf Zoll weite Röhren, die oben und unten an die Kolbenröhre angestoßen werden.

Stückelbank, die Schneidebank beim Lichtzieher, s. Th. 78, S. 65.

Stückelmesser, das Schneidemesser beim Lichtzieher, s. daselbst, S. 65.

Stückeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches in zwei Bedeutungen gebraucht wird, sowohl in viele kleine Stücke zertheilen, besonders in dem zusammengesetzten zerstückeln, als auch aus kleinen Stücken zusammensetzen, besonders durch Nähen.

Stückelrose, beim Juwelier, die kleinen Diamanten, deren 100 bis 160 Stücke auf einen Karat gehen.

Stückelscheere, in der Münze, eine Scheere, womit die Gold- und Silberzaine zerstückelt oder in Schrote zerschnitten werden, um daraus die Münzplatten zu bilden.

Stückeltafel, s. unter Licht, Th. 78, S. 65.

Stückelung, in der Münze, wenn eine gewisse Anzahl Stücke von dieser oder jener Münzsorte auf eine Mark gehen.

Stücken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1. In Stücke theilen, es geschehe auf welche Art es wolle. Er fasset sein Kebsweib und stückte sie mit Bein und mit Allem in zwölf Stücke, Richter 19, 29. So stückt der Schlächter das Fleisch, wenn er einen Ochsen, oder ein Kalb, Schaf oder Lamm, Schwein ꝛc. niederhauet und das Fleisch in Stücken zerhauet. Am üblichsten ist es in dem zusammengesetzten zerstücken. 2. Ein Ganzes, welches eigentlich ein zusammenhängendes Ganzes seyn sollte, aus Stücken zusammensetzen; besonders bei den Nähterinnen und Schneidern. Ein Kleid stücken. Das Tuch langt nicht, man muß

stücken. Noch etwas daran stücken. Zusammenstücken; auch das Anstücken ist hier gebräuchlich. Auch das Stücken. Nach Adelung bei dem Notker in der ersten Bedeutung stucchen. Es ist hier eigentlich ein Intensivum von stuchen, stechen, sofern es ehemals auch schneiden, hauen ꝛc. bedeutete; daher sagt man auch in der Schweiz, die Bäume stücken, das ist, köpfen, die Gipfelzweige abhauen. In der zweiten Bedeutung scheint es von Stück gebildet zu seyn.

Stückenkohlen, beim Kohlenbrenner, Kohlen, die aus den dünnen Aesten der Bäume gebrannt werden, und festere Kohlen geben, als das andere Holz.

Stückenmacher, beim Förster, die Holzhauer, s. unter Holz, Th. 24.

Stückensalz, s. Stücksalz.

Stücker, in der Stahlhütte, die Theile oder Stücke, darein die Stahlkuchen zertheilt werden.

Stückfaß, die Benennung eines großen Fasses, von einer bestimmten Größe, besonders bei den Weinhändlern, um es mit Wein zu füllen. An dem Rheinstrome hat ein Stückfaß Rheinwein 1½ Fuder, oder 7½ Ohm, oder 15 Eymer. Ein solches Faß wird auch nur ein Stück schlechthin genannt. Ueberhaupt jedes große Lagerfaß in den Weinkellern, worein mehrere kleine Fässer geleert werden können. — Auch in Frankreich hat man eine Art eines kleinen Weingebindes, welches Pièce heißt. In allen großen Weinlagern findet man dergleichen Fässer, die von gutem, trocknem Holze von den Großböttchern gemacht werden, und die man dazu gebraucht, daß sich der Weiu darin gut halten und bessern soll. Daher findet man dergleichen Fässer in alten Handelsstädten, die zugleich Reichsstädte sind, in den Rathskellern, wie z. B. zu Bremen, Lübeck ꝛc., die schon ein paar Jahrhunderte darin mit Wein gefüllt liegen. Wie schon oben bemerkt worden, enthält ein Deutsches Stückfaß funfzehn Eymer zu vierundsechzig Quart, also neun-

hundert und sechzig Quart; auch wohl tausend Quart. Nimmt man nun den Orhoft über hundert und vierzig Quart an, so gehen in ein Stückfaß sieben Orhoft. S. auch den Art. Wein und Weinhandel, unter W.

Stückgarn, s. Strehne, Th. 175, S. 539.

Stückgeräthschaft, bei der Artillerie, Alles dasjenige, was zu einem Stücke gehört, als die Ladeschaufel, der Setzer, die Zündruthe, der Wischer, der Kegel und die Keile. S. auch unter Kanone, Th. 34.

Stückgestell, s. Laffette, Th. 58, S. 702.

Stückgießen, die Kunst, aus Metall verschiedenes Geschütz, als Kanonen, Haubitzen und Mörser zu gießen. Wie nun dieses geschieht, ist unter Kanone, Th. 34, S. 269 u. f., beschrieben worden; auch kann man den Art. Mörser, Th. 94, nachsehen, wo auch noch manches darauf Bezug habende angeführt worden ist. Der erste Versuch, die Kanonen massiv zu gießen, soll ums Jahr 1730 zu Kassel von dem Gießer Kellner geschehen seyn.

Stückgießer, gewöhnlich ein Rothgießer, der sich auf die Kunst gelegt hat, Kanonen, Mörser und Haubitzen zu gießen. Gemeiniglich sind in einem Staate nur sehr wenige geschickte Stückgießer, die diesen Namen mit Recht führen, indem sie mit dem Theoretischen und Praktischen in dieser Kunst ganz vertrauet sind; denn was den ersten Theil dieser Kunst betrifft, so muß ein jeder geschickter Artillerie-Offizier davon Kenntniß besitzen; nur das Praktische, die wirkliche Ausübung dieser Kunst, hat so Manches nöthig, so manche Handgriffe, die nur die Erfahrung geben kann, und womit diese Künstler geheim thun, oder wenigstens thaten, da die jetzige Zeit so ziemlich den Schleier von allen Geheimnissen der Künstler und Handwerker entfernt hat, und uns die Sachen ziemlich offen vorliegen. Indessen gehört doch, und besonders zum Gießen großer Stücke, wie Kanonen, Haubitzen, Mörser ꝛc., viel Erfahrung,

viele mechanische Handgriffe dazu, wenn der Guß gelingen soll, und daher kann man das nicht Vertrautseyn mit demselben wohl als ein Geheimniß für denjenigen werden lassen, der das Gießen versteht, und daher ist dieses Geheimthun früher entstanden, welches sich bis auf die Lehrlinge erstreckte, welche bei der Annahme gleich geloben mußten, eben so verschwiegen zu seyn, als ihr Lehrmeister, der Künstler selbst; auch wurden sie nicht gleich zu allen Geheimnissen der Kunst zugelassen, bis man sich erst überzeugt hatte, daß sie wirklich Eifer dafür zeigten. Bei dem Gießen selbst wurden und werden auch noch keine Fremde zugelassen.

Stückgießerey, eine öffentliche Anstalt in einem Staate, worin sämmtliches grobes Geschütz, sowohl für die Armee, als auch zur Vertheidigung der Festungen des Landes gegossen wird. Es ist ein großes Gebäude, worin alle zu diesem Zwecke nöthigen Einrichtungen getroffen worden, und alles Handwerkzeug vorhanden ist. Es befindet sich darin nicht bloß der Schmelz- oder Gießofen, worin das Metall zu den Kanonen, Mörsern und Haubitzen geschmolzen wird, sondern auch die Abtheilung, worin die Stücke geformt werden, nebst der Dammgrube, worin das Stück gegossen wird; dann die Dreh- und Bohrkammer, worin das fertige Stück abgedrehet und ausgebohrt wird. Außerdem müssen in einer solchen Stückgießerey noch andere Behältnisse und Plätze seyn, wo das rohe Metall und die fertigen Kanonen, so lange sie noch nicht in das Zeughaus gebracht werden können, aufgehoben werden. Es ist gut, wenn ein Gießhaus am Wasser liegt, daß die Drehbank vom Wasser bewegt werden kann. Die inneren Arbeiten, nebst allen Arbeitern stehen gewöhnlich unter dem Gießmeister, und er sowohl, wie das ganze Gießwesen unter der Oberaufsicht des Chefs der Artillerie.

Stückgut, Stückgüter, bei der Handlung, die aus einzelnen Stücken bestehenden Ballen, Fässer, Kisten ꝛc

welche die Waaren oder Güter der Kaufleute enthalten, womit man ein Schiff oder einen Wagen befrachtet. Es ſind einzelne Stücke von mehreren Kaufleuten, welche eine ſolche Waſſer- oder Landfracht ausmachen. — In den Kanonengießereyen heißt Stückgut dasjenige Metall, woraus beſonders die Kanonen, Haubitzen und Mörſer langefertiget werden. Die Zuſammenſetzung dieſes Metalles, um Stückgut zu werden, findet man unter Kanone, Th. 34.

Stückhufe, in der Landwirthſchaft einiger Gegenden, ein Theil einer vollſtändigen Hufe oder Haupthufe, es ſey nun die Hälfte oder ein Viertel derſelben. Der Beſitzer einer ſolchen Stückhufe wird dann ein Halbhüfner oder Viertelshüfner genannt.

Stückjunker, ein Offizier bei der Artillerie, welcher den Rang nach dem Stücklieutenant hat.

Stückkammer, bei der Artillerie, die Kammer in einem Kammerſtücke. Dieſe Kammern werden auf verſchiedene Art verfertiget; einige haben kugelrunde, andere zugeſpitzte Kammern, und wiederum andere nennt man eingeſetzte Kammern. — Die Stückkammer in den Zuckerſiedereyen, ſ. Stückboden.

Stückkappe, bei der Artillerie, zwei in Geſtalt eines Daches zuſammengelegte Bretter, die man durch Nägel an einander befeſtiget hat, und welche zur Bedeckung des Zündloches dienen, worüber dieſes Dach geſtellt wird.

Stückkeller, Mordkeller, Fr. Cazematte, bei der Artillerie, die Gewölbe, welche man unter den Streichen anlegt, um daraus den Graben mit Stücken zu beſtreichen. Es taugen aber die wenigſten, weil ſich der Pulverdampf zu lange darin aufhält, und die Artilleriſten zwingt, den Stückkeller zu verlaſſen. Wenn ſie aber ſo angelegt werden können, daß ſie hinten offen ſind, ſo thun ſie ſehr gute Dienſte.

Stückkiſſen, in der Schiffahrt, die große Unterlage auf der Laffete, welches das Bodenſtück eines Stückes oder einer Kanone trägt.

Stückknecht, Stückknechte, wurden ehemals bei den Armeen die Pferdeknechte genannt, welche die Bespannung der Geschütze unter ihrer Pflege und Wartung hatten, auch solche bei dem Gebrauche des Geschützes gegen den Feind regierten. In neuester Zeit hat man sie hier für einen nutzlosen Troß angesehen, der nur den Marsch der Armeen erschwert, und ihre Funktionen besorgen jetzt wirkliche Artilleristen, die zugleich mit dem Geschütze zu thun haben.

Stückkohlen werden die Brockkohlen genannt, s. unter Kohle, Th. 43, S. 11 und 134.

Stückkugel, von Stück, eine Kanone, eine Kanonenkugel, zum Unterschiede von einer Flintenkugel. Man hat diese Kugeln von Eisen geschmiedet oder gegossen; die Ersteren sind die besten. Man hat auch glühende Stückkugeln, wozu man drei-, sechs- bis zwölfpfündige Kanonen gebraucht, worein die glühende Kugel geladen wird, welche man in einer nahe bei der Batterie angelegten Schmiede, auch in einer Grube glühend macht, womit man das Holzwerk bei Belagerungen in Brand steckt. Man soll sie besser, als die großen Feuerkugeln gebrauchen können. S. auch den Art. Kugel, Th. 54. Jetzt braucht man Congreviſche Raketen.

Stücklack, Stocklack, Stablack, s. unter Lack, Th. 58, S. 354.

Stücklade, so viel wie Laffetenkasten.

Stückladung, die Ladung eines Stücks, das ist, einer Kanone.

Stücklaffete, in engerer Bedeutung eine Art Laffeten für die Stücke oder Kanonen auf den Schiffen und in den Festungen, zum Unterschiede von den Feldlaffeten.

Stückmachen, bei den Handwerkern, ein Ausdruck der angehenden Meister, welche ihr Meisterstück machen, und solches auch unter den Händen haben, also damit beschäftiget sind.

Stückmeister, bei den Handwerkern, diejenigen Meister, welche ihren Gesellen die Arbeit Stückweise bezahlen.

Stückmessing, auf den Messingswerken, besonders zu Goslar, eine Art Messing, welches aus Krätzkupfer und Galmey verfertiget, und zu groben Arbeiten von den Gürtlern gebraucht wird; zum Unterschiede von dem Tafelmessing und der Mengepresse.

Stückmetall, s. Stückgut.

Stücknessel, in einigen Gegenden ein Name einer Art Nesseln, welche auch unter dem Namen Bienensaug, Krötenkraut, und große stinkende taube Nessel, Lamium Orvala Linn., bekannt ist. S. unter Nessel, Th. 102, S. 417.

Stückofen, ein Ofen, welcher ehemals in Steyermark gebräuchlich war, und niedriger und enger, als der Floßofen ist. Man füllte ihn mit 17 bis 18 Fässern Kohlen, trug, wenn diese in Brand waren, 13 Kübel Erz (zu 3 Ctr. und 30 Pfd.) auf, und auf jeden Kübel 3 bis 4 Fässer Kohlen. So erhielt man in Allem 23 Centner Eisen. Wenn alles Eisen in einem festen Klumpen beisammen war, so ließ man das Feuer abgehen, brach, wenn der Ofen erkaltet war, die Brust weg, nahm das Eisen mit einer großen eisernen Kelle heraus, und zerschlug es in zwei Stücke. Das Eisen, welches außerhalb umher abgeflossen oder hinweg gebracht war, (Graglach), war weich, der Kern aber Stahl. Da man nun aber bei dieser Verfahrungsart sehr viel Kohlen verbrannte, und nach jedem Schmelzen den Ofen ausgehen lassen mußte, also in einer Woche nur 160 Ctr. Eisen gewinnen konnte, so schaffte man 1762 die Stückofen gänzlich ab und führte die hohen Oefen ein.

Stückpatrone, s. Kartusche, unter Kanone, Th. 34.

Stückpforten, im Schiffbaue, in einem Kriegsschiffe die Oeffnungen, wo man mit den Stücken herausfeuern

kann. Es müſſen demnach in einem Schiffe ſo viel ſeyn, als Kanonen vorhanden ſind; ſie ſind das, was in den Batterien die Schießſcharten ſind, nur mit dem Unterſchiede, daß die Stückpforten mit Läden oder Klappen dicht verſchloſſen werden können. Ihre Größe richtet ſich nach dem Kaliber des Geſchützes, gewöhnlich giebt man ihnen 3 bis 4 Zoll mehr Breite, als Höhe. Um das Eindringen des Seewaſſers und des Regens zu verhindern, ſind die ſchon erwähnten Läden oder Klappen angebracht. Die Stückpforten der obern Batterien ſind übrigens ſo angebracht, daß ſie gerade über dem Zwiſchenraume der untern Stückpforten ſtehen, damit hierdurch die auf das Schiff wirkende Laſt der Kanonen vertheilt werde. Die an der Seite befindlichen Stückpforten heißen Seitenpforten; in der Konſtabelkammer heißen ſie Hinter- oder Kreuzpforten, und vorn in der Back, Jagdpforten. Man hat auch blinde Stückpforten, die an dem Orte, wo wirkliche Stückpforten ſeyn können, angemalt werden, um den Feind zu täuſchen, daß er glauben ſoll, das Schiff führe viele Kanonen. — Auch bei den Breſche- und Contre-Batterien, bei den Feſtungsbatterien, auch bei andern an der innern Oeffnung der Scharten werden Stückpforten oder Schußladen angebracht, um die Bedienung des Geſchützes vor dem kleinen Gewehr- und Büchſenfeuer zu ſchützen. Sie beſtehen aus ſechs in die Erde gegrabenen ſtarken viereckigen Pfählen b, c und d, Fig. 9051, wovon zwei und zwei einander gegenüber, und nur ſo weit von einander ſtehen, daß ein hölzerner Laden a bequem in den dazwiſchen liegenden Felgen durchgeſchoben werden kann. In dieſem Laden iſt da, wo die Mündung des Geſchützes daran ſtößt, ein länglich runder Ausſchnitt, um bequem zu richten, welcher ſo groß iſt, daß der Kopf des Stücks hindurch geſchoben werden kann; während des Ladens wird dieſe Oeffnung durch einen Schieber

verſchloſſen, und die ganze Stückpforte braucht alſo gar nicht geöffnet zu werden. Wird eine ſolche Stückpforte zerſchoſſen, ſo kann man ohne Schwierigkeiten eine neue aufſtellen. Dann giebt es auch noch verſchiedene andere Arten.

Stückprobe, beim Stückgießer, die Probe, ob die Seele eines Stücks gehörig glatt, eben und ohne alle Gruben und Löcher iſt, welches mit einem Inſtrumente geſchieht, das man Stückviſirer oder Stückviſitirer nennt; man ſtößt daſſelbe bis an den Boden der Kanone ungehindert völlig hinein, wenn die Seele des Stücks glatt gebohrt iſt, iſt dieſes aber nicht der Fall, ſo dringen die Federn des Inſtruments gleich wegen ihrer Elaſticität in jede Vertiefung ein, wenn ſie dergleichen in der Seele antreffen. Bei dem Gebrauche dieſes Inſtruments muß man daſſelbe beſtändig umdrehen. Wenn die Probe mit dieſem Inſtrumente geſchehen iſt, ſo muß das Stück noch von dem Artilleriſten durch einige Schüſſe probirt werden, ob das Stück der Gewalt des Pulvers widerſteht; erſt nach dieſer letzten Probe füllt man das Stück mit Waſſer aus, ſtopft das Zündloch zu, und ſucht das Waſſer mit einer hölzernen Walze zuſammen zu preſſen, um dadurch die Waſſergallen zu entdecken; denn das Waſſer wird eher durch die kleinſten Oeffnungen dringen, und die Gallen anzeigen, wenn welche vorhanden ſind, ehe es ſich zuſammenpreſſen läßt, und da ſich die Gallen gemeiniglich erſt nach dem Probeſchießen eröffnen, ſo ſtellt man dieſe Probe mit dem Waſſer erſt nach dem Probeſchieſſen an. S. auch unter Kanone, Th. 34, S. 301 u. f. — Man unterſucht auch ein Stück, ob es überwichtig iſt, das heißt, ob es auf einer Seite mehr Metall hat, als auf der andern. Dieſes geſchieht mit der ſogenannten Viſirleiter oder mit der Bleyſchnur. Man macht auch einen Spiegel oder einen runden Teller, ſo groß als die Mündung, und fährt damit in das Stück;

wenn dieſer überall gleich gedrängt geht, ſo iſt es eine Anzeige, daß das Stück gleich gebohrt iſt.

Stückpulver, die gröbſte Art Schießpulver zu den Kanonen; ſ. unter Schießpulver, Th. 142, S. 601.

Stückrichten, bei der Artillerie, wenn man eine Kanone nach einem Ziele richtet, damit man den vorgeſetzten Punkt treffe.

Stückring, im Bergwerke, eiſerne Ringe, welche um die Röhren der Kunſtgezeuge gelegt werden.

Stückſäge, ſ. Stichſäge.

Stückſäger, eine Vögelart, ſ. Sägeſchnäbler, Th. 130, S. 541.

Stückſeil, Seile, welche auf den Schiffen zu den Stücken oder Kanonen gebraucht werden.

Stückſchuß, ein Schuß mit einem Stücke, einer Kanone, wenn man aber von vielen ſagt, die auf einmal oder von einer Batterie zugleich abgefeuert werden, ſo wird es eine Kanonade bei den Deutſchen, und bei den Franzoſen Volée genannt. Wenn es große Stücke ſind, ſo kann man in einer Stunde nicht mehr als zehn Schüſſe daraus thun. Mit den Geſchwindſchüſſen hat es eine andere Bewandniß.

Stückſchußfrei, ſagt man von Werken, ſie mögen von Erde oder von Steinen aufgeführt ſeyn, die einem Stückſchuſſe widerſtehen können.

Stückſpeiſe, Kanonengut, Metallſpeiſe, in den Stückgießereyen diejenige Metallmiſchung, aus welcher man die Kanonen gießt; ſ. oben, Stückgut, S. 541.

Stückvergleichung, bei der Artillerie, den Unterſchied zwiſchen der Dicke des Metalls bei dem Kopfſrieſen und Hinterfrieſen zu finden. Die Vergleichung geſchieht auf folgende Art. Man mißt mit einer Schnur den Umkreis der höchſten Hinterfrieſen, wie auch der Kopffrieſen, und ſucht auf jedem Umkreiſe die

Halbmeſſer; hernach zieht man die kleinern Halbmeſſer von dem größern ab, ſo giebt der Unterſchied die Höhe, welche man dem Korne oder Richtviſir geben muß.

Stückverkauf, bei der Handlung, der Ausſchnittsverkauf beim Ellenhändler, und die Vereinzelung der Waaren, der Detailverkauf beim Materialien- oder Spezerey- ꝛc. Händler, beim Detailliſten.

Stückviſirer, ſ. Stückviſitirer.

Stückviſitirer, Stückviſirer, ein Inſtrument, mit welchem man unterſucht, ob die Seele einer Kanone oder eines Stückes keine Gruben habe. S. deſſen Beſchreibung und Abbildung unter Kanone, Th. 34, S. 304, und die dazu gehörige Figur 1854.

Stück von Achten, eine Spaniſche Silbermünze, welche ehemals acht Realen in Silber galt; dann aber bis auf zehn ſtieg. Man münzte ſie in Amerika von feinem Silber; ſie hatten aber ein ſchlechtes Gepräge, länglich ausgedehnt, mit vier Ecken, auch rundeckig, gleichſam als wären ſie mit der Holzaxt zugehauen. Siebzehn Stück halten ein Pfund zu 32 Loth; dem Werthe nach gelten ſie nur dreißig Groſchen, im Handel nimmt man ſie aber für zwei und dreißig Groſchen. Es giebt halbe, Viertel- und Achtelſtücke, welche Letztere im Spaniſchen Reales de la Ocho genannt werden, und acht Stück auf einen Peſos gehen.

Stückwagen, ein Wagen, worauf das Geſchütz theils mit, theils ohne Lavetten der Armee nachgeführt wird.

Stückwall, ſo viel als Stückbett und Bettung.

Stückwärter, ſ. Zeugwärter, unter Z.

Stückweiſe, in einzelnen Stücken, von Stück. 1. Eine Waare ſtückweiſe verkaufen. Eine Sache ſtückweiſe erzählen. Jetzt erkenne ichs ſtückweiſe, 1 Cor. 13, 12. Etwas ſtückweiſe beweiſen, einen Satz nach dem andern. Beim Buchdrukker heißt ſtückweiſe abſetzen, wenn mehrere Setzer an einem Werke ſetzen, und nicht kolumnenweiſe ſetzen kön-

der Univerſität abgehende Juriſt auf ſein Abgangszeugniß ſogleich als Auskultator bei einem ihm angewieſenen Gerichte arbeiten kann, ſo muß derjenige, der keine Univerſität beſucht hat, und ſich zu einem ſolchen Berufe meldet, erſt ſeine Schulbildung beweiſen, und dann ſeine juriſtiſchen Studien, und iſt dieſes geſchehen, ſo hat er gleichfalls Anſprüche auf einen Staatsdienſt, oder er müßte ſich ſonſt ſchon öffentlich ſo ausgezeichnet haben, daß ihm eine ſolche Prüfung erlaſſen wird, weil dieſe Auszeichnungen ſchon für ſeine Kenntniſſe ſprechen. Dieſe ſtrengen Vorſchriften, die man jetzt bei den Deutſchen Univerſitäten befolgt, fanden früher nicht Statt, da Gymnaſiaſten aus Tertia und Secunda zur Univerſität abgingen, und es auch auf den Gymnaſien eine Bedingung war, daß derjenige, welcher ſich der Jurisprudenz, der Kameralia, oder irgend einem Zweige der Philoſophie widmen wollte, das Griechiſche nicht zu erlernen nöthig hatte, ſondern davon Erlaß erhielt, und dafür eine andere wiſſenſchaftliche Stunde mitnahm. Auf vielen Deutſchen Univerſitäten fragte man gar nicht einmal nach einem Abgangszeugniſſe von der Schule, ſondern nur nach dem Paſſe, und einem Atteſte von den Eltern, oder ſonſt einer glaubwürdigen Perſon, daß der junge Mann dieſe oder jene Vorleſungen auf der Univerſität zu hören beabſichtige, oder überhaupt nur nach einem Atteſte aus ſeinem Wohnorte von einer glaubwürdigen Perſon, daß er die angegebene Perſon ſey, und die Abſicht dieſe oder jene Wiſſenſchaft zu ſtudieren habe, ſo wurde er bei derſelben als akademiſcher Bürger inſcribirt oder eingeſchrieben. Es beſuchten in den früheren Zeiten auch viele junge Leute die Univerſität, nicht um ſich darauf für den künftigen Staatsdienſt theoretiſch vorzubereiten, ſondern nur um ſich eine gewiſſe Ueberſicht in den Wiſſenſchaften zu verſchaffen, und eine allgemeine Anſicht des Univerſitätslebens; ſie kehrten nach ein Paar Jahren wieder in die bürgerlichen Verhältniſſe

Klammer, worin ſich vermittelſt der Widerhaken der Riegel der ſchließenden Falle bewegt. Die Studel wird mit einem Niet an jedem Fuße an dem Schloßbleche befeſtiget; ſie wird auf dem Sperrhorn geſchmiedet, und erhält zwei Füße, wie eine Klammer. An beiden Enden der Füße ſind Zapfen eingefeilt, um ſie damit in dem Schloßbleche einzunieten. S. unter Schloß und Schlöſſerkunſt, Th. 146. — Beim Uhrmacher iſt die Studel ein ſchmales Stückchen Meſſing, welches einen Kronenzapfen in den Franzöſiſchen Uhren hält. S. unter Uhr und Uhrmacherkunſt, in U. — Das Wort Studel bedeutet eigentlich eine Säule, und iſt im Hochdeutſchen nur noch bei einigen Handwerkern ꝛc. von kleinen Säulen im Gebrauche, wie oben angeführt worden. Nach Adelung ſtammt dieſes Wort mit Stütze, Stadel, Statt, Statua ꝛc. von ſtehen ab, und bedeutet ein ſtehendes Ding, einen ſtehenden Gegenſtand. In einigen Gegenden iſt es männlichen Geſchlechts, der Studel. In einigen Oberdeutſchen Gegenden werden noch jetzt die Thürpfoſten Thürſtudel genannt.

Student, Literarum Studiosus, Fr. Etudiant, derjenige, welcher ſich auf einer Univerſität oder Hochſchule den Wiſſenſchaften widmet, zum Unterſchiede von dem Schüler oder Gymnaſiaſten. Einige leiten es von dem Lateiniſchen studere, ſich worauf legen, etwas betreiben, alſo ſtudieren, Andere, und ſo auch Adelung, aus dem mittlern Lateiniſchen studens, derjenige, welcher auf Hochſchulen den Wiſſenſchaften obliegt, ſie betreibt. Schon zu Adelungs Zeiten, vor mehr denn ſechzig Jahren, ſoll das Wort Student durch den häufigen Gebrauch etwas Alltägliches bekommen haben, daher man damals ſchon in der edlern Sprechart einen ſolchen den Wiſſenſchaften ſich widmenden Jüngling einen Studierenden oder Studiosum nannte, dagegen in der vertraulichen Sprechart auf Univerſitäten das

Wort Burſche am üblichſten iſt. Indeſſen iſt das Wort Student nicht verdrängt worden, und auch nicht gut zu erklären, woher es gerade etwas Alltägliches erhalten hat, da eine jede Benennung, ein jeder Name, die oft vorkommt, in dem Munde des Volks oft gehört wird, dadurch ihren Charakter des Edlen, den ſie an ſich trägt, nicht verlieren kann, wenn ſie wirklich auch durch Mißbrauch einigen Kredit verloren zu haben ſcheint, ſich vielleicht Studierende, als Studenten, nicht ſo betragen haben, um dieſer Benennung eine beſondere Auszeichnung zu verleihen, ſo findet man dieſes in allen Lebensverhältniſſen, in allen Sphären der Volksverhältniſſe, der abgeſchiedenen Stände und Korporationen ꝛc., ohne daß dadurch ihre Benennung, ihr Name leidet; auch wird Student, Studio, Studiosus, noch eben ſo gebraucht, wie es in früheren Zeiten der Fall war, und eben ſo auch noch Burſche unter Commilitonen. Es müßte denn daher kommen, daß man in den katholiſchen Schulen, beſonders in den Schulen der Jeſuiten, den Schülern der niedern Lateiniſchen Schulen den Namen der Studenten giebt; indeſſen hat dieſes wohl hierauf auch keinen Einfluß; denn man würde hier auch eben ſo gut Studierende ſagen können. Auf den Niederſächſiſchen Hochſchulen hießen die Studenten ehemals Papen, Pfaffen, die Pennäle oder Füchſe aber Halbpapen. In Geßlers 1506 gedrucktem Formular werden die Studenten Hochſchüler genannt, wovon man in jetziger Zeit das Wort Hochſchule ſtatt Univerſität gebildet hat. Hochſchüler möchte aber wohl nicht ſo gangbar werden, als es noch Student bis jetzt iſt. Der ehemalige Profeſſor Taubmann zu Wittenberg giebt folgende Diſinition von einem Studenten: Ens rationale bipes, quod non vult cogi, sed persuaderi (ein vernünftiges, zweifüßiges Weſen, welches nicht zu einer Sache gezwungen oder gebracht, ſondern davon überzeugt ſeyn will). Gottſched, als er

entwickelte ꝛc. ꝛc.; ſo ſuchte Jeder etwas für ſich Brauchbares aus den vorgetragenen Wiſſenſchaften zu ziehen, und daher die große Frequenz auf den Univerſitäten damaliger Zeit, weil andere Bildungsanſtalten, andere Bildungsmittel fehlten. Die Vornehmen und Reichen der genannten Klaſſen im Volke ſchickten daher ihre Söhne ein Paar Jahre auf eine Univerſität, um hier ſich dasjenige anzueignen, welches ſie in ihrem künftigen Berufe brauchen konnten, und dann auch um eine generelle Bildung zu erhalten, welche das Beiſammenleben oder der Umgang vieler gebildeten jungen Leute (denn ganz unvorbereitet bezog wohl Niemand die Univerſität), ſowohl durch ihre erhaltene Erziehung, als durch die häusliche oder Schulbildung, giebt, und dieſes ſchien man auch dadurch erreicht zu haben, welches, wie ſchon bemerkt, der ſtarke Beſuch der Hochſchulen beweiſet; denn vornehme junge Leute bezogen mit ihrer ganzen Dienerſchaft die Univerſität, und hielten gleichſam daſelbſt eine Art Hoflager, welches nicht wenig zu dem Anſehen derſelben beitrug. Indeſſen dauerte dieſer Glanz der Univerſitäten nur bis zum ſiebzehnten Jahrhunderte; denn in dieſem fingen die Franzöſiſchen Sitten an, auch in Deutſchland die Oberhand zu gewinnen, und mit ihnen auch die Franzöſiſche und andere fremde Sprachen. Man fing jetzt an einzuſehen, daß auch die Griechen und Römer nur in ihrer Sprache dachten, redeten, ſchrieben, und die Wiſſenſchaften lehrten, und da nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutſchland die Franzöſiſche Sprache allgemeine Hofſprache und zu allen diplomatiſchen Verhandlungen gebraucht wurde, weil ſie ſich ſchon vorzüglich herangebildet hatte, und Frankreich am Ausgange des genannten Jahrhunderts in den vornehmſten Zweigen des Wiſſens, hauptſächlich aber in der ſchönen Literatur, ſchon ausgezeichnete Schriftſteller zählte, ſo ſtudierte man die Franzöſiſche Sprache, las Franzöſiſche Schriftſteller, trieb nebenbei auch die Italieniſche

Sprache, weil auch hierin vorzügliche Schriftſteller glänzten. So wie nun die Franzöſiſche und Italieniſche Sprache in Aufnahme kamen, und um dieſe Sprachen zu lehren, Lehrer aus Frankreich und Italien Deutſchland durchzogen, und ſich in den großen Städten niederließen, um ihren Lehrſtuhl aufzuſchlagen, und mit der Lehre der Sprache, auch die Kenntniß der Literatur jener Länder verbanden, ſo verlor ſich auch der ſtarke Beſuch der Deutſchen Univerſitäten nach und nach immer mehr; man glaubte nun in dem Studium dieſer Sprachen und deren Literatur Alles zu finden, was den Mann von Erziehung und Welt auszeichnet, und ſtatt daß die Söhne von Vornehmen und Reichen vorher eine Univerſität beſuchten, machten ſie jetzt Reiſen nach Frankreich und Italien, um ſich hier auszubilden. Hierzu kommt nun noch die Ausbreitung der Muſik und des Schauſpiels in jenen Ländern; die Opern, die Trauer- und Luſtſpiele fingen an Aufſehen zu erregen, mit Beifall von den Höfen und den Völkern aufgenommen zu werden, und ſo gab auch dieſes Gelegenheit, daß junge Leute ihre Aufmerkſamkeit darauf richteten. Auch wurden den jungen Leuten Franzoſen als Erzieher gegeben, ſo wie den jungen Mädchen Franzöſinnen, als Erzieherinnen oder Gouvernanten. Dieſes Alles bewirkte nun, daß die Hochſchulen den größten Theil ihrer Zuhörer verloren, und ſich der Beſuch derſelben nur auf diejenigen bezog, welche die ſogenannten Brodwiſſenſchaften ſtudierten, die als Prediger, Lehrer der Hoch- und andern Schulen, der Rechtswiſſenſchaft, der Medizin ꝛc., oder als Privatgelehrte in verſchiedenen Fächern des Wiſſens, als in der Mathematik, den Naturwiſſenſchaften (als Naturlehre, Naturgeſchichte ꝛc.), den alten Sprachen ꝛc. ꝛc. zu lehren beabſichtigten. Alle Uebrigen, die andere Zwecke dahin geführt hatten, ſchieden jetzt aus, weil ſie die ihnen nöthige Bildung auf eine andere minder koſtſpielige Weiſe erhalten konnten. Es blieb

zwar noch eine Anzahl zurück, die den Weg der Hochschulen erwählte, aber gegen die frühere Zahl war diese nur sehr geringe, war sie kaum dagegen in Anschlag zu bringen, welches auch daraus hervorgeht, daß das schon oben erwähnte Collegium illustre in Tübingen, welches für Standespersonen eingerichtet worden, und früher sehr stark besucht wurde, in dem achtzehnten Jahrhunderte einging, weil sich nur noch wenige Studierende dieser Klasse einfanden. Die Hochschulen fühlten diesen Verlust auch sehr merklich, daher ward Alles von den Regierungen aufgeboten, um ihnen wieder den frühern Glanz zu verschaffen. Man fing an, Vorlesungen über die neuere Geschichte der verschiedenen Europäischen Staaten zu halten, worin besonders Samuel Pufendorf die Bahn brach, durch seine: „Einleitung zu der Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten von Europa, 4 Bde., Frankfurt a. M. 1693—1735," wovon auch eine Französische Uebersetzung unter dem Titel: Introduction à l'Histoire des principaux Etats, tels qu'ils sont aujourd'hui dans l'Europe (Traduit de l'Original Allemand de Samuel Pufendorf, par Claude Rouxel, 4 Tomes) erschien, und die auf Universitäten vorgetragen wurde; dann richtete man auch später im achtzehnten Jahrhunderte einen ökonomischen Lehrstuhl darauf ein, welcher zugleich die Kameralwissenschaften in sich begriff; so daß außer der Landwirthschaft, auch Handlung, Finanzwissenschaft, Polizeiwissenschaft, Forst- und Bergwerkskunde, Technologie ꝛc. mit einbegriffen war, welcher Zweig späterhin immer mehr ausgedehnt wurde, um dadurch Studierende anzulocken, ja man hielt über die verschiedenen Zweige der Staatswissenschaft besondere Vorträge, die auch in neuester Zeit immer mehr erweitert worden sind, um die Zuhörer zu fesseln, und hierdurch den Kreis der Studierenden, und den Nutzen der Universitäten zu erhöhen; allein die glänzende Zeit des Be-

ſuches der Hochſchulen war vorüber. Die neuere Zeit hatte andere Bildungsmittel an die Hand gegeben, welche die früheren nicht nur vollkommen erſetzten, ſondern noch weit darüber hinausragten, und daher kam es denn auch, daß ſich die Zahl der Studenten von Jahr zu Jahr auf den Univerſitäten verminderte. Auch trug mit dazu bei, daß mehrere kleine Fürſten in ihren Ländern aufgemuntert wurden, gleichfalls Univerſitäten anzulegen, oder größere Fürſten die Ihrigen zu vermehren. Daher entſtanden, außer den ſchon oben erwähnten neueren Hochſchulen, noch Gießen (1607), Paderborn (1615), Rinteln (1621), Salzburg (1623), Bamberg (1647), Duisburg (1655), Inſpruck (1672), Kiel (1665), Breslau (1702), Fulda (1734), Erlangen (1742), und Bützow (1760), von denen freilich mehrere auch wieder eingegangen ſind. Doch theilten ſich die Studierenden dadurch immer mehr; denn noch bis zu Anfange dieſes Jahrhunderts beſtanden in Deutſchland achtunddreißig Univerſitäten, von denen viele, ſelbſt alte, eingegangen ſind, wie Erfurt, Köln, Trier, Mainz, Dillingen, Altorf ꝛc. Nimmt man nun an, daß bis zur Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, wo auch ſchon einige Hochſchulen durch die Reformation hervorgerufen wurden, nur ſechzehn Univerſitäten in Deutſchland exiſtirten, ſo waren dieſe bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ſchon durch zweiundzwanzig neue vermehrt worden, die größtentheils den Proteſtanten zugehörten, und auch dieſes bewirkte eine Theilung der Studierenden, ſo daß die alten Univerſitäten nicht mehr ſo beſucht ſeyn konnten, als früher; indeſſen ward doch durch die Einwirkung Franzöſiſcher Sitten und Sprache eine neue Reform in den Studien bewirkt, und man hielt, wie ſchon oben bemerkt worden, zu den nicht Brodſtudien den Beſuch der Univerſitäten nicht mehr für nöthig, weil man ſich die Kenntniſſe hierzu auf eine andere Weiſe aneignen

konnte, und daher verloren ſich die Tauſende von Studierenden von den alten Hochſchulen, und es blieben darauf nur diejenigen als Akademiker, welche die ſchon oben genannten Studien betrieben; und auch von dieſen verloren ſich mehrere, als die Schauſpielkunſt bei den Deutſchen anfing Wurzel zu faſſen; denn dieſe zeigte einen ſo großen Reiz, daß ſich mehrere Jünglinge derſelben widmeten, und die Hochſchulen, ohne ihre Studien zu vollenden, darum verließen. Dann droheten auch mehrere Male in der neueren Zeit die Errichtung oder Anlegung beſonderer Fakultäts-Schulen den Univerſitäten den Untergang; es entſtanden theologiſche Seminarien, Rechtsſchulen, mediziniſche Schulen ꝛc., wie ſie Napoleon in Frankreich eingeführt hat, und wie auch mediziniſche Schulen, theologiſche Seminarien und Schullehrerſeminarien ſchon neben den Univerſitäten in Deutſchland beſtanden und noch beſtehen, und auch in England Rechtsſchulen; allein die Hochſchulen behielten in Deutſchland ihre Geltung, wenn ſie gleich in Frankreich aufgehoben und nur hier und da verändert wieder eingerichtet wurden. Man ſahe ein, daß der Student nur einſeitig für ſein Fach in dergleichen Schulen gebildet wird aber nicht vielſeitig auch für die Welt, wie es doch auf Hochſchulen der Fall iſt, zumal wo junge Leute von allen Fakultäten zuſammen verkehren, und dadurch Verbindungen geknüpft werden, die ſo wohlthätig auf die Wiſſenſchaften ſelbſt wirken, indem die Studierenden angefeuert werden, auch andere Vorleſungen zu beſuchen, die eigentlich nicht für ihr Fach gehören, aber ihnen oft großen Nutzen bringen können, und ihre Bildung, wie ſchon bemerkt, vielſeitig machen, oder auch wohl bei ihnen die Luſt erwecken, ein anderes Fach zu erwählen, zu dem ſich bei ihnen mehr Neigung und Talent offenbart, als zu dem, welchen ſie nach dem Willen ihrer Eltern, oder auch nach eigenem nicht gehörig überdachten Entſchluſſe wählten; denn oft beſtimmen pekuniäre Rück-

ſichten, oft der Glanz, den eine Laufbahn dem jungen Manne in der Ferne darbietet, ſeinen Entſchluß dieſes oder jenes Fach zu ſtudieren, von dem er aber dann abkommt, wenn er ſich mit Allem vertraut gemacht, was dazu gehört, und ſich ihm dann eine andere weniger ſchwierige Laufbahn eröffnet, die ſeinem Talente und ſeiner Neigung ganz zuſagt.

Das Leben der Studenten war in den frühern Zeiten, vor der Reformation, auf den Hochſchulen nur ſehr eingezogen, beſonders dasjenige der Theologen, wie es auch noch bis jetzt auf katholiſchen Univerſitäten geblieben iſt, nur die übrigen Studierenden, beſonders die Vornehmen und Reichen, machten einigen Aufwand, und verbreiteten dadurch einen gewiſſen Glanz, ein gewiſſes Aufſehen. Nur nach der Reformation änderte ſich dieſer Ton auf den mit zum Proteſtantismus übergegangenen Hochſchulen, und auf den von den Proteſtanten errichteten neuen. Das Leben darauf wurde freier, und auch der Theolog genoß die Univerſitätsjahre mit derſelben Ungebundenheit, als die übrigen Studierenden, und fehlte nicht an den Commerſchen Theil zu nehmen. Das Commerſchiren war daher ein allgemeines Gut geworden, von dem ſich Niemand in Rückſicht ſeiner Studien zurückzuziehen brauchte. Auch der Pennalismus oder die Hänſelung der neuen Studenten war aus den früheren Zeiten mit zu den neuen Hochſchulen übergegangen, wie er zu der Zeit auch bei den Gilden, Innungen und Zünften beſtand, wo die jungen angehenden Handlungsdiener, Künſtler und Geſellen von den älteren gehudelt wurden, und bei ihrer Aufnahme in den neuen Stand, den ſie nun zu bekleiden anfingen, jenen auch einen Schmaus geben mußten. Ueber den Pennalismus bei verſchiedenen Handwerkern ſehe man den Art. Lehrling, Th. 70, S. 413, nach. Sobald ein junger Mann auf eine Univerſität zieht, um daſelbſt zu ſtudieren, ſo wird er, nachdem er als ak-

demiſcher Bürger durch die Inſcription aufgenommen worden iſt, von den älteren daſelbſt Studierenden mit dem Namen Fuchs bewillkommnet. Dieſe Benennung ſoll von den Jägern entlehnt worden ſeyn, von dem Fuchsprellen oder Prellen der Füchſe, indem ihrer vier einen gefangenen Fuchs in ein weißes Tuch legen, ſolches bei den vier Zipfeln anfaſſen und denſelben immer in die Höhe werfen, jedoch ſo, daß der Fuchs nicht heraus kann. Von dieſem bei den Jägern gewöhnlichen Vexiren der Füchſe ſoll nun nachher das Hudeln der neuen Studenten entſtanden ſeyn, die man mit Fuchs begrüßt. Ehemals wurden nun dieſe jungen Muſenſöhne von den älteren Burſchen, bemoosten Burſchen, ſehr geſchoren oder geſchuhriegelt, um ihre mitgebrachten Moneten geprellt und übervortheilt; da man bei den erſt auf die Hochſchule Kommenden immer eine volle Börſe vermuthet. Die Einweihung der Füchſe oder neuen Studenten und alle damit verbundenen Vexationen oder Hänſelungen nannte man den ſchon oben erwähnten Pennalismus (ſ. Th. 108, S. 411 u. f.), und die Handlung ſelbſt, wenn ſie von ihren Commilitonen nach akademiſchem Gebrauche bewillkommnet und in die Zahl der Muſenſöhne aufgenommen wurden, das Deponiren. Man zeigt noch gegenwärtig auf der Univerſität Jena die daſelbſt aufbewahrten Inſtrumente, welche bei dem Hänſeln oder Hudeln der neuen Studenten gebraucht wurden; und auch eben daſelbſt, eine halbe Meile von der Stadt, findet man noch einen ſogenannten Fuchsthurm, bei welchem die akademiſchen Füchſe geprellt, das heißt, von den älteren Studenten unter vielen Neckereyen angehalten wurden, ihre Gefährten zu regaliren, tüchtig auftragen zu laſſen, und dann die Zeche zu bezahlen. Es hat viel Mühe gekoſtet dieſe alte, für die angehenden Studenten ſo koſtſpielige Gewohnheit abzuſchaffen, da die alten Studenten ſich ihre verjährten Gebräuche nicht

nehmen lassen wollten, ja eben so hartnäckig daran hingen, als die Handwerksgesellen ꝛc. an den ihrigen. Erst versuchten es einige Fürsten, die in ihrem Lande Hochschulen hatten, diese Gewohnheit ex auctoritate abzuschaffen, und ein Landgraf von Hessen-Kassel, dem die Universität Marburg gehörte, trat selbst auf den Katheder und hielt eine Rede, worin er die Studenten zur Abstellung des so anstößigen Pennalismus und des Fuchsprellens ermahnte, allein ohne Erfolg; denn die alten Studenten oder bemoosten Burschen unterbrachen den Fürstlichen Redner, und riefen einmüthig: Wir und unsere Väter sind geprellt worden, und unsere Nachkommen sollen auch geprellt werden. Man sahe sich daher genöthiget, diese Sache an das höchste Reichsgericht gelangen zu lassen, und es wurde durch ein besonderes Reichsconclusum oder einen Reichsbeschluß, der im Jahre 1654 zu Regensburg kund gemacht wurde, der Pennalismus auf allen Deutschen Universitäten mit den damit verbundenen Formalitäten und Vexierungen abgeschafft. Auf den Sächsischen Universitäten schaffte der Churfürst Johann Georg der Zweite im Jahre 1661 den Pennalismus ab. Ungeachtet dieser Verbote haben sich immer noch Spuren davon auf den Universitäten bis auf die neueste Zeit erhalten, denen selbst oft erneuerte akademische Gesetze kein Ziel haben setzen können. S. den schon erwähnten Art. Pennalismus, Th. 108, S. 412.

Unter dem Namen des Fuchscommersches, um die Füchse mit dem Comment der Hochschulen bekannt zu machen, wird das Andenken an den Pennalismus noch auf vielen Universitäten fortgesetzt, wenn gleich nicht auf die frühere drückende und kostspielige Weise, wozu auch schon die höhere Bildung, die der Zeitgeist hervorgerufen, dazu beiträgt, und dann auch das nicht aufgehobene Verbot gegen dergleichen Hudeleyen über

Hänseleyen auf den Hochschulen. — Der junge angehende Student bleibt also immer noch Fuchs im ersten Semester, im zweiten Brander, Brenner oder Brandfuchs, im dritten wird er zum jungen Burschen erhoben, in welchem er schon Sekundiren, Chargen begleiten, den Seniorenconvent besuchen, und andere Funktionen im Burschenleben ausführen kann; im vierten wird er alter Bursche und in den folgenden Semestern erhält er verschiedene Titel: altes Haus, bemooster Bursche, Goldfuchs, Kandidat, und diese Titel wurden ehemals mit besonderem Gewichte, ja mit einer Art Ehrfurcht von den Füchsen ausgesprochen, wenn er sich einige Male herumgeschlagen, überhaupt Haare auf den Zähnen und einen tiefen Bierbaß hatte, dabei ein tüchtiger Kneipbruder und Zecher war, und in dieser Beziehung sind auch die Benennungen: ein Renommist und ein alter Bursche Synonime oder gleichbedeutende Wörter. Wie mächtig die Wirkungen dieser Altersklassen oder Stufen in dem Studentenleben waren und auch zum Theil noch sind, geht daraus hervor, daß die sogenannten Brander oder Brandfüchse, und die jungen Burschen im Vexiren, Auspfeifen und Austrommeln der ankommenden Studenten oder Füchse, und im Renommiren gewöhnlich ärger, als die alten Burschen selbst waren, die doch mehr Recht dazu hatten und haben, als Veteranen. Das Auspfeifen oder Austrommeln ist nämlich ein Bewillkommnungskompliment der angehenden Studenten, sowohl bei ihrer Ankunft, als wenn sie das erste Mal ins Kollegium gehen, von den älteren, wobei sich nun die erwähnten Brander am meisten auszeichnen, hauptsächlich bei dem Pfeifen und taktweisen Aufstoßen mit den Stöcken. — Das Wort Bursche ist aber ein allgemeiner Ausdruck, der jeden Studenten oder Musensohn bezeichnet, ohne Jahresstufen, sobald er die Hochschule bezogen hat. Das Wort selbst

iſt ſehr alt, aber nicht unter den Muſenſöhnen; denn als eine Bezeichnung eines Studenten ſoll es zuerſt auf der Univerſität Halle aufgekommen ſeyn, ohne genau die Veranlaſſung dazu angeben zu können. Nach einer Tradition ſollen bald nach der Errichtung dieſer Hochſchule alle Studenten, welche nicht für Füchſe paſſiren, und die Unbequemlichkeit des Pennalismus auf ſich nehmen wollten, auf die Frage der Schildwache: Wer da? haben antworten müſſen: ein Burſche. Hierdurch wären ſie nun manchen Plackereyen entgangen, die man dadurch auf die jüngeren, die Füchſe, zu ſchieben ſuchte, welche von der Schildwache angehalten, und ſich erſt dann in der Wache als Studenten legitimiren mußten, wenn der Burſche, als anerkannter Student, frei paſſiren konnte. Woher oder warum man nun gerade dieſes Wort gewählt hat, iſt eben ſo wenig ermittelt worden, da es doch auf jeden Fall hier eine Beziehung haben, oder doch woher abgeleitet ſeyn muß. Aller Wahrſcheinlichkeit nach kommt es von dem im Mittelalter geſchaffenen Lateiniſchen Worte **Bursa** oder **Pursa** her, welches eine Börſe oder einen Verſammlungsort der Kaufleute in den See- und Handelsſtädten bedeutet. Man hat daher auch bei der Handlung das Wort Burſche, Handels- oder Handlungsburſche, Ladenburſche aufgenommen, um einen jungen Mann zu bezeichnen, der bei einem Kaufmanne die Handlung erlernt, und da nun die Studenten auch Verſammlungen oder Vereine unter ſich bilden, ſo hat man das Wort Burſche daher abgeleitet. Da nun dieſes Wort allgemein bei den Studenten gangbar wurde, ſo daß ſie dieſen Namen auch von den Nichtſtudenten, ſogenannten Philiſtern, und von ihren Aufwärtern und Aufwärterinnen erhielten, und dieſer Name auch den Soldaten, hauptſächlich Stadtſoldaten, Handwerksburſchen ꝛc. beigelegt wurde, ſo nannten ſie die Erſteren und die Scharwächter Schnurren, und die Handwerksgeſellen und

Lehrlinge Knüppel, auch wurden dieſe Letzteren Knoten genannt, entweder weil einige damals Knoten in den Haaren trugen, oder weil auch Einige dieſes Wort Gnoten ſchreiben, und es von Genoſſen, Handwerksgenoſſen herleiten. Die Ableitung Burſche von dem Lateiniſchen fur, fures, wie ein alter Etymolog verſucht hat, muß wohl bezweifelt werden, da dieſes wohl nicht auf das freie Studentenleben, auf den jugendlichen Frohſinn, bei jeder Auslegung, die man dem Lateiniſchen Worte auch geben will, paßt; denn ein Lateiniſcher Dichter ſagt: Quod facient domini, audeant cum talia fures? — Das Erſte, was den jungen Studierenden oder Fuchs intereſſirt, ſobald er auf die Univerſität kommt, und was ſo innig mit dem Studentenleben verflochten iſt, ſind die Verbindungen der Studierenden unter ſich, die ſchon in den früheren Zeiten auf Hochſchulen eingeführt waren, und ſich auch bis auf die neueſte Zeit, wiederholter Verbote ungeachtet, forterhalten haben. In den früheren Zeiten nannte man ſie Ordensverbrüderungen, Ordensverbindungen, dann Landsmannſchaften, Burſchenſchaften ꝛc. In den früheren Zeiten wurden ſie darum verboten, weil ſie zu immerwährenden Anfeindungen und Schlägereyen der Studenten unter einander Veranlaſſung gaben, wodurch viel Unheil auf den Hochſchulen entſtand, und die Vorleſungen oft bei vielen Zuhörern unterbrochen wurden; ſie wurden daher auch ſcharf verboten, und nur heimlich fortgeſetzt. Die Landsmannſchaften und Burſchenſchaften ſind neuere Verbindungen, und wurden größtentheils wegen der demagogiſchen Umtriebe, wegen des Einmiſchens in die Politik verboten. Zu den früheren Orden gehörte der Inviolable-Orden oder die unverletzbare Verbindung, welches der älteſte Orden, und wegen der bei der Aufnahme eines neuen Ordensbruders dabei gewöhnlichen Ceremonien, als auch wegen der Ordensregeln der fürchterlichſte iſt;

der Orden der ſchwarzen Brüder; dann der Amicitien- und Concordien-Orden, der keine ſo ſchlimme Seite, als der vorhergehende hatte, der Conſtantiſten-, Unitiſten-, Defenſioniſten ꝛc. Orden*). Das Haupt der Orden war der Senior, ihm folgten die Ordensbrüder, welche Ordenszeichen trugen, und ſich nach gewiſſen geſchriebenen Geſetzen richteten, Ordensregeln genannt. Dieſe Ordensverbindungen in dem älteren Sinne dauerten bis zu dem gegenwärtigen Jahrhunderte, wo ſie ſich zu Ende des erſten Decenniums deſſelben, bei dem Ueberziehen Deutſchlands mit Franzöſiſchen Kriegsſcharen verloren, und den oben genannten andern Verbindungen Platz machten. Die Burſchenſchaften traten nach dem Franzöſiſch-Preußiſchen Kriege 1806 eigentlich auf den Hochſchulen hervor, und die Hervorrufung geſchah wohl durch die Wirkſamkeit vieler kräftigen Deutſchen Männer, welche den ſchlummernden Geiſt des geſunkenen Deutſchlands wieder im Sinne der Deutſchen Regierungen zu erwecken und thatkräftig zu machen ſuchten, wie Görres, Arndt, Jahn, und andere ehemalige Regierungsagenten. Beſonders aber wirkte Jahn durch die Einführung der Turnplätze, um die Jugend zu kräftigen und zu einem Gemeingeiſte zu erziehen, auf dieſe Verbindung, die hauptſächlich in Jena und Halle, wo Jahn früher ſeine Univerſitätsbildung erhalten hatte, eine bedeutendere Ausdehnung, als auf andern Univerſitäten erhielt. Der äußere Charakter dieſer

*) Ob eine Geſchichte dieſer Orden erſchienen iſt, muß bezweifelt werden, vorgenommen hatten ſich einige Schriftſteller, eine ſolche zu ſchreiben und herauszugeben; allein man machte dabei öffentlich die Bemerkung: daß ſie wohl für Studenten, ſo lange ſie auf der Hochſchule ſind, unterhaltend ſeyn könnte, nicht aber für Andere, weil darin ſo Vieles vorkomme, was noch zu ſehr den jugendlichen Sinn trage, und daher ganz ohne Intereſſe für ein größeres Publikum ſeyn würde, welches darüber nur gloſſiren könnte, und um ſo mehr, da die Zeit fern liege, worin Manches damals in einem anderen Lichte erſchienen ſey, welches jetzt nur lächerlich erſcheinen würde.

Burſchenſchafter, war mehr oder weniger eine Vernachläßigung des Anzuges, indem dieſer ſich auf das Unentbehrlichſte beſchränkte: auf einen Altdeutſchen Rock von ſchwarzer Farbe, der bis in die Kniekehle reichte oder ging, Turnhoſen von grauer Leinwand, kurze Stiefeln, von den Beinkleidern bedeckt, ein ſchwarzes Barret; dabei eine offene Bruſt, einen bloßen Hals, und einen ſtarken Bart, wenn ein ſolcher von der Natur dem Muſenſohne beſchieden worden. Ihre Farben waren die alten deutſchen: ſchwarz, roth und Gold, und der Wahlſpruch: Ehre, Freiheit, Vaterland. — Das innere Verhalten des Bundes war dem äußeren entſprechend, Einfachheit, Ordnung und Bedeutſamkeit in Beziehung auf den Wahlſpruch. Die Aufſicht und wichtigeren Angelegenheiten beſorgte ein Vorſtand oder Ausſchuß, aus dem der jedesmalige auf einen Monat erwählte Sprecher, wie andere Vorſteher für Fechtboden, Commers- oder Commerſchhaus ꝛc. genommen wurden. Die Mitglieder beſtanden in einer engeren und weiteren Verbindung, zu welchen ſich als Anhang eine Anzahl Commentburſchen, Mitkneipanten ꝛc. geſellten, die nur mehrentheils wegen des von ihnen zu zahlenden Beitrags geduldet wurden. Die Geſammtheit der Burſchenſchaft theilte ſich in Kränzchen (Zungen), deren jedes einen Vorſteher hatte, ſich gemeinſchaftlich berieth und berathſchlagte, und das Reſultat an den Ausſchuß oder Vorſtand gelangen ließ. Die Burſchenſchaft hielt, ſo weit es die beſſeren Mitglieder vermochten, auf Zucht, Ehre, Ordnung und Mäßigkeit, ganz den Grundſätzen der Turner gemäß; die Jahn feſtſetzte. Keuſchheit war ſtrenge geboten, und der dawider Handelnde wurde ausgeſtoßen und mit der entehrenden Strafe des Verrufs belegt. Fechtkunſt und gymnaſtiſche Uebungen wurden häufig betrieben. Vorfallende Streitigkeiten ſchlichtete ein Ehrengericht, und ein Duell durfte nur nach deſſen Billigung vollzogen werden, ja das Duelliren wollten

viele Mitglieder gar nicht gut heißen, und es als thöricht ganz verworfen wissen; indessen drang man damit bei der Mehrzahl nicht durch, indem Viele darüber anderer Meinung waren, und diese auch bethätigten. Eben so war die Burschenschaft trotz der Strenge nicht frei von Säufern und liederlichen Genossen, die sich vom Zwange loszumachen und ihren Neigungen nachzugehen wußten. — Die politische Tendenz der Burschenschaften war erwiesen, sowohl die Scenen bei der Wartburgsfeier, als auch die Ermordung Kotzebues durch Sand, und der Mordversuch von Ibel auf einen hochgestellten Staatsbeamten, sind Beweise, bis zu welchem Grade dieser Fanatismus schon gesteigert worden war, dabei die Idee der Vereinigung Deutschlands zu einem Kaiserreiche unter einem Oberhaupte ꝛc. ꝛc. Es waren die Träume exaltirter Jünglinge, die sich aus dem politischen Leben der Griechen und Römer entwickelten, aber ohne Kritik, ohne Erfassung des stürmischen Lebens jener Völker zu der Zeit ihrer vermeinten Freiheit, von der uns in neuerer Zeit die Französische Revolution und Republik ein Gegenstück geliefert, und den Beweis, wie weit geträumte Ideen von der nackten Wirklichkeit verschieden sind. Die Enthüllung des geheimen Bundes und der demagogischen Umtriebe unter den Burschenschaften bewirkten deren Sturz und das Unglück von mehr als hundert der ausgezeichnetsten Jünglinge und Männer, die in diesen Bund verflochten waren, und dessen Opfer wurden. Schon ehe ihr gänzlicher Ruin erfolgte, hatten sie schon bittere Erfahrungen gemacht, waren unterdrückt und verfolgt worden, erhoben sich aber immer wieder nach ihrer früheren Constitution, und suchten sich enger an einander zu schließen, bis sie die Enthüllung ihrer demagogischen Absichten stürzte. — Der ursprüngliche Zweck der Landsmannschaften oder Korps war ein erheiterndes Zusammenleben gleich gestimmter und gesinnter Universitäts-

Freunde, und da dieſes beſonders unter denen Statt fand, die aus demſelben Lande, oder aus derſelben Provinz, von derſelben Schule, und die vielleicht ſchon früher miteinander bekannt waren, ſo erhielten dieſe Vereine wieder den Namen: Landsmannſchaften, die ſchon früher bei den Ordensverbindungen beſtanden hatten. Nach dem, was über dieſe Verbindungen bekannt geworden, ſo hatte keine derſelben politiſche Zwecke, bei manchen waren dergleichen ſogar verpönt, oder doch wenigſtens nicht erlaubt, darüber öffentlich zu ſprechen, und dieſerhalb erhielten dieſe Verbindungen von den Burſchenſchaften, außer mehreren Bei- und Schimpfnamen, die Benennung Ariſtokraten. Der Hauptzweck dieſer Verbindungen war, wie ſchon angeführt worden, ſich gegenſeitig das Leben nach vollbrachter Arbeit zu erheitern, in Freude und Noth einander beizuſtehen, Ordnung und Sitte aufrecht zu erhalten, dawider Handelnde zu verweiſen, und wenn nicht anders mit dem Schläger oder einem Duelle wirkliche Beleidigungen zu rächen, unter einander aber Friede und Eintracht zu bewahren; aber auch hier ging es, wie überall bei ähnlichen Verbindungen und bei allen Vorſätzen: die aufgeſtellten Sätze wurden nicht immer befolgt, und mehr verſprochen, als geleiſtet wurde. Wenn gleich jene angeführten Zwecke des Bundes in ihrer Conſtitution ſchriftlich niedergelegt, und von Allen als bindend unterzeichnet waren, ſo verloren manche Verbindungen jene Beſtimmungen gänzlich aus den Augen, und ſie würden ſich ganz gelöſet haben, wenn nicht die frohen Gelage, die Duelle ꝛc. ſie noch locker zuſammen gehalten hätten. Wenn dieſes auch nicht von allen landsmannſchaftlichen Verbindungen geſagt werden konnte, ſo doch von den meiſten, und dann war auch das unmäßige Trinken, worin Viele eine gewiſſe Ehre ſetzten, der Geſundheit höchſt nachtheilig, um ſo mehr, wenn die Getränke nur ſchlecht waren. Bei mehreren von dieſen Verbin-

dungen galt das Duell als das Höchste, und die Tüchtigkeit eines Mitgliedes wurde gewöhnlich nach dem so und so vielmaligen Duelliren (Pauken) bestimmt, und diese Rauf- und Paukwuth stieg daher so sehr, daß bei jedem unerheblichen Vorfalle gleich geschlagen wurde, wodurch das Duell dasjenige verlor, was ihm noch in den Augen seiner Gönner und Vertheidiger einen Werth verlieh: wahrhafte Beleidigungen zu rächen. Hierzu kamen nun noch die verschiedenen Feindseligkeiten der Landsmannschaften unter einander, wie bei den schon oben erwähnten Ordensverbindungen (wovon man die Landsmannschaften wieder als eine Fortsetzung ansehen konnte); gewöhnlich hielten deren mehrere zusammen, und kämpften gegen eine ähnliche Coalition, oder suchten eine schwächere Parthey, eine weniger zahlreiche oder mit weniger guten Fechtern versehene Landsmannschaft zu unterdrücken oder niederzupauken. Hierzu gab die meiste Veranlassung die immerwährende Feindschaft zwischen Burschen- und Landsmannschaften, die gewöhnlich in dem Grade Statt fand, daß die Glieder der einen Parthey es unter ihrer Würde hielten, denen der andern Satisfaktion zu geben; wenn sich dagegen dieses Verhältniß änderte, so waren alle Glieder der Landsmannschaft versöhnt, und zogen gegen den gemeinschaftlichen Feind, die Burschen. Die Landsmannschaften erzeugten wieder das hinterliegende Zeitalter der Renommisterey; denn es thaten sich mehrere Renommisten unter den Landsmannschaftern hervor. Der Geburtsort der ehemaligen Renommisterey, die bis beinahe zu Ende des verwichenen Jahrhunderts dauerte, ist Jena, wo es ehemals die meisten und ansehnlichsten Renommisten oder Schläger gab. Man verstand unter dieser Benennung einen Studenten, der am Schlagen, Raufen, Saufen, überhaupt am Schwelgen und Duelliren ein Vergnügen fand, und sich darin vorzüglich auszeichnete, alle Kollegia versäumte, und sich so-

wohl durch seine ungebundene freie Lebensart, als auch durch seine Kleidung und Miene auszeichnete. Ein großer Hieber an der Seite, ein großer beschmutzter durchlöcherter Hut, wovon die beiden Krempen oder Spitzen bis auf die Ohren herabhingen, ein verworrenes, herumflatterndes Haar, oder zwei herabhängende, ungeheuere dicke Locken, ein dicker Zopf im Nacken, große, mit eisernen Absätzen versehene und stark besohlte Stiefel oder Kanonen, ein herabhangender Schnauzbart, der ein brüsques fürchterliches Ansehen gab, und ein tüchtiger Knotenstock waren die Kennzeichen eines Jenaischen Renommisten; denn sie waren nach Verschiedenheit der Landsmannschaften und der Hochschulen sehr verschieden. Sie wurden damals den Stutzern oder Pomadenhengsten, wie man die sich nach Französischer Mode kleidenden und parfümirten Studenten nannte, entgegengestellt. Das ehemalige Ansehen und das Hauptgeschäft der Jenaischen Renommisten beweiset unter andern folgendes Reimchen:

Wer von Leipzig kommt ohne Weib,
Von Jena ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.

Weil es nämlich in Leipzig hübsche galante Mädchen giebt, und in Jena ehemals viele Studierende bei Schlägereien verwundet und getödtet wurden, so galt dieser Vers damals zur Bezeichnung beider, auf den genannten Hochschulen vorhandener Uebel, für junge, sich den Studien widmende Jünglinge.—Die Landsmannschafter zeichneten sich in ihrer Tracht durch die bunten Farben aus, die sowohl ihre Mützen, als Pfeifenquasten zierten. So z. B. hatten auf der Universität in Halle die Märker: orange, weiß und Gold; die Pommern: himmelblau und weiß, mit dem Wahlspruche: „Blau und rein wie der Aether ist unser Panier; fest wie die Eiche im Sturme stehen auch wir!“ Die Westpha-

len: ſchwarz, grün und Silber; die Sachſen: dunkelkelblau, hellblau und Silber; die Thüringer: grün, roth und weiß. Dieſe fünf Verbindungen befanden ſich im zweiten und dritten Decennium dieſes Jahrhunderts in Halle, wie ſchon erwähnt, und machten daſelbſt die Landsmannſchaften aus. Alle dieſe Vereine nahmen auch Jünglinge aus andern Ländern und Provinzen unter ſich auf, beſonders beſtand damals das Korps der Weſtphälinger aus Individuen aus allen Weltgegenden. Die Sachſen hielt man für feine Männerchen, und die Thüringer ſtanden nicht beſonders in Anſehen. Auch muß hier bemerkt werden, daß man ſtatt Gold gelb, und ſtatt Silber weiß trug, um nämlich beide Metalle zu repräſentiren. Faſt auf allen Deutſchen Univerſitäten, nur wenige ausgenommen, fand man Landsmannſchaften und Burſchenſchaften, nur zeichneten ſich die erſtern Verbindungen nicht überall ſo aus, daß man ſie gleich an den Farben erkennen konnte, da ſie ſolche oft verſteckt trugen, wo ſie nämlich ſchon, außer dem Bundestagsbeſchluſſe, von den Regierungen verboten worden waren. Man fand Franken, Rheinländer, Saxo-Boruſſen, Heſſen, Hanſeaten, Badenburger, Schwaben, Teutonen, Markomannen, Schweitzer ꝛc. auf den meiſten Deutſchen Univerſitäten, die ſich durch die Farben kenntlich machten. So z. B. war die Farbe der Franken: grün, roth und Gold, welche Hoffnung, Liebe, Reinheit und Gediegenheit bezeichneten; die Farbe der Rheinländer: die Nationalfarbe der Franzoſen, blau, roth und weiß; die Farbe der Saxo-Boruſſen: weiß und ſchwarz, und weiß und grün; die Farbe der Heſſen: grün, weiß und roth; die Farbe der Hanſeaten: roth und weiß; die Farbe der Badenburger: weiß und roth; die Farbe der Schwaben: ſchwarz, ſchwefelgelb und weiß ꝛc. ꝛc. Wenn nicht die Mützen oder die Pfeifenquaſte die Landsmannſchafter bezeichneten, ſo that es

ein Bändchen am Knopfloche, oder sonst wo verborgen angebracht, mit den Farben der Verbindung. Auch diese Verbindungen oder Landsmannschaften wurden, wie die Burschenschaften, durch den Bundestagsbeschluß vom 20. September 1819, und 14. November 1834 aufgehoben (s. weiter unten). — Außer diesen Verbindungen gab es nun noch eine dritte Parthey auf den Hochschulen unter den Studierenden; es war die bei weitem zahlreichste, deren Mitglieder sich zu keiner Verbindung hielten, ohne jedoch die Freuden des Lebens zu verschmähen. Man zählte darunter Vornehme und Reiche, die das Verbindungswesen nicht ansprach, die sonst aber eben so gut den Genüssen ergeben waren, und mit commerschirten; dann die stets bestandenen und immer fortbestehenden Indifferentisten, denen alles Uebrige, außer ihren Studien und dem gebotenen Lebensgenusse, gleichgültig ist, welche die Welthändel nur in so weit berücksichtigen, als sie die Allgemeinheit berühren, sonst aber fern davon bleiben, und nur Sinn für die Wissenschaften ꝛc. zeigen; ferner die ärmeren, solidern und fleißigern Studenten oder Musensöhne, die wohl unter einander Umgang pflegen, aber nur der Wissenschaften und Künste, und des Lebensgenusses wegen, alles Uebrige, wie schon bemerkt, aus ihrem Bereiche fern lassen. Aber keine Regel ohne Ausnahmen, man fand auch unter diesen von den Verbindungen abgesonderten Musensöhnen rohe, ungebildete und liederliche Subjekte, die sich gern den oben angeführten Verbindungen angeschlossen hätten, wenn sie die Mittel dazu, und auch die Dreistigkeit besessen hätten, Alles zu wagen; denn auch Viele dieser Genossen verbrachten ihre Zeit im Nichtsthun, Trinken und Spielen, und standen daher noch hinter jenen Verbindungsmitgliedern weit zurück, indem sie weniger, als jene, in das Leben eingeweihet wurden, weniger Selbstvertrauen und savoir vivre erlangten, und dabei auch in den Literis zu-

rückblieben, welches doch bei den Meiſten von den Verbindungs-Mitgliedern nicht der Fall war, die ſich ſogar darin auszeichneten. Indeſſen war dieſes doch nur eine kleine Zahl, der größte Theil war fleißig, und den Wiſſenſchaften ergeben, wenn ſie gleich von ihren ſich beſſer dünkenden Commilitonen mit den Spitznamen: Stubenhocker, Stubenſchwitzer, Mucker, Kameele, Wilde, Finken, und wegen ihres oft geſchniegelten Anzuges Pomadenhengſte, Stutzer ꝛc. belegt wurden. Dieſe Abgeſonderten trugen und tragen ſich noch immer wie es die allgemeine Mode mit ſich bringt, nur daß ſie, als Zeichen eines Studenten, eine einfarbige Mütze tragen, und wo Univerſitäten ſich in großen Städten, Reſidenzſtädten, befinden, auch wohl einen Hut nach der Mode. Kurz ſie zeichnen ſich von den ſogenannten Philiſtern oder Nichtſtudierenden gar nicht aus, es beträfe denn die Mütze, auch wohl das Führen eines Ziegenhainers ꝛc. — Die Studentenkleidungen ſind ſtets veränderlich geweſen, mit Ausnahme einiger wenigen, die ein gewiſſes Bürgerrecht auf den Univerſitäten erlangt haben, wie z. B. der Flauſch oder Oberrock von langhaarigem Tuche, Moll, Kalmuck ꝛc., deſſen Nähte auch mit Schnüren beſetzt werden, woran Puſcheln oder Quaſten hängen; die Pikeſche, ein Oberkleid mit ſpitzen Aermeln nach Polniſcher Art gemacht, und gleich den Huſarenpelzen mit vielen Schnüren bezogen. Theils trug man auch Redingots, eine Art von Ueberkleid, wie ein Roquelaure, mit ſchmalen goldenen Treſſen beſetzt, vorzüglich blau, auch von anderer Farbe, welches ſich gewöhnlich nach der Nationalfarbe, der Landestracht, richtete; dann auch Uniformen und gewöhnliche Kleidungen von verſchiedener Art und Farbe. Ferner werden auch von Einigen eine Art Chemiſetts getragen, welches kleine kurze Weſten mit Aermeln von grüner oder rother Farbe ſind, mit Treſſen beſetzt, und auf der Achſel eine goldene Achſelſchleife;

dieſe werden bloß beim Reiten oder Ausfahren angezogen. Hierzu kommen der Koller ꝛc., die Matroſenhoſen, auch andere; dann die glänzend gewichſten Kanonen, deren Hacken mit ſtarken Hufeiſen beſchlagen ſind, und Pfundſpornen daran; auch andere Stiefel; die rund abgeſchnittenen oder flatternden Haare, und eine Korpsmütze, ein Barett oder eine andere Mütze, auch ein Hut ꝛc. S. auch oben bei den Burſchenſchaften und Landsmannſchaften.

Nachdem der neu angekommene Student oder Fuchs ſich ſo weit auf der Hochſchule und bei ſeinen Commilitonen eingerichtet hatte, daß er heimiſch geworden war, ſo ward zu Ende des erſten Vierteljahrs (beim jedesmaligen Semeſter) der Fuchscommers oder Commerſch abgehalten. Ehe dieſer jedoch abgehalten wurde, mußte ſich der Fuchs erſt mit dem Burſchen-Comment, oder Burſchenbrauch oder Handlungsweiſe, bekannt machen, welches der Inbegriff der unter den Studierenden beſtimmten und gültigen Geſetze, Gebräuche und Regeln iſt; er zerfällt in den allgemeinen, den alle Univerſitäten, die als ſolche gelten und anerkannt ſind, im Weſentlichen befolgen, und den auch die Burſchenſchafter mit den Landsmannſchaftern gemein hatten, und in den ſpeziellen oder Korps-Comment, bei den Landsmannſchaftern, den eine jede Hochſchule unabhängig, aber nichts deſtoweniger auch in den meiſten Stücken mit den andern übereinſtimmend hatte; welche beide Codices oder Geſetzbücher die Grundlage der Ausſprüche und Verhandlungen des Seniorenconvents, des oberſten Gerichtshofes der Korpsburſchen, bildeten, welcher von jedem Korps durch zwei Repräſentanten, gewöhnlich die beiden erſten Chargirten, beſchickt ward, und deſſen Beſchlüſſe rechtsgültig waren. Ja die landsmannſchaftliche Verbindung hatte noch überdies eine eigene, ſie allein bindende Geſetzſammlung und Inſtitutionen, die Conſtitutionen, die aber in keinem Falle den

allgemeinen Regeln und Gesetzen zuwider laufen durfte. Der Comment erhielt daher unter den jungen Studierenden eine gewisse Ordnung, Eintracht und den Anstand aufrecht, und um so mehr, da hier angesehene und geachtete Vorgesetzte, aus ihrer Mitte erwählt, die Aufsicht führten und Recht sprachen; wäre dieses nicht gewesen, so würden viele junge Leute Zucht und Anstand bei Seite gesetzt, und Ausschweifungen und Rohheiten begangen haben, welche denen der Jünglinge der ungebildeten Klassen oft noch übertreffen würden, und diesem steuerte der Comment, der strenge gehandhabt, und selbst von den Kameelen oder zu keiner Verbindung gehörenden Studierenden, da sie sich dem moralischen Uebergewichte fügen mußten, mehr oder weniger anerkannt ward. Der Comment handelte über das Verhältniß der Studierenden zu einander, über das zwischen ihnen und den Bürgern aller Stände und Klassen (Philister); ertheilte Vorschriften, wie und ob ein Duell gestattet werden sollte, bestrafte die Raufbolde und die gegen Sitte und Ordnung Fehlenden, noch härter aber unverbesserliche, gemeine und unredliche Subjekte, die mit temporärem oder zeitlichem, und perpetuellen oder immerwährendem Verrufe belegt wurden, und dann, aller Studentenrechte verlustig, den Umgang ihrer Commilitonen meiden mußten. Ferner bestimmte der Comment, wann und wie öffentliche Aufzüge, Leichenbegängnisse, Fackelzüge zu halten und zu ordnen sind; er beschützte die Rechte der Studierenden und wahrte sie gegen die Anmaßungen der Philister, empfahl aber gegen diese ein würdiges angemessenes Betragen ꝛc. Jeder, der sich zu irgend einer Verbindung halten wollte, mußte sich auf den Comment verpflichten, das heißt, er gelobte den Vorschriften und Anordnungen desselben nachzukommen, und nach besten Kräften dessen Ansehen aufrecht zu erhalten und zu fördern. Dieses war die erste conditio sine qua non der Aufnahme der entferntesten Mitglieder (bei den Burschenschaftern Com-

meutburſchen und bei den Landsmannſchaftern Renoncen), welchen es dann frei ſtand, nach und nach ſich näher der Verbindung anzuſchließen, und wenn es von der Einſtimmigkeit oder Mehrheit deren Mitglieder genehmiget ward, in ſie einzutreten oder rezipirt zu werden. Mit dieſer Verpflichtung auf den Comment war, wenigſtens für diejenigen, die nicht phyſiſch daran verhindert wurden, der Beſuch des Fechtbodens und der der Kneipe, dieſer wöchentlich wenigſtens zweimal, verbunden, und die Füchſe ſollten durch dieſe Verordnung zu Fechtern oder guten Schlägern, und durch den Umgang mit älteren Häuſern zu tüchtigen Burſchen gebildet werden. Ehe man jedoch einen Fuchs als Renonce annahm, prüfte man erſt in der Regel ſeinen Charakter und ſeine Anlagen, zog auch ſo viel, als möglich, Erkundigungen über ſein früheres Verhalten ein, um ſich durch eine zu vorſchnelle Aufnahme und ſpäterhin vielleicht nothwendige Exkluſion oder Fortweiſung nicht zu proſtituiren. Derjenige, bei dem man nun vermuthete diejenigen Eigenſchaften anzutreffen, die ihn geſchickt machten, in eine Landsmannſchaft oder ſonſt eine Verbindung zu treten, wurde nun zu einem Frühſtücke von einem der Beamten des Vereins, gewöhnlich von demjenigen, der die Waffen und das ſonſtige Eigenthum des Vereins zu verwahren hatte, eingeladen, bei welchem der Subſenior auch zugegen war. Hier wurde ihm nun der allgemeine Comment vorgeleſen, da unter keiner Bedingung das Conſtitutionsbuch profanen Händen anvertrauet ward. Dieſe Vorleſung entſchied nun zwar noch nicht für die unbedingte Aufnahme des Eingeladenen, da die förmliche Rezipirung unter dem Vorſitze der drei erſten Beamten oder Chargirten geſchehen mußte, allein es gab ihm doch eine Anwartſchaft darauf, die zur Wirklichkeit wurde, wenn er den Rath des Subſeniors befolgte, den Fechtboden ſogleich zu belegen, und daſelbſt zu beweiſen, daß er keine Furcht vor den Waffen habe oder klingenſcheu ſey;

ferner die Gesellschaft seiner neuen Bekannten zu frequentiren und jeder andern vorzuziehen, die Kneipe fleißig zu besuchen, und so nach und nach den Comment und Burschenton ex usu sich anzueignen. Ein Grund, nicht zu bald die Füchse zu rezipiren, bestand darin, daß man so lange, als möglich, von ihnen profitiren wollte; denn ein alter Heidelberger Comment definirt den Fuchs als: „ein Stück Fleisch ohne Sinn, Witz und Verstand," und ein Hallescher von eben jener Zeit supplirt noch: „Füchse sind schlau, sie denken aber nicht," und auf gleiche Weise behandelte man noch die Füchse im dritten Decennium dieses Jahrhunderts; denn sie mußten Alles thun, und Alles geben, waren Bediente und Zahlmeister. Für einen Fuchs war Alles gut, ihn anzuführen und auszubeuteln galt als Witz; alte Häuser, deren Quellen vom Hause versiegt seyn mochten, quartierten sich öfters bei Füchsen ein, zehrten mit ihnen, und trugen deren Kleidungsstücke; alte abgetragene, zerschlagene oder verkaufte Hemden wurden aus dem vollen Koffer Neuangekommener ersetzt, schlechte Stiefeln wurden mit besseren vertauscht ꝛc. Ein mitgebrachtes Bett wurde verkauft, da die Wirthsleute eins gaben, und dafür Koller, Kanonen und Pfundspornen angeschafft, auch Fechthandschuhe, Rappiere ꝛc., die Andere mit benutzten. So stand es mit den Füchsen, ehe sie dazu gelangten, wirkliche Mitglieder eines Vereins zu werden, welches in der Regel nur erst im zweiten Semester als Brandfuchs geschah. Die Vorgesetzten eines solchen Vereins oder einer Landsmannschaft bestanden nun in dem Senior, welcher die oberste Stelle einnahm, und sein Korps auf den Seniorenconventen und vor Amt vertrat, und Ordnung und Gesetze handhabte. Man wählte deshalb für diese Charge gern einen gesetzten, geachteten und im Leben gewandten Korpsburschen. Am Schlusse jedes Semesters war die Wahl für das nächste Halbjahr, wobei Stimmenmehrheit entschied,

konnte, und daher verloren ſich die Tauſende von Studierenden von den alten Hochſchulen, und es blieben darauf nur diejenigen als Akademiker, welche die ſchon oben genannten Studien betrieben; und auch von dieſen verloren ſich mehrere, als die Schauſpielkunſt bei den Deutſchen anfing Wurzel zu faſſen; denn dieſe zeigte einen ſo großen Reiz, daß ſich mehrere Jünglinge derſelben widmeten, und die Hochſchulen, ohne ihre Studien zu vollenden, darum verließen. Dann droheten auch mehrere Male in der neueren Zeit die Errichtung oder Anlegung beſonderer Fakultäts-Schulen den Univerſitäten den Untergang; es entſtanden theologiſche Seminarien, Rechtsſchulen, mediziniſche Schulen ꝛc., wie ſie Napoleon in Frankreich eingeführt hat, und wie auch mediziniſche Schulen, theologiſche Seminarien und Schullehrerſeminarien ſchon neben den Univerſitäten in Deutſchland beſtanden und noch beſtehen, und auch in England Rechtsſchulen; allein die Hochſchulen behielten in Deutſchland ihre Geltung, wenn ſie gleich in Frankreich aufgehoben und nur hier und da verändert wieder eingerichtet wurden. Man ſahe ein, daß der Student nur einſeitig für ſein Fach in dergleichen Schulen gebildet wird aber nicht vielſeitig auch für die Welt, wie es doch auf Hochſchulen der Fall iſt, zumal wo junge Leute von allen Fakultäten zuſammen verkehren, und dadurch Verbindungen geknüpft werden, die ſo wohlthätig auf die Wiſſenſchaften ſelbſt wirken, indem die Studierenden angefeuert werden, auch andere Vorleſungen zu beſuchen, die eigentlich nicht für ihr Fach gehören, aber ihnen oft großen Nutzen bringen können, und ihre Bildung, wie ſchon bemerkt, vielſeitig machen, oder auch wohl bei ihnen die Luſt erwecken, ein anderes Fach zu erwählen, zu dem ſich bei ihnen mehr Neigung und Talent offenbart, als zu dem, welchen ſie nach dem Willen ihrer Eltern, oder auch nach eigenem nicht gehörig überdachten Entſchluſſe wählten; denn oft beſtimmen pekuniäre Rück-

ſichten, oft der Glanz, den eine Laufbahn dem jungen Manne in der Ferne darbietet, ſeinen Entſchluß dieſes oder jenes Fach zu ſtudieren, von dem er aber dann abkommt, wenn er ſich mit Allem vertraut gemacht, was dazu gehört, und ſich ihm dann eine andere weniger ſchwierige Laufbahn eröffnet, die ſeinem Talente und ſeiner Neigung ganz zuſagt.

Das Leben der Studenten war in den frühern Zeiten, vor der Reformation, auf den Hochſchulen nur ſehr eingezogen, beſonders dasjenige der Theologen, wie es auch noch bis jetzt auf katholiſchen Univerſitäten geblieben iſt, nur die übrigen Studierenden, beſonders die Vornehmen und Reichen, machten einigen Aufwand, und verbreiteten dadurch einen gewiſſen Glanz, ein gewiſſes Aufſehen. Nur nach der Reformation änderte ſich dieſer Ton auf den mit zum Proteſtantismus übergegangenen Hochſchulen, und auf den von den Proteſtanten errichteten neuen. Das Leben darauf wurde freier, und auch der Theolog genoß die Univerſitätsjahre mit derſelben Ungebundenheit, als die übrigen Studierenden, und fehlte nicht an den Commerſchen Theil zu nehmen. Das Commerſchiren war daher ein allgemeines Gut geworden, von dem ſich Niemand in Rückſicht ſeiner Studien zurückzuziehen brauchte. Auch der Pennalismus oder die Hänſelung der neuen Studenten war aus den früheren Zeiten mit zu den neuen Hochſchulen übergegangen, wie er zu der Zeit auch bei den Gilden, Innungen und Zünften beſtand, wo die jungen angehenden Handlungsdiener, Künſtler und Geſellen von den älteren gehudelt wurden, und bei ihrer Aufnahme in den neuen Stand, den ſie nun zu bekleiden anfingen, jenen auch einen Schmaus geben mußten. Ueber den Pennalismus bei verſchiedenen Handwerkern ſehe man den Art. Lehrling, Th. 70, S. 413, nach. Sobald ein junger Mann auf eine Univerſität zieht, um daſelbſt zu ſtudieren, ſo wird er, nachdem er als aka-

demiſcher Bürger durch die Inſcription aufgenommen worden iſt, von den älteren daſelbſt Studierenden mit dem Namen Fuchs bewillkommnet. Dieſe Benennung ſoll von den Jägern entlehnt worden ſeyn, von dem Fuchsprellen oder Prellen der Füchſe, indem ihrer vier einen gefangenen Fuchs in ein weißes Tuch legen, ſolches bei den vier Zipfeln anfaſſen und denſelben immer in die Höhe werfen, jedoch ſo, daß der Fuchs nicht heraus kann. Von dieſem bei den Jägern gewöhnlichen Vexiren der Füchſe ſoll nun nachher das Hudeln der neuen Studenten entſtanden ſeyn, die man mit Fuchs begrüßt. Ehemals wurden nun dieſe jungen Muſenſöhne von den älteren Burſchen, bemoosten Burſchen, ſehr geſchoren oder geſchuhriegelt, um ihre mitgebrachten Moneten geprellt und übervortheilt; da man bei den erſt auf die Hochſchule Kommenden immer eine volle Börſe vermuthet. Die Einweihung der Füchſe oder neuen Studenten und alle damit verbundenen Vexationen oder Hänſelungen nannte man den ſchon oben erwähnten Penualismus (ſ. Th. 108, S. 411 u. f.), und die Handlung ſelbſt, wenn ſie von ihren Commilitonen nach akademiſchem Gebrauche bewillkommnet und in die Zahl der Muſenſöhne aufgenommen wurden, das Deponiren. Man zeigt noch gegenwärtig auf der Univerſität Jena die daſelbſt aufbewahrten Inſtrumente, welche bei dem Hänſeln oder Hudeln der neuen Studenten gebraucht wurden; und auch eben daſelbſt, eine halbe Meile von der Stadt, findet man noch einen ſogenannten Fuchsthurm, bei welchem die akademiſchen Füchſe geprellt, das heißt, von den älteren Studenten unter vielen Neckereyen angehalten wurden, ihre Gefährten zu regaliren, tüchtig auftragen zu laſſen, und dann die Zeche zu bezahlen. Es hat viel Mühe gekoſtet dieſe alte, für die angehenden Studenten ſo koſtſpielige Gewohnheit abzuſchaffen, da die alten Studenten ſich ihre verjährten Gebräuche nicht

nehmen lassen wollten, ja eben so hartnäckig daran hingen, als die Handwerksgesellen ꝛc. an den ihrigen. Erst versuchten es einige Fürsten, die in ihrem Lande Hochschulen hatten, diese Gewohnheit ex auctoritate abzuschaffen, und ein Landgraf von Hessen-Kassel, dem die Universität Marburg gehörte, trat selbst auf den Katheder und hielt eine Rede, worin er die Studenten zur Abstellung des so anstößigen Pennalismus und des Fuchsprellens ermahnte, allein ohne Erfolg; denn die alten Studenten oder bemoosten Burschen unterbrachen den Fürstlichen Redner, und riefen einmüthig: Wir und unsere Väter sind geprellt worden, und unsere Nachkommen sollen auch geprellt werden. Man sahe sich daher genöthiget, diese Sache an das höchste Reichsgericht gelangen zu lassen, und es wurde durch ein besonderes Reichsconclusum oder einen Reichsbeschluß, der im Jahre 1654 zu Regensburg kund gemacht wurde, der Pennalismus auf allen Deutschen Universitäten mit den damit verbundenen Formalitäten und Vexierungen abgeschafft. Auf den Sächsischen Universitäten schaffte der Churfürst Johann Georg der Zweite im Jahre 1661 den Pennalismus ab. Ungeachtet dieser Verbote haben sich immer noch Spuren davon auf den Universitäten bis auf die neueste Zeit erhalten, denen selbst oft erneuerte akademische Gesetze kein Ziel haben setzen können. S. den schon erwähnten Art. Pennalismus, Th. 108, S. 412.

Unter dem Namen des Fuchscommersches, um die Füchse mit dem Comment der Hochschulen bekannt zu machen, wird das Andenken an den Pennalismus noch auf vielen Universitäten fortgesetzt, wenn gleich nicht auf die frühere drückende und kostspielige Weise, wozu auch schon die höhere Bildung, die der Zeitgeist hervorgerufen, dazu beiträgt, und dann auch das nicht aufgehobene Verbot gegen dergleichen Hudeleyen oder

Hänseleyen auf den Hochschulen. — Der junge angehende Student bleibt also immer noch Fuchs im ersten Semester, im zweiten Brander, Brenner oder Brandfuchs, im dritten wird er zum jungen Burschen erhoben, in welchem er schon Sekundiren, Chargen begleiten, den Seniorenconvent besuchen, und andere Funktionen im Burschenleben ausführen kann; im vierten wird er alter Bursche und in den folgenden Semestern erhält er verschiedene Titel: altes Haus, bemooster Bursche, Goldfuchs, Kandidat, und diese Titel wurden ehemals mit besonderem Gewichte, ja mit einer Art Ehrfurcht von den Füchsen ausgesprochen, wenn er sich einige Male herumgeschlagen, überhaupt Haare auf den Zähnen und einen tiefen Bierbaß hatte, dabei ein tüchtiger Kneipbruder und Zecher war, und in dieser Beziehung sind auch die Benennungen: ein Renommist und ein alter Bursche Synonime oder gleichbedeutende Wörter. Wie mächtig die Wirkungen dieser Altersklassen oder Stufen in dem Studentenleben waren und auch zum Theil noch sind, geht daraus hervor, daß die sogenannten Brander oder Brandfüchse, und die jungen Burschen im Vexiren, Auspfeifen und Austrommeln der ankommenden Studenten oder Füchse, und im Renommiren gewöhnlich ärger, als die alten Burschen selbst waren, die doch mehr Recht dazu hatten und haben, als Veteranen. Das Auspfeifen oder Austrommeln ist nämlich ein Bewillkommnungskompliment der angehenden Studenten, sowohl bei ihrer Ankunft, als wenn sie das erste Mal ins Kollegium gehen, von den ältern, wobei sich nun die erwähnten Brander am meisten auszeichnen, hauptsächlich bei dem Pfeifen und taktweisen Aufstoßen mit den Stöcken. — Das Wort Bursche ist aber ein allgemeiner Ausdruck, der jeden Studenten oder Musensohn bezeichnet, ohne Jahresstufen, sobald er die Hochschule bezogen hat. Das Wort selbst

ist sehr alt, aber nicht unter den Musensöhnen; denn als eine Bezeichnung eines Studenten soll es zuerst auf der Universität Halle aufgekommen seyn, ohne genau die Veranlassung dazu angeben zu können. Nach einer Tradition sollen bald nach der Errichtung dieser Hochschule alle Studenten, welche nicht für Füchse passiren, und die Unbequemlichkeit des Pennalismus auf sich nehmen wollten, auf die Frage der Schildwache: Wer da? haben antworten müssen: ein Bursche. Hierdurch wären sie nun manchen Plackereyen entgangen, die man dadurch auf die jüngeren, die Füchse, zu schieben suchte, welche von der Schildwache angehalten, und sich erst dann in der Wache als Studenten legitimiren mußten, wenn der Bursche, als anerkannter Student, frei passiren konnte. Woher oder warum man nun gerade dieses Wort gewählt hat, ist eben so wenig ermittelt worden, da es doch auf jeden Fall hier eine Beziehung haben, oder doch woher abgeleitet seyn muß. Aller Wahrscheinlichkeit nach kommt es von dem im Mittelalter geschaffenen Lateinischen Worte Bursa oder Pursa her, welches eine Börse oder einen Versammlungsort der Kaufleute in den See- und Handelsstädten bedeutet. Man hat daher auch bei der Handlung das Wort Bursche, Handels- oder Handlungsbursche, Ladenbursche aufgenommen, um einen jungen Mann zu bezeichnen, der bei einem Kaufmanne die Handlung erlernt, und da nun die Studenten auch Versammlungen oder Vereine unter sich bilden, so hat man das Wort Bursche daher abgeleitet. Da nun dieses Wort allgemein bei den Studenten gangbar wurde, so daß sie diesen Namen auch von den Nichtstudenten, sogenannten Philistern, und von ihren Aufwärtern und Aufwärterinnen erhielten, und dieser Name auch den Soldaten, hauptsächlich Stadtsoldaten, Handwerksburschen ꝛc. beigelegt wurde, so nannten sie die Ersteren und die Scharwächter Schnurren, und die Handwerksgesellen und

Ende, an den Ecken ꝛc. geputzt, so daß die Funken auf Kleider und Antlitz fallen, und besonders das Abträufeln unverlöschbare Flecken hinterläßt. Durch manchen Straßen geht nun der Zug zum neuen Rektor oder Prorektor, oder zum Professor, dem ein solcher Fackelzug zugedacht worden. Geschieht es bei dem Ersteren, so wird gewöhnlich auf Preußischen Universitäten das Lied „Heil dir im Siegerkranz!“ angestimmt, dann unter klirrendem Schläger- und Säbelklange, die mit Enthusiasmus an einander geschlagen werden, eben so die Hacken der Kanonen, damit die Spornen klirren, ein dreimaliges Vivat ausgebracht, im Gegensatze zu dem öfter gehörten: „Pereat Magnificus, denn er macht uns viel Verdruß, läßt uns oft citiren!“ Bei dem Letzteren ein anderes passendes Lied und das Vivat. Hierauf erscheint gewöhnlich der Beglückwünschte, und hält eine Rede in Deutscher, auch wohl in Lateinischer, Sprache, doch geschieht das Letztere jetzt selten. Hierauf erfolgt ein neues Vivat, ein abermaliger Gesang, und dann geht es von dem Ersteren zur alten abgesetzten Magnificenz. Hier erfolgt nun dasselbe Manöver; dann zieht man auf den Markt, schließt einen Kreis, wirft die Fackeln auf einen Haufen zusammen, läßt sie hell auflodern, und singt das Lied: „Gaudeamus igitur“, und vertheilt sich dann, unter lautem Halloh und Witze, in die Unzahl der Kneipen, in welchen für diese Nacht „freie Nacht“ herrscht, das heißt, man darf bis zum anbrechenden Tage zusammenbleiben, trinken, toben und singen. Der Fackelzug mit Musik bei einem neuen Rektor oder Prorektor, den die Studierenden als ihr neues Oberhaupt begrüßen und beglückwünschen, ist immer feierlich. Es werden mehrere Lieder vor dem Hause des Neuerwählten, wie vor dem der Exmagnificenz abgesungen, und Beiden wird durch eine Deputation der Studierenden ihre Hochachtung und ihren Gehorsam, dem abgesetzten Rektor

allgemeinen Regeln und Geſetzen zuwider laufen durfte. Der Comment erhielt daher unter den jungen Studierenden eine gewiſſe Ordnung, Eintracht und den Anſtand aufrecht, und um ſo mehr, da hier angeſehene und geachtete Vorgeſetzte, aus ihrer Mitte erwählt, die Aufſicht führten und Recht ſprachen; wäre dieſes nicht geweſen, ſo würden viele junge Leute Zucht und Anſtand bei Seite geſetzt, und Ausſchweifungen und Rohheiten begangen haben, welche denen der Jünglinge der ungebildeten Klaſſen oft noch übertreffen würden, und dieſem ſteuerte der Comment, der ſtrenge gehandhabt, und ſelbſt von den Kameelen oder zu keiner Verbindung gehörenden Studierenden, da ſie ſich dem moraliſchen Uebergewichte fügen mußten, mehr oder weniger anerkannt ward. Der Comment handelte über das Verhältniß der Studierenden zu einander, über das zwiſchen ihnen und den Bürgern aller Stände und Klaſſen (Philiſter); ertheilte Vorſchriften, wie und ob ein Duell geſtattet werden ſollte; beſtrafte die Raufbolde und die gegen Sitte und Ordnung Fehlenden, noch härter aber unverbeſſerliche, gemeine und unredliche Subjekte, die mit temporärem oder zeitlichem, und perpetuellen oder immerwährendem Verrufe belegt wurden, und dann, aller Studentenrechte verluſtig, den Umgang ihrer Commilitonen meiden mußten. Ferner beſtimmte der Comment, wann und wie öffentliche Aufzüge, Leichenbegängniſſe, Fackelzüge zu halten und zu ordnen ſind; er beſchützte die Rechte der Studierenden und wahrte ſie gegen die Anmaßungen der Philiſter, empfahl aber gegen dieſe ein würdiges angemeſſenes Betragen ꝛc. Jeder, der ſich zu irgend einer Verbindung halten wollte, mußte ſich auf den Comment verpflichten, das heißt, er gelobte den Vorſchriften und Anordnungen deſſelben nachzukommen, und nach beſten Kräften deſſen Anſehen aufrecht zu erhalten und zu fördern. Dieſes war die erſte conditio sine qua non der Aufnahme der entfernteſten Mitglieder (bei den Burſchenſchaftern Com-

Brillen, verkleidet, so wie überhaupt das ganze weibliche Personal bei der Schlittenfahrt nur aus Studenten bestand; und verschiedene andere Lokalpossen ꝛc., worin sich das Jugendleben und der Frohsinn besonders aussprachen. — Ein Universitätskundiger äußert sich über das Studentenleben in dieser Beziehung, wie folgt: „Vor ungefähr neun Jahren (die Schrift, worin es steht, ist 1835 herausgekommen, daher müssen noch fünf Jahre mehr zurück datirt werden) herrschte auf allen Deutschen Hochschulen bei weitem mehr Freiheit, als jetzt; die Studenten mögen durch eigene Schuld viele ihrer früheren Privilegien verwirkt haben, viele derselben mögen ihnen aber auch durch unnöthige Furcht entzogen worden seyn. Damals gab es noch goldene Tage für den Deutschen Musensohn! Inniges Zusammenhalten und vereintes Zusammenwirken verlieh den damaligen Burschen ein Ansehen, was ihnen immer mehr geschmälert wird, sie sinken allmählig zu Schülern herab. Wollte man eine Vergleichung zwischen einem Burschen aus der alten, guten Zeit, und einem jetzigen anstellen, so wüßte ich in der That nicht, zu wessen Gunsten die Wageschale sinken würde. Mag der Bursche von altem Schrote und Korne roher und renommirender erschienen seyn (wir wollen nicht sagen, gewesen, denn Roheit findet man jetzt noch gewiß eben so häufig unter diesem Stande, als damals, nur das Renommiren fällt jetzt weg), so hatte er auch mehr Selbstgefühl und Thatkraft, und äußere Anerkennung verlieh ihm innern Werth. Er faßte das Leben in den meisten Fällen richtiger auf, und wurde mit ihm und in ihm vertrauter. Der Musensohn hatte überall Zutritt, war geehrt und gern gesehen. Wie ganz anders jetzt! es gilt beinahe als Schimpf, diesem Stande, der verfolgt, unterdrückt und lächerlich gemacht wird, anzugehören; man glaube aber ja nicht, daß der Stand sich gehoben habe; man betrachte nur das Leben der Studierenden in großen Städ-

ferner die Gesellschaft seiner neuen Bekannten zu frequentiren und jeder andern vorzuziehen, die Kneipe fleißig zu besuchen, und so nach und nach den Comment und Burschenton ex usu sich anzueignen. Ein Grund, nicht zu bald die Füchse zu rezipiren, bestand darin, daß man so lange, als möglich, von ihnen profitiren wollte; denn ein alter Heidelberger Comment definirt den Fuchs als: „ein Stück Fleisch ohne Sinn, Witz und Verstand," und ein Hallescher von eben jener Zeit supplirt noch: „Füchse sind schlau, sie denken aber nicht," und auf gleiche Weise behandelte man noch die Füchse im dritten Decennium dieses Jahrhunderts; denn sie mußten Alles thun, und Alles geben, waren Bediente und Zahlmeister. Für einen Fuchs war Alles gut, ihn anzuführen und auszubeuteln galt als Witz; alte Häuser, deren Quellen vom Hause versiegt seyn mochten, quartierten sich öfters bei Füchsen ein, zehrten mit ihnen, und trugen deren Kleidungsstücke; alte abgetragene, zerschlagene oder verkaufte Hemden wurden aus dem vollen Koffer Neuangekommener ersetzt, schlechte Stiefeln wurden mit besseren vertauscht ꝛc. Ein mitgebrachtes Bett wurde verkauft, da die Wirthsleute eins gaben, und dafür Koller, Kanonen und Pfundspornen angeschafft, auch Fechthandschuhe, Rappiere ꝛc., die Andere mit benutzten. So stand es mit den Füchsen, ehe sie dazu gelangten, wirkliche Mitglieder eines Vereins zu werden, welches in der Regel nur erst im zweiten Semester als Brandfuchs geschah. Die Vorgesetzten eines solchen Vereins oder einer Landsmannschaft bestanden nun in dem Senior, welcher die oberste Stelle einnahm, und sein Korps auf den Seniorenconventen und vor Amt vertrat, und Ordnung und Gesetze handhabte. Man wählte deshalb für diese Charge gern einen gesetzten, geachteten und im Leben gewandten Korpsburschen. Am Schlusse jedes Semesters war die Wahl für das nächste Halbjahr, wobei Stimmenmehrheit entschied;

der Gewählte konnte durch abermalige Wahl seine Stelle aufs Neue erhalten und begleiten. Dem Senior stand der Consenior oder Subsenior am nächsten; hierzu nahmman gewöhnlich einen tüchtigen, renommirten Schläger, der mit den Waffen, über welche er, wie auch über den Fechtboden die Aufsicht führte, mit Duelliren und Secundiren vertraut war. In einem alten Halleschen Comment wird von diesem Chargirten oder Beamten gefordert: „daß er viel renommire und in Koller und Kanonen einhergehe.“ Die dritte schon oben angedeutete Stelle nahm der Sekretair oder Subsenior in den Verbindungen, die den zweiten Vorsteher Consenior nannten, ein, welcher mit Führung der Protokolle, der Correspondenz, der Rechnungen, mit der Verwahrung des Archivs und der Kasse, und dem Eintreiben der Gelder beauftragt war; dann befanden sich noch bei den zahlreichen landsmannschaftlichen Verbindungen zwei Chargen, die der Repräsentanten oder Bierräthe, oder Kneipwarte, wie sie ironisch genannt wurden. Sie mußten die drei obern Stellen, im Falle der Verhinderung deren Inhaber, vertreten, den Seniorenconvent bisweilen besuchen, um sich zu einer höheren Würde vorzubereiten; besonders lag ihnen aber die Anordnung bei den Commerschen ob, und dann die Ordnung auf der Kneipe zu leiten, daher auch ihr Beiname. Im gewöhnlichen Leben hatten alle diese Bevorzugten vor den übrigen Mitgliedern keine Auszeichnung, denn sie trugen dieselbe Abzeichen. Die Korpsburschen standen sich überdies ganz gleich; moralische Ueberlegenheit, längeres Leben unter den Studierenden, und genauere Bekanntschaft mit deren Treiben, wie auch größere Uebung in den Waffen verschafften nur ein größeres Ansehen, und imponirte den Füchsen. So weit die Vorbereitung zum Fuchscommersch. Sobald der Tag zu diesem bestimmt war, so ward vorher Alles in Ordnung gesetzt, Alles angeschafft, was zu einem glänzenden Aufzuge gehört: Kol-

ler, Kanonen, Kappen, Schleppsäbel, Pferde, Wagen ꝛc. Hier die Beschreibung eines Fuchscommerſches, wie er noch im dritten Decennium dieſes Jahrhunderts in Halle abgehalten wurde, zu welchem Pferde und Wagen, mit vier und ſechs Pferden beſpannt, von Leipzig aus beſtellt wurden, weil man ſie nicht alle ſo gut und brauchbar dazu in Halle erhalten konnte. An dem Tage ſelbſt war noch Alles in Bewegung, da noch ein Jeder Dieſes oder Jenes zu beſorgen hatte, auch Manches nicht paßte und noch verändert und umgetauſcht werden mußte. Um ein Uhr verſammelten ſich nun die Wagen und Reiter zu dieſem Fuchscommerſe oder Commerſche auf einem dazu geeigneten Platze. Ueber ſechzig Wagen und faſt eben ſo viele Reiter bildeten den anſehnlichen Zug, der von zwei Gensdarmen und einem Muſikchor eröffnet wurde, und die Hauptſtraßen des alten Halle unter einer großen Zuſchauerzahl, die durch dieſes Schauſpiel immer wieder angezogen wurde, durchzog. In den erſten Sechsſpännern ſaßen in bunter Uniform, von Chapeaux d'honneur auf dem beſcheidenen Rückſitze, von mehreren Reitern in Uniform und von Adjutanten umgeben, die Senioren und andere Beamten oder Chargirten der verſchiedenen Verbindungen. Diejenigen von ihnen, die des Reitens kundig waren, führten entweder den Zug an, oder ſchloſſen ihn. Hinter dieſen Wagen folgten Vier-, dann Zwei- und zuletzt auch viele überladene Einſpänner. Nach langem Umzuge ging der Zug nach Reideburg, einem Dorfe, eine Stunde von Halle entfernt, und ſtieg im feſtlich geſchmückten, geräumigen Wirthshauſe ab, um an den ſymmetriſch geordneten Tafeln jubelnd und tobend bunt durcheinander Platz zu nehmen, die mit vollen Flaſchen beſetzt waren. Oben an ſaßen die Senioren und Subſenioren, als Vorſteher des Feſtes, und ſtimmten die von der Muſik begleiteten Lieder an, klopften, wenn ein Vers oder der Geſang aufhören oder Ruhe herrſchen ſollte, laut mit ihren blanken

Ende, an den Ecken ꝛc. geputzt, so daß die Funken auf Kleider und Antlitz fallen, und besonders das Abträufeln unverlöschbare Flecken hinterläßt. Durch manchen Straßen geht nun der Zug zum neuen Rektor oder Prorektor, oder zum Professor, dem ein solcher Fackelzug zugedacht worden. Geschieht es bei dem Ersteren, so wird gewöhnlich auf Preußischen Universitäten das Lied „Heil dir im Siegerkranz!" angestimmt, dann unter klirrendem Schläger- und Säbelklange, die mit Enthusiasmus an einander geschlagen werden, eben so die Hacken der Kanonen, damit die Spornen klirren, ein dreimaliges Vivat ausgebracht, im Gegensatze zu dem öfter gehörten: „Pereat Magnificus, denn er macht uns viel Verdruß, läßt uns oft citiren!" Bei dem Letzteren ein anderes passendes Lied und das Vivat. Hierauf erscheint gewöhnlich der Beglückwünschte, und hält eine Rede in Deutscher, auch wohl in Lateinischer, Sprache, doch geschieht das Letztere jetzt selten. Hierauf erfolgt ein neues Vivat, ein abermaliger Gesang, und dann geht es von dem Ersteren zur alten abgesetzten Magnificenz. Hier erfolgt nun dasselbe Manöver; dann zieht man auf den Markt, schließt einen Kreis, wirft die Fackeln auf einen Haufen zusammen, läßt sie hell auflodern, und singt das Lied: „Gaudeamus igitur", und vertheilt sich dann, unter lautem Halloh und Witze, in die Unzahl der Kneipen, in welchen für diese Nacht „freie Nacht" herrscht, das heißt, man darf bis zum anbrechenden Tage zusammenbleiben, trinken, toben und singen. Der Fackelzug mit Musik bei einem neuen Rektor oder Prorektor, den die Studierenden als ihr neues Oberhaupt begrüßen und beglückwünschen, ist immer feierlich. Es werden mehrere Lieder vor dem Hause des Neuerwählten, wie vor dem der Exmagnificenz abgesungen, und Beiden wird durch eine Deputation der Studierenden ihre Hochachtung und ihren Gehorsam, dem abgesetzten Rektor

ſelben kommandiren, und das Reſultat des beſſern oder ſchlechtern Trinkens proklamiren mußten, getrunken wurden. Der Beſiegte hatte, wie natürlich, einen Verſtoß gemacht, das duldeten nun ſeine Sekundanten nicht, und es entſtand eine neue Bierfehde. Die verſchiedenen Steigerungen hatten beſondere Namen. Der Trinkluſtige nannte den Gegner, den er à faire nehmen wollte, „gelehrt!“ verſpürte nun dieſer mit dem Herausforderer gleiche Luſt und Anlagen, ſo antwortete er „Doktor!“ dieſes bezeichnete ein ganzes, jenes ein halbes Glas, doch konnte er durch die Erklärung: „gefordert!“ einem größeren Quantum und der Fortſetzung der Fehde vorbeugen. Weitere Stürze, die von guten Trinkern oft gebraucht wurden, waren: „Pabſt,“ zwei Gläſer, „Chriſtenheit“ oder „Amtmann,“ vier, „Gottesacker,“ acht Gläſer. Beſonders hatten es hierin Jena und Halle weit gebracht, wie deren Biercomment beſagt. — Hier gab es nun noch Bierconvente, Strafen, wie Verſtoße, pro poena trinken, Bier ſetzen oder bezahlen ꝛc.; dann Verweiſe oder Rüffel ꝛc. In Jena hatte der Bierbrauch und das Bierweſen ſeine eigenen, aus den alten Ritterzeiten entlehnte Benennungen für die Funktionen dann. So hieß z. B. die Kneipe, Burg, der Wirth, Burgvogt, die Wirthin, Burgfrau, und deren Töchter, Burgfräulein; die Pfütze vor der Thür, der Burgteich, die Trinkgeräthe: Humpen und Lanzen, eine Bierſuite, Fehde, und den Handſchuh werfen, in den Sand geſtreckt werden, wenn der Beſiegte fiel ꝛc. Jeder Anweſende hatte einen gewiſſen Namen und ein Patent mit dem gräflichen Inſiegel (nämlich der älteſte Ritter der Geſellſchaft nahm den Grafenſitz ein); bei Hoftagen durfte Niemand, bei Strafe eines Humpen Biers, einen andern, als den Ritter- oder Knappennamen nennen. Der Graf trug bei ſolchen Gelegenheiten einen rothen Merinomantel mit Kaninchenfell [illegible]

die Krone auf dem Haupte, das Burgſchwerd in der Hand, mit dem er Burgfrieden gebot, und hieß Popp; die älteren Mitglieder waren Ritter, als ſolche begleiteten ſie die verſchiedenen Aemter eines Kanzlers, Erzbiſchofs ꝛc. und hatten ſich Ritternamen beigelegt, wie Trunklieb von Salek, Götz von Berlichingen ꝛc. Füchſe waren Knappen, und hatten die niederen Chargen oder Aemter und Verrichtungen, als Büttel ꝛc. So wie es nun hier beſchrieben worden, fand man es, wie ſchon oben bemerkt worden, auf mehreren Univerſitäten Deutſchlands mit den Bierreichen. — Wenn der junge Studierende oder Fuchs ſich eingekneipt hatte, einer Landsmannſchaft ꝛc. angehörte, auch in einem Bierreiche eine Würde beſaß, den Fuchscommerſch und Aufzüge mitgemacht hatte, ſo fehlte nur noch das Duell. Um ſich nun auch hierin vorzubereiten, wurde der öffentliche Fechtboden ſogleich von dem angehenden Studierenden benutzt, um ſich hier in denjenigen Waffen zu üben, die bei den verſchiedenen Verbindungen eingeführt waren; alſo entweder auf den Stich, oder auf den Hieb, mit Glockenſchlägern, Korbſchlägern ꝛc. Der Fechtboden war und iſt auch noch zur allgemeinen Benutzung aller Studierenden ohne Unterſchied beſtimmt, um ſich in den Waffen zu üben. Die in Verbindungen ſtehenden Muſenſöhne konnten ſich darauf kein alleiniges Recht anmaßen, ſondern die nicht in Verbindungen ſtehenden oder Kameele hatte darauf gleiche Rechte; daher nahmen die Korpsburſchen auch noch beſondere Fechtübungen auf ihren Stuben vor, nahmen auch Privatunterricht, um ſich zu tüchtigen Schlägern zu bilden, und in einem Duelle zu beſtehen, wozu das ſogenannte Kameel nur ſelten kam, da ihm kein Hundsfott*) aufgebrummt wurde, wie dem Landsmannſchaf-

*) Die wahre Bedeutung und der Urſprung des Schimpfwortes Hundsfott oder Hundsfod iſt ungewiß. Einige leiten es aus dem Lateiniſchen her: Hunnus fuit, er iſt ein Hunne geweſen, ſollen die

ſelben kommandiren, und das Reſultat des beſſern oder ſchlechtern Trinkens proklamiren mußten, getrunken wurden. Der Beſiegte hatte, wie natürlich, einen Verſtoß gemacht, das duldeten nun ſeine Sekundanten nicht, und es entſtand eine neue Bierfehde. Die verſchiedenen Steigerungen hatten beſondere Namen. Der Trinkluſtige nannte den Gegner, den er à faire nehmen wollte, „gelehrt!“ verſpürte nun dieſer mit dem Herausforderer gleiche Luſt und Anlagen, ſo antwortete er „Doktor!“ dieſes bezeichnete ein ganzes, jenes ein halbes Glas, doch konnte er durch die Erklärung: „gefordert!“ einem größeren Quantum und der Fortſetzung der Fehde vorbeugen. Weitere Stürze, die von guten Trinkern oft gebraucht wurden, waren: „Pabſt,“ zwei Gläſer, „Chriſtenheit“ oder „Amtmann,“ vier, „Gottesacker,“ acht Gläſer. Beſonders hatten es hierin Jena und Halle weit gebracht, wie deren Biercomment beſagt. — Hier gab es nun noch Bierconvente, Strafen, wie Verſtoße, pro poena trinken, Bier ſetzen oder bezahlen ꝛc.; dann Verweiſe oder Rüffel ꝛc. In Jena hatte der Bierbrauch und das Bierweſen ſeine eigenen, aus den alten Ritterzeiten entlehnte Benennungen für die Funktionen dazu. So hieß z. B. die Kneipe, Burg, der Wirth, Burgvogt, die Wirthin, Burgfrau, und deren Töchter, Burgfräulein; die Pfütze vor der Thür, der Burgteich, die Trinkgeräthe: Humpen und Lanzen, eine Bierſuite, Fehde, und den Handſchuh werfen, in den Sand geſtreckt werden, wenn der Beſiegte fiel ꝛc. Jeder Anweſende hatte einen gewiſſen Namen und ein Patent mit dem gräflichen Inſiegel (nämlich der älteſte Ritter der Geſellſchaft nahm den Grafenſitz ein); bei Hoftagen durfte Niemand, bei Strafe eines Humpen Biers, einen andern, als den Ritter- oder Knappennamen nennen. Der Graf trug bei ſolchen Gelegenheiten einen rothen Merinomantel mit Kaninchenfell beſetzt,

die Krone auf dem Haupte, das Burgschwerd in der Hand, mit dem er Burgfrieden gebot, und hieß Popp; die älteren Mitglieder waren Ritter, als solche begleiteten sie die verschiedenen Aemter eines Kanzlers, Erzbischofs ꝛc. und hatten sich Ritternamen beigelegt, wie Trunklieb von Salek, Götz von Berlichingen ꝛc. Füchse waren Knappen, und hatten die niederen Chargen oder Aemter und Verrichtungen, als Büttel ꝛc. So wie es nun hier beschrieben worden, fand man es, wie schon oben bemerkt worden, auf mehreren Universitäten Deutschlands mit den Bierreichen. — Wenn der junge Studierende oder Fuchs sich eingekneipt hatte, einer Landsmannschaft ꝛc. angehörte, auch in einem Bierreiche eine Würde besaß, den Fuchscommersch und Aufzüge mitgemacht hatte, so fehlte nur noch das Duell. Um sich nun auch hierin vorzubereiten, wurde der öffentliche Fechtboden sogleich von dem angehenden Studierenden benutzt, um sich hier in denjenigen Waffen zu üben, die bei den verschiedenen Verbindungen eingeführt waren; also entweder auf den Stich, oder auf den Hieb, mit Glockenschlägern, Korbschlägern ꝛc. Der Fechtboden war und ist auch noch zur allgemeinen Benutzung aller Studierenden ohne Unterschied bestimmt, um sich in den Waffen zu üben. Die in Verbindungen stehenden Musensöhne konnten sich darauf kein alleiniges Recht anmaßen, sondern die nicht in Verbindungen stehenden oder Kameele hatte darauf gleiche Rechte; daher nahmen die Korpsburschen auch noch besondere Fechtübungen auf ihren Stuben vor, nahmen auch Privatunterricht, um sich zu tüchtigen Schlägern zu bilden, und in einem Duelle zu bestehen, wozu das sogenannte Kameel nur selten kam, da ihm kein Hundsfott*) aufgebrummt wurde, wie dem Landsmannschaf-

*) Die wahre Bedeutung und der Ursprung des Schimpfwortes Hundsfott oder Hundsfod ist ungewiß. Einige leiten es aus dem Lateinischen her: Hunnus fuit, er ist ein Hunne gewesen, sollen die

ter und Burschenschafter, die so oft in unangenehme Berührung gelangten, wo ein Duell unvermeidlich war, wozu nun noch kam, daß bei den genannten Verbindungen oft Duelle nur um sich gegenseitig zu reiben, contrahirt wurden. So z. B. bekam derjenige Fuchs, welcher sich zuerst bei seiner Verbindung paukte, den ehrenden Beinamen Fuchsmajor, wodurch also schon mancher Fuchs gereizt wurde sich zu schlagen, um diesen Titel zu verdienen. Das Duelliren war auf einigen Universitäten gleichsam Mode geworden, so daß man ein Duell wegen der geringfügigsten Ursachen einging, wodurch es, wenn man es als wirkliche Ehrensache ansieht, entweihet wurde. Auf einigen Universitäten soll die Paukwuth so hoch gestiegen seyn, daß man versichert, daß es Studenten gegeben, die sich während ihres akademischen Lebens wohl funfzig Male geschlagen haben, und dieses nie wegen wirklicher Beleidigungen. Man würde es kaum glauben können, wenn man nicht wüßte, daß die gewöhnlichen Duelle, zumal auf Hieb, nur sehr wenig gefährlich, die Duellanten so verbunden und verpanzert sind, daß nur sehr wenig Raum, wohin der Gegner erfolgreich schlagen kann, übrig bleibt, und daher auch die meisten Duelle unblutig ablaufen. Oft wurde wegen eines unschuldigen Wortes, wegen eines Blickes, sogar wegen eines halben Glases Bier angebunden, und wie viele Skandale wurden wegen Anderer (Resturz oder zur Ehre der Verbindung) pro patria geschlagen. Der Freund kontrahirte mit dem Gegner seines Freundes. Diejenigen, die in einem Mitgliede der ganzen Verbindung eine Beleidigung zugefügt hatten,

---

Römer sprichwörtlich von einem in ihren Augen verhaßten und verächtlichen Menschen gesagt haben. Nach Anderer Meinung soll es von dem Altgothischen Worte fada herkommen, welches Junge zeugen bedeutet; so hieße Hundsfod, ein Vater junger Hunde. Wenn daher ein Student den andern Hundsfott schimpfte, so mußte er sich schlagen, oder er wurde mit der Hetzpeitsche tractirt, jedoch nur bei Burschenschaftern, überhaupt Verbindungen.

Aushiebe fällt. Ist die Wunde wenigstens einen Zoll lang, durch drei Häute gedrungen und blutet, so wird die Verletzung angenommen; erhält nun diese der Beleidiger, so ist das Duell vorbei. Der Beleidigte kann noch einen zweiten verlangen, doch steht es ihm auch frei nach dem ersten, oder, wenn durchaus Nichts herausgekommen ist, nach jedem Gange, von dem sechsten an, Satisfaktion zu nehmen, welches eben so häufig geschieht, als daß in allen zwölf Gängen nichts Blutiges fällt. Eine andere Forderung ist auf vier und zwanzig Gänge mit Mützen. Man kann hier auch Satisfaktion nehmen oder alle Gänge abmachen. Will ein Duellant oder Paukant nach einer erhaltenen Wunde noch weiter gehen, so wird der Rath des Arztes eingeholt, dieselbe müßte denn zu unbedeutend seyn. Eine dritte Forderung ist auf Säbel. Diese Forderungen waren in Halle commentmäßig; man konnte aber auch nach gegenseitiger Convention andere stellen, wie z. B. ohne Binden und Bandagen, die bedeutend gefährlicher waren; auf einen Gang, in welchem Falle die Gegner so lange, ohne Dazwischentreten der Sekundanten, fortschlugen, bis der Eine durch Wunden, oder durch Ermattung am Weitergehen verhindert, selbst „Halt!" rief. Die Sekundanten sprangen nur ein, wenn die Mützen abfielen, eine Klinge sprang, oder Einer der Beiden unfähig zum Haltrufen niederfiel. Duelle auf Pistolen, Stoßwaffen und Korbschläger kamen nur sehr selten auf der Hallischen Universität vor, und nur wenn Einer der Duellanten physisch zum Schlagen untüchtig war, mußte der Beleidiger Pistolen annehmen. Die Stoßwaffen waren nur noch bis ins dritte Decennium dieses Jahrhunderts in Jena, Erlangen und Würzburg gebräuchlich; man gebrauchte aber auch die Hieber dabei. — Dieses war nun das angehende und fortgehende Leben der Studenten oder Musensöhne vom Fuchs an bis zum bemoosten Burschen, oder bis zu Ende

(Stulp) gezogen, und nochmals an den gefährdeten Gelenken mit seidenen Tüchern überbunden. In diesem Anzuge tritt nun der sich Duellirende von seinem Zeugen geführt, der den rechten Arm unterstützt, und nach jedem Gange hält, auf den Kampfplatz. Der Zeuge steht auf der rechten Seite, hält den blanken scharfen Schläger, den er nach jedem Gange, während dessen er sich aus der Hiebweite entfernt, wieder abnimmt, und im nöthigen Falle den in Unordnung gerathenen Anzug seines Paukanten wieder ordnet. Die Sekundanten nehmen die Mensur oder die zwischen beiden Duellanten nöthige Entfernung, welche ein unpartheiischer, aus einer unbetheiligten Verbindung gewählter Schiedsrichter mit Kreide bezeichnet, später die gemachten Gänge aufzeichnet, und in streitigen Fällen entscheidet. Der Sekundant stellt sich auf die linke Seite des Duellanten, ihn mit seinem Rappiere (was zwar untersagt ist) so viel als möglich zu decken. Nachdem nun Alles in Ordnung ist, kommandirt der Sekundant des Beleidigten: „Auf die Mensur! Ergreift die Waffen!“ Nach diesem Kommando ergreifen die Duellanten die Schläger. Jetzt sagt der Sekundant: „Legt euch aus! N. N. haut aus!“ Dieses war wenigstens das Hallische Kommando, dem zu Folge ein Bestimmter den Aushieb thun mußte. Glaubt Einer der Sekundanten, daß ein Hieb gesessen, so ruft er: „Halt!“ springt ein, und bringt die Kämpfenden auseinander, wodurch ein Gang beendiget ist, deren zwölf und vier und zwanzig gemacht werden, oft mehr, indem ein Gang, in welchem Nichts gesessen, nicht zieht. Bei einer Forderung auf zwölf Gänge werden die Paukanten von ihren Sekundanten untersucht, ob ein scharfer Hieb gesessen hat, denn neun Zehntel fallen in der Regel flach, und ob eine Verletzung geschehen ist (in der Studensprache Anschiß). Ein Hieb nach dem Haltrufen (Nachhieb) gilt nicht mehr hierfür, eben so wenig wie der, welcher vor dem gesetzlichen

September 1819 ergab sich nun über die in Ansehung der Universitäten zu ergreifenden Maaßregeln, Folgendes:

§. 3. Die seit langer Zeit bestehenden Gesetze gegen geheime oder nicht autorisirte Verbindungen auf den Universitäten sollen in ihrer ganzen Kraft und Strenge aufrecht erhalten, und insbesondere auf den seit einigen Jahren gestifteten, unter dem Namen der allgemeinen Burschenschaft bekannten Verein und um so bestimmter ausgedehnt werden, als diesem Vereine die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Correspondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zum Grunde liegt. Den Regierungs-Bevollmächtigten soll in Ansehung dieses Punktes eine vorzügliche Wachsamkeit zur Pflicht gemacht werden. Die Regierungen vereinigen sich darüber, daß Individuen, die nach Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses erweislich in geheimen oder nicht autorisirten Verbindungen geblieben, oder in solche getreten sind, bei keinem öffentlichen Amte zugelassen werden sollen. — §. 4. Kein Studierender, der durch einen, von dem Regierungs-Bevollmächtigten bestätigten oder auf dessen Antrag erfolgten Beschluß eines akademischen Senats von einer Universität verwiesen worden ist, oder der, um einem solchen Beschlusse zu entgehen, sich von der Universität entfernt hat, soll auf einer andern Hochschule zugelassen, auch überhaupt kein Studierender ohne ein befriedigendes Zeugniß seines Wohlverhaltens auf der von ihm verlassenen Universität von irgend einer andern Hochschule angenommen werden.

2) Aus dem Bundestagsbeschlusse vom 14ten November 1834 in Betreff der Deutschen Universitäten heißt es ferner: Art. 6. Vereinigungen der Studierenden zu wissenschaftlichen oder geselligen Zwecken können mit Erlaubniß der Regierung unter den von letzterer festzusetzenden Bedingungen stattfinden. Alle andern Verbindungen der Studierenden, sowohl unter sich, als mit sonstigen geheimen Gesellschaften, sind als verboten zu betrachten. — Art. 7.

Die Theilnahme an verbotenen Verbindungen soll, unbeschadet der in einzelnen Staaten bestehenden strengeren Bestimmungen (s. unten die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 21sten Mai 1824, und das Edikt vom 21sten October 1798) nach folgenden Abstufungen bestraft werden. 1. Die Stifter einer verbotenen Verbindung und alle diejenigen, welche Andere zum Beitritt verleitet oder zu verleiten gesucht haben, sollen niemals mit bloßer Carcerstrafe, sondern jedenfalls mit dem Consilio abeundi, oder nach Befinden, mit der Relegation, die den Umständen nach zu schärfen ist, belegt werden. 2. Die übrigen Mitglieder solcher Verbindungen sollen mit strenger Carcerstrafe, bei wiederholter oder fortgesetzter Theilnahme aber, wenn schon eine Strafe wegen verbotener Verbindung vorangegangen ist, oder andere Verschärfungsgründe vorliegen, mit der Unterschrift des Consilio abeundi oder dem Consilio abeundi selbst, oder, bei besonders erschwerenden Umständen, mit der Relegation, die dem Befinden nach zu schärfen ist, belegt werden. 3. Insofern aber eine Verbindung mit Studierenden anderer Universitäten, zur Beförderung verbotener Verbindungen, Briefe wechselt, oder durch Deputirte communicirt, so sollen alle diejenigen Mitglieder, welche an dieser Correspondenz einen thätigen Antheil genommen haben, mit der Relegation bestraft werden. 4. Auch diejenigen, welche, ohne Mitglieder der Gesellschaft zu seyn, dennoch für die Verbindung thätig gewesen sind, sollen, nach Befinden der Umstände, nach obigen Strafabstufungen bestraft werden. 5. Wer wegen verbotener Verbindungen bestraft wird, verliert nach Umständen zugleich die akademischen Beneficien, die ihm aus öffentlichen Fonds-Kassen, oder von Städten, Stiftern, aus Kirchenregistern ꝛc. verliehen seyn möchten, oder deren Genuß aus irgend einem andern Grunde an die Zustimmung der Staatsbehörden gebunden ist. Desgleichen verliert er die seither etwa genossene Befreiung bei Bezahlung der Honorarien für Vorlesungen. 6. Wer wegen verbotener Verbindungen mit dem Consilio abeundi belegt ist, dem kann die zur Wiederaufnahme auf eine Universität erforderliche Erlaubniß (Art. 4. Nr. 3.) vor Ablauf von sechs Monaten, und dem, der mit der Re-

legation bestraft worden ist, vor Ablauf von einem Jahre nicht ertheilt werden. Sollte die eine oder andere Strafe, theils wegen verbotener Verbindungen, theils wegen anderer Vergehen erkannt werden, und das in Betreff verbotener Verbindungen zur Last fallende Verschulden nicht so groß gewesen seyn, daß deshalb allein auf Wegweisung erkannt worden sein würde, so sind die oben bezeichneten Zeiträume auf die Hälfte beschränkt. 7. Bei allen in den akademischen Gesetzen des betreffenden Staats erwähnten Vergehungen der Studierenden ist, bei dem Dasein von Indicien, nachzuforschen, ob dazu eine verbotene Verbindung näheren oder entfernteren Anlaß gegeben habe. Wenn dieses der Fall ist, so soll es als erschwerender Umstand angesehen werden. 8. Dem Gesuche um Aufhebung der Strafe der Wegweisung von einer Universität in den Fällen und nach Ablauf der festgesetzten Zeit, wo Begnadigung Statt finden kann (Nr. 6., oben), wollen die Regierungen niemals willfahren, wenn der Nachsuchende nicht glaubhaft darthut, daß er die Zeit der Verweisung von der Universität nützlich verwendet, sich eines untadelhaften Lebenswandels beflissen hat, und keine glaubhafte Anzeigen, daß er an verbotenen Verbindungen Antheil genommen, vorliegen. — Art. 8. Die Mitglieder einer burschenschaftlichen oder einer auf politische Zwecke unter irgend einem Namen gerichteten unerlaubten Verbindung trifft (vorbehaltlich der etwa zu verhängenden Kriminalstrafen) geschärfte Relegation. Die künftig aus solchem Grunde mit geschärfter Relegation Bestraften sollen eben so wenig zum Civildienste, als zu einem kirchlichen oder Schulamte, zu einer akademischen Würde, zur Advokatur, zur ärztlichen und chirurgischen Praxis innerhalb der Staaten des Deutschen Bundes zugelassen werden. Würde sich eine Regierung durch besonders erhebliche Gründe bewogen finden, eine gegen einen ihrer Unterthanen wegen Verbindung der bezeichneten Art erkannte Strafe im Gnadenwege zu mildern oder nachzulassen, so wird dieses nie ohne sorgfältige Erwägung aller Umstände, ohne Ueberzeugung von dem Austritte des Verirrten aus jeder gesetzwidrigen Verbindung, und ohne Anordnung der erforderlichen Aufsicht geschehen. — Art. 9. Die

Regierungen werden das Erforderliche verfügen, damit in Fällen, wo politische Verbindungen der Studierenden auf Universitäten vorkommen, sämmtliche übrigen Universitäten alsbald hiervon benachrichtiget werden. — Art. 10. Bei allen mit akademischen Strafen zu belegenden Gesetzwidrigkeiten, bleibt die kriminelle Bestrafung, nach Beschaffenheit der verübten gesetzwidrigen Thaten, und insbesondere auch dann vorbehalten, wenn die Zwecke einer Verbindung der Studierenden, oder die in Folge derselben begangenen Handlungen die Anwendung härterer Strafgesetze nothwendig machen. — Art. 11. Wer gegen eine Universität, ein Institut, eine Behörde, oder einen akademischen Lehrer eine sogenannte Verrufs-Erklärung direkt oder indirekt unternimmt, soll von allen Deutschen Universitäten ausgeschlossen seyn, und es soll diese Ausschließung öffentlich bekannt gemacht werden. Diejenigen, welche die Ausführung solcher Verrufserklärung vorsätzlich befördern, werden, nach den Umständen, mit dem Consilio abeundi, oder mit der Relegation bestraft werden, und es wird in Ansehung ihrer Aufnahme auf einer andern Universität dasjenige Statt finden, was oben, Art. 7 Nr. 6 bestimmt ist. Gleiche Strafe, wie Beförderer vorgedachter Verrufserklärungen, wird diejenigen Studierenden treffen, die sich Verrufs-Erklärungen gegen Privatpersonen erlauben oder daran Theil nehmen. Der Landesgesetzgebung bleibt die Bestimmung überlassen, in wie weit Verrufs-Erklärungen außerdem als Injurien zu behandeln seien. — Art. 12. Jeder, der auf einer Universität studiert hat, und in den Staatsdienst treten will, ist verpflichtet, bei dem Abgange von der Universität sich mit einem Zeugnisse über die Vorlesungen, die er besucht hat, über seinen Fleiß und seine Aufführung zu versehen. Ohne die Vorlage dieser Zeugnisse wird keiner in einem Deutschen Bundesstaate zu einem Examen zugelassen, und also auch nicht im Staatsdienste angestellt werden. Die Regierungen werden solche Verfügungen treffen, daß die anzustellenden Zeugnisse ein möglichst genaues und bestimmtes Urtheil geben. Vorzüglich haben diese Zeugnisse sich auch auf die Frage der Theilnahme an verbotenen Verbindungen zu erstrecken. Die außerordentlichen Regierungs-

Bevollmächtigten werden angewiesen werden, über den gewissenhaften Vollzug dieser Anordnung zu wachen.

3) Aus der Kabinetts-Ordre vom 21sten Mai 1824, die Bestrafung aller geheimen, besonders der burschenschaftlichen Verbindungen auf den Preußischen Universitäten betreffend, welche der König Friedrich Wilhelm der Dritte erließ, heißt es: Da den geheimen, besonders den burschenschaftlichen Verbindungen auf den Universitäten politische Bestrebungen und verderbliche Zwecke zum Grunde liegen, so bestimme Ich hiermit: 1. Alle geheime, insonderheit burschenschaftliche, und nach dem Geiste, den Grundsätzen und Zwecken der Burschenschaft eingerichtete Verbindungen auf Meinen Universitäten sollen künftig nicht als bloße Studenten-Verbindungen, sondern als in die Kategorie der Edikte vom 20sten October 1798 und vom 6ten Januar 1816 gehörige, verbotene geheime Verbindunden angesehen und behandelt, und daher in Gemäßheit dieser Edikte, kriminalgesetzlich, daneben aber auch mit der Relegation und Unfähigkeit zu einem öffentlichen Amte, wohin in dieser Beziehung auch die medizinische Praxis zu rechnen, bestraft werden. — 2. Da die hiernach gegen die Mitglieder solcher verbotenen, und besonders burschenschaftlichen Verbindungen zu erkennenden Strafe das Strafmaaß der akademischen Gerichtsbarkeit überschreitet, so gehört in Gemäßheit des Reglements vom 24sten November 1810 die gerichtliche Untersuchung und Bestrafung vor die ordentlichen Gerichtshöfe, und nur die davon abhängige Relegation vor die akademische Behörde. — 3. Der allgemeinen Polizey gebühret die polizeyliche Aufsicht gegen alle diese geheimen und verbotenen Verbindungen, der erste Angriff, und die polizeyliche Untersuchung, nach deren Schluß das Polizey-Ministerium nach Maaßgabe der ermittelten Resultate, die Sache entweder an die Justiz abgeben, oder weitere Maaßregeln und Bestimmungen erlassen wird.

4) Aus dem Edikte vom 20sten October 1798, wegen Verhütung und Bestrafung geheimer Verbindungen, welche der allgemeinen Sicherheit nachtheilig werden können. §. 2. Wir erklären daher für unzulässig und verbie-

ten hierdurch Gesellschaften und Verbindungen, 1. deren Zweck, Haupt- oder Nebengeschäft darin besteht, über gewünschte oder zu bewirkende Veränderungen in der Verfassung oder in der Verwaltung des Staates, oder über die Mittel, wie solche Veränderungen bewirkt werden können, oder über die zu diesem Zwecke zu ergreifenden Maaßregeln, Berathschlagungen, in welcher Absicht es sey, anzustellen; 2. worin unbekannten Obern, es sey eidlich, an Eides Statt, durch Handschlag, mündlich, schriftlich oder wie es sey, Gehorsam versprochen wird; 3. worin bekannten Obern auf irgend eine dieser Arten ein so unbedingter Gehorsam angelobet wird, daß man dabei nicht ausdrücklich alles dasjenige ausnimmt, was sich auf den Staat, auf dessen Verfassung und Verwaltung, oder auf den vom Staate bestimmten Religionszustand bezieht, oder was für die guten Sitten nachtheilige Folgen haben könnte; 4. welche Verschwiegenheit in Ansehung der den Mitgliedern zu offenbarenden Geheimnisse fordern, oder sich angeloben lassen; 5. welche eine geheim gehaltene Absicht haben, oder vorgeben, oder zur Erreichung einer namhaft gemachten Absicht, sich geheim gehaltener Mittel, oder verborgener mystischer, hieroglyphischer Formen bedienen. — 5. Ein jeder Versuch, verbotene Verbindungen und Gesellschaften zu stiften, soll, so wie die Theilnehmung an einer solchen bereits gestifteten Verbindung oder Gesellschaft, wie nicht minder deren Fortsetzung nach der Zeit des gegenwärtigen Verbotes für diejenigen, welche in einer öffentlichen Bedienung als Militair- und Civilbeamte, oder sonst in Unserem Dienste stehen, unausbleibliche Kassation bewirken. Außerdem sollen diejenigen, welche eine verbotene Gesellschaft stiften, oder deren Fortsetzung nach dem jetzigen Verbote veranlassen, zehn Jahre Festungsarrest oder Zuchthausstrafe; die wirklichen Mitglieder und Theilnehmer aber sechs Jahre Festungsarrest oder Zuchthausstrafe verwirkt haben. Sollte der Fall eintreten, daß die verbotene Gesellschaft einen landesverderblichen Zweck gehabt, oder Hochverrath und Majestätsverbrechen beabsichtiget, so muß gegen die Stifter, Fortsetzer, Mitglieder und Theilnehmer, auf die im Landrechte auf Verbrechen dieser Art geordnete Strafe des Todes oder der lebenswie-

gen Einsperrung erkannt werden. — §. 6. Wer verbotene Gesellschaften in seinem Hause, oder in seiner Wohnung wissentlich duldet, oder Aufträge von solchen Gesellschaften übernimmt, von welchen ihm bekannt ist, daß sie zu den unerlaubten gehören, wird mit vier Jahre Festungsarrest oder Zuchthausstrafe belegt, und wenn derselbe obgedachtermaaßen in einem öffentlichen Amte steht, seines Amtes entsetzt. Selbst diejenigen, welche in den obenerwähnten Fällen Veranlassung zu gegründetem Verdachte gehabt, und dennoch der Obrigkeit davon nicht schuldige Anzeige gethan, haben verhältnißmäßige Strafe zu gewärtigen. — §. 7. Mit den solchergestalt bestimmten Strafen sollen jedoch diejenigen verschont werden, welche der obersten Polizetz-Behörde des Orts die verbotene Verbindung zu einer Zeit anzeigen, da diese Behörde von der Existenz derselben noch keine Kenntnisse erlangt hatte, oder derselben zur Entdeckung der Mitschuldigen behülflich sind. — §. 8. Wenn Jemanden die Theilnehmung an einer verbotenen Verbindung oder Gesellschaft angetragen wird, oder wenn Jemand von der Existenz einer solchen Gesellschaft zuverlässige Kenntniß erhält, so soll derselbe bei Ein- bis Zweijähriger, nach dem Befinden auch bei noch härterer Festungs- oder Zuchthausstrafe verbunden seyn, der obersten Polizey-Behörde des Orts sonder Verzug, mündlich oder schriftlich davon Anzeige zu thun.

Diesen Auszügen aus den Gesetzen, welche sich auf die geheimen, überhaupt auf alle ungesetzliche Verbindungen beziehen, die jedem Studierenden auf den Preußischen Universitäten vor der Immatrikulation zur Unterschrift vorgelegt werden, weil, ehe die Unterschrift nicht geschehen ist, die Immatrikulation nicht Statt hat, ist noch Folgendes gedruckt beigefügt, welches sich speziell auf den zu unterschreibenden Revers bezieht: „Nachdem also diese gesetzlichen Bestimmungen mir in einem wörtlichen Abdrucke, und mit der ausdrücklichen Bedeutung bekannt gemacht worden: daß unter den geheimen oder nicht autorisirten Verbindungen, deren Theilnehmer zu keinem öffentlichen Amte zugelassen werden sollen, alle und jede Verbindungen der Studierenden begriffen werden, welche nicht

eine schriftliche Autorisation des Königlichen Regierungs-Bevollmächtigten vorzuzeigen vermögen; so verspreche ich Endesunterzeichneter mittelst meiner Namensunterschrift auf Ehre und Gewissen: 1. daß ich an keiner verbotenen oder unerlaubten Verbindung der Studierenden, insbesondere an keiner burschenschaftlichen Verbindung, welchen Namen dieselbe auch führen mag, Theil nehmen, mich an dergleichen Verbindungen in keiner Beziehung, näher oder entfernter, anschließen, noch solche auf irgend eine Art befördern werde, 2. daß ich weder zu dem Zwecke gemeinschaftlicher Berathschlagungen über die bestehenden Gesetze und Einrichtungen des Landes, noch zu jenem der wirklichen Auflehnung gegen obrigkeitliche Maaßregeln mit Andern mich vereinigen werde. Insbesondere erkläre ich mich für verpflichtet, den Forderungen, welche die, diesem Reverse vorgedruckten Bestimmungen enthalten, stets nachzukommen, widrigenfalls aber mich allen gegen deren Uebertreter daselbst ausgesprochenen Strafen und nachtheiligen Folgen unweigerlich zu unterwerfen. Zur Bekräftigung dieser Verpflichtung habe ich diese gegenwärtige Erklärung in zwei Exemplaren eigenhändig mit meiner vollständigen Namensunterschrift unterzeichnet." — Hier folgt nun der Name des zur Immatrikulation sich Gemeldeten.

Auch die Duellgesetze wurden wieder von Neuem eingeschärft, da sich die Duelle auf den Universitäten zwischen den damaligen Landsmannschaftern und Burschenschaftern vermehrten; man absichtlich Händel suchte, und besonders in Hinsicht der Meinungsverschiedenheit. Dieses Alles bewirkte nun eine gänzliche Veränderung auf den Universitäten Deutschlands, wobei man den Bundestagsbeschluß, wie oben erwähnt worden, zum Grunde legte, und dabei nach den Landesgesetzen mehr oder weniger verfuhr, je nachdem man den Geist der Gesetzlosigkeit auf den Landes-Universitäten zu bemerken glaubte. Alle geheimen Verbindungen und Gesellschaften oder Vereine auf Universitäten, sie mochten Namen

haben, wie sie wollten, sobald ihnen nicht von der Regierung die Anerkennung gestattet wurde, wurden nach den oben angeführten Gesetzen für aufgelöset erachtet, daß bei der geringsten Spur eines dergleichen Vereins sogleich die Mitglieder desselben eingezogen, und nach Maaßgabe ihres Antheils bestraft wurden. An die Stelle der sonst fungirenden Oberbeamten der Universitäten eines Landes in Deutschland, z. B. in Preußen, als des Kanzlers, Kurators ꝛc., traten jetzt Regierungs-Bevollmächtigte mit fast unbeschränkter Vollmacht; denn sie haben nicht nur über das Leben der Studierenden auf den Hochschulen zu wachen, sondern auch über die Vorträge der Docenten, ob dieselben auch so beschaffen sind, daß sie Nichts enthalten, was gegen die Vorschriften der Regierung, und überhaupt gegen die Grundsätze des Staats ꝛc. laufen. Sie sind verpflichtet, auf alle zu ihrer Kenntniß gelangten und den akademischen Behörden entgangenen, oder von diesen nicht genug beachteten Fälle, dieselben aufmerksam zu machen, und zu ihrer Untersuchung aufzufordern. Der Universitätsrichter ist ihnen allein untergeordnet, und ihnen steht in allen Fällen der akademischen Disciplin und Rechtspflege in Disciplinarsachen, wo zwischen jenem und dem Rektor oder Senate Verschiedenheit der Meinungen obwaltet, und das Reglement für die Verwaltung der akademischen Gerichtsbarkeit auf seine Entscheidung verweiset, die Entscheidung zu. Auch entscheiden sie in polizeilichen, die Universität betreffenden Fällen, wo die akademische Behörde und die Ortspolizey nicht übereinstimmen. Auch haben sie die Befugniß erhalten, allen Jurisdiktions- und Disciplinar-Verhandlungen, und den Senatsverhandlungen beizuwohnen, und wo sie eine Berichtigung oder Vervollständigung des Verfahrens für nöthig halten, diese zu veranlassen; auch können sie bei vorkommenden Fällen außerordentliche Senatsversammlungen durch die Rektoren veranstalten. Die

Entscheidungen der akademischen Gerichte in Disciplinarsachen müssen ihnen vor der Entscheidung vorgelegt werden, und durch ihre Namensunterschrift geben sie ihre Zustimmung zu denselben zu erkennen, und in Fällen, wo sie eine ernstlichere Ahndung gegen die Meinung der gedachten Behörden für nöthig erachten, können sie auf diese beim Ministerium antragen. In Fällen, wo die Universitätsbehörden ihren Aufforderungen zur Untersuchung gewisser Vorfälle nicht gleich nachkommen, langsam dabei verfahren, auch wohl ihrem Anmahnen nicht Folge leisten wollen, können sie sogleich einen Kommissarius dazu aus den Ortsgerichten requiriren, der sich der Sache, mit Beobachtung der akademischen Vorschriften, unterziehen muß. Sie berichten dann sogleich an das vorgeordnete Ministerium, welches die Universitätsbehörden zur Verantwortung ziehen muß; auch können sie gemischte Untersuchungskommissionen aus den akademischen Behörden und der Polizei unter ihrem Vorsitze anordnen, und so gehen auch alle Rekurse gegen Urtheile der akademischen Behörden durch sie, und mit ihrem Gutachten begleitet, an das vorgedachte Ministerium. Sie kontroliren die Vollziehung der Strafen, und müssen darauf sehen, daß die Relegirten durch die Polizey gleich aus der Stadt entfernt werden, und sich in einem vier Meilen von derselben entfernten Umkreise nicht aufhalten. Bei allen Gelegenheiten, wo erhebliche Unordnungen der Studierenden zu besorgen sind, wovon sie im Voraus benachrichtiget worden, müssen die Universitätsbehörden und die Polizey von ihnen die Weisung annehmen, die sie zu geben für erforderlich halten, und beide Behörden sind ihnen in Allem, was die Universität angeht, zu folgen verbunden; auch treffen sie mit den Militairbehörden die erforderliche Verabredung zur Aufrechthaltung der Ordnung. Bei Tumulten und andern öffentlichen Excessen der Studierenden, versehen sie sowohl die Universitätsbehörden, als auch

ten Jünglinge veranlaßt, ihren Frevel so weit zu treiben, daß solcher der öffentlichen Sicherheit gefährlich geworden. Für diese zu sorgen, ist die Pflicht der Polizey jeden Orts, deren Anordnungen um deswillen auch diejenigen Folge leisten müssen, die sonst wegen ihres Standes nur die Gerichtsbarkeit der Landes-Collegien anerkennen dürften. Nur allein auf Akademien erstreckte sich bis jetzt die Gewalt der Polizey nicht über die Studierenden, welchen der Vorzug gestattet war, bloß den akademischen Gerichten untergeordnet zu seyn; allein eines solchen Vorzugs machen sich diejenigen völlig unwürdig, welche die öffentliche Sicherheit stören, und an Tumulten Theil nehmen. Wir setzen daher hierdurch vorläufig fest, daß, sobald auf einer Unserer Akademien dergleichen Excesse vorfallen, die Ausmittelung und Verhaftnehmung der Verbrecher nicht mehr den akademischen Gerichten, sondern dem Polizey-Direktorium jeden Orts obliegen soll, welcher sich nöthigen Falls militärischen Beistand zu erbitten, hierdurch autorisirt wird. Eben derselbe soll, mit Zuziehung des bei dem Magistrate oder den Stadtgerichten angestellten ersten Justiz-Bedienten und eines Stadtgerichts-Aktuars die möglichst zu beschleunigende Untersuchung führen, und hiernächst die instruirten Akten an dasjenige Landes-Justiz-Collegium einsenden, welchem das akademische Gericht untergeordnet ist. Diesem gemäß haben diese Collegien in Sachen dieser Art die Erkenntnisse zu entwerfen, und jederzeit vor der Publikation an Unser Justiz-Departement zur Prüfung einzusenden, welchem Letztern Wir die Befugniß ertheilen, dem Befinden nach die vorgeschlagenen Strafen zu schärfen, zu mildern und sonst zweckmäßiger zu bestimmen. Die Publikation und Vollstreckung der Erkenntnisse wird dem Polizey-Direktorium übertragen, welcher die Untersuchung geführt, und haben sich von nun an die akademischen Gerichte in allen Vorfällen, welche auf Tumulte oder der öffentlichen

alle Kollationsdekrete müſſen ihnen vorgelegt werden, und ſie bezeugen durch Beiſetzung ihres Namens ihre Zuſtimmung, und damit nur würdige Individuen dergleichen Beneficien genießen, die ihnen nämlich von dem vorgeſetzten Miniſterium bewilliget worden, ſo muß die Würdigkeit dazu von dem Regierungsbevollmächtigten bezeugt werden; auch unterzeichnen ſie alle den Studierenden von den Rektoren und den Fakultäten zu ertheilende Zeugniſſe. Auch müſſen ihnen völlig genaue Ab- und Zugangsliſten der Studierenden fortlaufend vorgelegt werden, damit ſie kontroliren können, daß keine von andern Univerſitäten relegirte, oder auch keine von einer andern Hochſchule kommende und nicht mit einem von deren Regierungsbevollmächtigten mit unterſchriebenem Zeugniſſe verſehene Studenten aufgenommen werden. Dabei ſind ſie verpflichtet, regelmäßig alle Monate Bericht über die Diſciplinarereigniſſe, den herrſchenden Geiſt und die Beſchaffenheit der Sitten auf der Hochſchule an das vorgeſetzte Miniſterium zu erſtatten, erhebliche Vorfälle müſſen ſie demſelben aber außerordentlich ohne Verzug anzeigen. — Da die Regierungsbevollmächtigten im Allgemeinen, wie ſchon oben erwähnt worden, in denſelben Verhältniſſen wie die Kuratoren der Univerſitäten ſtehen, auch an deren Stelle einſtweilen getreten ſind, ſo ſind ſie auch in dieſer Beziehung als die Stellvertreter des ihnen vorgeſetzten Miniſteriums zu betrachten, und deshalb muß ihnen auch von den akademiſchen Behörden und Perſonen willig Folge geleiſtet, und ihnen alle Berichte der gedachten Behörden, ingleichen die Berichte der Direktoren und Vorſteher der akademiſchen Inſtitute, Sammlungen und Apparate vorgelegt werden, wobei es ihnen frei ſteht, ſolche unter bloßer Beiſchrift ihres Namens weiter zu befördern, oder auch mittelſt beſonderer Berichte zu überweichen. Von dem geiſtlichen, Unterrichts- ꝛc. Miniſterium, worunter ſie ſtehen, und an das ſie berichten, erhal-

leiten oder zu befördern, oder welche in solchen Verbindungen auf andern Universitäten stehen, so wie diejenigen, welche Verbindungen zwischen den verschiedenen Universitäten unterhalten, oder irgend einer Gattung von darauf gerichteten oder andern Umtrieben sich schuldig machen, ohne weitere gerichtliche Untersuchung, und ohne Mitwirkung des Universitätsrichters oder des akademischen Senats, sofort von der Universität zu entfernen, und nach ihrem Ermessen dies Meinen übrigen Regierungsbevollmächtigten bekannt zu machen, damit sie auch auf den denselben untergeordneten Universitäten nicht angenommen werden. Es versteht sich hierbei von selbst, daß in den nach dem Urtheile des Regierungsbevollmächtigten dazu geeigneten Fällen die gerichtliche Untersuchung und Bestrafung dennoch vor sich gehen muß, und mache Ich dabei allen Behörden, besonders den Universitätsrichtern, zur unnachläßigen Pflicht, hierbei mit allem Ernste und mit gesetzlicher Strenge zu verfahren ꝛc.“ Hierauf folgte nun die schon oben, S. 604, angeführte Kabinetts-Order vom 21. Mai 1824, und dann der gleichfalls daselbst angeführte Bundestags-Beschluß vom 14. November 1834, als die letzte Verordnung in dieser Beziehung auf den Preußischen Universitäten. Alle diese Edikte, Verordnungen und Reglements mußten natürlich das öffentliche Leben der Studierenden, namentlich auf den Preußischen Hochschulen, sehr beschränken, und der frühern Jovialität der Musensöhne, die jetzt in den Burschenschaften und Landsmannschaften verloren ging, indem sie einen ganz andern Charakter, als den des jugendlichen Frohsinns im Genusse der Universitäts-Freiheiten zeigte, ein anderes Gepräge geben, das nicht mehr jene Gediegenheit bei aller Ausgelassenheit, allem Jubel offenbart, als in den früheren Zeiten, die zwar manche Rohheit auch auf den Hochschulen zur Schau stellte, wozu auch das Schuppen vom breiten Steine gehört, das heißt von der

der der Oberlandesgerichte. Er darf weder akademiſcher Lehrer, noch Privatdocent ſeyn, hat aber den Rang der ordentlichen Profeſſoren, iſt Mitglied des akademiſchen Senats, und nimmt die Stelle zur Linken des jedesmaligen Rektors ein; er ſteht unter dem Regierungsbevollmächtigten, wie ſchon oben angeführt worden, der in allen Sachen, worin es auf Kenntniß der Geſetze und der Landesverfaſſung ankommt, ihm Gutachten abzufordern und Aufträge zu geben berechtiget iſt. Der Univerſitätsrichter iſt auch zugleich Rechtsconſulent der Univerſität, und als ſolcher dafür verantwortlich, daß die Beſchlüſſe und Verhandlungen des akademiſchen Senats, nach Inhalt und Form, den beſtehenden Geſetzen und der Verfaſſung vollkommen gemäß ſind. Er hat daher in allen hierher einſchlagenden Gegenſtänden ein Votum decisivum gleich den andern Senatsmitgliedern, und es ſteht ihm frei, wenn er glaubt, daß der Beſchluß der Pluralität des Senats ſich nicht vertreten laſſe, die obwaltende Differenz zur Entſcheidung des Regierungsbevollmächtigten zu bringen. — Alle größeren Vergehen, welche vor den Univerſitätsrichter gehören, ſind: Duelle unter Studenten, bei denen keine erhebliche Verwundung oder Verſtümmelung vorgefallen iſt; Realinjurien; Störung der Ruhe an öffentlichen Orten; Beleidigungen einer Obrigkeit; Beleidigungen eines Lehrers, Rückſichts ihrer nur disciplinen Folgen; Aufwiegelungen; Rottenſtiftung unter Studenten; Verrufserklärung oder Ausführung einer Verrufserklärung; Theilnahme an geheimen oder nicht autoriſirten Verbindungen. Bei den Unterſuchungen in dieſen Angelegenheiten muß der Richter jedoch zu den Terminsverhandlungen den Rektor zuziehen ꝛc. Nach dem Erfolge der Strafbeſtimmung liegt die Vollſtreckung der Strafe dem Richter ob, der, inſofern der Straffällige den Karcer

durch zu heben, daß sie ihnen etwas mehr Freiheit gaben, hier und da durch die Finger sahen, wie dieses auf einigen Süddeutschen Universitäten geschah, wo auch viele Studenten in der Zeit des politischen Anathems hinzogen; allein dieses Asyl währte nicht lange, da diejenigen Regierungen, in deren Landen die gegebenen Gesetze in dieser Beziehung strenge gehandhabt wurden, die flüchtigen Hochschüler, als Eingeborene ihres Landes, vom Staatsdienste ausschlossen, mithin wurden diejenigen, die eine sichere Anstellung in ihrem Vaterlande, nicht dem ungewissen Umherirren und Stellensuchen opfern wollten, zur Rückkehr auf die Hochschule ihres Vaterlands gezwungen. — Daß man den früheren unumschränkten eximirten Gerichtsstand der Studierenden auf den Universitäten für zweckmäßig befunden haben muß, geht daraus hervor, daß man ihn auf allen Deutschen Universitäten, mit Ausnahme der Oesterreichischen, findet. Man schien dabei die Absicht zu haben, daß die von der Schulbank aus mit der Welt noch zu wenig in Berührung gekommenen jungen Leute, einer besondern Stütze bei ihrer ersten Ausflucht zur Selbstständigkeit bedürfen, damit sie nicht in die Hände der Wucherer gerathen sollten, die oft zu unverschämt und betriegerisch gegen arme und in Schulden sitzende Studenten verfuhren und verfahren, und besonders zu den Zeiten, wo der Musensohn oft in Verlegenheit war, wegen eines Kommerses, den er, vermöge seiner Verbindung, mitzumachen gezwungen wurde, um baares Geld zu erhalten, seine Zuflucht zum Versatz von Kleidungsstücken, Büchern, ꝛc. ꝛc. zu nehmen. Kurz, man hielt es damals für nothwendig, den Studenten in Schutz zu nehmen, und seine Lage auf der Hochschule durch eine eigene Gerichtsbarkeit zu sichern, die Alles berücksichtiget, was jugentlicher Leichtsinn und das erste Gefühl der Selbstständigkeit hervorzubringen vermögen. Diese väterliche Anordnung von Seiten der Regenten war den jungen

der Studierenden auf Zulassung öffentlicher Aufzüge, im Winter zu Schlittenfahrten, Veranstaltung von Bällen und Konzerten, müssen zwischen dem Rektor und Richter, und wenn diese sich über die Zulassung vereiniget haben, zwischen dem Richter und dem Chef der Orts-Polizeybehörde berathen werden, und wenn bei der Berathung keine Vereinigung Statt finden kann, so entscheidet der Regierungsbevollmächtigte. Die Aufzüge wurden jedoch nur noch selten gestattet, selbst die Fuchscommersche hörten nach und nach auf. Die Universitätsrichter machten den Studenten zwar oft Hoffnung dazu, allein ein paar Tage vor der Feierlichkeit erschien dann ein **Senatus consultum**, daß der Aufzug nicht Statt finden dürfe, und somit waren die Hoffnungen und vorempfundenen Freuden vernichtet, welches den jungen Musensöhnen um so schmerzlicher fiel, da ein großer Theil derselben, auf die von dem Universitätsrichter gemachten Hoffnungen sich schon Pferde und Wagen bestellt, Anzüge angeschafft hatten ꝛc., und nun das gehoffte Vergnügen zu Wasser wurde, wobei noch obenein ihr Geldbeutel durch das Daraufgeld, die Ausgaben für Anzüge ꝛc. litt. — Die Polizeymaaßregeln auf den Preußischen Universitäten sind keinesweges neu, und datiren sich erst von dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts an, sondern sie wurde schon zu Ende des verwichenen Jahrhunderts (1798) durch eine Verordnung für alle damaligen Preußischen Universitäten (Königsberg, Frankfurt an der Oder, Halle, Breslau, Duisburg, Erlangen) festgestellt, da die Studierenden auf einigen der genannten Hochschulen grobe, die öffentliche Ruhe störende Excesse begangen hatten. Es heißt Eingangs dieser Verordnung: „Die Nachsicht, mit welcher bis jetzt diejenigen Studierenden behandelt worden, welche sich Ungezogenheiten und Ausschweifungen erlaubt, und hauptsächlich die Gelindigkeit der bis jetzt in solchen Fällen erkannten Strafen, haben die ungebilde-

ten (Etudians) sprechen hört, so geschieht dieses doch nicht in dem Sinne, wie bei uns; sie werden als Bürger betrachtet, die sich in einer Wissenschaft zum praktischen Zwecke ausbilden, und unter denselben Gesetzen und Gerichten aller Uebrigen stehen. Daher kommt es auch, daß die Französischen Studenten sich nicht anmaßen, als ein eigener privilegirter Stand Gerechtsame und Auszeichnungen zu behaupten; sie leben als Bürger mit den Bürgern, zeichnen sich in der Kleidung nicht aus, und haben daher auch keine besondern Vereine oder Verbindungen, sondern halten sich zu den verschiedenen Partheyen, wie es in Frankreich jetzt Sitte oder Gebrauch ist, entweder zur absolutistischen, oder constitutionellen, oder zur republikanischen Parthey, und um sich hierin kenntlich zu machen, tragen sie gewisse Abzeichen, die sie mit allen übrigen Bürgern gemein haben, die zu einer dieser Partheyen gehören. So z. B. trug die republikanische Parthey zu verschiedenen Zeiten rothe Cravatten, oder weiße Hüte, oder große, bis unter das Kinn gehende Bärte ꝛc. Diese in Frankreich so zu sagen ganz offenen Partheyen haben ihre gewissen Kaffee-, Bier- und Weinhäuser, die sie besuchen, und diese sind gleichsam ihre Vereinigungspunkte. Hier ist nun der Student, der Büreaumann, der feine Bürger, der Handwerker, der Soldat, kurz alle Stände, die zu einer Parthey gehören, sind hier bei einander. Der Studio geht hier mit den in Deutschland von ihm sogenannten Philistern ganz zutraulich um, kneipt mit ihnen, und steht mit ihnen in derselben Verbindung. Den Comment kennt der Französische Student nicht, auch würde ihm dieser hemmende Fesseln anlegen, da in Frankreich Alles frei von steifem Ceremoniel und Formenwesen ist; dabei würzen lauter Gesang und trauliches Gespräch die Gesellschaft, ja er kann selbst ausgelassen in der Fröhlichkeit seyn, und haben ihn seine Commilitonen beleidiget, so zieht dieses noch kein Duell nach sich, weil hier

Sicherheit gefährliche Excesse Beziehung haben, aller Cognition und Einmischung gänzlich zu enthalten." — Hierauf folgen nun die Vorschriften für die Strafen in der Verordnung ꝛc. Diese Verordnung wurde nun den gedruckten Gesetzen der Studierenden auf den Preußischen Universitäten beigefügt, wie es jetzt mit den neuen Verordnungen geschieht. Man gewahrt hieraus, daß schon 1798 die akademischen Freiheiten beschränkt wurden, indem die Studierenden bei allen öffentlichen Excessen, die von ihnen begangen wurden, nicht mehr den Universitätsgerichten unterworfen waren, sondern der Ortspolizey ꝛc. Es wurde zwar am 28sten Dezember 1810 ein neues Reglement in Hinsicht der Preußischen Universitäten herausgegeben; allein das Reglement für die künftige Verwaltung der akademischen Disciplin- und Polizey-Gewalt bei den Universitäten vom 18ten November 1819 änderte dasselbe wieder ab, wie oben angeführt worden. Hierzu kamen nun noch die neuentdeckten Verbindungen der Studierenden, die sich besonders von Jena aus verbreiteten, und sich mit den revolutionären Verbindungen in Frankreich, Italien ꝛc. in Verbindung setzten, welche immer geschärftere Verordnungen nöthig machten, daher erschien in Preußen eine Kabinetsorder vom 7ten Juli 1821, wegen der Bestrafung der Studierenden, welche unerlaubte Verbindungen unterhalten, welche lautet: „Da seit einiger Zeit auf mehreren Universitäten Spuren von Verbindungen und andern Umtrieben unter den Studierenden sich abermals gezeigt haben, die Untersuchung derselben aber darüber die juristischen Beweise nicht immer zu ermitteln vermag, so will Ich, daß von nun an die bei Meinen Universitäten angestellten außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten gehalten und befugt seyn sollen, diejenigen Studenten, welche nach ihrer Ueberzeugung verdächtig sind, auf der Universität förmliche oder formlose Verbindungen zu stiften, einzu-

ten, und in dem Wirrwarre der Meinungen über das Nachtheilige aller Verbindungen ꝛc. ihren Universitäten durch eine größere Duldung Glanz zu verschaffen suchten; mithin war auch das akademische Gericht noch so ziemlich in seiner Unverletzbarkeit erhalten worden, wenn man ihm auch einige neue Gehülfen beigab, so wurde es doch nicht mit der Ortspolizey förmlich amalgamirt, wie es auf einigen andern Universitäten geschah, die sich strenge an ihre ertheilten Gesetze und die Bundestagsbeschlüsse hielten. So bestand z. B. die Universitätspolizey in den 1820ger Jahren in Göttingen noch, außer dem akademischen Senate, aus dem Prorektor, zwei Universitäts-Räthen und einem Sekretaire bestehend, wozu auch noch die vier Pedelle kamen, aus einer Art von Militair, welches von seinen Obern Universitätsjäger, und von den Studenten Schnurren benannt wurde. Von diesen Leuten waren ungefähr zwanzig in aktivem Dienste, hatten eine dauernde Wache im Parterre des Concilienhauses, und standen zunächst unter dem Befehle eines Chefs in dem Range eines Sergeanten, dem die Studenten den Namen Aga, Goldaga, gegeben hatten. Diesem gefürchteten Manne stand in den Zeiten außerordentlicher Burschenbewegungen, wie z. B. am Sylvesterabende, noch ein Haufen irregulärer Schnurren zu Gebote, der aus Stiefelputzern und aus gewöhnlichen Arbeitern bestand. Dieser Haufen führte, als Handwaffe, den sogenannten Bleystift, eine sechs bis sieben Fuß lange, verhältnißmäßig dicke Stange, gleich den Stangen der Nachtwächterspontons, die an beiden Enden mit Bley gefüllt war. Diese Bleystifte wurden nun theils zum Dreinschlagen bei einem allgemeinen Tumulte gebraucht, theils auch als Wurfstange, indem sie die Schnurren den fliehenden Studenten sehr geschickt zwischen die Beine im Laufen zu schleudern wußten, daß die Getroffenen zur Erde fallen mußten, und daher um so leichter

Mitte oder dem hohen Pflaster auf der Straße, welches sich der alte Bursche nicht nehmen ließ, und dem selbst die Stadtbewohner weichen mußten, die vielfachen Schlägereyen unter sich durch die Ordensverbindungen und Landsmannschaften, wie auch mit den Handwerksburschen, von ihnen, wie auch schon oben bemerkt worden, Knoten genannt, das Laternenzerschlagen und das Fenstereinwerfen ihnen verhaßter Personen, die Charivaris oder Katzenmusiken, das „Pereat Magnificus, denn er macht uns viel Verdruß, läßt uns oft citiren," das Rufen: Burschen heraus! das Feuerschlagen mit der Zwinge der Ziegenhainer auf den großen Steinen ꝛc. ꝛc.; aber es offenbarte sich auch wieder dabei ein offenes, gemüthliches, von politischen Begebenheiten entferntes, nur den Musen und dem Vergnügen gewidmetes Leben, das aus dem Gefühle, Student zu seyn, die Höhe erstiegen zu haben, die zwischen den Schuljahren u. den Jahren des ernsten Geschäftslebens die Mitte bildet, entsprang. Es war der Hochgenuß der gewonnenen Selbstständigkeit in gemeinschaftlicher Verbindung mit seinen Commilitonen auf drei bis vier Jahre einer akademischen Freiheit zu genießen, und hier Verbindungen mit gleichverwandten Gemüthern zu knüpfen, die auch nach den Universitätsjahren in unwandelbarer Freundschaft fortdauern, wie sie oft im trauten Kreise beim vollen Glase mit dem Liede: „Herr Bruder, du sollst leben, du ja, du sollst leben, à bonne amitié" geknüpft werden. — Dieses ehemalige Burschenleben wurde nun durch die eben angeführten, und durch die politischen Verbindungen herbeigeführten und nothwendig gewordenen Maaßregeln zerstört, und wenn auch nicht auf allen Universitäten Deutschlands in gleichem Grade, da die aus dem Bundestagsbeschlusse hervorgegangenen Maaßregeln im Deutschen Bundesstaate befolgt werden mußten, so doch in vielen Beziehungen beschränkend; denn einige Regierungen suchten ihre Hochschulen da-

zur Hochschule, und auch, was die Hochschule in Beziehung auf den Studenten angeht.

Der gesellschaftliche Ton ist nun auf den Deutschen Universitäten, mit wenigen Ausnahmen, ziemlich derselbe. In Hinsicht des Genusses wird getrunken, gefochten, gespielt, sowohl Kartenspiele, als Schach-, Billard-, Kegel- ꝛc. Spiele, je nachdem auf einer Universität mehr oder weniger die Trunk- oder die Spielsucht herrscht, das heißt, bei den Commentbrüdern oder Kneipisten, die sich in Fremde, Provinzialburschen und Kümmeltürken theilen. Unter den Letztern versteht man diejenigen Studenten, welche aus der nächsten Umgegend der Universitätsstadt her sind. Der vertrauliche oder burschenschaftliche Ton ist nicht überall gleich, ja man findet sogar Universitäten, wo eine gewisse Etiquette unter den Studierenden herrscht, und nur das Sie bei der Anrede und überhaupt im Umgange gebräuchlich ist, dabei ist eine etwas kalte Abgeschlossenheit bemerkbar, wie z. B. in Göttingen. Ueberhaupt ist das Du nur auf den drei Universitäten Halle, Jena und Leipzig üblich, wo jeder ankommende Musensohn sogleich damit angeredet wird, so wie jeder Student, mag er auch von einer Universität kommen, wo nur der Siecomment gebräuchlich ist. In Göttingen (1734 gestiftet) bestanden auch zu einer Zeit gewisse Clubbs, die unter dem Vorgeben von geselligen und wissenschaftlichen Verbindungen, wie sie noch zu Anfange der 1770ger Jahre daselbst bestanden, und wozu auch Bürger, die Grafen von Stollberg, Miller, Hölty, Leisewitz, Cramer, Voß, Boie, Hahn ꝛc. gehörten, von dem Senate sanktionirt waren, aber sich bald in Korps auflöseten, und dadurch sich verdächtigten und nach und nach schwanden. Wenn in Jena der Student ganz ungenirt mit Schlafrock und Pantoffeln über die Straße, ja ins Kollegium zu seinem Professor gehen kann, so herrscht dagegen in Göttingen die ganz

Musenſöhnen ein Schutz gegen alle Anfeindungen anderer Stände auf ſie, indem ſie nur ihrem Gerichtsſtande untergeben waren. Mag nun dieſes ſie auch etwas übermüthig gemacht haben, ſo währte dieſer Uebermuth auch nur kurze Zeit, und das ſo oft von ihnen beſpöttelte Philiſterleben, das ſie eben ſo gut kennen und ſchätzen lernen mußten, zeigte ihnen bei ihrem Eingange in daſſelbe, die Verirrungen ihrer erſten Selbſtſtändigkeit im Kreiſe ihrer Muſenſtadt, bei dem Berufsgeſchäfte, dem ſie jetzt oblagen. Mithin verſchwand ſehr bald die Täuſchung einer abgeſchloſſenen Selbſtſtändigkeit. Die neueſte Zeit ſcheint durch die unüberlegten Handlungen vieler Studierenden (wohl mehr durch Verführung von andern Selbſtſtändigen), durch das Theilnehmen an politiſchen Ereigniſſen, den Regierungen die Ueberzeugung verſchafft zu haben, daß die jungen Muſenſöhne, durch die Abſchweifungen von ihrem eigentlichen Berufe, ſich ſelbſt für mündig erklären, ſie keiner Stütze weiter bedürfen, und ihr privilegirter Gerichtsſtand alſo auch unnütz ſey, und ſie, wie alle andern Stände, unter die bürgerlichen Gerichte gehören. Daß die Regierungen dieſe Ueberzeugung haben, geht aus der immer mehr beſchränkten akademiſchen Gerichtsbarkeit hervor, die nur noch einen Schatten von ihren frühern ausgedehnten Rechten behalten hat. Die aufgeklärten Zeiten weiſen Alle zu dem gemeinſamen Geſetze hin. Man hat ſchon oft die bevorrechtete und eximirte Gerichtsbarkeit angefeindet; man hat ſchon oft die Frage aufgeworfen: Warum die Muſenſöhne gerade in Deutſchland einen bevorzugten Stand bilden, da ſie in Frankreich, in der Schweiz und in mehreren andern Ländern der Ortspolizey und den gewöhnlichen Gerichten unterworfen ſind, mit andern Strafbaren dieſelben Gefängniſſe theilen, dieſelben Schulden- und Duellgeſetze haben ꝛc.? — Die Franzöſiſchen Studenten bilden keinen eigenen Stand, und wenn man in Frankreich gleich auch von Studen-

als die schlagfertigste Faust. Gegen Fremde sind die Göttinger Studenten etwas abstoßend und kalt, und auch das trauliche Du muß dem Sie den Platz räumen, das heißt, im Allgemeinen, in besonderen Verhältnissen findet das Du wie unter Freunden Statt. Noch zur Zeit ihres Flors im dritten Decennium dieses Jahrhunderts, zählte diese Hochschule über 1500 Studenten. Das Leben darauf ist nach dem Verhältnisse anderer Hochschulen eben nicht kostspielig, und auch an Sommer- und Wintervergnügungen fehlt es derselben nicht. — Auf den Hessischen Hochschulen, wie z. B. in Marburg (1527 gestiftet), wo nahe an 300 Studenten leben, herrscht noch ein etwas rauher Ton in geselliger Beziehung, der Student hängt hier noch mehr an alten Formen und Gebräuchen, duellirt sich und trinkt, und dieses ist auch in Giessen (1607 gestiftet) der Fall, wo an 400 Studenten studieren, welche beide Hochschulen wegen ihrer Nähe in beständiger Fehde mit einander leben, wobei sie sich im Freien schlagen. Der Kampfplatz zu ihren Fehden sind die Ruinen der Babenburg und der Gleyberg. Beide Universitäten werden größtentheils von Landeskindern, und den Jünglingen der nicht fern liegenden kleinen Fürstenthümer besucht. Auch hier existirten Landsmannschaften und Burschenschaften, jedoch ohne besondere Auszeichnung in Hinsicht eines feinen Comments, der einen höhern Grad der Kultur verräth. Landsmannschafter und Burschenschafter sollen in steter Fehde gelebt und ihre Feindseligkeiten mit mittelalterlicher Barbarey ausgeübt haben. In Marburg ist der Markt der Versammlungsplatz der Studenten; besonders zu Mittage, wenn das Militair zur Wachtparade aufzieht, und die Musik beginnt, ist der Platz mit Musensöhnen angefüllt, und wer irgend bei ihnen etwas zu suchen hat, erhält zu dieser Zeit gewiß Befriedigung seines Ansuchens, wo es ihm sonst so leicht nicht möglich wird, da sie dann, außer den Hörsälen, auf den

bei geringfügigen Veranlassungen nicht contrahirt wird, wie auf den Deutschen Hochschulen; denn eine gewöhnliche Touche wird ignorirt oder zurückgenommen, hat sich aber ein Theil einmal Realinjurien zu Schulden kommen lassen, so ist das Duell unvermeidlich, und mit gefährlichen Waffen, und selbst der Bauer soll in solchen Fällen Satisfaktion nicht verweigern. Da nun die Französischen Studenten keine bestimmten Commerschhäuser haben, sondern dahin gehen, wo sie gut bedient werden, und eine ansprechende Gesellschaft finden, so fallen auch Reibungen unter einander selten vor; auch hält sie kein geschlossener Verein auf, sie gehen und kommen, wie es ihnen beliebt. Die Gelage, die sie bei besondern Festlichkeiten ꝛc. unter sich anstellen, sind auch ganz zwanglos, indem sie an öffentlichen Orten geschehen. So viel über die Französischen Studenten, als Episode. — Der Französische Student vindizirt keine, von den bestehenden abweichende Gesetze, er kann keine Schulden kontrahiren und sich auf Vergährung berufen, oder die Vorschrift überschreitende Forderungen als ungültig verweigern, hier entscheidet nur das Gesetz, was jeden Andern richtet. Der Deutsche Student würde freilich hierbei verlieren; denn das Karcer ist doch weniger abschreckend, als ein Gefängniß; das Duell, da es verboten ist, wird strenger, gewöhnlich kriminell bestraft; auch den Gläubigern stehen mehrere Rechte zu; indessen haben sie doch Vorrechte behalten, wenngleich auch beschränkt; denn beim Duell, wenn es nicht glücklich abgelaufen ist, wird der Duellant, der den Andern lebensgefährlich verletzt hat, auch dem Kriminalgerichte überliefert. — Wie schon oben bemerkt worden, befolgten die Regierungen Deutschlands nicht überall gleiche Grundsätze bei der Duldung der Studenten-Verbindungen auf ihren Hochschulen, indem einige bei dem politischen Treiben dieser Vereine keinen so nachtheiligen Einfluß auf eine Störung der öffentlichen Ruhe befürchte-

Erwerbszweig eingebüßt hätten, und die Sache unterblieb; denn auf keiner Universität soll so viel ausgefahren, und auf keiner sollen so viele Miethswagen verhältnißmäßig angetroffen werden, als gerade hier, das heißt, von eigentlichen Universitätsstädten, denn auf große Residenzen, wo sich Universitäten befinden, wie in Berlin, Wien, paßt dieses nicht; auch sind hier die Miethswagen nicht bloß der Studenten wegen da, sondern wegen der Residenzbewohner im Allgemeinen, worunter sich der Student befindet; denn 2000 bis 3000 Studenten verlieren sich in einer Bevölkerung von 300,000 Menschen. Der Ton der Studierenden in Heidelberg soll im Ganzen anständig seyn, und noch bis in das dritte Decennium dieses Jahrhunderts wurde der geregelte Comment aufrecht erhalten, dabei kein veraltetes Formenwesen und keine Pedanterey. Der Biercomment existirt gedruckt, und galt als Normalgesetzbuch dieser Art. Landsmannschaften oder Korpsverbindungen wurden hier geduldet, und waren daher auch in ziemlicher Anzahl vorhanden, jedoch ohne politische Tendenz, sie beschränkten sich nur auf die Waffen und den Becher, oder auf das Schoppenglas, und auf alle geselligen Freuden des Lebens. Nur Gesang und Becherklang hörte man aus den Fenstern der Bierhäuser, den Häusern, der Göttin Cerevisia gewidmet, wobei auch Bierspiele Statt fanden: Schlauch, Rhams, Perçat ꝛc.; dann auch Bieruhr, wobei die Mitspielenden sich um ein gemaltes, mit einem beweglichen Zeiger versehenes Zifferblatt setzen, dessen Zahlen vertheilt werden, so daß Jeder der Spieler eine erhält, welche er mit Kreide vor sich auf die Tafel oder auf das Mützenschild malt; dann wird der Zeiger gedreht, und derjenige, auf dessen Nummer er zeigt, muß ein halbes Glas Bier, einen halben Schoppen, trinken; wenn Nummern nicht besetzt sind, und die Nadel steht auf einer von ihnen still, so müssen Alle trinken. Am Abende hörten alle Spiele auf, man setzte sich um eine

gefaßt werden konnten. — In Heidelberg lag die vollziehende Gewalt über die Musensöhne in den Händen des Prorektors, des Senats und des Universitätsgerichts, Letzteres mit einem Amtmanne an der Spitze, dem mehrere Aktuare und Sekretaire beigesellt waren, und die ausübende Polizey bestand aus den Pedellen ꝛc. Ein gleiches akademisches Gericht war auch in Jena. — In Leipzig besteht das Universitätsgericht aus dem Rektor, dem Senate, dem Syndikus, Aktuar, und den Pedellen, welche die Polizey der Musensöhne ausmachen, hier aber studierte Männer sind, die ein Triennium auf Hochschulen zubrachten, durchs Examen fielen, oder sonst exkludirt wurden; dagegen sind die Pedelle auf andern Universitäten ausgediente Feldwebel, Unteroffiziere, Handwerker ꝛc. Die Stelle eines Pedells in Leipzig trägt über 800 Rthlr. ein. — In Tübingen liegt die Gerichtsbarkeit der Studenten in den Händen des Rektors und Senats, des Amtmanns, des Aktuars, und der Pedellen, in Verbindung mit der Stadtpolizey, die bei jedem Unfuge der Studenten, sogleich einschreitet und die Ruhestörer arretirt. — In München stehen die Studenten, was das äußere Leben betrifft, unter einer strengen bürgerlichen Polizey; der Prorektor und Senat ꝛc. ziehen die innern Angelegenheiten, die auf die Sittlichkeit und den Fleiß der Studierenden gehen ꝛc., vor ihren Richterstuhl. — In solcher Eigenschaft bestehen jetzt die akademischen Gerichtsbarkeiten und die Polizey-Einrichtungen, deren Wirksamkeit hier nur schwach angedeutet werden konnte, da es nicht der Zweck dieses Artikels ist, sich darüber weitläufig auszulassen, indem solches dem Art. Universität, unter U, vorbehalten bleibt, wo Alles dasjenige berührt zu werden verdient, was die Universität, als Gesammtwesen, als Körper, angeht, hier aber nur dasjenige berührt werden kann, was den Studenten selbst und in seiner Beziehung

lebt, nur auf kurze Zeit spricht er nicht an. Uebrigens lebt man sehr wohlfeil und angenehm auf dieser Hochschule; die Wohnungen sind zwar nicht brillant, aber auch nicht theuer, und eben so alle Lebensbedürfnisse, und Wein und Bier sind noch dazu sehr gut. Die Gegend ist höchst angenehm und gesund, und es lassen sich angenehme Ausflüge nach der Schweiz ꝛc. machen. — Auf der einzigen Hochschule Würtembergs, Tübingen (1477 gestiftet), die an 850 bis 900 Studenten zählt, ist der Ton unter den Studierenden sehr anständig, und besonders zeichneten sich darin die Burschenschafter noch im dritten Decennium dieses Jahrhunderts aus; es war die zahlreichste Verbindung, welche zu ihren Mitgliedern sehr solide und wissenschaftlich ausgebildete Jünglinge zählte. Beinahe die Hälfte der oben angeführten Anzahl der Studierenden gehört der protestantischen und katholischen theologischen Fakultät an; sie werden in besonderen Anstalten, dem Stifte und Convikte, die durch bedeutende für diesen Zweck gestiftete Dotationen erhalten werden, unterhalten, indem sie darin freie Wohnung und Kost, und auch Unterricht genießen. Da auf dieser Universität die Burschenschaften größtentheils ihr Wesen trieben, so wurde der Besuch dieser Hochschule von mehreren Deutschen Landesfürsten den Söhnen ihrer Unterthanen verboten, und dieses Verbot ist von ihnen nur erst vor einigen Jahren wieder aufgehoben worden. Das Leben auf dieser Universität ist sehr angenehm; denn alle Bedürfnisse lassen sich auf eine leichte und wohlfeile Weise befriedigen, und über den Kredit wird auch nicht geklagt, wenigstens auf ein Semester; streng ist man aber gegen die eingeklagten Schuldner. Den offenen zutraulichen Charakter der Schwaben verkennt man auf dieser Universität nicht, und es werden mit ihnen dauernde Freundschaften gestiftet; dabei herrscht eine ungezwungene Laune, die sich in den Witzen der verschiedensten Art kund giebt. Auch die

entgegengesetzte Sitte, indem man auf der Straße und im Auditorium gut angezogen erscheinen, und wer dagegen anstößt, zwei Thaler Strafe erlegen muß. Auch wird hier besonders auf das Besuchen der Hörsäle gesehen; denn sobald es von den Pedellen ausgemittelt wird, daß Studenten keine Collegia besuchen, auch nicht die Bibliothek oder sonst eine Anstalt, sondern sich auf den Kaffeehäusern und sonstigen Kneipen und auf den Dörfern umhertreiben, so wird solches dem Prorektor angezeigt, der Angezeigte vor das akademische Gericht geladen, woselbst er sich wegen der Anwendung seiner Zeit und der Absicht seines Aufenthalts auf der Universität ausweisen muß, wobei ihm ein bestimmter Termin gesetzt wird, nach dessen Ablauf er sich durch glaubwürdige Zeugnisse wegen seines Fleißes bei dem zeitigen Prorektor zu legitimiren hat; geschieht dieses nicht und wird der frühere Lebenswandel fortgesetzt, so wird ihm, als einem der Hochschule nachtheiligen Mitgliede, das akademische Bürgerrecht durch Abforderung der Matrikel aufgekündiget; er erhält also das Consilium abeundi. Sowohl diese, als manche andere Einrichtungen, die strenge befolgt werden, haben dazu beigetragen, daß man in Göttingen einen zwar heiteren, aber mehr anständigen, patentirten Ton unter den Studierenden antrifft. Die schon vorher erwähnten Verbindungen aller Arten, so wie alle Auszeichnungen, welche sie anzeigen, waren schon zu Ende des verwichenen Jahrhunderts in Göttingen strenge untersagt; sie sind zwar in diesem Jahrhunderte, besonders im zweiten und dritten Decennium wieder hervorgetreten, aber mit keinem sichtbaren Erfolge, wie auf andern Hochschulen, weil sowohl das frühere Verbot, als auch die neueren ihre Wirksamkeit verhinderten. Uebrigens herrschte noch immer auf dieser Universität ein reiner Humor; denn Alles wurde von den Musensöhnen in den Klubbs mit Laune und Witz betrieben, und ein witziger Kopf ist hier oft mehr gefürchtet,

als der Deutsche Bund seinen Beschluß über die Verbindungen auf Universitäten den Regierungen bekannt machte, seine Nichtduldung dadurch bewies, daß man jedes Mitglied eines Korps ꝛc. mit vierwöchentlicher Karcerstrafe belegte. Obgleich die Theologen beider Confessionen, der Katholischen und Protestantischen, an den Commerschen Theil nahmen, so zeigte sich doch bei ihnen ein gewisser Kastengeist, und mehr bei den Convictlern oder Studenten der erstgenannten Confession, als bei den Stiftlern der letztgenannten, die sich mehr mit den übrigen Studenten bei einem Commersche amalgamirten. Bei den Convictlern machte es die strenge Disciplin, worunter sie standen, daß sie sich mehr von den übrigen Studenten fern hielten. Man schob dieses auch auf eine allzu klösterliche Bildung und Erziehung, obgleich sich wackere junge Leute darunter befanden. — Das Leben der Musensöhne auf der neu errichteten Hochschule in München, die von Landshut 1826 hierher verlegt worden, so wie sie von Ingolstadt 1800 nach Landshut verlegt wurde, und die weit über 1000 Studenten kurz nach ihrer Errichtung zählte, mit Inbegriff aller Immatrikulirten, hat zwar viel Angenehmes von der einen Seite, aber von der andern auch wieder manche Beschränkung gegen andere Universitäten, besonders was das freie ungezwungene Leben der Studierenden betrifft, weil sie hier unter strenger Aufsicht der bürgerlichen oder Stadtpolizey stehen, obgleich ihnen anfangs mehrere Freiheiten bewilliget worden, die sie späterhin verloren, welches die Entfernung vieler Studierenden veranlaßte, und das auch daher gekommen seyn soll, daß viele der besten Lehrer die Hochschule verlassen und einen andern Ruf angenommen haben, oder in den Ruhestand getreten, oder in das praktische Leben übergegangen sind. Auch Landsmannschaften wurden anfangs darauf geduldet, aber bald nachher strenge verboten. Man führt an, daß wenn die Regierung diese Korps

Kaffeehäuſern in der Stadt oder in deren Umgegend kneipen, wozu außerhalb die ſchöne Gegend im Sommer einladet. Sonſt iſt das Leben in Marburg wohlfeil, und der Kredit ſoll nichts zu wünſchen übrig laſſen. Von Gießen ſoll man nicht ganz daſſelbe ſagen können, auch ſoll die Koſt eben nicht zu loben ſeyn, und da die Stadt ſehr eng in einander gebauet iſt, ſo ſind die Quartiere eben nicht freundlich; dagegen iſt die Umgegend weit ſchöner, und dient den Studenten nach der Arbeit zur Erholung. — Heidelberg (1346 geſtiftet) wird als das Paradies aller Deutſchen Univerſitäten gerühmt, da daſelbſt nicht nur viele Freiheiten, ſondern auch große Annehmlichkeiten herrſchen, und dann auch dieſe Hochſchule zu Zeiten immer an 800 Studenten, und darunter die reichſten Ausländer zählte. Um dieſe Hochſchule in ihrem Flore zu erhalten, waren die akademiſchen Geſetze im Ganzen ſehr human und zu Gunſten der Studenten, beſonders in Schuldenſachen, verfaßt, und ſelbſt die Duelle auf Schläger und Korbſchläger wurden nur ſehr gelinde beſtraft, höchſtens mit vierzehn Tagen Karcer, dagegen wurden die auf Säbel, welche als ſolche nie herauskamen, und auf Piſtolen kriminell beſtraft. Man findet hier Studenten aus allen Gegenden Deutſchlands und aus den fernſten Staaten, junge Leute, wie ſchon bemerkt, aus den reichſten Häuſern, die hier ihr Geld verzehren; dazu tragen die vielen Ausflüge nach Mannheim, Schwetzingen, Rohrbach, Wiesloch, nach dem Bade Langenbrücken, nach Neckarſteinach, Neckargmünd, nach Weinheim ꝛc. bei Beſonders ſollen die Heidelberger Studenten viel Geld in Mannheim, von ihnen Mokum genannt, ſitzen laſſen, weil ſich ihnen hier viele Vergnügungen darbieten, wozu auch das Theater gehört. Um dieſes zu verhindern, wollten die Heidelberger ein eigenes Schauſpielhaus erbauen laſſen, um ſich das Geld zu erhalten, dagegen erhoben ſich aber alle Lohnkutſcher, die dadurch einen anſehnlichen

nachbarten reichen Fränkiſchen Adels, die Alle mit guten Wechſeln verſehen ſind, und etwas drauf gehen laſſen können; daher iſt auch das Leben in Würzburg ziemlich flott unter dieſen Muſenſöhnen. Unter den noch hier vor zehn Jahren beſtehenden Landsmannſchaften ragte, wie ſchon bemerkt, die Frankonia hervor; dann beſtanden auch Korps aus Rhein- und Mainländern, und aus Baiern. Es herrſchte hier auch noch der Stoßcomment, der jedoch von den Korbſchlägern immer mehr verdrängt wurde. — In Erlangen (1742 geſtiftet), die dritte Hochſchule Baierns, die über 300 Studenten zählt, lebt der Muſenſohn gleichfalls recht gut und wohlfeil bei vorzüglichem Biere. Auch hier exiſtirten Burſchenſchaften und Landsmannſchaften, doch die Erſteren nur ſehr geheim, auch gingen ſie bald ein; allein die Korpsburſchen erhielten ſich weit länger, und wurden nur durch den oben ſchon mehrere Male angeführten Bundestagsbeſchluß öffentlich unterdrückt, ohne jedoch ganz aufzuhören; auch war ihre Tendenz keineswegs politiſch, wie überhaupt die der Landsmannſchaften. Korpsburſchen, die von Erlangen auf eine andere Hochſchule gingen, durften in keine andere Verbindung treten, und mußten während ihrer Studienzeit die geſetzlichen Beiträge an die Verbindung in Erlangen abſchicken, ſonſt kamen ſie in den Verruf. Auch hatten die Baierſchen Landsmannſchaften die Beſtimmung, daß ihre Mitglieder auch nach den Univerſitätsjahren für das ganze Leben hinaus in Verbindung blieben, daher geſchah es denn auch nicht ſelten, daß bei Stiftungsfeſten Vater und Sohn mit den Schlägern präſidirten, und daß Männer, die ſchon längſt im Amte waren und Familie hatten, exkludirt wurden oder einen Verweis erhielten. In Erlangen hatte jede Verbindung zwei Vergnügungsörter, das Commerſchhaus und die Interimskneipe. In dem Erſteren eſſen die meiſten Hochſchüler und verſammeln ſich auch daſelbſt am Abende,

große Tafel sang und kneipte gemeinschaftlich. Außerdem wurde im Sommer bei schönem Wetter gekegelt, und dann gab in Zwischenräumen von acht bis vierzehn Tagen jede Verbindung eine freie Nacht mit Musik, zu welcher das Universitätsgericht die Erlaubniß gab, dabei wurden noch die Fuchscommersche, Stiftungstage, Abschiedscommersche, Comitate ꝛc. gefeiert. Das Korpsleben gestaltete sich zwar bei manchen Verbindungen verschieden, aber doch im Ganzen angenehm und ungebunden. Die Mitglieder einer jeden Landsmannschaft standen sich einander bei, und vertraten sich auch mit dem Schläger und mit dem Geldbeutel. Alle diese Verbindungen waren nur auf das Zusammenleben in Heidelberg berechnet, und hatten daher, nach dem Urtheile eines ehemaligen Studierenden in Heidelberg, nichts Nachtheiligs, als daß sie dem Fleißigen Zeit raubten, ihn aber dabei das Leben von allen Seiten kennen lehrten. Auch die Burschenschafter spielten früher hier eine glänzende Rolle, allein nach der Verrufs-Erklärung Heidelbergs vom Jahre 1828, konnten sie nur im Stillen bestehen. In der zweiten Universitätsstadt Badens, Freiburg im Briesgau (1460 gestiftet), die über 600 Studenten zählt, von denen die meisten katholische Theologen sind, die hier absolviren müssen, ist der Ton im Allgemeinen etwas roh; denn nur wenige gebildete Aus- und Inländer sind hier des Studiums wegen versammelt, da die reicheren alle nach Heidelberg gehen. Dieses sey aber nicht darum gesagt, als fände man unter den ärmeren Studiosen nur rohe und ungebildete Jünglinge; denn auch die reicheren kann man im Ganzen dazu zählen, auch sie stehen mitunter noch auf einer Stufe, die nichts weniger als eine feine Erziehung beweiset, obgleich sie den in dieser Beziehung so vorgerückten Franzosen so nahe liegen. Es ist möglich, daß dieser rauhe Ton den Gebirgsbewohnern eigen ist, und daß sie ganz andere Seiten entwickeln, wenn man länger unter ihnen

nachbarten reichen Fränkiſchen Adels, die Alle mit guten Wechſeln verſehen ſind, und etwas drauf gehen laſſen können; daher iſt auch das Leben in Würzburg ziemlich flott unter dieſen Muſenſöhnen. Unter den noch hier vor zehn Jahren beſtehenden Landsmannſchaften ragte, wie ſchon bemerkt, die Frankonia hervor; dann beſtanden auch Korps aus Rhein- und Mainländern, und aus Baiern. Es herrſchte hier auch noch der Stoßcomment, der jedoch von den Korbſchlägern immer mehr verdrängt wurde. — In Erlangen (1742 geſtiftet), die dritte Hochſchule Baierns, die über 300 Studenten zählt, lebt der Muſenſohn gleichfalls recht gut und wohlfeil bei vorzüglichem Biere. Auch hier exiſtirten Burſchenſchaften und Landsmannſchaften, doch die Erſteren nur ſehr geheim, auch gingen ſie bald ein; allein die Korpsburſchen erhielten ſich weit länger, und wurden nur durch den oben ſchon mehrere Male angeführten Bundestagsbeſchluß öffentlich unterdrückt, ohne jedoch ganz aufzuhören; auch war ihre Tendenz keineswegs politiſch, wie überhaupt die der Landsmannſchaften. Korpsburſchen, die von Erlangen auf eine andere Hochſchule gingen, durften in keine andere Verbindung treten, und mußten während ihrer Studienzeit die geſetzlichen Beiträge an die Verbindung in Erlangen abſchicken, ſonſt kamen ſie in den Verruf. Auch hatten die Baierſchen Landsmannſchaften die Beſtimmung, daß ihre Mitglieder auch nach den Univerſitätsjahren für das ganze Leben hinaus in Verbindung blieben, daher geſchah es denn auch nicht ſelten, daß bei Stiftungsfeſten Vater und Sohn mit den Schlägern präſidirten, und daß Männer, die ſchon längſt im Amte waren und Familie hatten, exkludirt wurden oder einen Verweis erhielten. In Erlangen hatte jede Verbindung zwei Vergnügungsörter, das Commerſchhaus und die Interimskneipe. In dem Erſteren eſſen die meiſten Hochſchüler und verſammeln ſich auch daſelbſt am Abende,

der Studierenden auf Zulassung öffentlicher Aufzüge, im Winter zu Schlittenfahrten, Veranstaltung von Bällen und Konzerten, müssen zwischen dem Rektor und Richter, und wenn diese sich über die Zulassung vereiniget haben, zwischen dem Richter und dem Chef der Orts-Polizeybehörde berathen werden, und wenn bei der Berathung keine Vereinigung Statt finden kann, so entscheidet der Regierungsbevollmächtigte. Die Aufzüge wurden jedoch nur noch selten gestattet, selbst die Fuchscommersche hörten nach und nach auf. Die Universitätsrichter machten den Studenten zwar oft Hoffnung dazu, allein ein paar Tage vor der Feierlichkeit erschien dann ein **Senatus consultum**, daß der Aufzug nicht Statt finden dürfe, und somit waren die Hoffnungen und vorempfundenen Freuden vernichtet, welches den jungen Musensöhnen um so schmerzlicher fiel, da ein großer Theil derselben, auf die von dem Universitätsrichter gemachten Hoffnungen sich schon Pferde und Wagen bestellt, Anzüge angeschafft hatten ꝛc., und nun das gehoffte Vergnügen zu Wasser wurde, wobei noch obenein ihr Geldbeutel durch das Daraufgeld, die Ausgaben für Anzüge ꝛc. litt. — Die Polizeymaaßregeln auf den Preußischen Universitäten sind keinesweges neu, und datiren sich erst von dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts an, sondern sie wurde schon zu Ende des verwichenen Jahrhunderts (1798) durch eine Verordnung für alle damaligen Preußischen Universitäten (Königsberg, Frankfurt an der Oder, Halle, Breslau, Duisburg, Erlangen) festgestellt, da die Studierenden auf einigen der genannten Hochschulen grobe, die öffentliche Ruhe störende Excesse begangen hatten. Es heißt Eingangs dieser Verordnung: „Die Nachsicht, mit welcher bis jetzt diejenigen Studierenden behandelt worden, welche sich Ungezogenheiten und Ausschweifungen erlaubt, und hauptsächlich die Gelindigkeit der bis jetzt in solchen Fällen erkannten Strafen, haben die ungebilde-

und Modethorheiten verdorben worden. Die äußere Erscheinung eines solchen Oxoldinus wird auf folgende Weise gegeben: Die kleine Mütze keck auf der einen Seite, einen unförmlich weiten und langen Rock, der weder Taille, noch Knöchel sehen läßt, Pantalons, die weiter, als der Rock sind, ja so weit, daß recht gut zwei Paar daraus hätten angefertiget werden können; die Stiefel mit ungeheueren Anschraubespornen, welche den Beinkleidern zur Stütze dienen, weil das Treten auf dieselben, die wie Säcke herab hängen, unvermeidlich ist. Auch das Keuschheitsgesetz existirte bei den Erlanger Landsmannschaften, und wer dagegen handelte, kam in Verruf, das heißt, wenn er bei der Unkeuschheit betroffen wurde. Man gebraucht hier im Fechten noch die Stoßwaffe, aber nicht nach der in Jena eingeführten Methode, nämlich der Kreißlerischen. Das Fechten geschieht hier mehr kunstloser und roher. Duelle werden nach den Gesetzen strenge bestraft, und daher fallen sie in Erlangen selbst nur sehr selten vor; wenn ein Duell contrahirt wird, so geschieht es in der Umgegend oder in dem geräuschvollen, ungefähr vier Stunden davon entfernt liegenden Nürnberg. Man soll auf dieser Hochschule mit vierhundert Gulden jährlich den großen Herrn spielen können; es soll daher die wohlfeilste Hochschule Deutschlands seyn. — Das Leben auf der Leipziger Hochschule (1409 gestiftet), die oft über 1300 Studenten zählte, ist sehr angenehm, und bietet auch einen Reichthum an literarischen Hülfsmitteln den Studierenden dar, nur herrschte noch bis zu den 1830ger Jahren das freilich etwas strenge Recht, daß jeder Einwohner einen Studenten wegen einer noch so geringen Schuldforderung setzen, und ihn Monate lang bei schmaler Kost schmachten lassen konnte, welches Recht jedoch jetzt abgeschafft worden ist. Burschen- und Landsmannschaften waren hier eben so wenig, wie auf den meisten andern Deutschen Universitäten erlaubt,

Sicherheit gefährliche Exceſſe Beziehung haben, aller Cognition und Einmiſchung gänzlich zu enthalten." — Hierauf folgen nun die Vorſchriften für die Strafen in der Verordnung ꝛc. Dieſe Verordnung wurde nun den gedruckten Geſetzen der Studierenden auf den Preußiſchen Univerſitäten beigefügt, wie es jetzt mit den neuen Verordnungen geſchieht. Man gewahrt hieraus, daß ſchon 1798 die akademiſchen Freiheiten beſchränkt wurden, indem die Studierenden bei allen öffentlichen Exceſſen, die von ihnen begangen wurden, nicht mehr den Univerſitätsgerichten unterworfen waren, ſondern der Ortspolizey ꝛc. Es wurde zwar am 28ſten Dezember 1810 ein neues Reglement in Hinſicht der Preußiſchen Univerſitäten herausgegeben; allein das Reglement für die künftige Verwaltung der akademiſchen Disciplin- und Polizey-Gewalt bei den Univerſitäten vom 18ten November 1819 änderte daſſelbe wieder ab, wie oben angeführt worden. Hierzu kamen nun noch die neuentdeckten Verbindungen der Studierenden, die ſich beſonders von Jena aus verbreiteten, und ſich mit den revolutionären Verbindungen in Frankreich, Italien ꝛc. in Verbindung ſetzten, welche immer geſchärftere Verordnungen nöthig machten, daher erſchien in Preußen eine Kabinetsorder vom 7ten Juli 1821, wegen der Beſtrafung der Studierenden, welche unerlaubte Verbindungen unterhalten, welche lautet: „Da ſeit einiger Zeit auf mehreren Univerſitäten Spuren von Verbindungen und andern Umtrieben unter den Studierenden ſich abermals gezeigt haben, die Unterſuchung derſelben aber darüber die juriſtiſchen Beweiſe nicht immer zu ermitteln vermag, ſo will Ich, daß von nun an die bei Meinen Univerſitäten angeſtellten außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten gehalten und befugt ſeyn ſollen, diejenigen Studenten, welche nach ihrer Ueberzeugung verdächtig ſind, auf der Univerſität förmliche oder formloſe Verbindungen zu ſtiften, einzu-

nen sind nach Halle, Jena, Dresden, der Sächsischen Schweiz ꝛc. ꝛc. Hierzu kommt nun noch das Theater in Leipzig, und dann die Bälle, Konzerte ꝛc. im Winter, und die Kaffeegärten ꝛc. im Sommer. Das Geld ist freilich in einer Handelsstadt, wie Leipzig, um zu genießen, ein mächtiger Hebel bei den Studierenden; denn hierdurch erhalten sie nicht nur Ansehen und Kredit, sondern kommen auch in die angesehensten Familienzirkel, und zu den Bällen der Ressourcen ꝛc. Schon derjenige Musensohn, der sich anständig kleidete, ein schönes Logis nahm, den großen Herren spielen konnte, und in ein Korps trat, erhielt sogleich Kredit, und verband man mit diesen Eigenschaften noch den Adel, so ward der Kredit auf das Dreifache ausgedehnt, da ein Korpsbursche ihn schon doppelt genoß, aber der nicht emancipirte für sich lebende Student ihn kaum einfach erhalten konnte. Das einzige Uebel in Leipzig ist, daß die Studenten während der Messe ihre Zimmer den Meßfremden räumen müssen, weil diese weit mehr, als der Student für ein halbes Jahr, für fünf bis sechs Wochen zahlen; der Student wohnt daher, so lange die Messe dauert, schlecht, hinten hinaus, und in engem Stübchen, da es nur sehr wenige meßfreie Studentenwohnungen giebt; und dann, daß es während der Messe auch Bankhalter in Leipzig giebt, die den Studenten leicht verführen, sein noch übriges weniges Geld zu verspielen, weil der große Haufen des Geldes, den der Banquier vor sich liegen hat, immer wieder von Neuem zum Setzen reitzt, zum Pointiren, man biegt, und gagné oder perdu ist das Loos, welches Einen trifft, das Letztere jedoch am häufigsten, weil in der Regel das junge Blut zu hitzig beim Spiele ist. Die Hazardspiele sind hier strenge verboten, indessen finden sich doch während der Messe Banquiers ein. Dieses Spiel geschieht aber mit solcher Vorsicht auf einem der Kaffeehäuser, daß die Polizey selten die Bank entdeckt; denn ein von derselben besoldeter Auf-

Musenſöhnen ein Schutz gegen alle Anfeindungen anderer Stände auf ſie, indem ſie nur ihrem Gerichtsſtande untergeben waren. Mag nun dieſes ſie auch etwas übermüthig gemacht haben, ſo währte dieſer Uebermuth auch nur kurze Zeit, und das ſo oft von ihnen beſpöttelte Philiſterleben, das ſie eben ſo gut kennen und ſchätzen lernen mußten, zeigte ihnen bei ihrem Eingange in daſſelbe, die Verirrungen ihrer erſten Selbſtſtändigkeit im Kreiſe ihrer Muſenſtadt, bei dem Berufsgeſchäfte, dem ſie jetzt oblagen. Mithin verſchwand ſehr bald die Täuſchung einer abgeſchloſſenen Selbſtſtändigkeit. Die neueſte Zeit ſcheint durch die unüberlegten Handlungen vieler Studierenden (wohl mehr durch Verführung von andern Selbſtſtändigen), durch das Theilnehmen an politiſchen Ereigniſſen, den Regierungen die Ueberzeugung verſchafft zu haben, daß die jungen Muſenſöhne, durch die Abſchweifungen von ihrem eigentlichen Berufe, ſich ſelbſt für mündig erklären, ſie keiner Stütze weiter bedürfen, und ihr privilegirter Gerichtsſtand alſo auch unnütz ſey, und ſie, wie alle andern Stände, unter die bürgerlichen Gerichte gehören. Daß die Regierungen dieſe Ueberzeugung haben, geht aus der immer mehr beſchränkten akademiſchen Gerichtsbarkeit hervor, die nur noch einen Schatten von ihren frühern ausgedehnten Rechten behalten hat. Die aufgeklärten Zeiten weiſen Alle zu dem gemeinſamen Geſetze hin. Man hat ſchon oft die bevorrechtete und eximirte Gerichtsbarkeit angefeindet; man hat ſchon oft die Frage aufgeworfen: Warum die Muſenſöhne gerade in Deutſchland einen bevorzugten Stand bilden, da ſie in Frankreich, in der Schweiz und in mehreren andern Ländern der Ortspolizey und den gewöhnlichen Gerichten unterworfen ſind, mit andern Strafbaren dieſelben Gefängniſſe theilen, dieſelben Schulden- und Duellgeſetze haben ꝛc.? — Die Franzöſiſchen Studenten bilden keinen eigenen Stand, und wenn man in Frankreich gleich auch von Studen-

len rauchen, und an jedem Orte das leidenschaftlich betriebene Stoßen üben, konnten in Pantoffeln und Schlafrock über die Straße und in die Hörsäle gehen, und waren überhaupt in Hinsicht der Kleidungsstücke gar nicht genirt. Auch das sittliche Leben soll in Jena auf einer hohen Stufe stehen, welches auch die kräftigen lebensfrohen Hochschüler beweisen; nur einige Rohheiten wollte man ihnen damals vorwerfen, welche aus dem immer noch auf dieser Hochschule bestehenden Geiste der Renommisterey entspringen; denn die Studenten hielten noch mit vereinten Kräften auf ihre alten Freiheiten und Privilegien, worin ihnen auch viele Lehrer beitraten. Aus diesem Festhalten des Alten entsprang nun auch jenes an Rohheit gränzende Wesen, jener scheinbare Mangel an feiner gesellschaftlicher Bildung; denn wie bekannt waren auch die Jenaer Studenten Theilnehmer an den Wartburgsscenen im zweiten Jahrzehen dieses Jahrhunderts. Dieses Alles waren mehr Beweise ihrer kräftigen Natur, ihres jugendlichen Ausströmens eines kraftbewußten Lebens, als wahre Rohheit, und dann dünkt sich auch der Jenaische Bursche viel im Gebrauche der so gefährlich verschrienen Stoßwaffe, die er nach der Kreißlerischen Methode übt, und worin Jena freilich, außer Erlangen und Würzburg, die sie aber nach einer andern, weniger künstlichen Methode üben, noch die einzige Universität Deutschlands ist. Auf diese Waffe ist hier der Student stolz, sonst findet jeder Musensohn wohl eine freundliche herzliche Aufnahme, und auch ein heiteres gesangvolles Leben, das sich bei jeder Gelegenheit in den Commerschhäusern äußert. Der Stamm der gesammten Deutschen Burschenschaften war in Jena. Vor oder zur Zeit des Wartburgsfestes im Jahre 1817 hatte sich die Burschenschaft in Jena constituirt, und die damaligen Landsmannschafter vereinigten sich mit derselben; denn es gab damals nur eine Verbindung in Jena, die der Burschenschafter, die gegen vierhundert

bei geringfügigen Veranlassungen nicht contrahirt wird, wie auf den Deutschen Hochschulen; denn eine gewöhnliche Touche wird ignorirt oder zurückgenommen, hat sich aber ein Theil einmal Realinjurien zu Schulden kommen lassen, so ist das Duell unvermeidlich, und mit gefährlichen Waffen, und selbst der Bauer soll in solchen Fällen Satisfaktion nicht verweigern. Da nun die Französischen Studenten keine bestimmten Commerschhäuser haben, sondern dahin gehen, wo sie gut bedient werden, und eine ansprechende Gesellschaft finden, so fallen auch Reibungen unter einander selten vor; auch hält sie kein geschlossener Verein auf, sie gehen und kommen, wie es ihnen beliebt. Die Gelage, die sie bei besondern Festlichkeiten ꝛc. unter sich anstellen, sind auch ganz zwanglos, indem sie an öffentlichen Orten geschehen. So viel über die Französischen Studenten, als Episode. — Der Französische Student vindizirt keine, von den bestehenden abweichende Gesetze, er kann keine Schulden kontrahiren und sich auf Vergährung berufen, oder die Vorschrift überschreitende Forderungen als ungültig verweigern, hier entscheidet nur das Gesetz, was jeden Andern richtet. Der Deutsche Student würde freilich hierbei verlieren; denn das Karcer ist doch weniger abschreckend, als ein Gefängniß; das Duell, da es verboten ist, wird strenger, gewöhnlich kriminell bestraft; auch den Gläubigern stehen mehrere Rechte zu; indessen haben sie doch Vorrechte behalten, wenngleich auch beschränkt; denn beim Duell, wenn es nicht glücklich abgelaufen ist, wird der Duellant, der den Andern lebensgefährlich verletzt hat, auch dem Kriminalgerichte überliefert. — Wie schon oben bemerkt worden, befolgten die Regierungen Deutschlands nicht überall gleiche Grundsätze bei der Duldung der Studenten-Verbindungen auf ihren Hochschulen, indem einige bei dem politischen Treiben dieser Vereine keinen so nachtheiligen Einfluß auf eine Störung der öffentlichen Ruhe befürchte-

als die schlagfertigste Faust. Gegen Fremde sind die Göttinger Studenten etwas abstoßend und kalt, und auch das trauliche Du muß dem Sie den Platz räumen, das heißt, im Allgemeinen, in besonderen Verhältnissen findet das Du wie unter Freunden Statt. Noch zur Zeit ihres Flors im dritten Decennium dieses Jahrhunderts, zählte diese Hochschule über 1500 Studenten. Das Leben darauf ist nach dem Verhältnisse anderer Hochschulen eben nicht kostspielig, und auch an Sommer- und Wintervergnügungen fehlt es derselben nicht. — Auf den Hessischen Hochschulen, wie z. B. in Marburg (1527 gestiftet), wo nahe an 300 Studenten leben, herrscht noch ein etwas rauher Ton in geselliger Beziehung, der Student hängt hier noch mehr an alten Formen und Gebräuchen, duellirt sich und trinkt, und dieses ist auch in Giessen (1607 gestiftet) der Fall, wo an 400 Studenten studieren, welche beide Hochschulen wegen ihrer Nähe in beständiger Fehde mit einander leben, wobei sie sich im Freien schlagen. Der Kampfplatz zu ihren Fehden sind die Ruinen der Babenburg und der Gleyberg. Beide Universitäten werden größtentheils von Landeskindern, und den Jünglingen der nicht fern liegenden kleinen Fürstenthümer besucht. Auch hier existirten Landsmannschaften und Burschenschaften, jedoch ohne besondere Auszeichnung in Hinsicht eines feinen Comments, der einen höhern Grad der Kultur verräth. Landsmannschafter und Burschenschafter sollen in steter Fehde gelebt und ihre Feindseligkeiten mit mittelalterlicher Barbarey ausgeübt haben. In Marburg ist der Markt der Versammlungsplatz der Studenten; besonders zu Mittage, wenn das Militair zur Wachtparade aufzieht, und die Musik beginnt, ist der Platz mit Musensöhnen angefüllt, und wer irgend bei ihnen etwas zu suchen hat, erhält zu dieser Zeit gewiß Befriedigung seines Ansuchens, wo es ihm sonst so leicht nicht möglich wird, da sie dann, außer den Hörsälen, auf den

Kaffeehäuſern in der Stadt oder in deren Umgegend kneipen, wozu außerhalb die ſchöne Gegend im Sommer einladet. Sonſt iſt das Leben in Marburg wohlfeil, und der Kredit ſoll nichts zu wünſchen übrig laſſen. Von Gießen ſoll man nicht ganz daſſelbe ſagen können, auch ſoll die Koſt eben nicht zu loben ſeyn, und da die Stadt ſehr eng in einander gebauet iſt, ſo ſind die Quartiere eben nicht freundlich; dagegen iſt die Umgegend weit ſchöner, und dient den Studenten nach der Arbeit zur Erholung. — Heidelberg (1346 geſtiftet) wird als das Paradies aller Deutſchen Univerſitäten gerühmt, da daſelbſt nicht nur viele Freiheiten, ſondern auch große Annehmlichkeiten herrſchen, und dann auch dieſe Hochſchule zu Zeiten immer an 800 Studenten, und darunter die reichſten Ausländer zählte. Um dieſe Hochſchule in ihrem Flore zu erhalten, waren die akademiſchen Geſetze im Ganzen ſehr human und zu Gunſten der Studenten, beſonders in Schuldenſachen, verfaßt, und ſelbſt die Duelle auf Schläger und Korbſchläger wurden nur ſehr gelinde beſtraft, höchſtens mit vierzehn Tagen Karcer, dagegen wurden die auf Säbel, welche als ſolche nie herauskamen, und auf Piſtolen kriminell beſtraft. Man findet hier Studenten aus allen Gegenden Deutſchlands und aus den fernſten Staaten, junge Leute, wie ſchon bemerkt, aus den reichſten Häuſern, die hier ihr Geld verzehren; dazu tragen die vielen Ausflüge nach Mannheim, Schwetzingen, Rohrbach, Wiesloch, nach dem Bade Langenbrücken, nach Neckarſteinach, Neckargmünd, nach Weinheim ꝛc. bei Beſonders ſollen die Heidelberger Studenten viel Geld in Mannheim, von ihnen Mokum genannt, ſitzen laſſen, weil ſich ihnen hier viele Vergnügungen darbieten, wozu auch das Theater gehört. Um dieſes zu verhindern, wollten die Heidelberger ein eigenes Schauſpielhaus erbauen laſſen, um ſich das Geld zu erhalten, dagegen erhoben ſich aber alle Lohnkutſcher, die dadurch einen anſehnlichen

in Rostock (1419 gestiftet), zählte selten über 200 Studenten, und ihre Zahl balanzirt jetzt zwischen 125 bis 150 Individuen, die sich größtentheils nur auf Inländer beschränken. Die Lage der Universität im Norden, an der Ostseeküste, hat wohl dazu beigetragen, daß sie nicht sehr in Aufnahme gekommen ist, wie wir dieses auch bei denen von Kiel und Greifswalde sehen, die gleichfalls in der Frequenz ihrer Musensöhne sehr zurück sind, besonders die Letztere. Der Student zieht gern nach Süden, gern mehr nach dem Innern von Deutschland, entfernt von dessen nördlichen Küsten. Die Mehrzahl der Studierenden in Rostock besteht in Theologen, die Uebrigen vertheilen sich auf die drei andern Fakultäten. Für das Leben des Studenten ist hier viel geschehen, eben so für seine Ausbildung, da sich unter den drei und zwanzig ordentlichen Professoren an dieser Hochschule Männer von Ruf befinden; allein er kann sich hier nicht frei genug bewegen, kommt auch nur wenig in Anspruch, da Rostock eine Handelsstadt ist, die über 15,000 Einwohner zählt, mithin verliert sich hier die kleine Zahl der Musensöhne in dem Handelsgewühle der Stadtbewohner; auch sollen sie keinen rechten Vereinigungspunkt, außer dem Universitätsgebäude, haben. In der Umgegend ist das Seebad bei Dobberan, das Fürstenhaus und Lustholz auf der Hälfte des Weges dahin, und Warnemünde, die von den Studenten besucht werden. Im Jahre 1760 stiftete der damalige Herzog von Mecklenburg die Universität Bützow, und entließ seine Professoren in Rostock, da die übrigen Professoren vom Rathe angestellt und besoldet wurden, also die Universität halb der Stadt, und halb dem Herzoge angehört, und so erhielt Mecklenburg zwei Hochschulen; da dieses aber unmöglich von Dauer seyn konnte, bei dem schon so geringen Besuche der einen Universität, so ergab auch der Erfolg, daß Bützow 1780 wieder aufgehoben, und Alles zu einem Ganzen wieder mit der

große Tafel sang und kneipte gemeinschaftlich. Außerdem wurde im Sommer bei schönem Wetter gekegelt, und dann gab in Zwischenräumen von acht bis vierzehn Tagen jede Verbindung eine freie Nacht mit Musik, zu welcher das Universitätsgericht die Erlaubniß gab, dabei wurden noch die Fuchscommersche, Stiftungstage, Abschiedscommersche, Comitate ꝛc. gefeiert. Das Korpsleben gestaltete sich zwar bei manchen Verbindungen verschieden, aber doch im Ganzen angenehm und ungebunden. Die Mitglieder einer jeden Landsmannschaft standen sich einander bei, und vertraten sich auch mit dem Schläger und mit dem Geldbeutel. Alle diese Verbindungen waren nur auf das Zusammenleben in Heidelberg berechnet, und hatten daher, nach dem Urtheile eines ehemaligen Studierenden in Heidelberg, nichts Nachtheiliges, als daß sie dem Fleißigen Zeit raubten, ihn aber dabei das Leben von allen Seiten kennen lehrten. Auch die Burschenschafter spielten früher hier eine glänzende Rolle, allein nach der Verrufs-Erklärung Heidelbergs vom Jahre 1828, konnten sie nur im Stillen bestehen. In der zweiten Universitätsstadt Badens, Freiburg im Briesgau (1460 gestiftet), die über 600 Studenten zählt, von denen die meisten katholische Theologen sind, die hier absolviren müssen, ist der Ton im Allgemeinen etwas roh; denn nur wenige gebildete Aus- und Inländer sind hier des Studiums wegen versammelt, da die reicheren alle nach Heidelberg gehen. Dieses sey aber nicht darum gesagt, als fände man unter den ärmeren Studiosen nur rohe und ungebildete Jünglinge; denn auch die reicheren kann man im Ganzen dazu zählen, auch sie stehen mitunter noch auf einer Stufe, die nichts weniger als eine feine Erziehung beweiset, obgleich sie den in dieser Beziehung so vorgerückten Franzosen so nahe liegen. Es ist möglich, daß dieser rauhe Ton den Gebirgsbewohnern eigen ist, und daß sie ganz andere Seiten entwickeln, wenn man länger unter ihnen

sem Vereine aller geistigen und körperlichen Mittel sich entwickelt, sind die Ursache, daß sie sich nicht heben. Alles dieses kommt aber den andern drei Hochschulen zu gute, Alles, was den gebildeten Jüngling anziehen und seine Studien im Genusse der Jugendfreuden angenehm machen kann. — Die Hochschule in Halle hat von jeher viele Freiheiten genossen; sie ist diejenige wissenschaftliche Anstalt, die der Gründer des Königsthums Preußen, König Friedrich der Erste, als Churfürst, bald vor der Königswürde gründete, und sie besonders pflegte, welches auch alle seine Nachfolger gethan haben, und ihre Lage gaben ihr auch manche Vorzüge vor andern Musenstädten, und wenn es auch in Halle nicht sehr wohlfeil für den Musensohn zu leben ist, so kann derselbe doch sehr gut mit 300 Rthlrn. fertig werden, ja es giebt Studenten, die es mit 200 bis 250 Rthlr. müssen, diese können jedoch die Erholungen und Jugendgenüsse nicht in dem Grade genießen, als diejenigen, deren Wechsel oder Anweisung darüber hinausläuft. In Halle wird die Kost an der öffentlichen Wirthstafel meist sehr getadelt, ja man giebt sie für schlecht aus; selbst das, was man genießt oder wofür man bezahlt, soll nicht immer ächt seyn; dagegen ist das Bier gut und spricht die Studenten sehr an. Commerschirt und gekneipt wird in der Umgegend in Kröllwitz, Passendorf, in der Breihanschenke an der Elster; dann geht es nach Giebichenstein mit schönen Gartenanlagen an der Ruine der uralten Burg auf hohem Felsen, aus welcher der gefangene Landgraf Ludwig von Thüringen sich im Jahre 1102 durch einen sehr gewagten Sprung gerettet haben soll; nach Throta, Seebar, Reideburg, Dieskau, nach dem hohen Petersberge mit seiner Klosterruine und seiner Aussicht bis Magdeburg und den Brocken, nach der Rabeninsel ꝛc.; weitere Exkursionen werden von den Musensöhnen sowohl außer, als in den Ferien gemacht. Ferne Vergnügungsparthien sind Lauchstädt, Merseburg,

Umgegend ist schön und giebt den Musensöhnen eine angenehme Zerstreuung. So geht es nach Reutlingen, Pfullingen, nach dem romantisch gelegenen Schlößchen Lichtenstein, welches durch W. Hauff's Roman dieses Namens seine Berühmtheit bewährt hat. Vor dem auf einer vorspringenden Kante des ansehnlichen Berges stehenden Jägerhause wird weidmännisch gegessen und getrunken, und die herrliche Aussicht bewundert; und von dort geht es über den Bergrücken nach der eine Stunde davon entlegenen Nebelhöhle, die, wenn sie mit Fackeln erleuchtet wird, ihre großartigen Massen und gigantischen Gestalten der Felsen dem Auge um so großartiger darstellt, und weit die Beleuchtung am Pfingstmontage mit Lampen übertreffen soll. Die letztere Erleuchtung der Höhle geschieht jedesmal an dem genannten Festtage, und zieht aus allen Gegenden des Landes die Menschen herbei, gleichsam, wie eine Wallfahrt, die sich dann mit den aus Pfüllingen heraufgeschaften Getränken gütlich thun, und Abends auf dem im Pfüllinger Hirsch gehaltenen Balle sich belustigen. Dann geht es auch nach Stuttgart ins Theater, nach Marbach, dem Geburtsorte Schillers, ꝛc. Es wurden auch hier noch, wie überall auf den Universitäten Deutschlands, in den 1820ger Jahren Commersche abgehalten, Aufzüge veranstaltet, und an Belustigungen mancherlei Art fehlte es den Studenten nicht, um sich nach ihren Studien zu erholen und frische Lebensgeister zu schöpfen. Auch gab es hier, wie überall, mannigfaltige Reibungen unter den Musensöhnen der einzelnen Verbindungen, auch der Burschenschaften und Landsmannschaften. Verbindungsskandale waren nichts seltenes, und wurden Mann für Mann beseitiget, wobei man sich der Korbschläger bediente, und der geraden und krummen Säbel. Auch hier waren die Verbindungen, wie auf andern Hochschulen, nicht förmlich anerkannt, jedoch stillschweigend geduldet, obgleich man späterhin,

nachbarten reichen Fränkiſchen Adels, die Alle mit guten Wechſeln verſehen ſind, und etwas drauf gehen laſſen können; daher iſt auch das Leben in Würzburg ziemlich flott unter dieſen Muſenſöhnen. Unter den noch hier vor zehn Jahren beſtehenden Landsmannſchaften ragte, wie ſchon bemerkt, die Frankonia hervor; dann beſtanden auch Korps aus Rhein- und Mainländern, und aus Baiern. Es herrſchte hier auch noch der Stoßcomment, der jedoch von den Korbſchlägern immer mehr verdrängt wurde. — In Erlangen (1742 geſtiftet), die dritte Hochſchule Baierns, die über 300 Studenten zählt, lebt der Muſenſohn gleichfalls recht gut und wohlfeil bei vorzüglichem Biere. Auch hier exiſtirten Burſchenſchaften und Landsmannſchaften, doch die Erſteren nur ſehr geheim, auch gingen ſie bald ein; allein die Korpsburſchen erhielten ſich weit länger, und wurden nur durch den oben ſchon mehrere Male angeführten Bundestagsbeſchluß öffentlich unterdrückt, ohne jedoch ganz aufzuhören; auch war ihre Tendenz keineswegs politiſch, wie überhaupt die der Landsmannſchaften. Korpsburſchen, die von Erlangen auf eine andere Hochſchule gingen, durften in keine andere Verbindung treten, und mußten während ihrer Studienzeit die geſetzlichen Beiträge an die Verbindung in Erlangen abſchicken, ſonſt kamen ſie in den Verruf. Auch hatten die Baierſchen Landsmannſchaften die Beſtimmung, daß ihre Mitglieder auch nach den Univerſitätsjahren für das ganze Leben hinaus in Verbindung blieben, daher geſchah es denn auch nicht ſelten, daß bei Stiftungsfeſten Vater und Sohn mit den Schlägern präſidirten, und daß Männer, die ſchon längſt im Amte waren und Familie hatten, exkludirt wurden oder einen Verweis erhielten. In Erlangen hatte jede Verbindung zwei Vergnügungsörter, das Commerſchhaus und die Interimskneipe. In dem Erſteren eſſen die meiſten Hochſchüler und verſammeln ſich auch daſelbſt am Abende,

und auf die Interimskneipe wird am Morgen und am Nachmittage gezogen, und getrunken, nämlich Bier, welches hier schon früh beim Aufstehen getrunken wird, dann des Vormittags, bei Tische, nach Tische oder des Nachmittags, am Abende und in der Nacht. Das Erlanger Bier ist aber auch gesund und wohlfeil, und ersetzt alle übrigen Getränke, die hier selten von den Musensöhnen genossen werden, wie Kaffee, Thee, Wein, Branntwein ꝛc. Der Ton unter den Musensöhnen Erlangens ist zwar heiter, er spricht aber den Fremden sogleich nicht an, da in den Interimskneipen alles ziemlich ruhig hergeht; man trinkt, raucht und spielt, und bekümmert sich um den eintretenden Fremden, wenn er gleich als Student erkannt wird, gar nicht; denn der Erlanger Musensohn hält auf äußere Würde, worunter er, wie man anführt, seinen Mangel an savoir vivre verbergen soll. Die Unterhaltung ist daher steif und trocken, um so mehr, da hier, wie auf den meisten Universitäten, das kalte Sie herrscht, auf welches hier so strenge gehalten wird, daß das Anreden von fremden Musensöhnen, welche diese Universität besuchen, mit Du, weiter gar nicht beachtet wird, höchstens mit einem verächtlichen Seitenblicke, und mit unbeschreiblicher Indignation, so daß sie, wenn sie nicht in unangenehme Händel gerathen wollen, ihren Irrthum schnell verbessern müssen. Auf den Commerschhäusern geht es lustiger zu; hier werden glänzende zinnerne Pokale weidlich geleert und dabei gesungen; geschieht aber das Letztere nicht, so tritt wieder eine feierliche Stille ein; denn lautes Lachen, Pfeifen und einzelner Gesang war verpönt; ja die Ansbacher bestraften solche Frevel oder Unanständigkeiten in Wiederholungsfällen sogar mit Exclusion. Ein Ansbacher oder Onoldinus, mit den Farben weiß und roth, soll ein anschauliches Exemplar der guten alten Zeit seyn, in welcher unser Vaterland, Deutschland, noch nicht durch Französische Sitte-

und Modethorheiten verdorben worden. Die äußere Erscheinung eines solchen Onoldinus wird auf folgende Weise gegeben: Die kleine Mütze keck auf der einen Seite, einen unförmlich weiten und langen Rock, der weder Taille, noch Knöchel sehen läßt, Pantalons, die weiter, als der Rock sind, ja so weit, daß recht gut zwei Paar daraus hätten angefertiget werden können; die Stiefel mit ungeheueren Anschraubespornen, welche den Beinkleidern zur Stütze dienen, weil das Treten auf dieselben, die wie Säcke herab hängen, unvermeidlich ist. Auch das Keuschheitsgesetz existirte bei den Erlanger Landsmannschaften, und wer dagegen handelte, kam in Verruf, das heißt, wenn er bei der Unkeuschheit betroffen wurde. Man gebraucht hier im Fechten noch die Stoßwaffe, aber nicht nach der in Jena eingeführten Methode, nämlich der Kreißlerischen. Das Fechten geschieht hier mehr kunstloser und roher. Duelle werden nach den Gesetzen strenge bestraft, und daher fallen sie in Erlangen selbst nur sehr selten vor; wenn ein Duell contrahirt wird, so geschieht es in der Umgegend oder in dem geräuschvollen, ungefähr vier Stunden davon entfernt liegenden Nürnberg. Man soll auf dieser Hochschule mit vierhundert Gulden jährlich den großen Herrn spielen können; es soll daher die wohlfeilste Hochschule Deutschlands seyn. — Das Leben auf der Leipziger Hochschule (1409 gestiftet), die oft über 1300 Studenten zählte, ist sehr angenehm, und bietet auch einen Reichthum an literarischen Hülfsmitteln den Studierenden dar, nur herrschte noch bis zu den 1830ger Jahren das freilich etwas strenge Recht, daß jeder Einwohner einen Studenten wegen einer noch so geringen Schuldforderung setzen, und ihn Monate lang bei schmaler Kost schmachten lassen konnte, welches Recht jedoch jetzt abgeschafft worden ist. Burschen- und Landsmannschaften waren hier eben so wenig, wie auf den meisten andern Deutschen Universitäten erlaubt,

indeſſen wurden ſie, wenn ſie ſich in gewiſſen Schranken hielten, geduldet, und ſpäterhin, nach dem 1830ſten Jahre, wurden die Letztern auch förmlich erlaubt, und beſtanden in vier Korps, in Sachſen, Lauſitzern, Neupreußen und Montanen oder Bergbewohnern, die ſich früher Markomannen genannt hatten .Da dieſe Univerſität reich dotirt iſt, ſo hat der Inländer auch bedeutende Vortheile; aber auch dem Ausländer ſind die vielen Collegia günſtig, die hier gratis geleſen werden; denn jeder Lehrer, ſowohl der ordentliche, als außerordentliche Profeſſor, iſt gehalten, ein Publikum vorzutragen, und die große Anzahl der Privatdocenten ſieht ſich daher gleichfalls genöthiget, alle Vorleſungen publice zu halten, wenn ſie Zuhörer haben wollen. Und dieſe Vorzüge, daß man faſt alle Hauptcollegia ohne zu belegen, oder Honorar zu zahlen, hören kann, haben dieſer Univerſität auch die große Anzahl von Muſenſöhnen zugeführt, wozu noch der Leipziger Büchermarkt kommt, und der ausgedehnte Buchhandel auf ganz Deutſchland daſelbſt, ſo daß die Studenten alle Novitäten aus der erſten Hand erhalten, um ſie wenigſtens im Buchhandel anſehen und durchblättern zu können. In Leipzig erſchien zu Anfange der 1830ger Jahre gleichſam eine Wiedergeburt der akademiſchen Freiheit, die auf andern Univerſitäten durch geſchärftere Maaßregeln ſich immer mehr und mehr verlor. Die oben angeführten vier Korps zeichneten ſich theilweiſe durch modige und glänzende Anzüge, durch gutes Schlagen auf dem Fechtboden und guten Comment aus. Die Erholungen oder Ferien der Studenten währen in Leipzig wegen der Meſſen etwas länger, als auf andern Univerſitäten, und ſie werden hier gut in der ſchönen Umgegend benutzt, wie im Roſenthal, auf der Milchinſel, in den Dörfern Gohlis, Raſchwitz, Eutritſch, Konnewitz, Zöbigker, Lindenau, Breitenfels, Zweinaundorf, Abtnaundorf; dann auf dem Geſundbrunnen zu Machern ꝛc. Weitere Excurſio-

nen sind nach Halle, Jena, Dresden, der Sächsischen Schweiz ꝛc. ꝛc. Hierzu kommt nun noch das Theater in Leipzig, und dann die Bälle, Konzerte ꝛc. im Winter, und die Kaffeegärten ꝛc. im Sommer. Das Geld ist freilich in einer Handelsstadt, wie Leipzig, um zu genießen, ein mächtiger Hebel bei den Studierenden; denn hierdurch erhalten sie nicht nur Ansehen und Kredit, sondern kommen auch in die angesehensten Familienzirkel, und zu den Bällen der Ressourcen ꝛc. Schon derjenige Musensohn, der sich anständig kleidete, ein schönes Logis nahm, den großen Herren spielen konnte, und in ein Korps trat, erhielt sogleich Kredit, und verband man mit diesen Eigenschaften noch den Adel, so ward der Kredit auf das Dreifache ausgedehnt, da ein Korpsbursche ihn schon doppelt genoß, aber der nicht emancipirte für sich lebende Student ihn kaum einfach erhalten konnte. Das einzige Uebel in Leipzig ist, daß die Studenten während der Messe ihre Zimmer den Meßfremden räumen müssen, weil diese weit mehr, als der Student für ein halbes Jahr, für fünf bis sechs Wochen zahlen; der Student wohnt daher, so lange die Messe dauert, schlecht, hinten hinaus, und in engem Stübchen, da es nur sehr wenige meßfreie Studentenwohnungen giebt; und dann, daß es während der Messe auch Bankhalter in Leipzig giebt, die den Studenten leicht verführen, sein noch übriges weniges Geld zu verspielen, weil der große Haufen des Geldes, den der Banquier vor sich liegen hat, immer wieder von Neuem zum Setzen reizt, zum Pointiren, man biegt, und gagné oder perdu ist das Loos, welches Einen trifft, das Letztere jedoch am häufigsten, weil in der Regel das junge Blut zu hitzig beim Spiele ist. Die Hazardspiele sind hier strenge verboten, indessen finden sich doch während der Messe Banquiers ein. Dieses Spiel geschieht aber mit solcher Vorsicht auf einem der Kaffeehäuser, daß die Polizey selten die Bank entdeckt; denn ein von derselben besoldeter Auf-

nach der zweiten Residenzstadt Potsdam. Indessen findet man auch Kaffee- und Bierhäuser, worin die Studenten besonders verkehren, die deshalb auch von den übrigen Ständen weniger besucht werden, und wo sie unter sich commerschiren können, oder wo auch besondere Zimmer für sie eingerichtet sind. Ein großer Theil der Studierenden, besonders aus den Provinzen, bilden eigene Vereine, und kommen auf ihren Stuben zusammen, wo sie sich vergnügen, und wenn gleichgesinnte Studierende an irgend einem Orte zusammentreffen wollen, um zu commerschiren, so wird in den verschiedenen Hörsälen ein Zettel mit der Bestimmung des Ortes an den Katheder geklebt. Eben so ist es auch der Fall, wenn eine Schlittenfahrt oder sonst ein Aufzug veranstaltet werden soll, wozu die Musensöhne schon die Erlaubniß von dem Rektor und Senate erhalten haben, der erst wieder bei der Regierung anfragen muß, um bei der Genehmigung des Ansuchens mit der Polizey Rücksprache zu nehmen, damit diese diejenigen Maaßregeln trifft, die nöthig sind, daß der Zug nicht gestört werde. Bei der Vorkehrung eines solchen Aufzuges, werden nun die Studierenden, welche daran Theil nehmen wollen, durch die erwähnten Zettel aufgefordert, sich in einem der Hörsäle nach der Vorlesung einzufinden, um sich über diese Angelegenheit zu besprechen, und die Chargen und Rollen, die dabei zu übernehmen sind, zu vertheilen, auch das Geld einzuziehen, was, z. B. bei Fackelzügen, die Fackeln kosten, und die Fackelträger ꝛc. erhalten, weil dazu in der Regel Stiefelwichser und andere Personen genommen werden, welche sie tragen müssen. Kurz die ganze Angelegenheit eines Aufzuges, einer Schlittenfahrt, eines Commerschs ꝛc. wird auf diese Weise besprochen und abgemacht. Landsmannschaften, Burschenschaften, und andere nicht literarische Verbindungen, die hier auch bei vielen Musensöhnen Anklang gefunden haben, sind hier jetzt, wie schon oben angeführt

katholiſchen Gymnaſien in Schleſien und in der Grafſchaft Glaz, unter einem Direktor ſtand; dann hatte ſie einen Rektor, einen Kanzler, einen Syndikus, ſechs Profeſſoren für die theologiſche und ſechs für die philoſophiſche Fakultät, welche in dem Univerſitätsgebäude wohnten, und an einem gemeinſchaftlichen Tiſche mit den fünf Profeſſoren des gleichfalls mit der Univerſität verbundenen Gymnaſiums, die auch daſelbſt wohnten, ſpeiſeten. Das Ganze hatte alſo noch dieſelbe klöſterliche Einrichtung, wie früher zur Zeit der Jeſuiten, mithin war auch der Ton bei den Studenten geblieben, daſſelbe eingezogene einfache Leben. Nur erſt 1811 bei der Vereinigung der Frankfurter Univerſität mit der Breslauer, wie oben angeführt worden, und der Vervollſtändigung der Fakultäten, indem ſie jetzt fünf Fakultäten zählt, eine evangeliſch- und eine katholiſch-theologiſche, eine juriſtiſche, eine mediziniſche und eine philoſophiſche, und es eine Simultan-Hochſchule ward, iſt das Leben der Hochſchüler freier geworden, obgleich wenige Frankfurter Studenten mit ihrern Lehrern nach Breslau zogen, ſondern die meiſten nach Berlin und Halle gingen, um ihre Studien zu vollenden. Indeſſen vermehrte ſich die Zahl der Studenten bald ſehr anſehnlich in Breslau, indem dieſe Hochſchule, bei den angeſehenen Lehrern und vortrefflichen Hülfsmitteln, ein Vereinigungspunkt der Studierenden aus den Provinzen Schleſien und Poſen ward, auch aus Weſtpreußen mehrere Jünglinge dahin zogen, außer denjenigen aus fremden angrenzenden Staaten; denn 1821, alſo zehn Jahre nach ihrer Erneuerung, zählte ſie ſchon an 700 Studenten, da ſie vor der Reſtauration, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, mit den katholiſchen Gymnaſiaſten nur 600 zählte, alſo ein Beweis ihrer ſchnellen Aufnahme und des Bedürfniſſes einer vollſtändigen Hochſchule in Schleſien. Die Freiheiten, die der Student hier genießt, ſind dieſelben aller Preußiſchen Hochſchulen nach ihrer neuen Verfaſſung;

Mitglieder zählte. Turnen, Fechten und militärische Uebungen füllten die Mußestunden; allein es entstanden bald Spaltungen, und besonders, wie schon oben zur Genüge angeführt worden, da die Regierungen kräftig einschritten, um alle demagogischen Umtriebe, die sich zu gleicher Zeit zeigten, zu ersticken, so löste sich auch diese Verbindung auf, und das Ganze zerfiel in Burschenschaften und Landsmannschaften, die dann späterhin auch nicht geduldet wurden, wenigstens nicht öffentlich, wenn man auch im Geheimen nachsah, sobald daraus nichts der Regierung Nachtheiliges entstand. Außer diesen Verbindungen lebten auch viele Studenten ganz verbindungslos für sich, welche hier Finken genannt werden, und die damals, als das Burschenwesen auf seiner Höhe stand, fast gar nicht in Betrachtung kamen, gar nicht geachtet wurden, so daß man ihnen gar keine Satisfaktion gab, um sie gleichsam zu zwingen, in eine Verbindung zu treten; indessen erreichte man diesen Zweck nicht, und diese Parthey, gleichfalls zahlreich, blieb, wie auf allen andern Universitäten, von allen Verbindungen getrennt, mithin hatte Jena hierin nichts vor andern Hochschulen voraus, wenn gleich sonst den Ruf in der Studentenwelt, daß das Burschenleben sehr ausgebildet und der Comment mit Nachdruck aufrecht erhalten wird. Auch die Umgegend bietet zur Erholung so Manches dar, besonders aber Weimar, wohin häufige Excursionen gemacht werden, um das Theater und andere Festlichkeiten daselbst, besonders im Winter, zu besuchen; dann geht es auch in den Ferien nach Halle und Leipzig, um die noch dort weilenden Musensöhne zu besuchen. In der Nähe um Jena werden mehrere Dörfer des Biers wegen besucht, und daselbst commerschirt, wie zu Wöllnitz, Lichtenhayn, Zwätzen, Ziegenhayn, Ammerbach, Cospeda ꝛc. Eine schöne Aussicht genießt der Musensohn von den Ruinen der Lobedaburg, an dem Fuße des Berges die Stadt Lobeda; dann vor sich Burgau,

Winzerla und die Fernsicht bis zur Leuchtenburg bei Kahla, links und rechts theils bewachsene, theils kahle Berge. In Jena selbst ist der Markt oder das Forum der Alten, wie es genannt wird, der Sammelplatz der Studenten, wo alle Angelegenheiten der Burschenwelt verhandelt werden; hier sieht man sie so in Gruppen stehen und sprechen oder streiten, wie die Kaufleute an der Börse, um Geschäfte zu machen; und dann in dem Burgkeller, die eigentliche Studentenkneipe mitten in der Stadt, wo man zu allen Tageszeiten Studenten antrifft, wie in andern Universitätsstädten in den Universitätsgebäuden. Hier kann man Auskunft über diesen oder jenen Studenten erhalten, kurz über Alles, was den Studenten und diese Hochschule angeht, weil hier Alles verkehrt, so wie auf dem Marktplatze. — Das Leben der Musensöhne in Kiel, dessen Hochschule (1665 gestiftet) 200 bis 250 Studenten zählt, wird als sehr anständig und gesittet geschildert; man findet hier auch nicht die geringste Spur mehr von dem ehemaligen Pennalismus und andern ähnlichen Ueberresten des Deponirens ꝛc.; auch ist hier ein sogenanntes Ehrengericht errichtet worden, welches Duelle verhüten soll, die jedoch schon von selbst bei dem friedlichen Sinne, der hier unter den Studierenden herrscht, wegfallen. Ehemals war hier zwischen den Reichen und Armen, so wie zwischen den Adelichen und Bürgerlichen eine scharfe Grenzlinie gezogen, die viel Unheil verursachte, aber jetzt verschwunden ist; auch lag dieses wohl mehr mit an dem Geiste der Studierenden im Allgemeinen, und in der großen Duldung und Nichtbeachtung sonstiger akademischer Freiheiten. Hier lebte auch ein Theil des angesehensten und ältesten Adels von Dännemark, als die Familien Baudissin, Stolle, Bernstorf, Ranzau, Hardenberg, Halstein ꝛc., die bei ihren Festen ꝛc. dem gebildeten Musensohne den Eintritt erlaubten, überhaupt jeden Gebildeten mit Auszeichnung aufnahmen;

auch zu den angesehensten Bürgerfamilien erhalten Studierende Zutritt, da hier der Ton ziemlich ungezwungen und gesellig ist. Dieses Alles hat natürlich auch auf die Studenten sehr vortheilhaft gewirkt, wozu auch noch gute akademische Gesetze kommen, die mit Strenge aufrecht erhalten werden. Das Leben ist im Ganzen eben nicht theuer für den Musensohn, auch fehlt es ihm nicht an Abwechselung in den wahrhaft romantischen Umgebungen Kiels. Besonders reizend ist der Wald zu Düsternbrock, wo sich kaum funfzig Schritte seitwärts davon die Ostsee hinwälzt, jenseits welcher die Dörfer Ellerbeck und Neumühlen ganz in der Ferne sich angenehm gruppiren; dann der Hafen (der Kieler Förd); weiter hinaus sieht man Holtenau, wo die Schiffe den Hafen passiren, und ganz in der Entfernung des Meeres entdeckt das scharfe Auge die Citadelle Friedrichs-Ort. Für eine poetische Natur ist daher hier Alles geschehen, was die poetische Ader springend machen kann. Zu den öffentlichen Belustigungsörtern der Studenten gehört Dorfgarten, Preetz, Wiburg, Petersburg ꝛc. Zu den Wintervergnügungen gehört auch das Theater in der Stadt, welches aber nicht sehr gelobt wird. Auch gewährt die Messe (der berühmte Kieler Umschlag) eine angenehme Zerstreuung. Wenn gleich diese Universität berühmte Männer, als Lehrer, und vortreffliche Institute aufzuweisen hat, so hat es doch nie recht gelingen wollen, diese Universität zu heben, ja es gab eine Zeit (zu Ende des vorigen Jahrhunderts) wo Kiel kaum hundert Studenten zählte, und die Medizinische Fakultät, für die am meisten gethan wird, kaum mehr Studierende zählte, als Professoren. Doch dieses sind Schattenseiten, die auch die berühmtesten Universitäten im Verhältnisse gehabt haben, da so mancherlei Einwirkungen oder Einflüsse oft ihre Folgen haben, die sich nicht immer gleich abwenden lassen, und daher kehrt auch sehr oft der Flor solcher Institute bald wieder zurück. — Die Hochschule

sem Vereine aller geistigen und körperlichen Mittel sich entwickelt, sind die Ursache, daß sie sich nicht heben. Alles dieses kommt aber den andern drei Hochschulen zu gute, Alles, was den gebildeten Jüngling anziehen und seine Studien im Genusse der Jugendfreuden angenehm machen kann. — Die Hochschule in Halle hat von jeher viele Freiheiten genossen; sie ist diejenige wissenschaftliche Anstalt, die der Gründer des Königsthums Preußen, König Friedrich der Erste, als Churfürst, bald vor der Königswürde gründete, und sie besonders pflegte, welches auch alle seine Nachfolger gethan haben, und ihre Lage gaben ihr auch manche Vorzüge vor andern Musenstädten, und wenn es auch in Halle nicht sehr wohlfeil für den Musensohn zu leben ist, so kann derselbe doch sehr gut mit 300 Rthlrn. fertig werden, ja es giebt Studenten, die es mit 200 bis 250 Rthlr. müssen, diese können jedoch die Erholungen und Jugendgenüsse nicht in dem Grade genießen, als diejenigen, deren Wechsel oder Anweisung darüber hinausläuft. In Halle wird die Kost an der öffentlichen Wirthstafel meist sehr getadelt, ja man giebt sie für schlecht aus; selbst das, was man genießt oder wofür man bezahlt, soll nicht immer ächt seyn; dagegen ist das Bier gut und spricht die Studenten sehr an. Commerschirt und gekneipt wird in der Umgegend in Kröllwitz, Passendorf, in der Breihanschenke an der Elster; dann geht es nach Giebichenstein mit schönen Gartenanlagen an der Ruine der uralten Burg auf hohem Felsen, aus welcher der gefangene Landgraf Ludwig von Thüringen sich im Jahre 1102 durch einen sehr gewagten Sprung gerettet haben soll; nach Throta, Seebar, Reideburg, Dieskau, nach dem hohen Petersberge mit seiner Klosterruine und seiner Aussicht bis Magdeburg und den Brocken, nach der Rabeninsel ꝛc.; weitere Exkursionen werden von den Musensöhnen sowohl außer, als in den Ferien gemacht. Ferne Vergnügungsparthien sind Lauchstädt, Merseburg,

Deſſau, Wörlitz und Leipzig ꝛc. Außer dieſen Vergnügungsparthien, die größtentheils im Sommer unternommen werden, giebt es nun auch im Winter viele Vergnügungen für die Studierenden in der Stadt ſelbſt, außer den von ihnen beſuchten Kaffeehäuſern (Kneipen) ꝛc., z. B. Schauſpiele, Konzerte und andere muſikaliſche Unterhaltungen, Bälle ꝛc. Hierzu kommen im Winter nun noch Schlittenfahrten, und im Sommer Ausfahrten und Ausritte mancherlei Art. Der Student kann ſich alſo in Halle nicht beſchweren, daß es ihm nach der Arbeit an Erholung fehlt, ihm wenige Vergnügungen blühen, ja ſie werden ihm hier mehr geboten, als auf den meiſten andern Deutſchen Univerſitäten; auch ſind die Hülfsmittel dazu vorhanden, ſowohl vortreffliche Wege, als gute Miethspferde und ziemlich gute Wagen, und wohlfeil, da das Futter für die Pferde um Halle herum nicht theuer iſt; auch ſind die Vermiether der Pferde und Wagen nicht ängſtlich im Kredit geben. Für die Hallenſer werden Lauchſtädt und Leipzig eben nicht als Erholungsörter empfohlen; denn in dem erſteren Orte, da winkt dem Muſenſohne der grüne Tiſch mit ſeinen Geldhaufen, und wer iſt oft ſtark genug, um nicht ein Buch von dem Banquier anzunehmen und zu ſpielen, bald zu gewinnen, bald zu verlieren, bis der Verluſt dem Spiele ein Ende macht; und in dem Letzteren, verliert man oft noch mehr, als Geld, auch die Geſundheit, wenigſtens leicht der junge, noch unerfahrene Muſenſohn. — Auch Halle hat ſeine Ordensverbindungen und Landsmannſchaften gehabt, ſo wie in neuerer Zeit ſeine Burſchenſchaften und ſeine Bierkönigreiche; auch ſeine Hochſchüler haben derb gekneipt, commerſchirt, pokulirt und ſich duellirt, wobei der Hiebcomment mit Glockenſchlägern eingeführt iſt; es gab Korpshetzen und Bierſkandale, kurz dieſe Hochſchule hat ihren Comment ſtets würdig durchgeführt, und ſich bei allen übrigen Hochſchulen in Anſehen geſetzt, wozu nun noch vorzüg-

katholischen Gymnasien in Schlesien und in der Grafschaft Glaz, unter einem Direktor stand; dann hatte sie einen Rektor, einen Kanzler, einen Syndikus, sechs Professoren für die theologische und sechs für die philosophische Fakultät, welche in dem Universitätsgebäude wohnten, und an einem gemeinschaftlichen Tische mit den fünf Professoren des gleichfalls mit der Universität verbundenen Gymnasiums, die auch daselbst wohnten, speiseten. Das Ganze hatte also noch dieselbe klösterliche Einrichtung, wie früher zur Zeit der Jesuiten, mithin war auch der Ton bei den Studenten geblieben, dasselbe eingezogene einfache Leben. Nur erst 1811 bei der Vereinigung der Frankfurter Universität mit der Breslauer, wie oben angeführt worden, und der Vervollständigung der Fakultäten, indem sie jetzt fünf Fakultäten zählt, eine evangelisch- und eine katholisch-theologische, eine juristische, eine medizinische und eine philosophische, und es eine Simultan-Hochschule ward, ist das Leben der Hochschüler freier geworden, obgleich wenige Frankfurter Studenten mit ihrern Lehrern nach Breslau zogen, sondern die meisten nach Berlin und Halle gingen, um ihre Studien zu vollenden. Indessen vermehrte sich die Zahl der Studenten bald sehr ansehnlich in Breslau, indem diese Hochschule, bei den angesehenen Lehrern und vortrefflichen Hülfsmitteln, ein Vereinigungspunkt der Studierenden aus den Provinzen Schlesien und Posen ward, auch aus Westpreußen mehrere Jünglinge dahin zogen, außer denjenigen aus fremden angrenzenden Staaten; denn 1821, also zehn Jahre nach ihrer Erneuerung, zählte sie schon an 700 Studenten, da sie vor der Restauration, zu Anfange dieses Jahrhunderts, mit den katholischen Gymnasiasten nur 600 zählte, also ein Beweis ihrer schnellen Aufnahme und des Bedürfnisses einer vollständigen Hochschule in Schlesien. Die Freiheiten, die der Student hier genießt, sind dieselben aller Preußischen Hochschulen nach ihrer neuen Verfassung;

auch hier können nach eingeholter Erlaubniß Fackelzüge und Schlittenfahrten veranstaltet, und andere Freuden des Lebens, wenn sie nicht gegen die Sittlichkeit und den Anstand anstoßen, genossen werden. Auch die schönen Umgebungen Breslaus sind anziehend für die Musensöhne, und werden von ihnen auch häufig besucht, so z. B. die Englischen Gärten Scheitnig, Marienau, Kriech, Treschen, Goldschmith, der Gesundbrunnen Skarsine, Oswitz mit dem heiligen Berge und der Schwedenschanze, Mangenau, Pöpelwitz, Touschen, Schleibitz ꝛc.; dann geht es nach dem reizenden Sybillenorte, dem vier Meilen von Breslau liegenden Oels ꝛc. Im Winter Theater (auch im Sommer), Konzerte, Bälle, hauptsächlich in den hier bestehenden Ressourcen, woran Studierende, von den Mitgliedern eingeführt, auch Theil nehmen können ꝛc. — Das Leben ist für den Studierenden in Breslau eben nicht kostspielig, und das Essen, für diejenigen, welche an die Schlesische Kost gewöhnt sind, gewiß gut; wer höher hinaufsteigen will, also gute Wechsel zu beziehen hat, kann in den Restaurationen und auf den Kaffeehäusern auch hier, wie überall, sehr gut leben, und wird nicht den guten Tisch vermissen. Die Wohnungen der Studenten sind größtentheils in der Stadt, aber auch in den Vorstädten findet man sie, welches sich nach den Finanzen der Musensöhne richtet. Die Universität hat auch zahlreiche Stipendien-Stiftungen und andere Benefizien, welche den ärmeren Musensöhnen zu Hülfe kommen. — Das Fechten geschieht hier mit Korbschlägern und mit Glockenschlägern; Aufsehen erregende Duelle kommen hier sehr selten vor, und wegen des vereinbaren Bestrebens der Studiosen auf dieser Hochschule sich gegenseitig brüderlich zu begegnen, haben sie keinen Tummelplatz dazu finden können. — Das Leben der Studenten auf der Simultan-Hochschule in Bonn (1818 gestiftet und von mehr denn 1000 Studiosen besucht), ist nicht bloß wegen der schönen Lage der Stadt

wohnen wollen, bezahlen nur einen geringen Miethszins, der zur Unterhaltung der Wohnung verwendet wird. Der Student lebt übrigens hier sehr billig, wenn er gleich, da Königsberg eine Handelsstadt ist, und der Kaufmann mehr für sich, seine Geschäfte und seine Geschäftsfreunde lebt, nicht diese Aufmerksamkeit zu erhalten scheint, wie in andern Städten, so bleibt er doch nicht unbeachtet, und nimmt an den mancherlei Vergnügungen Theil, die sie unter sich genießen, wenn er auf irgend eine Weise eingeführt worden ist. Dann genießt er hier im Sommer und Winter Theater, Lustparthien nach dem Hafen Pillau; dann die Gärten von Bork, Bauer, bei Belle-Alliance ꝛc.; ferner nach Sprind, Kleinhaid, Blackau, Mostbude, Polenburg, Lapsau, Friedrichsstein ꝛc.; im Winter auch Maskeraden, Bälle, Konzerte ꝛc. — Ob und wie weit auch in Königsberg landsmannschaftliche und burschenschaftliche Verbindungen Statt gefunden haben, ist öffentlich nicht bekannt geworden, doch scheint das Verbindungswesen den Königsberger Studenten ziemlich fremd geblieben zu seyn. Man fechtet hier gleichfalls mit Schlägern. — Was die neu gestiftete katholische Hochschule zu Münster (mit zwei Fakultäten, einer theologischen und einer philosophischen), die den Namen Maximiliana Fridericiana führt, betrifft, so ist bis jetzt über ihr Gedeihen wenig veröffentlicht worden; sie ist an die Stelle der ehemaligen Hochschule mit zwei Fakultäten zu Paderborn (1615 gestiftet) getreten. — Von dem Leben der Hochschüler auf den Oesterreichischen Universitäten: Wien (1237 gestiftet), mit 1500 bis 2000 Studenten, Prag (1348 gestiftet), mit 1300 bis 1500 Studenten, Inspruck (1671 gestiftet, zu Anfange dieses Jahrhunderts aufgehoben, und 1826 wieder restaurirt), mit einigen Hundert Studenten, ist wenig Specielles bekannt; im Allgemeinen weicht es sehr von den übrigen Hochschulen Deutschlands ab, indem ein ganz eigener Ton darauf herrscht, der sich

nicht klagen, um so mehr, da die Einwohner einen ansehnlichen Zuschuß in ihrer Einnahme durch die Anlegung dieser Universität erhalten haben, und sich daher auch bemühen die Studierenden, wo es nur angeht, zufrieden zu stellen. — Fechtübungen auf den Hieb werden hier eben so wie auf den andern Hochschulen betrieben, da aber ein sehr anständiger Comment auf dieser Universität herrscht, so hört man von keinem Duelle. — Auf der Hochschule in Greifswalde (1456 gestiftet) hat sich das Leben der Studenten nur erst wieder in neuester Zeit unter Preußischer Hoheit gehoben. Nicht daß es dieser Universität unter der Schwedischen Regierung an Freiheiten gefehlt hätte, sie hatte deren mehr als zu viel; auch nicht an vortrefflichen Lehrern, guten Hülfsmitteln und wissenschaftlichen Anstalten, auch nicht an Fonds, denn sie ist sehr gut dotirt, allein sie wollte sich in neuerer Zeit nicht heben, welches sie wahrscheinlich, wie schon oben bemerkt worden, ihrer Lage zuzuschreiben hat, unweit der Ostsee. Man hatte dieser Universität schon vor beinahe vierzig Jahren, so wie den Universitäten Erfurt, Duisburg, Altdorf und Rinteln, das Prognosticon ihrer baldigen Auflösung gestellt; allein sie hat sich erhalten, und scheint eine neue Wiedergeburt unter der jetzigen Regierung zu feiern, wodurch der Provinz Pommern eine Hochschule erhalten wird, da die andern angeführten Hochschulen eingegangen sind, die alle, so wie Greifswalde, zu ihrer Zeit auch ihre rothen Striche im gelehrten Kalender, und große Männer unter ihren Lehrern aufzuweisen hatten. So zählte Erfurt (1392 gestiftet) auch zu Zeiten über 500 Studenten, und zuletzt, als sie aufgehoben wurde, kaum so viele, als Lehrer dabei angestellt waren. Auch Greifswalde sah mehrere hundert Studenten in seinen Mauern, und sank in der letzten Zeit unter Schwedischer Regierung bis weit unter hundert herab, ja sie sollen einst so rar darauf gewesen seyn, daß in einer großen Gesellsch-

in der Stadt Alle plötzlich an die Fenster gelaufen seyen und hätten mit Fingern auf die Straße gedeutet, und als ein Fremder in der Gesellschaft die Frage gethan: „Wer denn diese merkwürdige Person sey", so habe man geantwortet: „Unser Student". Es sey also damals nur der Einzige auf dieser Universität gewesen. Dieses scheint jedoch nur ein Witz zu seyn, wenn man ihn gleich gedruckt findet; denn wenn gleich diese Hochschule Perioden gehabt hat, wo ihre Zahl weit unter hundert war, wie auch schon oben bemerkt worden, so hat sie sich doch wohl nie bis auf ein einzelnes Individuum reducirt. Greifswalde soll jetzt zwischen 150 bis 200 Studenten zählen, wozu jedoch diejenigen, welche die Landwirthschaft zu Eldena studieren, mitgerechnet sind, weil sie sich bei der Universität in Greifswalde immatrikuliren lassen müssen, da Eldena, eine ehemalige sehr begüterte Cistercienser-Abtei, ein Eigenthum der Universität ist. Im Jahre 1824 zählte sie 125 Studenten. Da diese Hochschule mit vortrefflichen Lehrern besetzt, sehr gut dotirt, und reichhaltig mit wissenschaftlichen Anstalten ausgestattet ist, auch für arme Studierende ansehnliche Stipendien vorhanden sind, so wäre es sehr zu wünschen, daß sie sich höbe. Das Universitätsgebäude ist sehr zweckmäßig und schön eingerichtet, und das Leben des Studenten gar nicht kostspielig, da die Einwohner nicht auf das Einkommen von den Studenten zu sehen nöthig haben, weil sie einen ansehnlichen Seehandel treiben, wodurch sie sich ihren Unterhalt verschaffen. Es fehlt auch nicht an Wohnungen zur Aufnahme der Studenten, noch an andern Bequemlichkeiten, die dem jungen Manne den Aufenthalt angenehm machen können; selbst die Excursionen nach der eine Stunde davon entfernten Ostsee, nach dem $3\frac{1}{2}$ Meile davon liegenden Stralsund, eine noch weitere Ausflucht nach der Insel Rügen ꝛc., und dann im Winter Schauspiele, Bälle, Konzerte.— Auch die Parthie nach Wyk und Eldena, wo Badeanstalten

nicht in dem Charakter der Fröhlichkeit und Verbindungssucht ausspricht, als auf den oben genannten Hochschulen, daher fand man auch nicht auf ihnen Landsmannschaften und Burschenschaften, wenigstens nicht öffentlich; auch wacht die Regierung strenge über dergleichen Verbindungen, so daß jede Spur davon sogleich vernichtet wird. Auch wagen es die Studenten nicht, sich in dergleichen Verbindungen einzulassen, und dann ist auch ein solcher Geist unter den jungen Leuten, die sich den Wissenschaften widmen, hier gar nicht vorhanden, weil schon die Gymnasialerziehung beschränkt ist, so daß ein solcher Geist nicht aufkommen kann, und auch nicht aufkommt, und dann ist auch das Studium selbst, oder war es vielmehr, weit beschränkter auf den Oesterreichischen Hochschulen, als auf denen des übrigen Deutschlands. So mußte in Wien der künftige Arzt erst drei Jahre den philosophischen Cursus machen, und durfte während dieser Zeit kein einziges physisches oder medicinisches Kollegium, nicht einmal Botanik hören, und dann mußte er noch fünf Jahre Medizin studieren. Eben so schlimm haben es die Juristen, dagegen hatte der Theolog nur einen einjährigen Cursus in der Philosophie nöthig. So war es noch vor und während der Constituirung der Burschenschaften in Deutschland, so wie der geheimen Verbindungen, mithin hatte der Student auf den Oesterreichischen Hochschulen keine Zeit an dergleichen Verbindungen zu denken, diese mußte er seinen Studien opfern, und was ihm hiervon übrig blieb, zu seiner Erholung verwenden, die er dann auch, sowohl in Wien, als in Prag, hinlänglich als Entschädigung fand, und noch findet, sowohl im Sommer im Theater, als in Excursionen nach den schönen Umgebungen; im Winter auf Masken- und andern Bällen, in Konzerten, Pickenicks ꝛc. ꝛc. Uebrigens ist das Leben in Beziehung auf Wohnung, Kost ꝛc., auf den Oesterreichischen Hochschulen in Silbergeld gar nicht kostspielig, so wie auch

den Musenſöhnen ſich ein anſehnlicher Kredit eröffnet, wenn ſie die ihnen beſtimmte Friſt zum Zahlen halten. — Die Oeſterreichiſchen Hochſchulen gleichen ſo ziemlich den Engländiſchen, worin die Studioſen auch mehr eine klöſterliche Erziehung genießen; auch ſie weichen ſehr von den Deutſchen und Franzöſiſchen Hochſchulen ab. Auf den Hochſchulen zu Cambridge und Oxford leben die Studenten in den verſchiedenen geſtifteten Kollegien wie die Mönche, je funfzig und noch mehr Stipendiaten in abgeſonderten Gebäuden oder Kollegien und Hallen, wovon jedes ſeine beſonderen Vorſteher, Lehrer, Bibliothek und Gärten hat, in klöſterlicher ſtrenger Zucht bei einander, und haben eine beſondere Tracht. Außer dieſen Studenten giebt es nun noch andere, und wohl die größere Zahl, die auf ihre eigene Koſten leben, Zimmer in den Bürgerhäuſern miethen, und nur den Vorleſungen in den Hörſälen beiwohnen; allein dieſe führen kein ſo ſtilles eingezogenes Leben, wie ihre Commilitonen in den abgeſonderten Kollegien, die zwar auch ausgehen können, aber nur eine beſtimmte Zeit ausbleiben dürfen, weil die Kollegien zu einer gewiſſen Zeit geſchloſſen werden, wo jeder, der darin wohnt, zu Hauſe ſeyn muß. Rauſchende Vergnügungen, ſogenannte Commerſche, kommen daher hier ſelten oder gar nicht vor; auch haben die Studenten hier ihre Ober- und Unteraufſeher, ſo wie auch die Pedelle ein wachſames Auge auf das Treiben der Studenten außer den Kollegien haben, und Alles, was vorfällt, dieſen Aufſehern berichten müſſen. Da nun von der Aufführung der Studenten ihre bedeutenden Stipendien abhängen, ſo werden ſie ſelten Ausſchweifungen begehen, wodurch ſie dieſe verlieren können, überhaupt ihre Stelle auf der Hochſchule; auch liegt dieſe Tobſucht und Genußſucht nicht ſo in dem Charakter der Engländer, wie in dem der Franzoſen und auch zum Theil der Deutſchen; denn ihre Vergnügungen haben immer etwas Ausgezeichnetes.

nicht in dem Charakter der Fröhlichkeit und Verbindungssucht ausspricht, als auf den oben genannten Hochschulen, daher fand man auch nicht auf ihnen Landsmannschaften und Burschenschaften, wenigstens nicht öffentlich; auch wacht die Regierung strenge über dergleichen Verbindungen, so daß jede Spur davon sogleich vernichtet wird. Auch wagen es die Studenten nicht, sich in dergleichen Verbindungen einzulassen, und dann ist auch ein solcher Geist unter den jungen Leuten, die sich den Wissenschaften widmen, hier gar nicht vorhanden, weil schon die Gymnasialerziehung beschränkt ist, so daß ein solcher Geist nicht aufkommen kann, und auch nicht aufkommt, und dann ist auch das Studium selbst, oder war es vielmehr, weit beschränkter auf den Oesterreichischen Hochschulen, als auf denen des übrigen Deutschlands. So mußte in Wien der künftige Arzt erst drei Jahre den philosophischen Cursus machen, und durfte während dieser Zeit kein einziges physisches oder medicinisches Kollegium, nicht einmal Botanik hören, und dann mußte er noch fünf Jahre Medizin studieren. Eben so schlimm haben es die Juristen, dagegen hatte der Theolog nur einen einjährigen Cursus in der Philosophie nöthig. So war es noch vor und während der Constituirung der Burschenschaften in Deutschland, so wie der geheimen Verbindungen, mithin hatte der Student auf den Oesterreichischen Hochschulen keine Zeit an dergleichen Verbindungen zu denken, diese mußte er seinen Studien opfern, und was ihm hiervon übrig blieb, zu seiner Erholung verwenden, die er dann auch, sowohl in Wien, als in Prag, hinlänglich als Entschädigung fand, und noch findet, sowohl im Sommer im Theater, als in Excursionen nach den schönen Umgebungen; im Winter auf Masken- und andern Bällen, in Konzerten, Pickenicks ꝛc. ꝛc. Uebrigens ist das Leben in Beziehung auf Wohnung, Kost ꝛc., auf den Oesterreichischen Hochschulen in Silbergeld gar nicht kostspielig, so wie auch

moners; denn die Edelleute haben große Vorzüge und Freiheiten, und Andere, die für ihr Geld ſtudieren, nehmen ſich dergleichen Freiheiten. In keinem Kollegium ſollen Frauenzimmer zur Aufwartung genommen werden, und doch nimmt man es damit nicht ſo genau, wie man auch ſchon aus D. Newtons Nachrichten, die Salmon ſeinem Buche von den Engländiſchen Univerſitäten beigefügt hat, erſieht; auch Fielding hat ſeinem Fündlinge eine Geſchichte einverleibt, die zur Genüge zeigt, daß auch ein Engliſcher Student nicht immer der ordentlichſte iſt. Auch unter dem ſchwarzen Mantel derſelben verſtecke ſich der Sinn für Ausſchweifungen, und auch ohne Degen würden manche Thorheiten begangen. — Das ſchwarze Buch, welches man in den Kollegien und bei dem Prorektor findet, hindert nicht immer die Ausſchweifungen; denn man macht Aufwand im Eſſen und Trinken, im Jagen und Spielen, man beſucht die öffentlichen Häuſer mehr denn zu viel, die in neuerer Zeit immer mehr und mehr zugenommen haben, da man ſie ehemals gar nicht dulden wollte. Hiezu kommen nun noch die langen Sommerferien, die Reiſen nach London, wo auch gute Summen ſtecken bleiben ꝛc. Alles dieſes beweiſet, daß der Engliſche Student, wenn er gute Wechſel von Hauſe empfängt, ſein Leben eben ſo gut genießt, wie der Deutſche auf der Hochſchule; ja er möblirt ſelbſt ſeine Wohnung aus, was kein Deutſcher Student, der Chambre garnis wohnt, thut; überhaupt folgt er ſeiner Marotte, die ihn oft zu außergewöhnlichen Ausgaben verleitet. — Wenn man eine auffallende Beſchränkung auf den Engländiſchen Hochſchulen, gegen die der Deutſchen findet, ſo liegt dieſe in dem Unterſchiede, der zwiſchen den Studierenden ſelbſt gemacht wird, und der keineswegs die ſo geprieſene Engliſche Freiheit beweiſet, und der ſich auch ſchon in der Kleidung in den Kollegien kund thut, aber noch nicht die Beſchränkung ſo ausſpricht, als Stand

Cambridge zählt an 4500 Studenten, und Oxford über 4700. Die Hochschüler auf der neu gestifteten Londoner Universität machen aber hierin eine Ausnahme, indem sie sich ganz frei bewegen können; sie verlieren sich aber wieder in der ungeheueren Einwohnerzahl (nahe an 1½ Millionen), so daß sie weiter gar nicht in Betrachtung kommen, und man nur weiß, daß sich eine Hochschule in London befindet, die von mehr denn 1000 Studenten besucht wird, weiter läßt sich von dem Leben der Hochschüler in London nichts sagen. Auf den Schottischen Hochschulen zu Edinburgh, von 2500 Studenten besucht, zu Glasgow, welche über 600 Studenten zählt, zu St. Andrews, mit 200 Studenten, und zu Aberdeen, mit mehreren hundert Studenten, herrscht gleichfalls vollkommene Freiheit und keine Einschränkung in pedantisch gelehrte Korporationen. Der Unterricht dehnt sich hier auf alle Wissenschaften und ihre Verzweigungen aus. Die Studenten auf der Hochschule in Dublin, ungefähr 1600 an der Zahl, haben auch mehrere Freiheiten. Man hat nun noch für die Jurisprudenz und Medizin besondere Schulen in London und an andern Orten, worin die jungen Leute mehr praktisch für diese Staatszweige gebildet werden, und die man auch sehr besucht. Im Allgemeinen ist das Leben des Englischen Studenten, das heißt, auf den Engländischen Hochschulen, nicht so beschränkt, als es den Schein hat; er ist nicht so eingezogen und still, um hierin den Deutschen zu übertreffen. Die Englischen Studenten wohnen zwar, wie schon oben angeführt worden ist, zum Theil in abgesonderten Gebäuden, stehen unter Aufsehern, bekommen oft ihr Geld nicht in die Hände, sondern nur so viel, als sie zur Ausgabe brauchen, und sobald die große Glocke des Abends um neun Uhr schlägt, müssen sie sich bei vierzig Schillinge Strafe in ihr Zimmer begeben; allein dieses betrifft doch nur die Gentlemen Commoners und die Com-

moners; denn die Edelleute haben große Vorzüge und Freiheiten, und Andere, die für ihr Geld studieren, nehmen sich dergleichen Freiheiten. In keinem Kollegium sollen Frauenzimmer zur Aufwartung genommen werden, und doch nimmt man es damit nicht so genau, wie man auch schon aus D. Newtons Nachrichten, die Salmon seinem Buche von den Engländischen Universitäten beigefügt hat, ersieht; auch Fielding hat seinem Fündlinge eine Geschichte einverleibt, die zur Genüge zeigt, daß auch ein Englischer Student nicht immer der ordentlichste ist. Auch unter dem schwarzen Mantel derselben verstecke sich der Sinn für Ausschweifungen, und auch ohne Degen würden manche Thorheiten begangen. — Das schwarze Buch, welches man in den Kollegien und bei dem Prorektor findet, hindert nicht immer die Ausschweifungen; denn man macht Aufwand im Essen und Trinken, im Jagen und Spielen, man besucht die öffentlichen Häuser mehr denn zu viel, die in neuerer Zeit immer mehr und mehr zugenommen haben, da man sie ehemals gar nicht dulden wollte. Hiezu kommen nun noch die langen Sommerferien, die Reisen nach London, wo auch gute Summen stecken bleiben ꝛc. Alles dieses beweiset, daß der Englische Student, wenn er gute Wechsel von Hause empfängt, sein Leben eben so gut genießt, wie der Deutsche auf der Hochschule; ja er möblirt selbst seine Wohnung aus, was kein Deutscher Student, der Chambre garnis wohnt, thut; überhaupt folgt er seiner Marotte, die ihn oft zu außergewöhnlichen Ausgaben verleitet. — Wenn man eine auffallende Beschränkung auf den Engländischen Hochschulen, gegen die der Deutschen findet, so liegt diese in dem Unterschiede, der zwischen den Studierenden selbst gemacht wird, und der keinesweges die so gepriesene Englische Freiheit beweiset, und der sich auch schon in der Kleidung in den Kollegien kund thut, aber noch nicht die Beschränkung so ausspricht, als Stand

und Geld; denn die Studenten werden hier vollkommen klassificirt: der erste Stand, der Adel, hat vor Allen hier große Vorzüge und Freiheiten; die Studenten dieses Standes sind von vielen Gegenständen dispensirt, denen sich doch andere unterwerfen müssen; auf sie folgen die Gentlemen Commoners, welche für ihr Geld mit den Commilitonen, oder für sich speisen, und sich einen Studenten von geringerem Stande zum Battler wählen, der dafür etwas von ihnen genießt; dann folgen die Commoners, die einen freien Tisch genießen, und mit einander speisen. Einige von ihnen sind Schüler der Stiftung (Scholars of the foundation), welche den Commilitonen bei Tische aufwarten. Dann kommen die Exhibetioners, welche von gewissen Schulen und andern Stiftungen Stipendien und Benefizien genießen, und zuletzt die Battlers, welche ihr Essen entweder von dem Koche des Kollegiums kaufen, oder sie warten einem Aufseher oder einem Gentleman Commoner auf, wofür sie das Essen erhalten, das von ihrem Tische kommt, und haben dabei noch einige andere Nebeneinkünfte; auch unterscheiden sie sich nach den Ausgaben. Wenn z. B. ein Gentleman Commoner seinem Lehrer jährlich 12 Pfd. bezahlt, so zahlt ein Commoner nur halb so viel. Wer daher auf den Engländischen Hochschulen, außer der Hochschule in London, für sein Geld studiert, hat gewöhnlich einen nicht sehr bemittelten Studenten zu seinem halben Bedienten, der ihn z. B. des Morgens wecken, und dieses oder jenes für ihn besorgen muß. Wenn der Erstere mit den Obern und Mitgliedern der Kollegien speiset, so müssen die Letzteren ihm bei Tische aufwarten und eine Art von Pagen abgeben; auch setzen sie sich nicht eher, als wenn jene fertig sind. Indessen hindert diese Behandlung nichts in Hinsicht ihres Studiums und ihrer Beförderung, wenn sie sich auszeichnen, etwas gelernt haben; denn sie werden eben so gut zu den höchsten Würden befördert, wie die Andern, denen

dem jetzigen erheben sich wieder so viele Stimmen gegen die Studiersucht, so, daß man annehmen möchte, daß dieses bloß eine zur Gewohnheit gewordene Klage ist, ohne hinlänglichen Grund, da sich, wie schon oben, S. 536 u. f., bemerkt worden, die Studiersucht, und mit ihr die Zahl der Studenten, schon im siebzehnten Jahrhunderte verlor, und jetzt im neunzehnten noch mehr. Die Studierlust hat daher abgenommen, wie man auch schon daraus ersieht, daß sich eine große Anzahl von jungen Leuten andern Fächern oder Zweigen des Wissens widmen, wozu sie keine Hochschule zu besuchen brauchen, die sonst ihrem Stande und ihren Verhältnissen nach studierten; und nimmt man an, daß von acht- und dreißig Universitäten, die Deutschland, wie schon oben angeführt worden, noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts zählte, ehe die Französisch-politischen Stürme und Ereignisse ihren Einfluß auf Deutschland äußerten, neunzehn eingegangen oder aufgehoben worden, und dafür nur vier neue, rechnet man die, aus zwei Fakultäten bestehende Hochschule in Münster mit, errichtet worden sind, so gewinnt man diese Ueberzeugung auch schon hierdurch; denn unter den aufgehobenen befinden sich namhafte Hochschulen, die zu ihrer Zeit glänzten, auch Sterne erster Größe am gelehrten Firmamente waren, sowohl wegen der guten Einrichtung, als auch der vortrefflichen Lehrer und starken Frequenz, wie Helmstädt, Wittenberg, Frankfurt an der Oder, Ingolstadt, Erfurt, Altdorf, Duisburg, Rinteln ꝛc. Einige dieser Hochschulen blüheten noch in diesem Jahrhunderte rüstig fort, wenn auch nicht mit der Anzahl von Studenten, als ehemals, und sind nur durch die politischen Ereignisse in demselben aufgehoben worden, andere wurden aufgehoben, weil sie kaum noch so viele Studenten zählten, als Lehrer, oder doch der Besuch derselben stets abnahm, und alle Versuche, sie zu heben, ohne Erfolg blieben, wie z. B.

zieren, führt sie ins Theater, auf Bälle, und selbst auf Kaffeehäuser oder in Wirthshäuser. Dafür besorgt seine Favoritin die Stube und die Wäsche, richtet das Essen auf das Wohlfeilste ein, hält den Liebhaber von vielen theuern Vergnügungen und von dem Umgange mit andern Mädchen ab, arbeitet für eine Putzmacherin, eine Blumenfabrik ꝛc., wodurch sie manchen Franken verdient, den sie treulich in den kleinen Haushalt verwendet. Geht nun der temporäre Mann fort, hat er seine Studien beendet, so sucht sie wieder einen neuen Galan zu erhalten, mit dem sie dieselbe Oekonomie von Neuem anfängt. — Daß übrigens das Leben der Studenten auf den Deutschen Hochschulen schon in früheren Zeiten als rauh und verwildert, ihr Jubeln als ein verdammliches Freudenleben geschildert worden ist, ja immer seine Anfeindungen gehabt hat, findet man schon in vielen alten Schriften*). Immer sah man finster darauf, wie man auch immer die Klage über die Studiersucht, Studierwuth erhoben hat, daß diese eher mehr dem Studentenleben zuzuschreiben sey, als den Studien. Diese Klage ist oft erhoben worden, besonders in dem verwichenen Jahrhunderte, aber auch in

*) Hier nur die Erwähnung einer dieser Schriften, vom Jahre 1729, die das Leben des Studenten in Versen besingt, und den Titel führt: „Der zu heilsamer Prüfung und Warnung vorgestellte Student nach Zeit und Ewigkeit.“ Sie enthält sechs Gesänge mit dem Motto: Jesu Bono Auxiliante. Die Gesänge sind überschrieben: 1) Der allezeit fröhliche und wohlgemuhte Student (Eccl. XII.); 2) der reiche und vergnügliche Student (Luc. XII., 16—21, XVI, 19); 3) der arme und verachtete Student (Eccl. XII. XIII., 30); 4) der gelehrte und verkehrte Student (I. Cor. I. u. II.); 5) der sterbende und vors Gericht gestellte Student (Matth. XII., 36, 37, I. Cor. V., 10); 6) der gerichtete, verurtheilte, und in der Hölle und Verdammniß sitzende Student (Sap. V., Luc. XVI., 23 - 26, Apoc XXI., 8). Außer diesen Gesängen, die das Leben des Studenten schildern, macht noch ein versificirter Anhang den Beschluß. Dergleichen Schriften findet man nun viele in jener, und in einer noch frühern Zeit, wo das Studentenleben noch mehr die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog, als in der spätern Zeit, wo andere Weltereignisse ganz davon ablenkten.

Studenten auf die aufgehobenen Universitäten, die ausfallen; und rechnet man nun, daß die noch bestehenden älteren Universitäten lange nicht mehr so besucht werden, als früher, ja mehrere darunter sind, die nur wenig über 200 Studenten zählen, so wird man die verminderte Studierlust leicht gewahren. Nimmt man nun die Zahl der Studenten auf allen Deutschen Hochschulen, mit Einschluß der Oesterreichischen und Königsbergs, aufs Höchste zu jener Zeit, wo durch die Burschen- und Landsmannschaften ein neues Leben auf den Hochschulen wieder begann, also in den 1820ger Jahren, auf 17,500 an, und zieht davon die oben angeführten 3000 Studenten, nur in verminderter Zahl, von den aufgehobenen Hochschulen ab, so bleiben 14500 Studenten auf ganz Deutschland, und dieses, wie schon bemerkt, zu einer Zeit, wo die Studenten wieder Aufmerksamkeit erregten, wodurch wieder mancher Jüngling, zum Studieren angezogen wurde, und was will dieses gegen den frühern Besuch der Hochschulen in ihrem gemeinsamen unverletzten Zustande sagen, wo allein in Prag noch in den 1770ger Jahren an 4000 Studenten die Hochschule besuchten, und jetzt kaum 1500. Rechnet man nun die Besucher der achtundbreißig Hochschulen in den eben genannten Jahren im Durchschnitt nur zu 500 Studenten eine jede, so erhält man 19000 Studenten auf Deutschland, und dieses ist gewiß sehr mäßig gerechnet, da Hochschulen, wie Leipzig, Halle, Jena, Heidelberg, Tübingen, Göttingen ꝛc. oft weit über tausend Studenten zählten, und viele der andern über fünfhundert, auch Wien, nächst Prag, noch über 2000 Hochschüler hatte, und hier hatte die Zahl der Studierenden seit dem siebzehnten Jahrhunderte schon sehr abgenommen, und wie groß war nun nicht die Zahl der Studenten vor dem dreißigjährigen Kriege, wo man die Universitäten noch als das einzige Bildungsmittel der jungen Leute von Erziehung ꝛc. ansah, wie auch schon

oben angeführt worden; auch die katholischen Universitäten sehr besucht wurden, da das Mönchswesen noch eine große Ausdehnung hatte, und sich viele junge Leute von Stande der Theologie widmeten? — Zu Ende des verwichenen und am Anfange dieses Jahrhunderts hatte sich die Studiersucht schon so vermindert, daß man sehr gleichgültig dagegen war, und die Studenten, außer ihrer Universitätsstadt, die Aufmerksamkeit des Publikums wenig anzogen, ja man nur sehr selten in öffentlichen Blättern ihrer erwähnte, und wenn uns nicht die gelehrten oder Literatur-Zeitungen zuweilen von ihrem Treiben Nachricht gegeben, so hätte man ihr Daseyn kaum gewußt; denn an ihr Treiben auf der Universität waren die Stadtbewohner seit ihrer Gründung gewöhnt, daher fielen diesen allerhand Scenen des jugendlichen Aussprühens im Vergnügen weiter nicht auf; und nach großen Städten gelangten dergleichen schon bekannte Belustigungen nur selten; selten erwähnten öffentliche Blätter etwas davon. Auch hatte man die Ueberzeugung gewonnen, daß man keine Hochschule besucht zu haben brauche, um doch ein sehr brauchbarer, ja gelehrter Staatsdiener, Schriftsteller und Erzieher zu seyn, und daß das praktische Leben Alles aufwiege und auch nothwendig aufwiegen müsse, weil man nur dadurch erst in dem Kreise des Geschäftslebens sich zum brauchbaren Manne stämpeln könne, man nur dadurch erst den Schlüssel zu dem Schlosse aller Geheimnisse erhalte, welchen die Hochschulen nicht geben können, und nach dem die Lehrer selbst streben müßten, wenn ihr Vortrag Nutzen schaffen sollte. — Wenn sich nun jetzt wieder die Stimmen gegen die Studiersucht erheben, und man über die Ueberfüllung mancher Staatszweige mit jungen Beamten, z. B. in der Jurisprudenz, klagt, so kann man nur die Ursache in der Verlegung der Universitäten nach großen Städten, Haupt- und Residenzstädten, finden, weil hier viele junge Leute auf den Gymnasien und an-

dern großen Stadtschulen schon mit dem Leben der Musensöhne vertraut, und leicht dadurch zum Studieren angereizt werden, von denen sonst Viele zu andern Fächern des Wissens und der Kunst geschritten wären, wenn sie das Universitätsleben nicht hätten kennen lernen. Dann kommt noch hinzu: 1) daß Viele der Großstädter, wenn eine Universität in ihrer Stadt ist, ihre Söhne auf eine wohlfeile Art studieren lassen können, da sie Tisch und Wohnung in ihrem Hause haben, sie also dafür kein Geld besonders auszugeben brauchen, und die jungen Leute auch unter ihrer Kontrole stehen. 2) Reizt eine Residenz- oder Hauptstadt auch die jungen Leute aus den Provinzen zum Studieren an, und die Eltern ꝛc. geben dazu weit leichter ihre Zustimmung, weil sie oft Verwandte, Freunde und Bekannte dort haben, wo ihre Söhne einsprechen, und diese sich auch noch in einer großen Stadt dasjenige aneignen können, was man savoir vivre nennt. Auch die jungen Leute wählen gern eine große Stadt, weil sie hier mit Allem vertraut werden, was sie so Seltsames und Wundersames von derselben hören, und auch aus öffentlichen Blättern lesen; ihnen präsentirt sich daher eine Residenz mit ihren mannigfaltigen Vergnügungen und Zerstreuungen, mit Allem, was sie an Seltenheiten und Kunstschätzen besitzt, und was ihr darin von Fremden dargeboten wird, als eine Zauber- und Feenwelt, nach der sie nicht früh genug gelangen können, um hier aus dem unerschöpflichen Born der Lustbarkeiten und Zerstreuungen zu genießen. Dieses sind die Motive oder Bewegungsgründe, die zu einer Ueberfüllung gewisser Staatszweige durch Studierende führen können; allein bis jetzt ist es nach der oben angeführten oberflächlichen Berechnung der Studierenden in Deutschland schwer einzusehen, wo diese Ueberfüllung herkommen sollte, wenn man die Anzahl der Staatsdiener berechnet, die eine Universitätsbildung zur Verwaltung ihres Amtes erfordern, wie der Kirchen-

dienſt, das Lehramt, die Rechtspflege, der Geſundheitszuſtand der Einwohner eines Staats, die höhere Polizey und die verſchiedenen Regierungsangelegenheiten, in welchen nicht einmal überall eine ſolche Bildung erfordert wird. Nimmt man nun noch an, daß von allen Studierenden eines Staates wenigſtens der vierte Theil nach dem Triennium früher oder ſpäter wieder ausſcheidet, eine andere Lebensart erwählt, wozu die Univerſitätsbildung nicht gehört, z. B. zu verſchiedenen Staatszweigen übergeht, wofür er eigentlich nicht gebildet worden, dann zur Handlung, zu den Fabriken und Manufakturen, zur Oekonomie, zu verſchiedenen Zweigen der Kunſt, die er noch nebenbei betrieben hat, wie z. B. zur Malerey, Architektur, Lithographie, Kupferſtecherkunſt, Muſik, Schauſpielkunſt, zum Militair ꝛc., ſo wird man finden, daß das Verhältniß der eintretenden mit dem der ausſcheidenden, entweder auf Penſion geſetzten oder geſtorbenen, Staatsdiener, die eine gelehrte oder vielmehr Univerſitätsbildung genoſſen, in den oben genannten Fächern ſo ziemlich balanziren wird. Dieſes Verhältniß findet nicht allein bei den Studierenden Statt, ſondern auch bei der Handlung und bei allen Künſten und Gewerben, mit Ausnahme der Oekonomie und des Militairs, wenn bei dem Letzteren junge Leute auf Avancement dienen, und die jungen Leute, welche die Landwirthſchaft erwählen, nicht bald wieder abgehen; denn dieſe Fächer, ſo wie auch die Jägerey, das Bergfach ꝛc., halten ihre Kandidaten feſt, weil hierzu ſchon eine eigenthümliche Lebensart gehört, die ſich ſchwer auf andere Staatszweige verpflanzen läßt; nicht ſo bei der Handlung, wo $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ von denen ſich der Handlung gewidmeten jungen Leute wieder ausſcheidet und andere Gewerbe betreibt, auch wohl in den Staatsdienſt tritt, wie bei Banken, Seehandlungen, Packhöfen, bei der Acciſe ꝛc. ꝛc., und eben ſo geſchieht es auch bei vielen Künſten, beſonders bei mechaniſchen, und bei den Ge-

ken, wo junge Leute wieder andere Gewerbszweige ergreifen, und die früheren, die sie erlernt hatten, verlassen, weil sie erst nachher fanden, für welches Fach sie eigentlich von der Natur bestimmt worden; daher finden wir Maler, Kupferstecher, Musiker, Schauspieler ꝛc., die früher Handwerker waren, und erst nachdem sie Gelegenheit fanden die Zweige der Kunst, die sie nachher ausübten, in der Nähe zu sehen, in ihnen die Liebe dafür mit solcher Begeisterung erwachte, daß sie sich selbst Nächte hindurch bei ihrer erwählten Berufsarbeit damit beschäftigten, und jener nachher entsagen konnten, um ihrer Lieblingsneigung zu folgen. Die Kultur-, Kunst- und Gewerbsgeschichte liefert uns nur die ausgezeichnetsten und berühmtesten Beispiele von dem Wechsel in der Ausbildung zu den Künsten und Gewerben, überhaupt von dem Uebertritte aus einer Laufbahn in die andere; wie viele Individuen läßt sie aber unberührt, oder muß sie unberührt lassen, weil sie sich unter den andern verlieren, oder sie hatten nicht das Glück bei ihrer Auszeichnung jenen Gipfel zu ersteigen, damit auch ihr Name genannt wurde; denn dieses betrifft nur einen kleinen Theil, der größere wird mit dem Strudel fortgerissen und geht auch darin unter, wie dieses z. B. auch bei der Schauspielkunst der Fall war und noch ist, besonders bei den umherziehenden Truppen, die bald hier, bald dort ihre Bühne aufschlagen, worunter so mancher Kunstjünger von ausgezeichnetem Talente sich befindet; allein es fehlt ihm an Gelegenheit, sich in den Rollen sehen zu lassen, worin er seine Stärke zeigen könnte, denn auch hier hängt so Vieles von Kabale, Neid ꝛc. ab, und dann von dem Urtheile des nicht immer unpartheiischen Publikums, weil es von Partheyen gestimmt wird, die oft selbst ihre Quelle aus dem Schauspielpersonale haben.

Das Leben der Studenten in Beziehung auf die Wissenschaften, oder deren Studien auf der Hochschule ꝛc., bietet wieder eine ganz andere von der

vorhergehenden sehr verschiedene Ansicht dar. Dort erscheint der Student gleichsam mündig, vom Schulstaube befreit, entfesselt von den Banden des elterlichen Hauses, in einer ihm aufgeschlossenen neuen Welt, wo er, sich selbst überlassen, von dieser Freiheit den ersten Gebrauch macht, und seine Erholung von den Anstrengungen der nun auf immer enthobenen Schule in den lange entbehrten Vergnügungen und Zerstreuungen sucht. Hier erscheint er, wie er den erwählten Zweig seiner Studien ordnet, die Vorlesungen nach dem entworfenen Plane belegt und hört, und sich so würdig zum Staatsdienste vorbereitet, als den Endpunkt seines Strebens. — Das Erste bei seinem Erscheinen auf der Hochschule ist die schon oben, S. 552, erwähnte Immatrikulation, wodurch er ein akademischer Bürger wird und erst dessen Freiheiten genießt. Die Immatrikulation geschieht während der ersten acht Tage nach seiner Ankunft auf der Hochschule, unterläßt er sich während der angeführten Zeit beim Rektor oder Prorektor wegen der Inscription zu melden, bringt auch keine gültigen Ursachen wegen des Zögerns bei, so muß er die Immatrikulationsgebühren doppelt entrichten, und bei längerem Zögern auf einigen Hochschulen auch wohl das Dreifache ꝛc., und schiebt er es noch länger auf, ohne befriedigende Beweise seines Zögerns beizubringen, so kann nur gegen ihn die Vermuthung entstehen, daß er unerlaubte Absichten dabei hat, mithin wird ihm die Matrikel gänzlich versagt und er von der Hochschule fortgewiesen. Sobald der Studierende die Matrikel empfangen und bezahlt hat, werden ihm auch zugleich von dem Rektor oder Prorektor die gedruckten Gesetze eingehändiget, und auch die auf ein Jahr gültige Erkennungskarte, die er sich nach einer neuern Einrichtung auf den Preußischen Universitäten persönlich auf dem Universitätsgerichte abfordern muß. Diese Karte, welche jährlich mit einer neuen vertauscht wird, dient dem Studio bei alle-

vorkommenden Fällen, wo er sich als Student zu legitimiren nöthig hat, zu seiner Legitimation, daher müssen sie solche auch immer bei sich tragen. Dann muß der Studierende innerhalb acht Tagen sich bei dem Dekan der Fakultät, zu welcher er gehören will, in die Liste derselben eintragen lassen, wofür er 1 Rthlr. entrichtet, und für die oben angeführte Matrikel 4 auch 5 Rthlr., welches auf allen Universitäten nicht gleich ist; auch zahlt er 1 Rthlr. für die Benutzung der öffentlichen Bibliothek auf die Dauer seines Universitätsbesuchs, wenigstens ist dieses auf den Preußischen Hochschulen eingeführt, wo eine öffentliche Staatsbibliothek benutzt werden kann, so auch bei den Universitäts-Bibliotheken. Die Wohnung, die der Studierende sich gemiethet hat, ist er verbunden, sogleich nach der Immatrikulation auf dem Universitätsgerichte anzuzeigen, und verändert ein Student seine Wohnung, so muß er solches gleichfalls dem Universitäts-Sekretair innerhalb vierundzwanzig Stunden anzeigen. — Auf einigen Hochschulen war es auch Brauch, daß alle Studenten, welche von der Schule aus die Universität bezogen, sich bei dem Dekan der philosophischen Fakultät begeben mußten, der sie zuerst examinirte, sie befragte, welchen Studien sie obliegen wollten, und ihnen wegen der vortheilhaftesten Einrichtung derselben im Allgemeinen mit dem nöthigen Rathe an die Hand gehen mußte, ihnen gleichsam den Plan zeigte, den sie zu befolgen hätten, um solche mit Vortheil anfangen und beendigen zu können. Hierüber stellte er ihnen nun einen Schein aus, mit dem sie zum Rektor oder Prorektor gingen und immatrikulirt wurden, welches ohne diesen Schein nicht geschehen konnte. Es versteht sich hier, daß diese Einrichtung sich nur auf Landeskinder bezog, nicht aber auf Fremde und auch nicht auf diejenigen, die nicht von der Schule aus die Universität bezogen, sondern ihre Vorstudien auf eine andere Weise erlangt hatten. Ueber die besondere Einrichtung seiner Studien

in dem Fache, welches er sich gewidmet hat, kann er sich den Rath des Dekans erbitten, bei dem er in die Fakultätsmatrikel eingetragen wird. Die schon oben erwähnten Gesetze beziehen sich nun auf Alles, was der Student auf der Hochschule thun und lassen soll (s. Universitäts-Gesetze, unter U.), und enthalten die Strafen auf Vergehen, worin sie den Vorschriften nicht nachkommen. Die Strafen sind: Verweis von dem Rektor und Prorektor privatim, öffentlicher Verweis vor dem Senate, Karzerstrafe, Androhung des Consilium abeundi, das Consilium abeundi selbst, und die Relegation. Auf einigen Hochschulen, wie z. B. in Jena, ist auch noch das Maaßregeln, welches mit dem Consilium abeundi in so fern gleich ist, daß der damit Bestrafte auch von der Universität verwiesen wird, aber sie wird nicht in den Abgangszeugnissen erwähnt, wie dieses bei dem Consiliren der Fall ist, wo die Vergehen und die Buße darin bemerkt werden. Auch gehören zu den hier angeführten Strafen noch die Entziehung der Benefizien und die Exklusion. Wird ein Studierender wegen Verbrechen zur gerichtlichen Untersuchung gezogen, oder wegen grober Unsittlichkeiten in Anspruch genommen, so wird sein akademisches Bürgerrecht bis zur abgemachten Sache suspendirt, welche Suspension aber sogleich nach förmlicher Freisprechung von dem angeschuldigten Vergehen aufgehoben wird. Bei vorläufiger Freisprechung (ab instantia) kann die Suspension nur durch die besondere Bewilligung des Senats aufgehoben werden; durch die Verurtheilung wird er dann vom akademischen Bürgerrechte gänzlich ausgeschlossen, und dem Senate steht es zu, seine Entfernung aus der Stadt zu verlangen, wenn er nicht durch Familienverhältnisse an die Stadt gebunden oder überhaupt ein Eingeborener derselben ist. — Die Karzerstrafe wird bald nach der Bekanntmachung des Urtheils an dem Studierenden vollzogen und muß, wenn sie nur auf

acht Tage verhängt worden, ohne Unterbrechung abgesessen werden, ist sie aber auf längere Zeit zuerkannt, so kann sie nach dem Ermessen des Rektors oder Prorektors oder des Universitätsrichters, wo dieser Beamte besteht, ohne Unterbrechung abgesessen oder zum Theil in die Zeit der Ferien verlegt werden, wenn nämlich diese nicht zu lange nach dem Urtheile eintreten. — Bei den Französischen Studenten ist hier Alles, was sich auf die Studien bezieht, ganz anders, ja es herrscht die auffallendste Verschiedenheit gegen das Deutsche Studium; denn in Frankreich, wie z. B. auf der Hochschule in Straßburg, begiebt sich der Student, der sein Fach gewählt hat, zu dem Dekan der betreffenden Fakultät, und nimmt Inscription, das heißt, er erklärt demselben seine Studien als Jurist, Mediziner ꝛc. beginnen, die Vorlesungen besuchen, und die Examen machen zu wollen. Es giebt fünf Immatrikulationen und eben so viele Examina. Für jede derselben muß der Student 200 Fr. bezahlen, und wenn er zu promoviren gesonnen ist, wieder 200 Fr. Dieses ist wenigstens bei den Juristen und Medizinern der Fall. Der Immatrikulirte oder Inscribirte kann nun so viele Kollegia besuchen, als er will; er meldet sich nur bei den Docenten oder Lehrern, und macht nach Belieben seine Examina, gewöhnlich nach dem Verlaufe eines jeden Jahres, so daß der Kursus fünf Jahre in sich faßt; jedoch steht es dem Studierenden auch frei, für dasselbe Geld länger, die doppelte Zeit, zu studieren, und will er weder ein Examen machen, noch angestellt seyn, so braucht er sich nicht immatrikuliren zu lassen und zu bezahlen. Dieses geschieht nur auf den wirklichen oder vollständigen Hochschulen, wie zu Strasburg, Paris und Montpellier, wo alle vier Fakultäten bei einander sind; dagegen giebt es noch in Frankreich viele andere Bildungsanstalten, die man auch Fakultäten nennen kann. So können die Französischen Juristen ihren Code Napoleon überall er-

lernen, Römiſches und Mittelalterliches Recht haben ſie nicht nöthig; ſie bilden ſich praktiſch in den Schreibeſtuben ihrer Geſetzmänner, an den Gerichtshöfen, und bei dem öffentlichen Verfahren. Die Philologen und Philoſophen haben viele Anſtalten, in denen ſie das Alterthum, alte Sprachen und Sitten erlernen und erforſchen können; indeſſen ſollen dieſe Anſtalten ſowohl an Zahl, als an gründlicher Gelehrſamkeit den Deutſchen weit nachſtehen, aber nicht ſo in den Anſtalten für Mathematik, Naturwiſſenſchaften, Technologie, Machinenkunde ꝛc., in welchen die politechniſche Schule in Paris ein Muſter iſt, und allen vorleuchten kann. Eben ſo hoch ſteht auch die Medizin und Chirurgie, auch die Vieharzneykunſt, bei ihnen, und an vielen Orten findet man mediziniſche, chirurgiſche und Veterinarſchulen. Die Theologie wird auf den Seminarien betrieben und in aufgehobenen Klöſtern. Die Proteſtanten oder Evangeliſchen haben Seminarien zu Straßburg, Montpellier und Nimes, wo ſie Theologie ſtudieren, dann auch auf den oben genannten drei Hochſchulen. Die Franzoſen legen ſich überhaupt weniger auf alte Sprachen, Alterthümer und abſtractes Wiſſen, als die Deutſchen, Engländer ꝛc., dagegen mehr auf neuere Sprachen, Künſte und praktiſche Wiſſenſchaften, die in das Leben greifen, das öffentliche Leben ſo vielfach berühren, daher auch ihr Geſchmack in Allem, was die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte angeht, ihr savoir vivre und savoir faire, daher das überall zu Hauſe ſeyn, wo es dem Leben gilt, daher auch ihre guten Redner in der Deputirtenkammer ꝛc. Für die Studierenden exiſtiren hier keine beſonderen Geſetze, wie auf den Deutſchen Hochſchulen, ſie ſind bei Allem, was ſie begehen, den allgemeinen Geſetzen des Landes unterworfen, und theilen auch die Gefängniſſe mit den übrigen Einwohnern der Stadt, wo die Hochſchule, das Seminar ꝛc. iſt. Bei den Engliſchen Studenten iſt in Allem, was

oben angeführt worden, wieder eine große Verschiedenheit, wie sich auch schon aus dem ergiebt, was oben, S. 664, über das Leben der Englischen Studenten angeführt worden ist. Der Student wird auf den Engländischen Universitäten auch immatrikulirt, jedoch jeder in dem Kollegium, worein sie aufgenommen worden sind, und worin sie ihre Studien beginnen, fortsetzen und vollenden; diejenigen Studierenden jedoch, die zu keinem Kollegium und keiner Halle gehören, also in der Stadt in den Bürgerhäusern wohnen, und nur den Lehrstunden in den Kollegien beiwohnen, werden auch besonders inscribirt, damit sie nicht mit denen verwechselt werden, welche die Vorzüge der Kollegien genießen. Man kann ein jedes Kollegium und eine jede Halle schon als eine Universität ansehen, so hat Cambridge zwölf Kollegien und vier Hallen, und Oxford hat zwanzig Kollegien und fünf Hallen. Die Inscription oder Immatrikulation geschieht unter der Aufsicht des Vice-Kanzlers (Lord High-Steward, bei uns Prorektor), welcher jährlich gewählt wird, und das ganze Regiment über eine Universität hat, weil zum Kanzler (bei uns Rektor) immer eine hohe Person, ein Prinz oder sonst ein Mann von Verdienst und Pair des Reichs gewählt wird. Der Vice-Kanzler wird immer von der ganzen Hochschule aus den Magistern der Kollegien gewählt; ihm stehen zwei Proctors oder Unteraufseher über die Studenten zur Seite, die gleichfalls jährlich aus den Magistern der freien Künste gewählt werden; dann haben sie noch einige andere Offizianten und sechs Pedelle, von denen drei, die vornehmer sind, als die andern, Squires, und die übrigen Yeomen heißen. Hiernächst hat wiederum jedes Kollegium seine abgesonderte Regierungsform, welche von dem Vorsteher und den Mitgliedern desselben besorgt wird. Man hat es schon immer getadelt, daß das oben genannte Regierungskorps von sich ganz allein abhängt, und so große Einkünfte in

Händen habe, weil ſolches nur zum Theil faule Gehülfen (Socios) bilde, Leute, die ſich um keine Studien, um nichts weiter bekümmern, weil ſie gleichſam abſolute Herren für ſich ſind. Hierdurch wird jede Aenderung und Verbeſſerung erſchwert, weil ſie erſt von ſo Vielen gebilliget werden muß, die vielleicht ihr Intereſſe nicht dabei finden; auch haben ſie oftmals der Regierung Trotz geboten, wenn dieſe Abänderungen machen wollte. Wenn auch Jakob der Zweite ihre wohlerworbenen Rechte und Freiheiten unrechtmäßig beſchränken wollte, ſo war dieſes doch nicht mit Georg dem Erſten der Fall, welcher Monarch aber gezwungen war, ein Trupp Reiter nach Oxford zu ſchicken, um ſie eines Beſſern zu belehren; auch hatte dieſer Monarch Cambridge ſtets lieber; er ſchickte dieſer Univerſität des Biſchofs von Ely Bibliothek zum Geſchenk*). Die Kollegien beſtehen aus einem Oberhaupte, aus Mitgliedern und Studenten, die durch einen Königlichen Freibrief inkorporirt ſind, und Ländereyen beſitzen, welche den Mitgliedern und Studenten gewiſſe Einkünfte verſchaffen, wovon ſie ihre Ausgaben zur Beköſtigung beſtreiten. Jedes Kollegium hat ſeine Geſetze, welchen zu gehorchen die Mitglieder bei der Aufnahme ſich eidlich anheiſchig machen müſſen, im Uebertretungsfalle können ſie beſtraft und relegirt werden. Die Studenten in den Hallen müſſen darin ſpeiſen und eidlich angeloben, den Ge-

*) Man machte damals folgende Verſe darauf:

The King discerning with judicious Eyes
The state of both his Universities,
To the one he sent a Troup of Horse:
but why?
That learned body wanted Loyalty;
To th' other he sent books, as well discerning
How much that loyal body wanted learning.

Zu Deutſch: Der König beurtheilte mit kritiſchem Blick, den Zuſtand ſeiner beiden Hochſchulen. Der Einen ſchickte er einen Trupp Reiter: aber warum? weil es dem gelehrten Körper an Gehorſam mangelt; der Andern ſchickte er Bücher, richtig beurtheilend, wie ſehr dem gehorſamen Körper die Gelehrſamkeit fehlt.

ſetzen der Halle gemäß zu leben. Dieſe Geſetze kann der Kanzler von Zeit zu Zeit ändern; auch hat er das Recht, die Aufſeher jeder Halle zu ernennen. So zählt z. B. zu Oxford das Univerſitätskollegium an 70 Perſonen, Lehrer und Studenten; das Baliolkollegium an 50 Studenten, mit Einſchluß der Lehrer und dem Aufſeher; das Mertonskollegium hat an Lehrern und Studenten 80 Perſonen; das Exetrekollegium über fünfundzwanzig Mitglieder und funfzig Studenten. Ferner beſtehen: das Orielkollegium mit 18 Mitgliedern, 14 Stipendiaten und 80 Studenten; das Königin-Kollegium mit 100 Studenten; das neue Kollegium mit 70 Mitgliedern und 115 Studenten; das Lincolnkollegium mit 70 Studenten; das Allerſeelenkollegium mit 40 Mitgliedern; unabhängige Studenten werden hier nicht zugelaſſen; das Magdalenenkollegium mit 120 Studenten und 40 Mitgliedern; das Brazen-Noſekollegium mit 20 Mitgliedern, 30 armen und über 100 andere Studenten; das Corpus Christi Collegium mit 20 Mitgliedern und 40 Studenten; das Chriſt-Churchkollegium mit vielen Mitgliedern und 200 Studenten; das Dreieinigkeitskollegium mit 12 Mitgliedern und ungefähr 70 Studenten; das Kollegium Johannis des Täufers mit 50 Mitgliedern und 70 Studenten; das Jeſuskollegium mit 19 Mitgliedern und 150 Studenten; das Wadhamkollegium mit 15 Mitgliedern und 120 Studenten; das Pembrokekollegium mit 14 Mitgliedern und 90 Studenten; das Worceſterkollegium mit 6 Mitgliedern und 40 Studenten; das Hertfortkollegium ꝛc. ꝛc. Wie nun hier die Einrichtung der Kollegien in Oxford iſt, ſo iſt ſie auch in Cambridge, woraus man erſieht, daß jedes Kollegium für ſich beſteht, und eine Art Hochſchule bildet. Die Studien der jun- [illegible] ochſchüler ſind hier nach gewiſſen Perioden abge-

theilt; man ist gewohnt eine Zeit von vier Jahren den ordentlichen Studien zu widmen, und diese Jahre steigern oder verringern sich bis auf zwölf, wenn man nämlich eine graduirte Person werden will. Eine Zeit von so vielen festgesetzten Jahren, die den Studien in England gewidmet ist, hat auch dazu beigetragen, daß England gründliche und große Gelehrte immer aufzuweisen gehabt hat. Man kann zwar dieses nicht geradezu auf die Universitäten und ihre Einrichtung schieben, weil wohl der Privatfleiß am meisten dazu beigetragen hat; allein die Einrichtung, wie sie auf den Engländischen Hochschulen besteht, spornt doch zum Fleiße an. So werden z. B. die ersten drei Jahre auf diesen Universitäten nur mit den schönen Wissenschaften hingebracht, nur mit Lesung der Autoren oder Schriftsteller, und man hat dieses immer für sehr zweckmäßig gefunden, weil England diesem Verfahren viele große Redner und Dichter verdankt, obgleich diese drei Jahre so eigentlich nicht zu dem Cursus der Wissenschaften, die man gewöhnlich die akademischen zu nennen pflegt, gehören. Man hat dieses zwar oftmals getadelt, weil damit zu viel Zeit verschwendet wird, und es sich füglich mit den Wissenschaften selbst verbinden ließe, ohne es so lange allein zu treiben; indessen hat man doch darauf keine besondere Rücksicht genommen, und so scheint man die Vortheile, die es erzeugt, überwiegend zu finden, und dann muß man auch berücksichtigen, daß man beinahe von dem ganzen Studium die Hälfte abziehen muß, wenn man die Ferien mit in Anschlag bringt; denn ein jeder Sommer geht größtentheils, wie auch schon oben erwähnt worden, mit Vakanzen hin, und will man promoviren, so wird es dabei nicht so strenge mit der Gegenwart auf der Hochschule genommen; denn man kann nicht nur ab- und zureisen, sondern auch wohl den größten Theil der Zeit abwesend seyn, die sonst nach den Statuten dazu festgesetzt ist. Bei dem Studium auf den Engl-

schen Hochschulen ist jeder Student, der im Kollegium wohnt, also darin eine Stelle erhalten hat, verpflichtet, sich einen Tutor oder Aufseher zu wählen, der ihm nicht nur die Ausgaben zu reguliren und zu berechnen hat, sondern auch seinen Untergebenen in Sprachen und Wissenschaften den gehörigen Unterricht ertheilt; er ist gleichsam der Erzieher oder vielmehr Leiter des Studenten, der mit ihm zugleich die gehaltenen Vorlesungen wieder durchnimmt. Dem Tutor liegt das Meiste in der Bildung des Studierenden ob; denn wenn gleich in allen Fächern der Wissenschaften noch besondere Professoren angestellt sind, wie in Deutschland auf den Hochschulen, so sollen es sich diese Herren doch oft sehr bequem machen, und nicht immer zu den festgesetzten Zeiten lesen, ja es kommt wohl auch, daß Einige die wenigste Zeit auf der Akademie gegenwärtig sind, weil sie noch andere Aemter haben, zugleich Bischöfe sind, auch andere ähnliche Aemter bekleiden, die sie mit verwalten; hier muß also der Aufseher das meiste thun.

Kehren wir nun wieder zu unsern, den Deutschen, Hochschulen zurück, die wir bei der Immatrikulation des Studierenden, und dem Festsetzen, die Studien zu beginnen, verlassen haben. Das Erste, was der Student, nachdem er seine Inscriptionsangelegenheiten, und was seine Wohnung betrifft, beseitiget hat, zum Beginnen seiner Studien zu ordnen hat, sind seine Geräthschaften, sein Handwerkszeug dazu. Dieses besteht nun erstlich aus einer Mappe, mit gefaltetem Papiere zum Nachschreiben der Vorlesungen, in einem Dintenstecher oder Dintenfasse von Horn, mit einer scharfen eisernen Spitze, um es bei sich tragen und in den Tisch oder das Kollegienbrett einschlagen zu können, einem Federmesser, Federn, Pergament und Bleystifte; zweitens aus den Büchern, die er nothwendig zu seinen Studien gebraucht, also immer darin nachschlagen muß, und die *ihm auch* zu seinem Privatstudium dienen, die er also

nicht aus der Universitäts-Bibliothek entnehmen kann, da sie ihm hier nicht zu jeder Zeit zu Gebote stehen. Diese Bücher entnimmt er aus einer Buchhandlung des Orts, wenn er sie nicht schon auf Anrathen von Sachverständigen von Hause mitbringen sollte. Wem das Nachschreiben mit Dinte zu umständlich ist, der kann sich auch eine Schreibtafel, aus mehreren Blättern Pergament bestehend, z. B. aus acht bis zwölf Blättern, bei einem Buchbinder einbinden lassen, und dazu ein gutes Bleystift kaufen, welches vorn am Einbande in eine Scheide gesteckt wird, so daß die Spitze nicht abbrechen kann. Hier ist es nun nöthig, daß das Nachgeschriebene am Abende wieder zu Hause mit Dinte in die eigentlichen Kollegienhefte übertragen oder abgeschrieben werden muß, um das Pergament wieder mit Talg oder Seife und einem wollenen Lappen zum neuen Gebrauche jedesmal zu reinigen. Die hierbei sich herausstellende Unbequemlichkeit und Mühe würde nun bloß in dem Reinigen des Pergaments bestehen; denn das doppelte Schreiben findet doch größtentheils auch bei dem Nachschreiben mit Dinte statt, um die Kollegienhefte sauber zu haben. Man hat bei der Einrichtung einer so eben erwähnten Schreibtafel auch wieder manche Vortheile, die für das Mühevolle des Auswischens entschädigen. So braucht man z. B. nicht mit der Mappe zu gehen, da man die Schreibtafel in die Tasche stecken kann ꝛc. Man bedarf nun noch eines Kalenders auf alle Tage im Jahre, um darin die Vorlesungen und andere Notizen aufzuzeichnen, damit sie dem Gedächtnisse nicht entgehen; auch macht sich der Student wohl ein Verzeichniß der zu hörenden Vorlesungen auf die ganze Woche, und klebt es innerhalb an seine Stubenthür, damit er jeden Morgen nachsehen kann, welche Vorlesungen er für den Tag zu hören habe. Diese Geräthschaften belasten nun die eine Seite seines Zimmers, während auf der andern Rappiere oder Schläger, Fech-

handschuhe, Ziegenhainer, Tabakspfeifen und andere Commentgegenstände die Stube zieren. Ist nun Alles zum Studieren in Ordnung, so wird den Professoren, bei denen er Vorlesungen hören, also belegen will, der Besuch abgestattet oder die Visite gemacht. Dieses geschieht zuerst bei einem Philosophen, der die Logik oder Vernunftlehre vorträgt, welches Kollegium das Fuchskollegium genannt wird, da es die angehenden Studenten oder Füchse zuerst hören, und eigentlich auch hören müssen, da Logik und Metaphysik die Grundlage aller gelehrten Erkenntniß, welche Theologen, Juristen, Aerzte, Pädagogen und Kameralisten gebrauchen können, sind, wenn nämlich sich der Lehrer bei dem Vortrage derselben nicht bei nutzlosen Subtilitäten und Allotriis aufhält. Auch pflegen einige akademische Lehrer die Logik mit der Metaphysik zu verbinden. Hiermit kann nun der Studierende in dem ersten Semester noch einige zweckmäßige öffentliche Vorlesungen verbinden, die er aus dem Lektionsverzeichnisse der Lehrer der Universität ersieht, auch hier und da hospitiren, um sich mit den Vorträgen der Professoren und Docenten auf der Hochschule bekannt zu machen. Das Hospitiren kann aber nur bis auf eine gewisse Zeit geschehen, die bei den Universitäten bestimmt ist. So z. B. kann auf der Berliner Hochschule Niemand länger eine Vorlesung als Hospitant besuchen, als vierzehn Tage, wer überwiesen wird, eine Privat-Vorlesung im Wintersemester bis Weihnachten, und im Sommer-Semester bis zum ersten Julius, ohne vorschriftsmäßige Anmeldung, besucht zu haben, ist zur Entrichtung der Auditoriengelder und des Honorars verpflichtet, welche dann von ihm eingezogen werden; dabei hat derselbe noch, nach Bewandtniß der Umstände, eine bis zur Exklusion zu steigernde Disciplinarstrafe zu gewärtigen. Auf einigen Universitäten, wie z. B. in Jena, Göttingen ꝛc., wird das Honorar für Privatkollegien beim Belegen

der Plätze in den Hörsälen dem Professor selbst gezahlt, und solches pränumerando, und wenn der Zuhörer oder Student wegen Mangel an Gelde genöthigt ist, sich auf einige Zeit Kredit zu erbitten, so muß er die ihm bestimmte Zeit der Zahlung auch getreulich halten, geschieht dieses nicht, so ist die nicht vertragsmäßig errichtete Schuld ohne weitere Anmahnung klagbar; ihm werden also die Kollegia auf drei, oder auch wohl auf das ganze Semester (sechs Monate) gestundet. Auf andern Hochschulen, wie z. B. in Berlin ꝛc., zieht das Geld für die Vorlesungen die Quästur ein. Der Student muß sich mit seinem Anmeldungsbogen, den er bei der Immatrikulation erhält, auf die Quästur im Universitätsgebäude begeben, und das Honorar für jede Privatvorlesung, die er in den Anmeldungsbogen eingetragen hat, an den Quästor pränumerando gegen Quittung entrichten, und das Auditoriengeld mit 5 Sgr. für jede öffentliche, und mit $2\frac{1}{2}$ Sgr. für jede Privatvorlesung. Vor der persönlichen Meldung auf der Quästur hat der Studierende den Anmeldungsbogen in der Art auszufüllen, daß er seinen vollständigen Vor- und Zunamen und die Fakultät, bei welcher er inscribirt ist, eigenhändig einträgt, und in die erste Kolumne, unter Ueberschrift des Semesters, alle diejenigen Vorlesungen einschreibt, welche er während des laufenden Semesters zu hören wünscht. Die zweite, dritte und fünfte Kolumne werden von den Docenten oder Lehrern, bei welchen der Studierende die Vorlesungen hört, und welchen er den Anmeldungsbogen nebst den Quittungen des Quästors vorlegt, die vierte Kolumne aber von dem Quästor eigenhändig ausgefüllt. Der Anmeldungsbogen enthält folgende Kolumnen: Sommersemester 1840. 1) Der Studiosus N. N. aus Berlin hat hier folgende Vorlesungen gehört (hier werden nun die Vorlesungen in die Kolumne von ihm selbst eingetragen); 2) bei (hier trägt nun der Lehrer seinen Namen eigenhändig in diese

Kolumne); 3) Nummer der Zuhörerliste (in dieser Kolumne wird von dem Lehrer gleich die Nummer bemerkt, nach der der Zuhörer im Auditorium seinen Platz einzunehmen hat, um Streitigkeiten zu vermeiden); 4) Vermerk des Quästors, das Honorar betreffend (in diese Kolumne trägt der Quästor eigenhändig zu den in Nr. 1. bemerkten Vorlesungen bloß die Worte: priv. und publice ein, das heißt, er bemerkt in dieser Rubrik, bei den im Sommersemester unter Nr. 1. angezeigten Vorlesungen durch die obigen Worte: welche Vorlesungen privatim und welche öffentlich gehört worden sind; auch werden hierin die Bemerkungen über Stundung oder Erlassung des Honorars gemacht); 5) Zeugniß der Docenten über den Besuch der Vorlesungen (in dieser Kolumne atteſtirt nun jeder Docent eigenhändig den Besuch der Vorlesungen am Schlusse derselben durch: fleißig besucht, regelmäßig besucht ꝛc. mit der Unterschrift seines Namens). Auf diese Weise geht es nun durch alle Semester des Trienniums oder Quadrienniums, so weit der Bogen reicht. Bei dieser Einrichtung braucht der Student nicht, wenn er nicht will, den Professoren seine Aufwartung zu machen, da er sie an jedem Tage im Sprachzimmer antrifft, und ihnen hier seinen Bogen zur Unterschrift vorlegen kann; indessen geschieht es doch bei den Professoren, deren Vorlesungen man eigentlich zu hören hat, um sie sowohl näher kennen zu lernen, und sie auch um manchen Rath zu bitten, der wohl nicht besser beim Studieren ertheilt werden kann, als durch den Lehrer. Am Schlusse des Semesters, und nicht früher als acht Tage vor, und nicht später als acht Tage nach der Beendigung der Vorlesungen, wird der Anmeldungsbogen den betreffenden Docenten wieder vorgelegt, damit sie in demselben eigenhändig und unter Beifügung des Datums in der fünften Kolumne den Besuch der Vorlesungen bescheinigen. Studenten, welche die Universität verlassen, ist es gestattet, sich diese Bescheini-

gung schon sechs Wochen vor dem Ende des Semesters zu erbitten. — Auf den Hochschulen, wo keine Quästur eingerichtet worden, hängt es nur von der Liberalität eines jeden Lehrers ab, das auf 1, 2, 3 Friedrichsd'or bestimmte Honorar einem Studenten theilweise oder ganz zu erlassen; dieses kann nun zwar dort auch geschehen, macht aber mehr Weitläufigkeiten, da der Lehrer immer erst Rücksprache mit dem Quästor nehmen muß; denn hier muß jeder Professor erst den Quästor instruiren, wie er es mit dem Honorare gehalten wissen will, und Jeder, der ein Kollegium hören will, hat sich zuerst bei dem Quästor zu melden, von dem er, wie schon oben bemerkt worden, einen Schein über die Bezahlung des Honorars, oder über die instruktionsmäßige Erlassung desselben erhält, den er dem Lehrer zustellt. Kein Lehrer kann daher hier das Honorar unmittelbar von den Studierenden in Empfang nehmen, weil der Quästor eine Tantième von den eingegangenen Honorargeldern erhält, die 2 Prozent beträgt; dafür zieht er das Honorar von sämmtlichen Studierenden auf die oben angezeigte Weise ein, und zahlt nach Abzug seiner Tantième den Professoren wieder das Honorar aus, so daß diese mit den Studierenden weiter gar nicht in dieser Beziehung in Berührung kommen. Er legt dann auch über das eingezogene Honorar Rechnung ab. Der Quastor hat auch die Befugniß, in Fällen, wo ein vorübergehendes Zahlungsunvermögen nach seinem Ermessen hinreichend bescheiniget wird, kurze Fristen zur Bezahlung des Honorars zu gestatten; allein nie darf dieses länger geschehen, als bis zum ersten Julius für das Sommer- und bis zum ersten Januar für das Winterseméster. Bei dem Lehrer kann daher hier kein solcher Fristgesuch von den Studierenden angebracht, noch von demselben berücksichtiget werden, da Alles durch die Hände des Quästors geht. — Studierende, deren Mittel auf der Universität nicht ausreichen, um alle

Kollegia, die sie zu hören wünschen oder die zur Vollendung ihrer Studien und Behufs der abzulegenden Examina nöthig sind, und die deshalb um Stundung oder um Erlaß des Honorars einiger Vorlesungen nachsuchen wollen, müssen sich an die Lehrer selbst wenden, da dieses lediglich von ihnen abhängt; nur da, wo die Lehrer mit der Quästur zusammenhängen, müssen die Lehrer ihre Erklärung auf derselben ablegen, ob sie die Honorare für ihre Vorlesungen stunden oder erlassen wollen, und solches vor Bekanntmachung der halbjährigen Lektions-Verzeichnisse. Bei der Berliner Hochschule muß der die Stundung nachsuchende oder um Erlaß bittende Student sich erst dieserhalb beim Rektor melden, welcher sich, mit Hinzuziehung des Universitätsrichters, folgende Zeugnisse von dem Studierenden vorlegen läßt: 1) Von Inländern das Maturitätszeugniß Nr. I. oder II., und von Ausländern ein günstiges Schulzeugniß. Bei In- und Ausländern, die schon andere Universitäten besucht haben, wird nächstdem ein gutes Abgangszeugniß verlangt. Der Mangel dieser Zeugnisse schließt unbedingt die Ertheilung der Berechtigung aus. Hier steht es nun dem Studenten bei einer abschläglichen Antwort frei, seinen Recours an den Senat zu machen. Wenn um Erlaß gebeten wird, so hat der Bittsteller ein Zeugniß seiner Bedürftigkeit beizubringen, das von einer glaubwürdigen Person ausgestellt seyn muß, worin die Eltern oder der Vormund versichern, dem studierenden Sohne oder Mündel nicht mehr als die angegebene Unterstützung gewähren zu können; nur mit diesem Zeugnisse von dem Universitäts-Gerichte mit Namens-Unterschrift attestirt, werden dem Studio die Vorlesungen vom Lehrer gestundet oder erlassen. Die Stundung des Honorars geschieht bis fünf Jahre nach erfolgter Anstellung, oder im Fall der Kandidat nach Ablauf des fünften Jahres, von seinem Abgange an gerechnet, nicht angestellt seyn sollte, bis zum vollendeten sechsten Jahre nach seinem Abgange.

Wenn aber die Vermögensumstände des Studierenden sich vor dieser festgesetzten Zeit ansehnlich gebessert haben sollten, so kann er auch eher zur Zahlung angehalten werden, indessen muß sich der Lehrer auch mit Terminalzahlungen begnügen, wenn er ein solches Anerbieten macht. Wenn übrigens ein Student schon einmal eine Vorlesung gehört und das Honorar dafür entrichtet hat, sey es nun baar, oder in Stundung, so kann er bei dem Lehrer noch zum zweiten Male, um sie gratis zu hören, anhalten, ohne hierzu einer Bescheinigung weiter zu bedürfen. Dergleichen Benefizien, wie sie vorher angeführt worden, gehen jedoch verloren, wenn der damit Begünstigte in Ansehung des Fleißes oder des sittlichen Betragens sich den Tadel der Lehrer und der akademischen Behörden zuzieht, so wie auch für denjenigen, welcher durch seine Lebensweise an den Tag legt, daß er zu andern nicht nothwendigen Ausgaben die Mittel herbeischafft. Ueber das gestundete Honorar muß der Studierende dem Professor einen Revers ausstellen, worin er sich zur Zahlung des ihm gestundeten Honorars und der oben festgesetzten Frist verbindlich macht. Für die Einziehung der gestundeten Honorare erhält der Quästor, wenn er sie nach abgelaufener Frist eingezogen hat, eine Tantième von 20 Prozent, wenn sie aber ohne Aufforderung und Bemühung an ihn eingesandt worden, nur 2 Prozent, wie bei den sogleich bezahlten Honorarien. Auch bei der Einschickung des Honorars an den Lehrer selbst, ist Letzterer verpflichtet, die festgesetzte Tantième an den Quästor zu entrichten. Zum freien Besuche aller Vorlesungen bei einer Hochschule, ohne daß es dazu einer Einwilligung des Lehrers bedarf, sind nur berechtiget: 1) die Söhne und Brüder der noch fungirenden oder emeritirten Professoren einer Universität; 2) die Söhne und Brüder der verstorbenen Professoren, wenn sie zur Zeit ihres Todes bei der Universität angestellt oder emeritirt waren; 3) die Söhne und

Brüder der Universitätsbeamten, die nicht als Lehrer fungiren, wie z. B. des Universitätsrichters, Quäſtors, Sekretairs ꝛc. ꝛc.; dann auch Stipendiaten, welche die Regierung ausdrücklich dazu ernennt, oder die ein Recht durch Dienſte, welche ihre Eltern oder Voreltern der Hochſchulen erwieſen haben, durch Stiftungen von Freitiſchen ꝛc. ꝛc., dazu erhalten. Studenten können das einmal bezahlte Honorar oder Auditoriengeld von der Quäſtur nur in dem Falle zurück verlangen, daß ein betreffendes Kollegium nicht zu Stande gekommen iſt, oder wenn ein angekündigtes Kollegium nicht in der angekündigten Stunde zu Stande gekommen, ſondern auf eine andere Zeit verlegt worden iſt, wo derjenige, der es belegt hat, ſchon ein anderes Kollegium hört. Die Zurückforderung muß aber während des Laufs des Semeſters geſchehen, wenn dieſes nicht geſchieht, ſo verfällt das nicht zurückgeforderte Honorar. — Auf vielen Hochſchulen muß das Belegen und Beſuchen der Kollegia ſehr pünktlich geſchehen; in den erſten vier Wochen nach dem Beginnen derſelben muß belegt und bezahlt ſeyn, wie dieſes hauptſächlich in Jena der Fall iſt; denn wenn hier nicht in dem beſagten Termine dieſe Angelegenheit beſeitiget iſt, ſo drohen Citationen und Executionen. Hierin war man ſehr ſtrenge. Ueberwieſene Unfleißige wurden, wenn Ermahnungen nichts fruchteten, pigritiae causa weggewieſen, und daher wurden auch die meiſten gezwungen, die Kollegia zu beſuchen, mit Ausnahme der Fleißigen, die einer ſolchen Erinnerung nicht bedurften. Die Univerſitätsgerichte können dieſes auch ſchon aus dem ſchwarzen Buche erſehen, worin ſowohl der bemerkte Unfleiß der Studierenden ſteht, als auch die Strafen des Karcers, des Conſiliums und der Relegation, ja Conſilirte, die auf eine andere Hochſchule ziehen, um ihre Studien fortzuſetzen, müſſen dem Rektor oder Prorektor bei der neuen Immatrikulation die Hand darauf geben, daß ſie ſich doppelt geſetzmäßig betragen wollen;

denn bei jedem Vergehen, das gewöhnlich mit mehr als acht Tagen Karcerſtrafe belegt wird, werden ſie wieder conſilirt, wenn es auch nur mit dem Maaßregeln geſchieht. — Wie ſoll nun der Student ſeine Studien zu ſeinem wahren Nutzen einrichten, und welche Kollegia ſoll er nun in einem Triennium oder Quadriennium hören, ſo, daß ſie ihm wirklich nützen, wenn er mit ſeinem Fuchskollegium, ſeinen zuerſt gehörten öffentlichen und ſeinem Hoſpitiren fertig iſt? Dieſes iſt nun freilich bei jeder einzelnen Fakultät eine ſchwierige Sache, wozu dem Studierenden ein väterlicher Freund, der eine ſolche Laufbahn mit Nutzen vollendet hat, mit ſeinem Rathe zur Seite ſtehen müßte. Um hierüber einiges Licht zu geben, mag hier der Brief eines Studierenden der Theologie an ſeinen Vater, einen Prediger, und deſſen Antwort darauf, ſtehen.

Brief des Sohnes. — Daß ich, mein theurer Vater, in fünf Monaten keinen Brief von Ihnen erhielt, konnte mich nicht beunruhigen, da ich Ihre wichtigen Geſchäfte kenne; denn Sie müſſen, andere Arbeiten ausgenommen, wenigſtens in jeder Woche ein paarmal predigen, und da Sie nun auf Ihre Predigten allen Fleiß verwenden, um Ihre Gemeinde, worunter es manchen guten Kopf giebt, zu erbauen, ſo weiß ich jetzt dieſe Arbeit beſonders zu würdigen; denn die Aufgeweckten unter Ihrer Gemeinde würden es bald merken, wenn Sie alle Jahr dieſelbe Predigten, und darin wieder dieſelben Gleichniſſe und auch mancherlei Epiſoden über den Landmann und die Landwirthſchaft anbringen wollten. Da Sie nun, mein guter Vater, noch etwas vor der Zeit an mich gedacht, und zu Ihrem wohlmeinenden Briefe auch einen erwünſchten Wechſel gelegt haben, ſo bin ich auch ſchuldig meine Pflicht zu erfüllen, und in dieſem Briefe Ihnen von meinen Studien Rechenſchaft zu geben. Noch ſind die letzten Worte, die Sie mir auf der Reiſe zu meiner Beſtimmung mitgaben, nicht verklungen: „Urban, ſagten Sie, mein lieber Urban, ſtudiere fleißig und be-

mühe Dich, daß Dein Name an Dir erfüllet werde, daß Du also ein Pastor urbanus werdest, denn dieser hat mehrentheils bessere Einkünfte, als ein Pastor rusticanus; doch auch dieser, mein Sohn, wie Du im väterlichen Hause gesehen hast, muß zufrieden seyn, und sich mit seiner Familie behelfen, so gut als es gehen will, hat er doch einen wichtigen Beruf, der ihn manche Beschwerden ertragen lehrt." — Sobald ich also hier ankam, war meine erste Sorge, wie ich meine Studien auf die beste und leichteste Art anzufangen hätte; ich besuchte zwei der Herren Professoren vom Fache, und bat mir ihren Rath aus; allein dieser war so weitläufig in Beziehung auf meine Studien, daß ich wenigstens vier Jahre auf der Universität bleiben müßte, wenn ich ihn befolgen wollte. Was ich nun zu Hause schon so oft überlegt hatte, das überlegte ich auch wieder hier, und so ergaben sich daraus für mich zwei nach meiner Ansicht richtige und unverwerfliche Sätze, worauf ich auch künftighin meine Studien gründen werde, und die schon von Vielen gebilliget worden sind, und auch ohne Zweifel künftighin werden gebilliget werden. Der erste ist dieser: Wer in einer Sprache, Kunst oder Wissenschaft das Hohe, das Schwere und das Dunkele begriffen hat, der versteht auch das Leichte, oder er kann sich wenigstens selbst helfen. Der andere Satz ist: Das Praktische ist besser, als das Theoretische; denn unter das Praktische ist das Theoretische mit begriffen, und jenes bringt mehr Nutzen, als dieses, wie ich solches von Jugend auf gesehen habe. Unser Nachbar Peter, wie Sie wissen, ist ein theoretischer Hauswirth, er beobachtet die Quatember sehr genau, er zieht den Kalender und das Wetterglas zu Rathe, er kennt die Natur eines jeden Ackers, kennt jeden Boden, wenn nicht nach seinen chemischen Eigenschaften, doch nach seinem Gehalte; er hat mit Turnips, Türkischem Weizen, Sibirischem Buchweizen und andern Feldfrüchten Versuche gemacht, und läßt aus dem Buchhandel Schriften über die Landwirthschaft kommen; allein ein anderer Landwirth, Jürgen, bekümmert sich um dergleichen Dinge nicht viel, sondern düngt und pflügt seinen Acker aufs Beste, bestellt ihn zur rechten Zeit, und hat fast allemal bessere Früchte, als jener, ja er

bekommt oft schönes trocknes Heu, wenn des Andern Heu durch die Täuschung des Wetterglases verdirbt. Nach diesen Grundsätzen habe ich nun meine Studien eingerichtet, und in diesem ersten halben Jahre folgende Vorlesungen gehört: Die Logik und Metaphysik, die polemische Theologie, die Casuistik und die theoretisch-praktische Homiletik, und kann ohne Ruhm versichern, daß ich Vieles, besonders in der polemischen Theologie, gefaßt habe, so, daß ich schon im Stande bin, den allerhartnäckigsten Rabbiner zu überzeugen, daß er die Wahrheit der christlichen Religion erkennen und annehmen muß. Ich gedenke in dem kommenden Semester die Metaphysik zu wiederholen, um einige Redensarten recht zu verstehen, welche mir noch etwas dunkel blieben, die Logik will ich nicht wiederholen, denn sie ist nach meinen Begriffen ein natürliches Vermögen, welches allen Menschen, selbst dem Bauer angeboren ist, wenn er es gleich nicht mit dem Namen zu belegen weiß, und auch die scientivische Einkleidung nicht kennt, so handelt er doch darnach; dann das Collegium polemicum fortzusetzen, und mit diesen Vorlesungen noch zwei zu verbinden, nämlich: ein Collegium arabicum über den Koran, und eine algebraische Vorlesung, und weil dieses zwei Kollegia privatissima sind, so mußte ich etwas thun, was bei den vorigen Kollegien nicht nöthig war, ich mußte die Herren Professoren besuchen. Ich ging also zu dem Herrn Professor der morgenländischen Sprachen, welcher mich sehr freundlich aufnahm. Nachdem er meinen Vorsatz gehört hatte, sprach er: „Ach, mein werther Freund! Sie sind Einer von den Wenigen, die sich bemühen, in den morgenländischen Sprachen eine gründliche Kenntniß zu erlangen, wenn gleich die mehrsten schon zufrieden sind, wenn sie durch Hülfe eines Lexikons einen hebräischen Text zur Noth verstehen. Mit Ihrer gütigen Erlaubniß: Wie lange sind Sie schon hier?" Ich antwortete: ein halbes Jahr. „Das ist noch nicht lange," sprach er; „bei wem, fuhr er fort, haben Sie denn in diesem halben Jahre sich im Hebräischen geübt, denn ich habe die Ehre nicht, Sie zu kennen." Ich antwortete: bei Niemanden. „So werden Sie vielleicht auf einem berühmten Gymnasium Gelegenheit

gehabt haben, im Hebräiſchen einen guten Grund zu legen?" Ich antwortete hierauf freimüthig und ohne Bedenken: gar nicht, denn ich hab' es noch nicht weiter gebracht, als daß ich zur Noth das erſte Kapitel des erſten Buches Moſis leſen kann; worauf er mit einem kleinen Lächeln kopfſchüttelnd ſagte: „und Sie wollen ein Kollegium über den Koran hören? das kann ich nicht begreifen!" So will ich es Ihnen erklären, entgegnete ich. Mein Grundſatz iſt dieſer: Wer von einer Sprache, Kunſt oder Wiſſenſchaft, das Hohe, das Schwere und das Dunkele begriffen hat, der verſteht auch das Leichte, oder kann ſich wenigſtens ſelbſt helfen, und dieſes iſt die Urſache, daß ich dieſes Kollegium erwählt habe. „Bei dieſem Satze, war ſeine Entgegnung, wäre wohl Vieles zu erinnern; da ich aber ſogleich ins Kollegium gehen muß, ſo iſt mein kurzer und beſter Rath dieſer: Der geſchickte Herr Magiſter M—. lieſt ein Collegium hebraicum grammaticale, das belieben Sie zu beſuchen, denn es wird Ihnen nützlicher ſeyn, als ein Collegium arabicum über den Koran, weil ich befürchte, daß Sie in demſelben das Hohe, das Dunkele, das Schwere nicht, und alſo nichts verſtehen werden." Ich beſuchte darauf den andern Herrn Profeſſor, und mußte faſt ein gleiches Examen rigurosum ausſtehen; er nahm mich zwar freundlich und faſt mit ähnlichen Komplimenten auf, allein er fragte mich, ob ich ſchon in der Mathematik, hauptſächlich aber in der Arithmetik bewandert ſey? Ich antwortete: durchaus nicht, und ſtellte ihm nach einigen Wortwechſel meinen Grundſatz vor, den ich noch dazu mit dieſem Beiſpiele erklärte: Wer des R— ſelbſtlehrende Rechenſchule, und in derſelben die allerkünſtlichſte Regel bloß verſteht, der verſteht auch ſeinen arithmetiſchen Trichter; allein er gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er zu dieſem Collegio algebraico fürs Erſte nicht wohl rathen könnte. Sind dieſes nicht eigenſinnige Herren, die kein Geld verlangen, welches ihnen angeboten wird. Ich ging daher zu Hauſe und an eine Arbeit, die mir damals ſehr angenehm war. Der Herr Profeſſor, bei dem ich das Collegium homileticum theoretico-practicum hörte, hatte ſeinen Zuhörern einen Spruch aufgegeben, über welchen ſie zur Probe eine Predigt machen ſollten, und

da hatte ich einen Spruch bekommen, der meiner Meinung nach so leicht und so erbaulich war, daß ich mich schon zum Voraus über die schöne Predigt freuete, die ich darüber aufsetzen würde. Als ich aber anfing zu meditiren und zu schreiben, so überfiel mich auf einmal eine fast Aegyptische Finsterniß; denn die Worte, welche vorher vor meinen Augen so hell waren, wurden auf einmal so dunkel, daß ich genöthiget wurde, ein Licht zu suchen. Ich ging also zu meinem Herrn Professor und bat ihn, mir für den aufgegebenen Spruch ein paar Ausleger zu leihen, die er mir auch sogleich gab, und die ich mit Freuden auf meine Stube trug; als ich sie aber nachschlug, so gaben sie mir wenig Trost, denn ich konnte ihre hebräischen Subtilitäten, die noch dazu ohne Punkte gedruckt waren, nicht verstehen, und das Wenige, was ich noch zur Noth verstand, war so kurz, daß es nicht über zwei oder drei Perioden ausmachte. Ich besuchte des Abends einen guten Freund, der viele theologische Schriften sich angeschafft hatte, und auch des Kanzlers von Mosheim Sittenlehre der heiligen Schrift besaß; er war sogleich bereit, mir dieselbe vorzulegen. Ich fand in dem biblischen Register meinen Spruch zweimal, als ich aber in dem Buche selbst nachschlug, so war die Schrift nicht erklärt, sondern nur so beiläufig angeführt; ich setzte also die Bücher sämmtlich wieder an ihren Ort, und dachte: ach, du armer Urban, was wird aus deiner Predigt werden? Mit diesen mißmüthigen Gedanken ging ich nach Hause, und diese brachten mich auf andere Gedanken. Ich untersuchte nun, ob ich nicht aus meinen Collegiis etwas nehmen könnte, allein ich mochte mich besinnen, wie ich wollte, so konnte ich doch nichts finden; es wäre denn, daß ich aus der Polemik Gelegenheit nehmen wollte, den Hugo Grotius zu widerlegen, und dieses mochte ich nicht wagen, weil ich von meinem Professor der Homilie gehört, der Mann sey nicht so gefährlich, wie er gemeiniglich ausgegeben worden sey, er habe oft bessere Einsichten, als diejenigen, welche ihn zu widerlegen suchten. Am folgenden Tage fiel mir etwas ein, welches mir sehr lieb in dieser Angelegenheit war. Ich erinnerte mich nämlich, daß unter dem Spiegel auf dem Tische meiner Frau

Wirthin, einer betagten, frommen und bemittelten Wittwe, eine lange Reihe Bücher standen, die ohne Zweifel geistliche waren, welches mir der Einband gezeigt hatte; ich besuchte sie daher, und wußte bei diesem Besuche bald meine Rede auf diese Bücher zu lenken: „das werden, sagte ich, ohne Zweifel geistliche Bücher seyn?“ „Ach ja, erhielt ich zur Antwort, das sind ausgesuchte Predigten von berühmten Männern, die ich zur Erbauung lese. Sie finden hier einen Saurin, Mosheim, Hagemann, Jerusalem, Zollikoffer, Reinhard, Marezoll, Spalding, Sack und Andere mehr, nur einige Neuere fehlen mir, die ich auch so gern angeschafft hätte, wenn ich über ihren Werth ein vollgültiges Urtheil gehört; sie stehen Ihnen zu Dienste;“ ich machte eine tiefe Verbeugung, dankte gehorsamst für diese Erlaubniß, und nahm auf meine Stube so viele mit, als ich fassen konnte. Meine erste Arbeit war eine Untersuchung, ob mein Spruch auch in diesen Bänden erklärt worden, und da fand ich in zweien die Erklärung, in den übrigen aber viel Gutes, welches ich zu meinem Nutzen anwenden konnte. Ich las nun Alles mit möglichster Aufmerksamkeit durch, ging zu Bette, und schlief mit diesen Gedanken vergnügt ein, weil mir diese Männer in ihren Erklärungen, Vorträgen und Styl so ungezwungen, so leicht und so fließend vorkamen, daß ich gedachte, ihnen glücklich und ohne große Mühe zu folgen. Als ich nun am Morgen anfing zu schreiben, so konnte ich fast nichts zu Papiere bringen; denn ich konnte doch so nicht denken, so nicht schreiben, wie ich es in ihren Schriften gefunden, und gleichwohl mußte die Predigt fertig seyn, und zwar eine Predigt, davon ich Ehre hätte. Mein letzter Anschlag war also dieser: Alles mir Nöthige mehr als zehnmal mit großem Bedachte durchzulesen, damit ich es recht behielte. Nun legte ich die vier Bände aufgeschlagen auf meinen Studiertisch vor mir, und darauf fing ich an, bald aus diesem, bald aus jenem eine Periode nach der andern auszuschreiben, jedoch so, daß ich dabei auf ausgesuchte Gleichnisse und einen blumenreichen Styl sah; denn dieses sollte meiner Predigt das Erhabene, den Schmuck und einen besondern Vorzug geben. Meine

Predigt wurde in drei Tagen fertig und rein abgeschrieben, so daß ich sie dem Herrn Professor übergeben konnte; dabei dachte ich aber auch, mir ins künftige eine so schwere Arbeit zu erleichtern, indem ich in ein großes in Folio eingebundenes Buch, unter gewisse Titel, allen oratorischen Vorrath, den ich nur bekommen konnte, eintragen wollte. Ich hätte zwar viel schreiben müssen; allein ich wäre auch sehr reich gewesen, besonders wenn ich diese Arbeit fortgesetzt, und in zehn bis zwölf Exzerpten-Bänden den Stoff zu meinen künftigen Predigten gesammelt hätte, und dann sollten es auch zugleich Realexcerpten seyn, damit der Schatz um desto nützlicher und kostbarer wäre. Der Herr Professor gab mir nach zwei Tagen meine Probepredigt mit folgender Censur zurück: „Man sieht wohl, sprach er, mein werther Freund, daß Sie an dieser Predigt sehr großen Fleiß gewendet; allein Sie haben es mit dem Ausschreiben fast zu viel und zu merklich gemacht, denn es sind noch nicht Ihre eigenen Gedanken und Redensarten; doch mag sie als die erste Probe passiren; lernen Sie solche vollkommen auswendig; denn das Lesen ist so etwas, das fast alle junge Leute mit der Zeit, aber beinahe größtentheils zu spät, bedauern müssen, ja sie setzen sich gemeiniglich unter einem geschickten Schulmeister, wie ich dieses Urtheil selbst einmal von vielen Zuhörern gehört habe: Der Kantor oder Schulmeister zu N. lieset viel besser, als der Student, der uns heute was vorgelesen, und dieses hat seine richtigen Ursachen; denn der Kantor liest keine gelehrte Hand, sondern aus einem gedruckten Buche, und zwar ohne Angst und Furcht, wenn der Herr Student einen Angstschweiß nach dem andern abwischt, und unter dieser Arbeit die Reihe verliert. Deutschland ist nicht wie England, und was etwa ein großer Mann thut, das kann den Anfängern kein Exempel geben; folgen Sie daher meinem Rathe, so will ich Gelegenheit geben, daß Sie binnen acht oder zehn Tagen in einer benachbarten Kirche gute Zuhörer bekommen sollen.“ Ich folgte seinem Rathe, und fing an zu memoriren; da aber die ganze Predigt nicht meine Gedanken, Redensarten und Worte, sondern geborgte Federn waren, weil ich mich an die Ordnung meines

Textes nicht halten konnte, der mir Gelegenheit zu einer hohen und wichtigen Materie gegeben hatte, so mußte ich eine jede Periode von Wort zu Wort auswendig lernen, und das wurde mir entsetzlich sauer. Aber die gewisse Hoffnung, eine so schöne Predigt würde allen Zuhörern, so wie mir, gefallen, machte mich so muthig, daß ich mit einer außerordentlichen Geduld memorirte. Ich setzte diese Arbeit drei Tage fort, und wollte nunmehr versuchen, wie es auf der Kanzel gehen würde; allein bei diesem Versuche gerieth ich in Verzweiflung, denn wenn der Faden abgerissen war, so konnte ich das andere Ende nicht wieder finden; ich konnte mich durchaus nicht auf die folgende Periode besinnen, wenn die vorhergehende geendiget war; es war mir nicht möglich, ich mochte mich quälen wie ich wollte, und so faßte ich ein= für allemal den unveränderlichen Entschluß: kein Prediger werden zu wollen; ich will keinen Märtyrer aus mir machen, sagte ich zu mir selbst, der keine recht frohe Stunde zu seinem Vergnügen haben kann. Gott Lob, daß ich das Collegium homileticum theoretico-practicum in dem ersten halben Jahre gehört hatte; denn wären mir diese Marter etwa kurz vor meiner Abreise von der Hochschule, oder wohl gar erst zu Hause zu Theil geworden, was hätte ich dann anfangen wollen? Ich hätte dann entweder Soldat, oder ein gelehrter Schreiber, oder ein Lateinischer Hauswirth werden müssen, oder ich wäre hypochondrisch geworden, und solches um desto gewisser, weil ich bei meinem letzten Memoriren schon einen guten Anfall davon verspürte. Gut, daß es noch Zeit ist, umzukehren. Was für ein Studium sollst du nun wählen, da du noch einige Semester Zeit hast. Meine erste Wahl fiel auf das Studium juris, und meine Einbildung zeigte mir viel Angenehmes und Schönes. Dieses Studium, dachte ich, verlangt keine Sprachen und kein unerträgliches Auswendiglernen; es verlangt keine Philosophie, denn die Gesetze und Verordnungen gelten mehr, als alle philosophischen Subtilitäten, und der Dieb muß hängen, wenn er sich gleich auf seinen zureichenden Grund und auf die beste Welt beruft, in welcher ihm die Rolle eines Diebes zugefallen; es verlangt mehr Schreibart

als Beredsamkeit, und wenn die Erstere auch weitläufig, und wegen der vielen eingeschalteten Bedingungen und Ausnahmen dunkel und verwirrt ist, so wird sich dieses doch mit der Zeit lernen lassen; es kann nicht weitläufig und schwer seyn; denn ich kenne Viele, die sonst fast nichts, als die Institutionen und Pandekten hören, immer repetiren, und zuletzt mit einem poetischen Kollegium schließen; dabei giebt es die besten Hoffnungen zu ansehnlichen Bedienungen; denn ein Jurist hat vor allen Studierenden den Vorzug, daß er die höchsten Stufen im Staatsdienste ersteigen kann; er kann Präsident, Ober-Tribunals- oder Appellations-, oder Gerichtsrath werden; dann Justizrath, Konsistorialrath, Oberamtmann, Amtmann, Justiz-Kommissarius, Anwald ꝛc., und wenn man erst eine dieser Bedienungen erlangt hat, so hat man nicht nöthig, durch zu vieles Arbeiten der Gesundheit und den Vergnügungen beschwerlich zu fallen; denn es finden sich an allen Orten tüchtige Leute, welche die Aufsätze machen, die man bloß unterschreibt. Angelegentlich war ich in den ersten Tagen mit diesen Gedanken beschäftiget, denn ich sahe mich schon auf der Gerichtsstube, und ließ den Kandidat der Theologie in der Kinderstube. Mit der Zeit wurden sie jedoch verdrängt; denn ich sahe so viele Juristen, welche diesen ihren Zweck nicht erreichten, weil ihnen eben die Mittel fehlten, die mir fehlen. Denn ich sahe viele Advokaten, die wegen der jetzigen Lebensart in den ersten Jahren mehr Schulden machten, als sie in vielen Jahren bezahlen konnten, und wenn ich an die guten Leute dachte, die fast alt und grau werden, ehe sie ihre eigenen Aufsätze auch mit unterschreiben dürfen, so faßte ich den Entschluß, mich solchen mißlichen und ungewissen Schicksalen nicht zu unterwerfen; da ich nun aber mein so rühmlich begonnenes Studium fortsetzen wollte, so mußte ich zu den medizinischen Studien meine Zuflucht nehmen; und da ich nun dieses mit vieler Ueberlegung erwählt habe, so bin ich auch schuldig, Ihnen meine Gedanken zu eröffnen. Bei der Medizin kommt es ohne Zweifel einzig und allein auf eine gute und glückliche Praxis an, denn diese erwirbt nicht allein Ansehen, Vertrauen und Verdienst, sondern auch gute Ein-

künfte; ja wenn ich einen Patienten glücklich kurire, so wird er entweder keine gelehrte Nachricht von seiner Krankheit verlangen, und wenn er sie verlangt, so kann ich ihm ja darüber so viel vorschwatzen, als ich sehe, daß es ihm angenehm ist. Nach diesen, und meinen schon angeführten Grundsätzen, werde ich in den wenigen Semestern, die mir noch übrig bleiben, bei allen Herrn Professoren Collegia practica, über die Lehre von den rohen Arzneimitteln (Materia medica) und über die Kunst Rezepte zu schreiben, hören, wiederholen, und hauptsächlich in dem Letzten den aufmerksamsten Zuhörer und Nachschreiber abgeben; denn an guten Rezepten liegt sehr viel; dann will ich die Anatomie, Physiologie, Pathologie, Semiotik, Therapeutik ꝛc. hören; auch Botanik und Chemie; ich hoffe durch unverminderten Fleiß mich Ihnen, bester Vater, nach zwei Jahren als einen geschickten Doktor der Medizin zu präsentiren, von welchem sie bei Ihrem bejahrten Alter alle kindlichen Dienste zu erwarten haben werden. Ich zweifle gar nicht, daß Sie meinen Entschluß billigen werden, und bin ꝛc.

Antwort des Vaters. Ich weiß es selbst nicht, ob ich Deinen Brief mehr mit Verdruß, oder Mitleiden gelesen habe; denn der ganze Inhalt ist so wunderlam und verworren, wie es nur immer möglich ist. Da ich Dich aber lieb habe, und Du von Deinen eigenen Schwachheiten ein so aufrichtiges Bekenntniß ablegst, also will ich in der Antwort die Pflichten eines Vaters erfüllen, der auch die gelehrte Laufbahn betreten, sich aber in der Welt durch so manche Erfahrungen von den Schlacken befreiet hat, die einem Akademiker so leicht ankleben, und von denen er sich, wenn er nicht in den Strudel des Weltlebens gestürzt wird, so leicht nicht losmachen kann. Der Anfang Deines Briefes ist eine kleine Schmeicheley, die ich so will passiren lasse; allein, mein lieber Sohn, hast Du denn auch schon solche Prediger gehört, die von witzigen Köpfen mit Recht sind schimpflich beurtheilt worden? ich glaub' es nicht, also sey ins Künftige bescheidener, und richte nicht vor der Zeit. So ist es auch nicht gesittet, wenn Kinder dasjenige wiederholen oder ihren guten Freunden erzählen, was die El-

tern aus Scherz geredet haben. Doch ich will zur Hauptsache kommen. Die beiden Herren Professoren, welche Du besuchtest, haben Dir ohne Zweifel wegen Einrichtung Deiner Studien den besten Rath gegeben, weil Du fast nichts als die Weitläufigkeit auszusetzen findest, ein Hinderniß, das ich hätte aus dem Wege räumen wollen, wenn es mir wäre mitgetheilt worden. So groß aber auch die Einbildung von Deinen selbst erfundenen Grundsätzen ist, so sind sie doch in der That vernunftlos, unrichtig und verwerflich, ja lächerlich, welches Du um so weniger wirst leugnen können, weil Du es in Deinem Briefe selbst mit der eigenen Erfahrung und mit Deinem Beispiele beweisest. Dein erster Grundsatz ist dieser: Wer in einer Sprache, Kunst oder Wissenschaft das Hohe, das Schwere und das Dunkele begriffen hat, der versteht auch das Leichte, oder er kann sich wenigstens selbst helfen: ist dieser Satz richtig? Du sollst das Urtheil selbst sprechen. Wenn Dein erster Lehrer, der Dich in der Lateinischen Sprache unterwiesen, Deine Lehrart angenommen, und Dir in den ersten Stunden den Plautus und Horaz, oder den Seneca und Tacitus vorgelesen und erklärt, wenn er verlangt hätte, Du solltest diese Erklärungen begreifen, Dir selbst helfen, und nun auch alle leichteren Lateinischen Schriften verstehen, so würdest Du ohne Zweifel gesagt haben: Mein lieber Vater, ich kann das Hohe, das Schwere und das Dunkele meines Lehrers nicht verstehen, und weil diese Klage kein Mährchen, sondern die Erfahrung selbst gewesen, so war Urban, der Schüler, klüger, als Urban, der Student; denn dieser will fliegen, ehe er Flügel hat, der erwählt unbegreifliche Kollegia, und will auch den allerhartnäckigsten Rabbiner bekehren, da er doch verstummen muß, wenn er nur ein Hebräisches Wort hört; also hat der Herr Professor der morgenländischen Sprachen wegen der arabischen Vorlesung einen höflichen und wohlverdienten Verweis, zugleich aber auch zu der grammatikalischen Vorlesung einen ehrlichen Rath gegeben, und hier muß also für Deinen ungegründeten, dieser gründliche Satz angenommen werden. Weil wir in einer Sprache, Kunst oder Wissenschaft das Hohe, das

Schwere und das Dunkele nicht sogleich begreifen und verstehen können, so müssen uns erst die Grundsätze des Leichteren, des Faßlichen und des Begreiflichen vorgelegt und erklärt werden, so kommen wir weiter, und können uns mit der Zeit selbst helfen, gleich wie alle diejenigen jungen Leute niemals gelehrt werden können, welche zu schnell gelehrt werden wollen. Was den andern Grundsatz betrifft, so ist es wahr, daß das Praktische das Theoretische mit unter sich begreift; daraus folgt aber noch nicht, daß eine gute Praxis ohne Theorie möglich, oder wenn es möglich ist, so muß ein Jeder, wenn er gleich die Kunst nicht gelernt, im Stande seyn, die besten Taschenuhren zu verfertigen, wenn er nur einige Male gesehen hat, wie ein geschickter Uhrmacher seine verfertigte Arbeit zusammensetzt. Wer mit der Praxis sogleich will den Anfang machen, der wird und bleibt ein ungeschickter und unglücklicher Praktikus; wenn man sich dagegen ordentlich und gründlich unterrichten läßt, diesen Unterricht gehörig aufnimmt, und mit demselben eine fleißige Uebung verbindet, so wird man auch mit der Zeit in den Stand gesetzt werden, daß man mit seinen Wissenschaften sich selbst und Andern nützlich werden kann, wie solches aus Deinem eigenen Briefe zu erweisen ist. Warum überfiel Dich eine fast Aegyptische Finsterniß, als Du einen Spruch erklären wolltest, der Deiner Meinung nach so leicht und so erbaulich sey, daß Du Dich schon im Voraus über die schöne Predigt freuetest? Warum gaben Dir die beiden Ausleger der heiligen Schrift so schlechten Trost? Warum konntest Du nicht so denken und schreiben, wie die von Dir angeführten Männer? Ja warum mußtest Du Dich endlich mit einem so lächerlichen Ausschreiben und unerträglichen Memoriren quälen? Höre, mein lieber Sohn, Dein närrischer Grundsatz war die wahre Ursache. Du wolltest eine Uhr verfertigen und zusammensetzen und verstandest doch kein Rad zu machen. Die von Dir citirten großen Männer, die Du zu Deiner Predigt benutzt hast, haben gewiß in dem ersten Semester auf der Hochschule kein Collegium homileticum, theoretico-practicum etc. gehört, sondern von Jugend auf aus allen Theilen der Gelehrsamkeit große Schätze gesammelt, und daher waren sie auch

im Stande, mit der Zeit aus dieſen geſammelten Schätzen der Welt ſolche ausnehmende Proben der Beredſamkeit vorzulegen. Wenn alſo viele von unſeren jungen Herren ſo gründlich, ſo gelehrt und ſo ſcharfſinnig, wie dieſe Männer, predigen wollen, aber nicht auf ihr Beiſpiel ſehen; wenn ſie die Philoſophie verſäumen, oder nur allein treiben, damit ſie künftighin recht philoſophiſch, und nach der mathematiſchen Lehrart ihren Zuhörern mit vielen Schlüſſen dasjenige beweiſen mögen, welches ſie ohnedies ſchon wiſſen, oder zu keinem Nutzen anwenden können; wenn ſie die Grundſprachen als eine verdrießliche Arbeit hintenanſetzen, wenn ſie die Kollegien über die Glaubens- und Sittenlehren ſo flüchtig hören, und vor der Zeit mit den Irrgläubigen ſtreiten wollen; wenn ſie mehr Zeit auf die Verbeſſerung des Witzes, als auf die des Verſtandes und des Herzens wenden, und in dieſer Abſicht keine gründlichen, ſondern ſolche Schriften leſen, die uns, beſonders in den jetzigen Tagen, in köſtlich vergoldeten Rahmen entweder gemeine und bekannte, oder ſchmutzige Bilder zeigen, ſo müſſen ſie nothwendig lächerliche Ausſchreiber, unglückliche Auswendiglerner, und zuletzt Kirchenlehrer werden. Meinſt Du, daß das Praktiſche beſſer, als das Theoretiſche iſt, ſo iſt es freilich wahr, daß die bloße Theorie ein todtes Kapital iſt, welches nur wenige Menſchen beſitzen können; allein, das iſt dem gar nicht entgegen, was ich ſo eben von einer gründlichen Theorie bemerkt habe; ſo beweiſen auch Deine angeführten Beiſpiele nichts: denn unſer Nachbar Peter hält ſich bei ſeiner Faulheit ſelbſt für klug; wenn Andere arbeiten, ſo ſtudiert er im Kalender, betrachtet das Wetterglas, lieſt auch wohl in Schriften über die Landwirthſchaft, und wenn ihm dieſer oder jener in der Stadt Proben von verſchiedenen Feldſämereyen mit vielen Lobeserhebungen aufdringt, ſie zu verſuchen, ſo macht er mit den dabei gegebenen Regeln allerhand Verſuche, die natürlich, da ſie ſchlecht baſirt ſind, auch mißlingen müſſen; dagegen macht Jürgen gar keine Verſuche, ſondern hält ſich an ſeine Erfahrungen, iſt dabei ſeinen Umſtänden nach ein vernünftiger, fleißiger Wirth, der die Haushaltung gut ver-

steht, so gelingt ihm auch größtentheils seine Arbeit, wenn ihm sonst dabei der Himmel günstig ist. Laß also mein Sohn Deine Grundsätze fahren, und nimm meinen väterlichen Rath an. Gott hat Dir ein gutes Gedächtniß und die übrigen Fähigkeiten gegeben, die einem Theologen nöthig sind; Du bist zu Hause fleißig gewesen, und wenn ich von zwei Jahren geredet, so bedauere ich sehr, wenn ich dadurch Gelegenheit gegeben, mit der Praxis den Anfang zu machen; denn ich wollte nur Deinen Fleiß ermuntern, und wenn Du, wie ich hoffe, darin fortfährst und Deine Fehler verbesserst, so will ich zu den zwei Jahren noch einmal so viele legen, damit Du Dich durch des Höchsten Gnade in den Stand setzest, mit der Zeit ein geschickter und erbaulicher Prediger zu werden; so wird Dich auch das jetzt so gewöhnliche hypochondrische Uebel nicht befallen, wenn Du ihm in der Einbildung keinen Platz gönnest; wenn Du es für kein Kennzeichen eines tiefsinnigen Gelehrten ansiehst, wenn Du nicht krumm und gebückt sitzest, so viel es die Zeit erlauben will, eine mäßige Bewegung machest, und hauptsächlich alle hitzigen Getränke vermeidest, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, sollte es auch nur ein starker Kaffee seyn, der des Tages mehr als einmal getrunken wird, auch keine zwölf Bände Excerpten zusammen schreibest, die Du mit der Zeit nicht einmal wirst lesen können, und auch nicht lesen wollen. Gleichwie es nun also mein ernstlicher und wohlbedachter Rath ist, ohne einen zukünftigen Märtyrer aus Dir zu machen, das theologische Studium mit Gott fortzusetzen, also will ich fürs Erste diese nöthigen Erinnerungen sowohl wiederholen, als auch geben: Fürchte Gott und halte sein Gebot, denn das gehört allen Menschen, und also auch denen zu, welche auf der Universität leben; vermeide alle Gelegenheiten und Gesellschaften, die Deine Sitten nicht verbessern, sondern verschlimmern, bedenke, daß der Verlust der Zeit unersetzlich ist. Besuche in dem zukünftigen Semester ein Collegium logicum, denn es muß auch das natürliche und angeborene Vermögen verbessert werden, ein Collegium hebraicum grammaticale, ein Collegium graecum, ein Collegium Stili latini, und setze auch gelegentlich die Französische Sprache fort, so bist Du genug

beſchäftiget und legeſt einen guten Grund, auf welchen wir künftig hin wollen weiter bauen; denn es ſoll Dir von Zeit zu Zeit an meinem väterlichen Rathe nicht fehlen; allein für dieſes Mal mag ich wegen Deiner übertriebenen Liebe zur Praxis nicht weiter gehen. Ueber Deine Gedanken wegen der Rechtsgelehrſamkeit habe ich mich ſo ſehr nicht verwundert, weil mir Deine Grundſätze ſchon bekannt waren, denn nach dieſen mußte der Juriſt Deinem Theologen gleich ſeyn; dabei will ich mich aber nicht aufhalten, weil Du es aus ſolchen Urſachen, die ich zum Theil billige, verworfen haſt; wenn Du aber das Studium medicum wohlbedächtig, wie Du ſchreibeſt, haſt erwählt, ſo ſchreibe ich wohlbedächtig kurz und in ganzem Ernſte, daß ich über zwei Jahre um dieſe Zeit keinen ſolchen geſchickten Doktor verlange; denn ich würde nach Deinem Entwurfe und in dieſem Falle ſo etwas ſehen, welches ich mit ſeinem wahren Namen nicht belegen mag, ja ich würde mir ein Gewiſſen machen, an denjenigen einen Thaler zu verwenden, welcher mit der Zeit nur viele unglückliche Menſchen machen würde. Der kindliche Gehorſam, welchen Du mir allemal bewieſen, giebt mir die gewiſſe Hoffnung, daß ich auf dieſen Brief, den ich zwar nicht ohne Bekümmerniß (denn die Zeit eines Semeſters iſt verloren), doch aus väterlicher Liebe geſchrieben, mit erſten eine Antwort erhalten werde, die mich beruhiget, und in einer ſo wichtigen Sache die angenehme Verſicherung giebt, daß Du dasjenige zu Deinem Beſten eingeſehen und angenommen haben wirſt, was Dir zu Deinem wahren Beſten iſt gerathen worden, ſo wirſt Du in der That erfahren, wie ich allemal.—

Derjenige Student, welcher ſich nun der Theologie oder Gottesgelahrtheit widmet, muß einen guten Grund in den Vorbereitungsſtudien gelegt haben, wenn er ſich nicht bloß auf eine Landpfarre beſchränken, ſondern auch in einer Stadt die Kanzel beſteigen und zu andern höhern Würden ſeines Standes, der Theologie, gelangen will. Hauptſächlich nützen ihm, außer der Lateiniſchen und Griechiſchen Sprache, auch noch die Hy-

brâiſche, Arabiſche und Syriſche, und wenn er vor der Eintretung in ſein Amt oder bis ihm eine Stelle wird, ſich noch mit der Information beſchäftigen, eine Hauslehrer-Stelle annehmen muß, ſo iſt auch die Franzöſiſche Sprache für ihn wichtig, eben ſo die Muſik, die er auch betreiben muß, weil hierauf vorzüglich bei der Annahme eines Informators geſehen wird. Wer daher in dieſen genannten Zweigen noch keinen hinlänglichen Grund gelegt hat, der muß ſie auf der Hochſchule noch fortbilden, und mit darauf ſeine Zeit verwenden; dann auch auf eine gute Kenntniß ſeiner Mutterſprache, weil dieſe in ſeinem Amte von der größten Wichtigkeit iſt, und Viele unterlaſſen es, ſich hierin recht zu prüfen; denn der zukünftige Kanzelredner oder Prediger muß ſich leicht, faßlich und verſtändlich, mit Anmuth und Würde darin ausdrücken, da er durch den Sinn, erſt auf den Verſtand und das Herz ſeiner Zuhörer wirken ſoll. Die Wahrheiten, die er vorträgt, mögen noch ſo genau durchdacht, noch ſo bündig bewieſen werden, und er weiß ſie nicht in ein gefälliges Gewand zu hüllen, ſo werden ſie immer nur auf einen kleinen Theil ſeiner Zuhörer wirken. Hier iſt aber nicht die Rede von einer bilderreichen Sprache, von ſchönklingenden, aber ſinnloſen Worten und Phraſen, denn dieſe ſind, wenn den ſchönen Worten nicht ſchöne Gedanken zum Grunde liegen, ein leerer Bombaſt, ein bloßes Wortgeklingel. Predigten, welche aus ſchönen Worten zuſammengeſetzt ſind, kitzeln zwar das Ohr, wenn ſie gut vorgetragen werden, und gefallen oft der Mehrzahl, die von einer Predigt weiter keinen Eindruck verlangen, als ſie nur gehört zu haben, wie eine ſchöne Muſik in einem Konzerte; allein der Verſtändige, der von einer Predigt mehr verlangt, der ſich an dem Inhalte erbauen will, wird bald den Schein enthüllen, und der Prediger, deſſen einzige Geſchicklichkeit nur darin beſteht, ſchöne Floskeln und Bilder aus Romanen und Gedichten zuſammenzuleſen

erscheint, dieses erborgten Putzes beraubt, in seinen Augen, wie die beschämte Krähe in der Fabel. Der Studierende der Theologie hat sich daher sorgfältig zu prüfen, ob er auch die Eigenschaften besitzt, wodurch er mit seinen Vorträgen Nutzen schaffen kann, sie wirklich zur Erbauung und Belehrung seiner Zuhörer dienen; wenn er diese erwähnten Eigenschaften nicht besitzt, wird er auch in seinem Amte, als Prediger, nicht excelliren, und nicht einmal als ein guter Lehrer der Theologie, obgleich ihm hier gute Kenntnisse in seinem Fache nützen, da er sie anwenden kann, so auch als Examinator, als Consistorialbeamter ꝛc. Auch verlangt man jetzt weit mehr von einem Theologen, als in den früheren Zeiten, wenn er nämlich die Pflichten seines Standes treu und gewissenhaft erfüllen und ihm Ehre machen will. Ehemals konnte der Theologe bei wenigen Kenntnissen in den alten Sprachen und der Geschichte, um nur leidlich eine Stelle der Bibel zu übersetzen, denn von verstehen war wenig die Rede, wenn er nur die Symbolik gut studiert hatte, und eine leistenmäßige Predigt, nach dem damaligen Postillentone zu verfertigen verstand, ein guter Prediger seyn, und bei der nicht übergroßen Anzahl von Zunftgenossen leicht ein geistliches Amt erlangen; ja körperliche Anlagen und Eigenschaften, ein Pastoralansehen, eine starke Stimme und gute Lunge, bestimmten schon oft die Eltern, ihren Sohn Theologie studieren zu lassen. Die Theologie war vor mehr denn achtzig Jahren noch nicht so gründlich und eifrig bearbeitet, die Grundsätze, worauf das ganze Lehrgebäude beruhete, waren noch nicht so genau sondirt, ihre Lehrsätze noch nicht so genau geprüft und beleuchtet, als es jetzt geschieht. Ueberhaupt man hielt damals mehr vom Glauben, als vom — Wissen. Ganz anders verhält es sich jetzt; denn man verlangt von einem Theologen, daß er die alten Sprachen inne habe, und in der Alterthumskunde kein Unwissender sey, damit er mit eigenen Augen

ſehen kann, und nicht nöthig habe, ſich der fremden Brillen zu bedienen. Da nun ferner die Beſtimmung des künftigen Predigers ſeyn ſoll, Menſchen zu vernünftigen und moraliſch guten Staatsbürgern zu bilden, ſo kann er dieſe wichtige Beſtimmung nur dadurch erreichen, daß er ſich eine vollſtändige Kenntniß des Menſchen, vorzüglich von deſſen innern Anlagen und Fähigkeiten, zu erwerben ſucht; und daher darf er, wenn ihm ſein Beruf am Herzen liegt, in der Anthropologie überhaupt, und vorzüglich in den Hauptheilen der Philoſophie, nämlich in der Pſychologie, Moral und moraliſchen Theologie kein Fremdling ſeyn. Denn er kann doch nur auf das Gemüth ſeiner Zuhörer künftig einwirken, wenn er die mannigfaltigen, ſich oft widerſprechenden Triebe und Neigungen des menſchlichen Herzens kennt; er kann nur ſeinen erkannten Wahrheiten den Weg zum Herzen bahnen, wenn er die Mittel dazu, die im Menſchen ſelbſt liegen, kennt. Wenn er die wirkſamſten Mittel nicht anzuwenden weiß, wenn er die allgemein anerkannten religiöſen und moraliſchen Anlagen des menſchlichen Geiſtes und Herzens nicht unterſucht, und ſich von ihrem Daſeyn ſelbſt noch nicht überzeugt hat, kann er auch kein Lehrer der Religion und Tugend ſeyn; denn ohne dieſe Erkenntniß, ohne dieſe richtige Vorſtellung von ſeinem Berufe, bleibt ihm ſein Amt ein bloßes Mittel des Broderwerbs. Um ſich nun dieſe Kenntniß zu erwerben, genügt es nicht allein, eine Vorleſung darüber gehört, oder das erſte beſte Compendium nachgeleſen zu haben, ſondern dieſe Kenntniſſe müſſen durch ein ſorgſames Studium, durch angeſtrengtes Nachdenken, durch Beobachtungen und mitgetheilte Erfahrungen erlangt werden. Da nun auch der zukünftige Prediger den Aberglauben bei ſeiner Gemeinde bekämpfen ſoll, wenn er ſich hier und da eingeſchlichen haben ſollte, und derſelbe größtentheils durch Unwiſſenheit mit der Natur und den Erſcheinungen in

derſelben herrührt, das heißt, da, wo Erſcheinungen ſich wirklich durch die Natur erklären laſſen, wie es ſo viele giebt, die ihre Entſtehung und Verbreitung bei dem gewöhnlichen und dem leichtgläubigen Manne nur der falſchen Anſicht und dem Mangel an Unterſuchung und Kenntniß der Natur verdanken, ſo muß er auch in den Naturwiſſenſchaften nicht unerfahren ſeyn; er muß die Geſetze kennen, nach welchen die Erſcheinungen in der Natur erfolgen, ſo weit ſie dem menſchlichen Geiſte zugänglich und erreichbar ſind, denn ohne dieſe Erkenntniß wird er oft eben ſo abergläubig ſeyn, als manches Glied ſeiner Gemeinde, und wie will er auch die vortrefflichen Lehren von dem Daſeyn Gottes, von einer über Alles ſich erhebenden Vorſehung wohl anſchaulich und lebhaft darſtellen, wenn er nicht im Stande iſt, dieſelben durch deutliche Beiſpiele von der Ordnung, Zweckmäßigkeit und Harmonie, welche uns die ſinnliche Natur darbietet, zu erklären und zu beſtätigen. Dieſes Alles muß nun der junge, ſich der Theologie widmende Studierende genau erwägen, wenn er ſeine Studien mit Erfolg betreiben will, wenn er die Univerſität, nach zurückgelegten Studien, mit dem Bewußtſeyn verlaſſen will, du haſt deine Zeit redlich genutzt, du haſt gethan, was in deinen Kräften ſtand, um diejenigen Kenntniſſe zu erlangen, die nöthig ſind, um deinem Berufe künftig hin als gewiſſenhafter Seelſorger vorzuſtehen. — Vorſchriften, wie ein junger Mann ſeine Studien der Theologie beginnen, und welche Vorleſungen er zuerſt beſuchen ſoll, und wie er dann die Semeſter hindurch, die das Triennium oder Quadriennium ausmachen, damit fortfahren ſoll, laſſen ſich hier nicht geben, da darin die Anſichten und Rathſchläge ſehr verſchieden ſind; denn faſt ein Jeder hat eine andere Wahl in der Reihefolge ſeiner Vorleſungen, wie ſie ihm entweder ſchon von Hauſe aus vorgezeichnet worden, oder er dazu eine Anleitung auf der Hochſchule ſelbſt erhält.

oder er ſie ſeinen Anſichten nach für zweckmäßig findet, und dieſes möchte auch wohl gleich ſeyn, wenn er nur diejenigen Vorleſungen hört, die zu ſeinem Studium nöthig ſind; daher nach der Logik und Metaphyſik, in Verbindung mit einigen ſchon oben erwähnten Wiſſenſchaften, wie z. B. der Anthropologie, Pſychologie und philoſophiſchen Sittenlehre oder Moralphiloſophie ꝛc., die theoretiſchen Wiſſenſchaften der Theologie, mit denen er dann immer eine oder ein Paar der eben gedachten Vorleſungen, ſo auch über Phyſik und andere Naturwiſſenſchaften, verbinden kann, und beſonders, da eine oder die andere der erwähnten Wiſſenſchaften wohl publice oder öffentlich geleſen wird. Zu den theoretiſchen Wiſſenſchaften gehören nun: die theologiſche Encyklopädie und Methodologie, in Verbindung mit der Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften und theologiſchen Bücherkunde; Exegeſis, oder die Wiſſenſchaft, die heiligen Schriften nach ihrem wahren Sinne auszulegen, in Verbindung mit der Hermeneutik oder die Kunſt, die Schrift in ihrem wahren Sinne zu verſtehen und einzuſehen; ſie iſt von der Exegeſis nur wenig unterſchieden, und gleichſam eine und dieſelbe Wiſſenſchaft; die Dogmatik oder theologiſche Glaubenslehre; die Polemik, polemiſche Theologie, oder die Streitigkeiten in der Kirche; hauptſächlich durch den Sektengeiſt, die Sektirer, darin erzeugt; die theologiſche Sittenlehre oder die Moraltheologie; die natürliche Theologie; die Kritik der heiligen Schrift, welche eigentlich einen Theil der Exegeſis ausmacht; die Kirchengeſchichte. Zu den praktiſchen Wiſſenſchaften der Theologie gehören: die Paſtoraltheologie, welche eingetheilt wird in die a) Homiletik, b) Catechetik und c) Caſuiſtik; ferner die Konſiſtorial-Theologie, zu welcher auch das Canoniſche

Recht gehört; und die Umsicht in der Verwaltung kirchlicher Aemter. Hier kann nun noch dieses und jenes Kollegium bei den hier angeführten theologischen Vorlesungen gehört werden, worüber auf Hochschulen gelesen wird, welches sich aus den Verzeichnissen der Lehrgegenstände einer jeden Universität in der Theologie oder Gottesgelahrtheit ergiebt, wie z. B. auf den Preußischen Hochschulen die Liturgik und Pastorallehre, die biblische, kirchliche und spekulative Christologie, die Religionsphilosophie ꝛc. Hierzu kommen nun noch homiletische und catechetische Uebungen. Wenn nun der Studierende diese Vorlesungen auf die Semester seiner Studierzeit gehörig vertheilt, in keinem nicht zu viel übernimmt, um auch die gehörige Zeit zum Repetiren zu behalten, und dann auch zum Nachschlagen, Nachlesen und Excerpiren, wo es nöthig thut, sich auch die Erholungsstunden bewahrt, die wieder neuen Muth zum Studieren geben; denn ohne dieselben würde der Geist durch zu starke Anstrengung bald erschlaffen, und wenn auch seine Thätigkeit immer dieselbe bliebe, doch der Körper, der durch Mangel an Bewegung und mancherlei Uebungen, besonders des Fechtens, bald seine Muskelkraft verlieren würde, so wird er seinen Zweck erreichen. Denn das Studieren muß immer mit Abwechselung geschehen, und besonders bei den Materien der Theologie und Philosophie, die ein tiefes Nachdenken erfordern, ein unaufhaltsames Forschen und Anstrengen des Geistes, und daher auch wieder eine größere Zerstreuung und Erholung; denn ein fortwährendes Studieren, besonders in abstrakten Gegenständen, würde die Gesundheit bald untergraben, bald die Hypochondrie erzeugen, womit Theologen so oft geplagt sind.

Was das Studium des Rechts oder der Rechtswissenschaften betrifft, so müssen Studierende hierbei eben so verfahren, als bei der Theologie. Auch sie

machen ihren Studierplan meiſt nach dem Rathe ihrer Freunde oder ſolcher Männer, welche früher gleichfalls eine Univerſität, um Rechtswiſſenſchaft darauf zu ſtudieren, beſuchten; da nun ein jeder mit ſeinem Plane immer noch Erfahrungen machte, er immer noch von Dieſem oder Jenem auf der Univerſität hörte, wie noch zweckmäßiger man ſeine Studien einrichten könne, ſo ſind die vorgezeichneten Wege von Erſteren, die man zu gehen hat, gewiß ſehr zu ſchätzen; ſie ſind eine ſichere Weiſung, nach der man ſeine Studien zweckmäßig einrichten, beginnen, verfolgen und beendigen kann. Die Rechtswiſſenſchaft iſt ein ſehr wichtiges Studium und erfordert daher Aufmerkſamkeit und Fleiß. Die Vorleſungen, die der Student hier zu hören hat, ſind: die Encyklopädie und Methodologie der Rechtswiſſenſchaft; das Naturrecht oder die Rechtsphiloſophie; die Geſchichte des Rechts; das Römiſche Recht, welches aus den Inſtitutionen, Digeſten oder Pandekten, dem Codex und den Novellen beſteht; das Deutſche Recht, welches nicht allein bei der Deutſchen Nation gebräuchlich iſt, wozu auch der Schwabenſpiegel und andere Geſetze gehören, ſondern von dem auch andere Völker verſchiedene Geſetze beibehalten oder entlehnt haben; das Sachſenrecht oder der Sachſenſpiegel; das beſondere bürgerliche Recht der vornehmſten Staaten in Europa, worin auch der Code Napoleon erklärt wird, und womit man auch wohl das Herkommen oder die Obſervanzen, die in verſchiedenen Ländern Geſetzkraft erlangt haben, verbindet, worüber auf einigen Hochſchulen noch beſonders geleſen wird; das Recht, welches in den Kolonien anderer Welttheile von den Eroberern eingeführt worden, wie z. B. das ſchwarze Geſetzbuch (Codex niger) in den Franzöſiſchen Kolonien Amerikas; das Erbrecht; das Lehnrecht; das Bauernrecht; das Handels-

recht; das Wechſelrecht; das Bergrecht, oder die Geſetze der Bergwerke und Bergleute; das Forſt- und Jagdrecht, oder die Geſetze wegen der Jagd und Forſten oder Waldungen; das Völkerrecht; das Staatsrecht, ſowohl das Europäiſche, als auch das Deutſche, in Verbindung mit dem Privatfürſtenrechte; die Munizipalrechte oder Geſetze einiger großen Städte, beſonders freien Städte, wie Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt a. M., oder auch Provinzen; das Kirchenrecht, ſowohl das Päbſtliche Canoniſche Recht, als auch das Kichenrecht der Proteſtanten, welches ſich zum Theil auf das Canoniſche Recht gründet; das Kriegsrecht; das Seerecht; das Kriminal- Straf- oder peinliche Recht; der ehemalige Deutſche Reichsprozeß, jedoch nur geſchichtlich; der Civilprozeß; der Kriminalprozeß; die Form der Prozeſſe, wie ſie in jedem Lande gebräuchlich und feſtgeſetzt iſt; Erläuterungen intereſſanter Kriminalrechtsfälle; Einleitung in die juriſtiſche Praxis, verbunden mit Privatübungen; die rathgebende Rechtswiſſenſchaft (Prudentia consultatoria), oder die Regeln, die bei der Entſcheidung ſchwieriger Fälle, und bei mancherlei Conſilien, welche unerfahrene Privatperſonen von dem Rechtsgelehrten verlangen, zu beobachten ſind. Auf den Preußiſchen Univerſitäten wird auch noch über das Preußiſche Landrecht geleſen. Hierzu kommen nun noch manche andere Vorleſungen, die ſich auf die Rechtsgeſchichte beziehen, beſonders des ehemaligen Römiſch-Deutſchen Reichs ꝛc. ꝛc. — Der Student ſoll ſich in der Geſchichte des Römiſchen Rechts gut befeſtigen, und den Zuſtand des alten Roms, beſonders aber Konſtantinopels und des Morgenländiſchen Kaiſerthums, die Senatus-Conſulta, die Plebiscita und Konſtitutionen der Kaiſer, das prätorianiſche Recht, das Herkommen, die Sitten des Volks, die Ausſprüche der Rechtslehrer und

der Rechtserfahrenen, die Auslegungen eines jeden Geſetzes und deſſen Anwendung auf den gegenwärtigen Zuſtand, wo man in dieſen Geſetzen zweifelhaft wäre, recht kennen zu lernen ſuchen, um ſo mehr, da das Römiſche Recht lange Zeit zur Grundlage des Deutſchen Rechts gedient hat. Eine völlige Kenntniß der Lateiniſchen Sprache und der Römiſchen Alterthümer erleichtern dieſes Studium merklich. Mit dieſen vorangehenden Kenntniſſen verſehen, ſchreitet man um ſo leichter zu dem Studium des Römiſchen Rechtes ſelbſt. Die Inſtitutionen ſind das Erſte; ſie ſind nach den Digeſten und dem Codex zum Unterrichte derjenigen gemacht worden, welche dieſes Studium beginnen, und bonus Institutista est bonus Jurista iſt ein altes Sprichwort der Schule, welches einigermaaßen wohl wahr iſt, wenn es gleich jetzt in dieſer Beziehung keine Anwendung in mehreren Staaten findet. Wenn gleich dieſes Buch ohne Methode und ohne Geſchmack geſchrieben worden iſt, und vieles Dunkele enthält, und manchmal ſogar den Pandekten oder Digeſten und andern eher geſchriebenen Geſetzen widerſpricht, ſo enthält es doch die Anfangsgründe des Römiſchen Rechts, und wir beſitzen keinen kürzern Abriß deſſelben. Man muß die Inſtitutionen, ſagt ein alter Juriſt, in den Inſtitutionen ſelbſt ſtudieren, und ſein Gedächtniß nicht damit vergebens beſchäftigen, daß man eine unvollkommene Kenntniß derſelben aus Auszügen oder kurzen Abriſſen erlangen will; denn dieſe Inſtitutionen ſind ſchon eine Art von Kompendium, und wenn man ſie noch mehr in die Kürze bringen will, ſo macht man ſie nur zu einem dürren Gerippe. Man hört auf den Hochſchulen gemeiniglich einen vollſtändigen Curſus darüber. Man ſoll den Anfang mit der Erforſchung des wahren Sinnes des Textes machen, wozu die guten Kommentarien, die Paraphraſen und die Noten von großem Nutzen ſind. Es giebt nun auch noch verſchiedene Kaiſerliche Konſti-

tutionen, die sich nicht in den andern Theilen des Justinianischen Rechts befinden, und von denen ein Schriftsteller Namens Bandoza einen sehr nützlichen Index gemacht hat; auch hat man eine Griechische Uebersetzung oder vielmehr Paraphrase der Institutionen, welche verschiedene Gebräuche und Gewohnheiten der alten Römer erläutert und auseinandersetzt, und wovon Angelus Politianus die erste Ausgabe besorgt hat; dann haben sich auch in neuerer Zeit viele große Rechtsgelehrte die Mühe gegeben, die Institutionen zu berichtigen, zu verbessern und in Ordnung zu bringen, von welchen Bemühungen man auch den Erfolg kennen lernen muß. Man führt sie in der Abkürzung bloß mit einem I an, und setzt den Titel und den Paragraphen dazu. — Ueber das Studium der Institutionen auf den Hochschulen hat man schon mancherlei Einwendungen gemacht. Ein Rechtsgelehrter sagt darüber:

Die Institutionen pflegen die erste Nahrung für den angehenden Juristen auf den Hochschulen zu seyn; indessen sind die wenigsten jungen Leute auf diesen Schulen mit den Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft so vertraut, daß sie einem solchen Vortrage ohne Erklärung folgen können. Aus einem Vorurtheile, welches darin besteht, die jungen Leute an das geisttödtende Nachschreiben zu gewöhnen, handelt der Lehrer in den ersten Stunden, in welchen gerade die Erwartung der Zuhörer am meisten gespannt ist, nur von Dingen, die zu dem Zeitpunkte wahre Nebensachen enthalten. Dahin gehört Eintheilung des Rechts Corpus, die Quellen dieses Rechts, seine Geschichte, die Kunst es zu gebrauchen ꝛc.; dann geht man vom Leichten zum Schweren, oder wie man sich auch anders ausdrücken kann, von dem Unnützen zum Uninteressanten fort, das heißt, zu dem Vortrage der Römischen Privatverhältnisse, ohne den Zuhörern nur einmal einen Hauptgesichtspunkt zu geben, aus welchem sie ihre Wissenschaft zu betrachten haben. Kommt nun der Lehrer endlich zur Hauptsache, so ist die Aufmerksamkeit eines

großen Theils seiner Zuhörer erschlafft, weil sie acht oder mehrere Wochen nur von Gegenständen gehört haben, die für sie theils von keinem anziehenden Nuzzen, theils außer Gebrauch sind, und von denen, den anwendbaren, das Interesse der Verknüpfung des Theils zum Ganzen fehlt; denn ihre Art zu studieren ist bereits in einen Schlendrian ausgeartet, der in der Gewohnheit besteht, sich nicht um bestimmte Begriffe zu bekümmern, sondern mechanisch die Worte des Lehrers nachzuschreiben, und sie eben so mechanisch sich höchstens zu Hause nicht in den Verstand, sondern in das Gedächtniß zu bringen. Durch die Prolegomena vernachläßiget man also ein Hauptmittel dieses wichtigen Punktes mehr. Bei den juristischen Vorträgen finden aber mehrere Ursachen Statt, die dazu beitragen, die Hauptabsicht zu verfehlen; denn gleich den ersten Anfang macht man bei den juristischen Studien mit einer Eintheilung zwischen Personen- und Sachenrechte, und wenn der Student während seiner ersten Universitäts-Jahre in dem Falle gewesen ist, Andern privatim diese Begriffe wieder mittheilen zu müssen, wo der Zuhörer sich die Freiheit nimmt, Einwürfe zu machen, ohne sich durch einen Machtspruch abfertigen zu lassen, so wird er sich auch des Angstschweißes erinnern, den er dabei vergossen hat. In der Abtheilung selbst liegt etwas Richtiges, nur folgt sie nicht so geradezu aus der Benennung, und die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß der Lehrer nicht den Gesichtspunkt angiebt, aus welchem die Eintheilung fließt. Diesen aber von selbst aufzufinden, liegt aber nicht immer in den Kräften eines jeden angehenden Juristen. Dieses Verfahren heißt eben so viel, wie ein Verhältniß angeben, zu welchem man die Data nicht eher findet, als bis man einen ganzen Cursus der Wissenschaft durchgemacht hat. Auf die erste Eintheilung folgt eine zweite. Die Eintheilung der Sachenrechte in Rechte auf eine Person oder auf eine Sache. Um das Ganze zu erhellen, wird Alles überdies bald objektiv, bald subjektiv verstanden, und einige Synonima zu Hülfe genommen, wodurch die Worte Jus personarum et rerum objectivum et subjectivum, jus in rem, in re, ad rem in personam et obligationem; dominium in sensu stricto et lato mit ein-

geſchloſſen, bald das hellſte Licht verbreiten wird. Der akademiſche Vortrag der Rechtswiſſenſchaft, wie er auf einigen Hochſchulen abgehalten wird, trägt weniger wie der jeder andern dazu bei, das Vermögen, ſich Begriffe zu bilden, bei Jemanden zu entwickeln. Daß jedoch dieſe Fähigkeit noch weit erforderlicher zum Studieren der Wiſſenſchaften iſt, wie gründliche Sprachkenntniß, und daß ſich daher ein angehender Juriſt dieſe Fertigkeit um ſo mehr zu eigen machen muß, je weniger Vollkommenheit noch in der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Rechtswahrheiten allgemein geworden iſt. Vorhergehende Anhörung anderer Vorträge kann dieſe Abſicht befördern (Auf dieſe Weiſe bilden ſich jetzt die Juriſten in Frankreich, wie es ſchon in England früher der Fall war.). Ein gutes Mittel iſt auch den Inhalt geleſener Werke Andern, von gleichen oder höheren Fähigkeiten und Kenntniſſen, ſo beſtimmt wie möglich mündlich oder ſchriftlich mitzutheilen, und zum Gegenſtande einer wechſelſeitigen Unterhaltung zu machen. Eine Uebung, die weit vortheilhafter iſt, wie die allgemeine Gewohnheit Aufſätze von jungen Leuten machen zu laſſen, denen es noch an Ideen fehlt. Hat jene Bemühung bei Jemanden einigermaaßen Statt gefunden, ſo wird er einen gewöhnlichen juriſtiſchen Vortrag weit beſſer benutzen können. Der ſicherſte Weg iſt daher nur allein, oder in Geſellſchaft Einiger, privatim einen Lehrer zu wählen, der den Anfang damit macht, ihnen nicht ein vollſtändiges Syſtem des Civilrechts, ſondern eine ſyſtematiſche Verbindung der erſten und allgemeinſten Begriffe des Civilrechts vorzulegen, und dieſes zum Gegenſtande eines mit gemeinſchaftlicher Unterhaltung abwechſelnden Vortrages zu machen. Selbſt bei dem Anhören eines ſyſtematiſchen oder ausgedehnten Vortrages, wo keine mündliche Aufklärung Statt finden darf, faßt der Anfänger die erſten Begriffe nur ſchwankend, und da alle nachherigen Unterſuchungen auf jene allgemeine Begriffe gegründet ſind, ſo entſteht dadurch gerade die größte Verwirrung in den Begriffen ſo mancher angehenden Juriſten, die ein Theil von ihnen wenigſtens erſt in der Folge mit mit vieler Anſtrengung wieder aufhellt, und die in der

allein in neuerer Zeit pflegt man die vornehmſten Materien, von denen er handelt, den Digeſten einzuverleiben, und bedient ſich deſſelben bloß zum Nachſchlagen im Falle der Noth. — Die Novellen, welche das neueſte Recht ausmachen, dienen bloß, viele Stücken des vorhergehenden Rechts zu erläutern, und demſelben im Nothfalle zu Hülfe zu kommen. Es herrſcht darin keine Ordnung der Materien, und da ſie faſt alle nach dem damaligen Zuſtande des Reichs eingerichtet ſind, ſo hat man ſie auf die Verfaſſung der neuern Staaten nicht anders als mit Schwierigkeiten anwenden können. Beim Studieren derſelben ſoll man ſorgfältig auf die verſchiedenen Ausgaben Acht haben, die davon gemacht worden ſind, und wovon man das Verzeichniß und die Beſchreibung in allen juriſtiſchen Bibliotheken findet. Man fügt ſie dem Codex bei, und in der Abkürzung findet man ſie mit den Anfangsbuchſtaben Nov. oder bloß mit einem N. angeführt, und den Codex mit einem C. Alle dieſe vier Theile oder Abtheilungen der verſchiedenen Werke ſtehen zuſammen in dem großen Werke Corpus juris genannt. Da die Römiſchen Geſetze oder das Römiſche Recht immer noch auf den Hochſchulen als die Grundlage der juriſtiſchen Studien betrachtet werden, und ſie es auch eigentlich ſind, da man keine ausführlicheren Geſetze und in dem Umfange bei andern alten Völkern findet, als in dem Römiſchen Staate, nach welchen unſere neuern Geſetze gemodelt, jene dieſen in unſern Sitten und Gebräuchen angepaßt worden, wenn gleich mit einem Vorrathe von neuen, ſich auf die Bildung in der Zeit, auf die Lebens-, Geſchäfts- und Gewerbsverhältniſſe ſich beziehenden, vermehrt, ſo haben ſie auch hier eine weitere Anzeige gefunden, wie dieſes bei den andern Rechten und Geſetzen der Fall ſeyn kann, weil dieſes außer dem Plane des ganzen Artikels liegt. — Drei Arten des Berufs, die alle von einander unterſchieden ſind, erwarten nun den Studenten, der ſich der Themis ge-

widmet hat, am Ende seiner Universitäts-Laufbahn oder seiner Studien: entweder hat er die Absicht das Recht auf dem Katheder als Professor zu lehren, oder als Sachwalter Prozesse vor den Gerichten zu führen, oder als Obrigkeit die bürgerlichen Händel, die Civil- und Kriminal-Prozesse zu schlichten oder entscheiden. Jeder von diesen drei Zweigen der Jurisprudenz erfordert seine besondere Praxis, ob sie sich gleich bei allen auf eine allgemeine Theorie des Rechts gründet, worin man voraussetzt, daß sich der Rechtsgelehrte wohl umgesehen haben muß, ehe er eine von diesen Funktionen in der Gesellschaft übernimmt. Es muß daher den Studierenden in diesen Vorlesungen gezeigt werden, wie sie in diesen drei Zweigen zu verfahren haben, wenn sie sich einem derselben widmen. Der Professor oder Lehrer auf einer Hochschule muß unter den Gegenständen, die er lehren will, eine gehörige Auswahl treffen, und nur diejenigen vortragen, die er selbst gründlich studiert und über deren Zusammenhang er reiflich nachgedacht hat. Da es nun auf gut eingerichteten Hochschulen immer verschiedene Professoren in jeder Disciplin giebt, und es vortheilhaft für den Studenten ist, wenn er daselbst einen vollständigen Cursus über alle oder doch wenigstens die wichtigsten Theile des Rechts hören kann, so müssen auch die Professoren es mit einander verabreden, was für Materien ein Jeder von ihnen abhandeln will, damit ein vollkommenes System herauskomme. Jeder Gelehrte, der Andere die Wissenschaften lehrt, muß sich auch an eine gute Methode gewöhnen, sie vorzutragen. Er muß wohl berücksichtigen, daß der Student die Hochschule bloß besucht, um daselbst eine gründliche Anleitung in den Wissenschaften zu erhalten, daß hernach sein eigenes Lesen, sein Privatstudium und sein Nachdenken das Uebrige thun müssen. Es ist daher sehr nöthig, daß der zukünftige Docent sich eines körnigen und gedrungenen Styls, eines leichten, deutlichen, und von al-

allein in neuerer Zeit pflegt man die vornehmſten Materien, von denen er handelt, den Digeſten einzuverleiben, und bedient ſich deſſelben bloß zum Nachſchlagen im Falle der Noth. — Die Novellen, welche das neueſte Recht ausmachen, dienen bloß, viele Stücken des vorhergehenden Rechts zu erläutern, und demſelben im Nothfalle zu Hülfe zu kommen. Es herrſcht darin keine Ordnung der Materien, und da ſie faſt alle nach dem damaligen Zuſtande des Reichs eingerichtet ſind, ſo hat man ſie auf die Verfaſſung der neuern Staaten nicht anders als mit Schwierigkeiten anwenden können. Beim Studieren derſelben ſoll man ſorgfältig auf die verſchiedenen Ausgaben Acht haben, die davon gemacht worden ſind, und wovon man das Verzeichniß und die Beſchreibung in allen juriſtiſchen Bibliotheken findet. Man fügt ſie dem Codex bei, und in der Abkürzung findet man ſie mit den Anfangsbuchſtaben Nov. oder bloß mit einem N. angeführt, und den Codex mit einem C. Alle dieſe vier Theile oder Abtheilungen der verſchiedenen Werke ſtehen zuſammen in dem großen Werke Corpus juris genannt. Da die Römiſchen Geſetze oder das Römiſche Recht immer noch auf den Hochſchulen als die Grundlage der juriſtiſchen Studien betrachtet werden, und ſie es auch eigentlich ſind, da man keine ausführlicheren Geſetze und in dem Umfange bei andern alten Völkern findet, als in dem Römiſchen Staate, nach welchen unſere neuern Geſetze gemodelt, jene dieſen in unſern Sitten und Gebräuchen angepaßt worden, wenn gleich mit einem Vorrathe von neuen, ſich auf die Bildung in der Zeit, auf die Lebens-, Geſchäfts- und Gewerbsverhältniſſe ſich beziehenden, vermehrt, ſo haben ſie auch hier eine weitere Anzeige gefunden, wie dieſes bei den andern Rechten und Geſetzen der Fall ſeyn kann, weil dieſes außer dem Plane des ganzen Artikels liegt. — Drei Arten des Berufs, die alle von einander unterſchieden ſind, erwarten nun den Studenten, der ſich der Themis ge-

widmet hat, am Ende seiner Universitäts-Laufbahn oder seiner Studien: entweder hat er die Absicht das Recht auf dem Katheder als Professor zu lehren, oder als Sachwalter Prozesse vor den Gerichten zu führen, oder als Obrigkeit die bürgerlichen Händel, die Civil- und Kriminal-Prozesse zu schlichten oder entscheiden. Jeder von diesen drei Zweigen der Jurisprudenz erfordert seine besondere Praxis, ob sie sich gleich bei allen auf eine allgemeine Theorie des Rechts gründet, worin man voraussetzt, daß sich der Rechtsgelehrte wohl umgesehen haben muß, ehe er eine von diesen Funktionen in der Gesellschaft übernimmt. Es muß daher den Studierenden in diesen Vorlesungen gezeigt werden, wie sie in diesen drei Zweigen zu verfahren haben, wenn sie sich einem derselben widmen. Der Professor oder Lehrer auf einer Hochschule muß unter den Gegenständen, die er lehren will, eine gehörige Auswahl treffen, und nur diejenigen vortragen, die er selbst gründlich studiert und über deren Zusammenhang er reiflich nachgedacht hat. Da es nun auf gut eingerichteten Hochschulen immer verschiedene Professoren in jeder Disciplin giebt, und es vortheilhaft für den Studenten ist, wenn er daselbst einen vollständigen Cursus über alle oder doch wenigstens die wichtigsten Theile des Rechts hören kann, so müssen auch die Professoren es mit einander verabreden, was für Materien ein Jeder von ihnen abhandeln will, damit ein vollkommenes System herauskomme. Jeder Gelehrte, der Andere die Wissenschaften lehrt, muß sich auch an eine gute Methode gewöhnen, sie vorzutragen. Er muß wohl berücksichtigen, daß der Student die Hochschule bloß besucht, um daselbst eine gründliche Anleitung in den Wissenschaften zu erhalten, daß hernach sein eigenes Lesen, sein Privatstudium und sein Nachdenken das Uebrige thun müssen. Es ist daher sehr nöthig, daß der zukünftige Docent sich eines körnigen und gedrungenen Styls, eines leichten, deutlichen, und von allen un-

nützen, pedantiſchen, oft eben ſo zweckwidrigen, als von gelehrten Anmerkungen freien Vortrags befleißige; auch muß niemals das Unnütze, das Geringfügige die Stelle des Weſentlichen und Nothwendigen vertreten. Der Curſus einer Wiſſenſchaft, ſie ſey, welche ſie wolle, und ſie ſey auch ſo weitläufig, als ſie wolle, muß in einem Jahre, alſo in zwei Semeſtern, vollendet werden, wenn er Nutzen ſtiften ſoll, nie muß er unbeendiget gelaſſen oder in den dritten Semeſter hinüber geſchleppt werden, denn es geht bei einem weitſchweifigen Curſus von einer Wiſſenſchaft, wie bei einer zu langen Predigt und jeder andern Rede, ſie ermüdet die Zuhörer und läßt nur geringe Spuren im Gedächtniſſe zurück. Daher muß ein Profeſſor die Kunſt beſitzen, das Weſentliche der Wiſſenſchaft, die er vorträgt, ſo zuſammen zu drängen, daß dem Hörer das Intereſſe daran nicht entzogen wird, und ſie ihm Nutzen ſchafft. Dieſes muß nun den Studioſen anſchaulich gemacht werden, damit diejenigen, welche dieſe Laufbahn als Univerſitätslehrer betreten wollen, ſich vor den Klippen hüten, woran ihr Vortrag ſcheitern kann; ſie nicht mit demſelben dasjenige erfüllen, warum ſie zu Lehrern auf die Hochſchule berufen worden. — Den Studierenden, die ſich zu Sachwaltern ausbilden wollen, zeigt man, welchen Zweck ihre Studien haben, und welchen Pflichten ſie ſich unterwerfen müſſen. Sie müſſen 1) denjenigen, die ſich in einem ſtreitigen Falle befinden, alſo einen Prozeß anhängig machen wollen, und dieſerhalb zu ihnen kommen, um ſie um Rath zu fragen, das Recht oder Unrecht ihrer Sache nach den Regeln des Rechts und der Billigkeit erklären; 2) ihnen den beſten Weg zeigen, ſich Recht zu verſchaffen; 3) ſie über die wirkſamſten Mittel belehren, wie ſie allen Arten von Chikanen und Kunſtgriffen von Seiten ihrer Gegner vorbeugen können; 4) ihnen alle nnöthigen Prozeßkoſten ſo viel als möglich erſparen. Aus dieſem richtigen Geſichtspunkte betrachtet, erfordert die

Rechtspraxis a) eine gute Theorie der Rechtsgelahrtheit, und eine große Einsicht in die Gesetze; b) eine vollkommene Kenntniß von dem, was man den Weg Rechtens nennt, oder von der Art und Weise, den Prozeß zu führen; c) die Kenntnisse von den Chikanen, Kunstgriffen und Schlingen, durch welche entweder ungerechte Richter, oder hinterlistige Advokaten der Gegenparthey das Recht verkehren oder unkräftig machen können, damit man im Stande sey, denselben die erforderlichen Mittel der Behutsamkeit, welche man im Curialstyle Cautelen nennt, entgegen zu setzen, und zuletzt d) eine Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit, die alle Prüfungen aushält. Hier ist nun auch noch aufmerksam zu machen auf die Notarien und Anwälte, welche eigentlich eine Stufe niedriger stehen, als die eigentlichen Advokaten oder Prozeßführer, Justizkommissarien. Diese Notarien besitzen gewöhnlich bei einer mittelmäßigen Kenntniß des Rechts, eine um so größere praktische Erfahrung; sie besorgen bei den Prozessen alle Formalitäten, welche die Gesetze und Gerichtshöfe vorschreiben oder fordern, ertheilen allerhand Instrumenten die erforderliche Glaubwürdigkeit, und den Zeugnissen Gültigkeit; haben dafür zu sorgen, daß jede Schrift bei dem Prozesse gesetzmäßig, so wie auch jede Akte von ihrer Parthey, der Regel des Rechts gemäß sey, und daß endlich in der Form nichts vergessen oder übersehen werde. Man hat in Deutschland eine Constitution vom Kaiser Maximilian dem Ersten für die Notarien, welche bekannt genug ist, und verschiedene Bücher, welche de Notariis, et de arte Notariatus handeln. Die Geschäfte der Anwälte sind auch mit einbegriffen und wohl auseinander gesetzt. In mehreren Staaten und Städten stehen die Funktionen der Notarien und Anwälte unter der Aufsicht der Advokaten, weil jene nur das Mechanische des Rechts und der juristischen Angelegenheiten zu besorgen haben, diese aber die Rechtspraxis und die

Form des Prozeſſes, die der Advokat in den Ländern, wo ſie gebräuchlich ſind, u. er praktiſirt, aus dem Grunde verſtehen muß. Außer dieſen allgemeinen Grundſätzen muß der Rechtsgelehrte auch die beſondere Verfaſſung eines jeden Landes, einer jeden Stadt, und eines jeden Gerichtshofes in Anſehung der Form der Prozeſſe und der Regeln der gerichtlichen Schriften kennen. Der Student findet auf den Deutſchen Hochſchulen mehr als eine Gelegenheit, einen vollſtändigen Curſus über die Form und Ordnung der bürgerlichen Kriminal-, Lehns-, Executiv-, Poſſeſſorien-, Provocatorien-, Ehe- ꝛc. ꝛc. Prozeſſe zu hören, und ſich Werke dazu anzuſchaffen, welche in dieſen Materien zum Wegweiſer dienen; überhaupt den Advokaten über alle ſeine Pflichten belehren können, welche nach einem alten Spruche der Juriſten in respondendo, agendo et cavendo beſtehen. — Bei der Rechtspraxis, die ſich auf den Richter und die Obrigkeit bezieht, und welche Gelehrſamkeit, Beurtheilungskraft, Rechtſchaffenheit und Arbeitſamkeit erfordert, kann den Studierenden wohl nicht genug empfohlen werden: die Rechtſchaffenheit bis zur Bedenklichkeit zu treiben; auch muß man ſie warnen, immer wider ſich ſelbſt auf der Hut zu ſeyn; zu glauben, daß ſich die Ungerechtigkeit alle Augenblicke unter der Maske der Gerechtigkeit verberge, und daß ſich das Lateiniſche Sprüchwort: Summum Jus, Summa Injuria, täglich beſtätige. Sehr oft kommen Urtheilsſprüche von rechtſchaffenen Richtern vor, die nach der Strenge der Geſetze gerecht, aber nach der natürlichen Billigkeit ungerecht ſind, daß man in Anſehung der Geſetze wohl ſagen kann: der Buchſtabe tödte, aber der Geiſt mache lebendig oder belebe. Der Studierende muß ſich überzeugen, daß langwierige Prozeſſe ein Krebsſchaden dem Staate ſind, indem ſie das Wohl ſo mancher Familie zerſtören, und die Einwendung, daß der Juriſt doch leben müſſe, alſo auf die Sporteln bei Prozeſſen ange-

wieſen ſey, und dieſe ſich nur bei der Verlängerung der Prozeſſe häufen, iſt zwar wahr, aber doch in Anwendung oder Ausführung falſch; denn die langwierigen Prozeſſe vermindern die Prozeßluſt, ſtatt ſie zu vermehren, und geben der Regierung andere Mittel an die Hand, Partheyen zu verſöhnen, und ihre Differenzen auszugleichen; denn in der ſchnellen Beendigung der Prozeſſe, bei Auslaſſung aller Subtilitäten und Chikanen, wird jeder eher ſein Recht ſuchen, und ſich deſſen nicht ſo leicht begeben, wie er hier oft thun muß, weil er die Zeit und die Koſten in Anſchlag bringt, die oft dasjenige überwiegen, was ihm werden würde, wenn ſein Prozeß eine ſchnellere Beendigung hätte. In mehreren Staaten fällt dieſes auf die ungerechten Prozeßführer oder Advokaten, welche die Prozeſſe als eine Quelle ihres Einkommens anſehen. Man hat eine Menge Schriften, worin die juriſtiſchen Präcautionen (Cautelae) in ein Syſtem gebracht ſind, und die man nicht leſen kann, ohne bei jeder Seite auszurufen: Inventa lege, inventa est fraus legis! Dann erfordert ferner noch die Rechtspraxis bei dem Richter, daß er die Geſchicklichkeit beſitze, die Schriften eines Prozeſſes zu leſen, und eine gute Relation daraus zu machen. Wenn ein Richter die große Maſſe von Schriften, die ein langwieriger und verwickelter Prozeß immer zuſammenhäuft, vom Anfange bis zu Ende durchleſen ſollte, ſo würde er ſo bald nicht fertig werden, und könnte oftmals binnen einem Jahre kaum zwei Sachen entſcheiden. Man muß daher die Kunſt oder Methode erlernen, die Schriften zu leſen, durchzublättern, und über die nicht zum Weſentlichen gehörenden Sachen und Formalitäten leicht hin zu ſchlüpfen, und bloß bei dem Hauptpunkte der Streitigkeit ſtehen zu bleiben. Es gehört dazu freilich viel Scharfſinn, die Wahrheit, den eigentlichen ſtreitigen Punkt im Grunde und in den Beweiſen zu faſſen; denn oftmals muß man hier einen Edel-

ſtein unter einem unermeßlichen Haufen von Bollaſt hervorſuchen; allein es iſt nicht genug, daß man die Wahrheit und Gerechtigkeit einer Sache oder einer That entdeckt oder erkennt, ſondern man muß auch die Kunſt beſitzen, ſie ſeinen Kollegen, den übrigen Richtern, dem Gerichtshofe, deſſen Mitglied man iſt, vor Augen zu legen; man muß von den Schriften, die man unterſucht hat, Rechenſchaft zu geben wiſſen; man muß es ſo machen, daß nicht nur die Partheyen, ſondern auch das ganze Publikum die Billigkeit eines Urtheilſpruches zugeſtehen. Dieſe Kunſt lernen die jungen Juriſten in einem Curſus, den man auf den Deutſchen Hochſchulen gewöhnlich Collegium relatorium nennt. — Es iſt nun auch noch nöthig, daß der Studioſus der Rechtswiſſenſchaft, außer der Geſchichte im Allgemeinen, noch einige kameraliſtiſche Kollegia hört, z. B. die Polizeiwiſſenſchaft, dann über die Landwirthſchaft, den Handel, die Forſtwiſſenſchaft ꝛc., weil ſie ihm nicht nur bei der Rechtswiſſenſchaft zu gute kommen, ſondern es auch möglich ſeyn kann, daß er es ſpäterhin vorzieht, zu einem andern Staatsdienſte, z. B. bei der Regierung überzugehen, welches ihm ſonſt ſchwer werden würde, wenn er keine Vorleſungen darüber gehört hätte.

Der Studierende der Medizin hat ein weites Feld vor ſich, und bedarf dazu einer guten Vorbereitung, beſonders in den alten Sprachen, die er von dem Gymnaſium mitbringt. Keine Wiſſenſchaft oder Kunſt erleidet ſo viele Angriffe, als die Arzneykunſt, weil man anführen kann: daß der Arzt ſeine Fehler begräbt, ſie ſelten ſichtbar werden. Eine gute Kenntniß des menſchlichen Körpers in allen ſeinen Theilen, die man aus der Anatomie ſchöpft, ſcharfſichtige Beobachtungen, die man aus den verſchiedenen Krankheitszufällen ſchöpft, und eine gute Kenntniß der Arzneymittel und ihrer Wirkung auf den Körper, ſind die hauptſächlichſten Stützen, worauf ſich dieſe Wiſſenſchaft gründet. Dazu gehört

nun noch eine philoſophiſche Ruhe, und ein nicht geringer Grad der Mitleidenſchaft, welche die Leiden des Kranken lindern, oder doch wenigſtens zu lindern ſcheinen, wenn er gewahrt, daß ſein Arzt mit ihm den Schmerz zu fühlen ſcheint, ihn beruhiget und tröſtet, und hierdurch ſeinen Arzneimitteln ſelbſt eine beſſere Wirkung verſchafft, indem ſich die bei Kranken ſo leicht einfindende Aufregung und Unruhe durch ein gezeigtes Mitgefühl und inniges Antheilnehmen des Gebers leichter legt. Der Studierende dieſer Wiſſenſchaft hat nun zu hören: die Encyklopädie und Methodologie der Medizin; die Anatomie (welche in die Oſteologie oder Knochenlehre, und in die Sarkologie oder Fleiſchlehre zerfällt, und Letztere wieder in die Splanchnologie oder Eingeweidenlehre, Myologie oder Muskellehre, Angeiologie oder Gefäßlehre, und in die Nevrologie oder Nervenlehre); die Phiſiologie oder Lehre von der Beſchaffenheit des Körpers in ſeinem geſunden Zuſtande; die Pathologie oder die Krankheitslehre (hierzu gehört die Noſologie und Aetiologie, oder vielmehr theilt ſich die Pathologie darein; die Erſtere ſucht den Ort oder den Sitz der Krankheit auf, handelt von ihrer Natur, Verſchiedenheit und ihren Wirkungen, und die Letztere lehrt die verſchiedenen Urſachen der Krankheit); die Semiotik oder Lehre von den Zeichen der Geſundheit und der Krankheiten; die Therapeutik oder Therapie, oder die Heilkunſt welche von den Indikationen und der Heilmethode handelt; hierzu kommt nun noch die Lehre von den beſondern Krankheiten, wie Hautkrankheiten, Nervenkrankheiten, Evolutionskrankheiten, ſiphilitiſche Krankheiten, den Krankheiten der Geiſteszerrüttungen ꝛc.; die Arzneimittellehre (Materia medica); die Botanik oder Kräuterkunde; die Chemie oder Scheidekunſt; die Pharmacie oder Apothekerkunſt; die Rezeptirkunſt. Hierzu kommt nun noch die Chirur-

ſtein unter einem unermeßlichen Haufen von Ballaſt hervorſuchen; allein es iſt nicht genug, daß man die Wahrheit und Gerechtigkeit einer Sache oder einer That entdeckt oder erkennt, ſondern man muß auch die Kunſt beſitzen, ſie ſeinen Kollegen, den übrigen Richtern, dem Gerichtshofe, deſſen Mitglied man iſt, vor Augen zu legen; man muß von den Schriften, die man unterſucht hat, Rechenſchaft zu geben wiſſen; man muß es ſo machen, daß nicht nur die Partheyen, ſondern auch das ganze Publikum die Billigkeit eines Urtheilſpruches zugeſtehen. Dieſe Kunſt lernen die jungen Juriſten in einem Curſus, den man auf den Deutſchen Hochſchulen gewöhnlich Collegium relatorium nennt. — Es iſt nun auch noch nöthig, daß der Studioſus der Rechtswiſſenſchaft, außer der Geſchichte im Allgemeinen, noch einige kameraliſtiſche Kollegia hört, z. B. die Polizeiwiſſenſchaft, dann über die Landwirthſchaft, den Handel, die Forſtwiſſenſchaft ꝛc., weil ſie ihm nicht nur bei der Rechtswiſſenſchaft zu gute kommen, ſondern es auch möglich ſeyn kann, daß er es ſpäterhin vorzieht, zu einem andern Staatsdienſte, z. B. bei der Regierung überzugehen, welches ihm ſonſt ſchwer werden würde, wenn er keine Vorleſungen darüber gehört hätte.

Der Studierende der Medizin hat ein weites Feld vor ſich, und bedarf dazu einer guten Vorbereitung, beſonders in den alten Sprachen, die er von dem Gymnaſium mitbringt. Keine Wiſſenſchaft oder Kunſt erleidet ſo viele Angriffe, als die Arzneykunſt, weil man anführen kann: daß der Arzt ſeine Fehler begräbt, ſie ſelten ſichtbar werden. Eine gute Kenntniß des menſchlichen Körpers in allen ſeinen Theilen, die man aus der Anatomie ſchöpft, ſcharfſichtige Beobachtungen, die man aus den verſchiedenen Krankheitszufällen ſchöpft, und eine gute Kenntniß der Arzneymittel und ihrer Wirkung auf den Körper, ſind die hauptſächlichſten Stützen, worauf ſich dieſe Wiſſenſchaft gründet. Dazu gehört

nun noch eine philoſophiſche Ruhe, und ein nicht geringer Grad der Mitleidenſchaft, welche die Leiden des Kranken lindern, oder doch wenigſtens zu lindern ſcheinen, wenn er gewahrt, daß ſein Arzt mit ihm den Schmerz zu fühlen ſcheint, ihn beruhiget und tröſtet, und hierdurch ſeinen Arzneimitteln ſelbſt eine beſſere Wirkung verſchafft, indem ſich die bei Kranken ſo leicht einfindende Aufregung und Unruhe durch ein gezeigtes Mitgefühl und inniges Antheilnehmen des Gebers leichter legt. Der Studierende dieſer Wiſſenſchaft hat nun zu hören: die Encyklopädie und Methodologie der Medizin; die Anatomie (welche in die Oſteologie oder Knochenlehre, und in die Sarkologie oder Fleiſchlehre zerfällt, und Letztere wieder in die Splanchnologie oder Eingeweidenlehre, Myologie oder Muskellehre, Angeiologie oder Gefäßlehre, und in die Nevrologie oder Nervenlehre); die Phiſiologie oder Lehre von der Beſchaffenheit des Körpers in ſeinem geſunden Zuſtande; die Pathologie oder die Krankheitslehre (hierzu gehört die Noſologie und Aetiologie, oder vielmehr theilt ſich die Pathologie darein; die Erſtere ſucht den Ort oder den Sitz der Krankheit auf, handelt von ihrer Natur, Verſchiedenheit und ihren Wirkungen, und die Letztere lehrt die verſchiedenen Urſachen der Krankheit); die Semiotik oder Lehre von den Zeichen der Geſundheit und der Krankheiten; die Therapeutik oder Therapie, oder die Heilkunſt welche von den Indikationen und der Heilmethode handelt; hierzu kommt nun noch die Lehre von den beſondern Krankheiten, wie Hautkrankheiten, Nervenkrankheiten, Evolutionskrankheiten, ſiphilitiſche Krankheiten, den Krankheiten der Geiſteszerrüttungen ꝛc.; die Arzneimittellehre (Materia medica); die Botanik oder Kräuterkunde; die Chemie oder Scheidekunſt; die Pharmacie oder Apothekerkunſt; die Rezeptirkunſt. Hierzu kommt nun noch die Chirur-

gie oder Wundarzneikunst, wozu die Akiurgie oder die Lehre von den gesammten chirurgischen Operationen kommt; die Hebammenkunst; die Bandagenlehre, die Lehre von den chirurgischen Instrumenten und deren Anwendung; die Ophthalmiatrographie oder Augenkunde, die Augenoperation; und die Zahnheilkunde. Ferner die Geschichte der Arzneikunst; die medizinische Anthropologie; die Gesundheitslehre oder Diätetik; die gerichtliche Medizin; die Staatsarzneikunde; die Medizinalpolizey; die medizinische Praxis, wozu die medizinisch-praktischen Uebungen, in den verschiedenen Instituten, besonders Krankenhäusern, gehören, besonders die klinischen, medizinisch-chirurgischen Uebungen; die geburtshülflich-klinischen Uebungen ꝛc. ꝛc.; die Politik oder Klugheit des Arztes. Ein besonderer Zweig macht nun noch die Thierheilkunde, worüber auf Hochschulen ein theoretischer und praktischer Cursus für Kameralisten und Oekonomen gelesen wird. — Der junge Mediziner hat hinlänglich zu thun, wenn er die wichtigsten, zu seinem Fache gehörenden Vorlesungen hören, und den praktischen Uebungen beiwohnen will; er kann daher auf andere Vorlesungen keine Zeit verwenden, welches auch in der Regel bei diesem Zweige der Wissenschaften nicht geschieht, weil die hierzu gehörenden Vorlesungen hinlänglich die Studierzeit hindurch den Studierenden beschäftigen, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und ihn auch zu Repetitionen zwingen, die er zu Hause vornehmen muß, ohne die vielen Untersuchungen in der Anatomie zu rechnen, die er noch besonders mit einzelnen Theilen vorzunehmen hat, so wie auch das Studium der Abbildungen in den großen anatomischen Werken einen Theil seiner Zeit in Anspruch nimmt. Ueberhaupt muß sich der die Arzneikunst Studierende mit der ärztlichen Politik vertraut machen, weil sie sehr wichtig ist, um sein Glück in der Medizin

zu machen. Dieſe Politik hat beſonders den Zweck, in der Praxis die Hochachtung des Publikums und das Vertrauen der Kranken zu gewinnen, welches gewiß keine kleine Aufgabe für den jungen Arzt iſt. Er muß aus ſeinem Betragen, ſeinen Reden, und beſonders aus ſeinen Kuren Alles verbannen, was einen gewiſſen Anſtrich von Charlatanerie, Empirie und Pedanterey hat. Er muß das Gemüth ſeines Patienten kennen zu lernen ſuchen, um auch hierdurch auf ſeine Krankheit zu wirken; er darf daher weder ein zu großes Stillſchweigen bei ſeinen Beſuchen beobachten, noch eine zu große Geſchwätzigkeit, welche Letztere oft dem Kranken ſehr unangenehm iſt, der Gemüthsruhe, Geiſtesruhe verlangt. Der kluge Arzt wird daher leicht erkennen, wie er ſeinen Kranken behandeln muß, um auf ſeinen Zuſtand zu wirken, ſeine Verſprechungen weder zu hoch ſpannen, noch ſie bei wirklicher Gefahr zu ſehr ſinken laſſen, wodurch bei dem Kranken ein ängſtliches Gefühl entſteht, wenn der Arzt zu bedenklich bei dem Kranken thut, gleichſam die Gefahr ahnen läßt; wenn er aber Hoffnung giebt, tröſtet, den Kranken auf die Beruhigung ſeines Gemüths verweiſet, weil nur dieſe eine entſcheidende Kriſis herbeizuführen im Stande iſt, ſo faßt der Kranke Muth, und ſchon oft dadurch hat die Krankheit eine andere Wendung genommen. Alles dieſes ſind Momente in der Politik des Arztes, die der kluge berückſichtiget, und dadurch ſeinen Ruf als Arzt gründet. Der kluge Arzt muß daher ſehr philoſophiſch in ſeinem Benehmen gegen den Kranken zu Werke gehen; ſeinen Entſchluß in der Geſchwindigkeit zu faſſen wiſſen, ſobald er bei ſich überzeugt iſt, eine gute Anzeige gefunden zu haben; denn es giebt Fälle in den Krankheiten, da man die Natur ſozuſagen auf friſcher That ertappen muß, da die glückliche Stunde oft nie wieder zurückkehrt, und der rechte Augenblick, wenn er einmal verloren geht, auf ewig verloren iſt. Man findet ſowohl

in mehreren Schriften, als auch in besondern Werken über die Politik der Aerzte das Nöthige, so z. B. hat Stark darüber ein Werk, zu Vorlesungen bestimmt, herausgegeben, welches den Titel führt: „Versuch einer wahren und falschen Politik der Aerzte (Jena, 1784), worin viel Gutes über diesen Gegenstand steht. — Auch sind bei der Praxis die Aussprüche der Fakultät überhaupt, und die Urtheile geschickter Aerzte insbesondere von großem Gewichte; denn bald zieht der Gesetzgeber die Aerzte in Corpore oder einzeln über gewisse Gegenstände zu Rathe, die eine Beziehung auf die Gesetze haben, welche er geben will, bald verlangen die Gerichtshöfe ihre Meinung über gewisse schwierige und zweifelhafte Fälle zu wissen; bald sind Gesundheits-Senate, Quarantainen ꝛc. zu errichten, z. B. wenn die Pest oder ansteckende Seuchen und andere allgemeine Krankheiten herumziehen, oder es sind andere wichtige Gegenstände, welche das allgemeine Wohl der Menschheit angehen, zu erörtern, wie z. B. die Einimpfung der Blattern ꝛc.; das Urtheil der Aerzte bei einer zweifelhaften Mordthat, oder einem Meuchelmorde, bei Vergiftungen, bei der Untersuchung, ob ein Kind todt oder lebendig zur Welt gekommen sey, und bei so vielen ähnlichen Fällen, insbesondere aber solche, die für das Fach des kanonischen Rechts gehören ꝛc. Dieses sind nun noch besondere Gegenstände, womit sich der Studierende schon auf der Hochschule bekannt machen muß, denen er hier schon seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen hat, damit er nicht unvorbereitet auch hierin als Arzt auftritt.

Diejenigen Studierenden, welche sich den philosophischen Studien widmen, haben ein weites Feld vor sich, worauf sie sich tummeln müssen. Auch zählt man zu den philosophischen Wissenschaften Zweige des Wissens, die eben so gut besondere Fakultäten bilden könnten, wie z. B. die philologischen Wissenschaften, wozu die Erziehungskunde und das Lehrfach gehören, die Kameralia oder Kammerwissenschaften,

die Staatswiſſenſchaften, und die Gewerbskunde; denn die reine Philoſophie ſtudiert nur derjenige, der ſich zum akademiſchen Lehrer für dieſes Fach auszubilden wünſcht, oder ſie ſonſt in ſeiner Lebensſphäre gebraucht, z. B. auch bei der Philologie; oder derjenige, der dieſe Wiſſenſchaft zu ſeinem Vergnügen betreibt, der von ſeinem Gelde leben kann, und ſie bloß zu ſolchen Zwecken gebraucht, die ihm ſelbſt genügen und wodurch er Andern nützlich werden kann. Zu den eigentlichen philoſophiſchen Wiſſenſchaften gehören: die philoſophiſche Encyklopädie, die Logik oder Vernunftlehre (hierzu gehören: die Hevriſtik oder die Kunſt zu erfinden, die Methodologie, welche die Art und Weiſe lehrt, wie man ſeine Gedanken und die gedachten Gegenſtände in eine geſchickte Ordnung ſtellen muß, um denſelben Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Anmuth zu geben. Die Hermeneutik oder die Kunſt, die Wahrheit in den Schriften Anderer oder in ihren Reden, durch eine richtige Beurtheilung und eine ſcharfſinnige Auslegung ihrer Worte zu entdecken; auch die Kritik in Gegenſtänden der Wiſſenſchaft und Kunſt; die Mnemonik oder die Gedächtnißkunſt); die Metaphyſik oder die Wiſſenſchaft von den theoretiſch überſinnlichen Gegenſtänden, den unkörperlichen Weſen (ſie theilt ſich in die Ontologie, Kosmologie, Anthropologie, Pſychologie oder Seelenlehre, Pneumatologie und in die metaphyſiſche Theologie, oder die Theodicee); die Ethik oder Tugendlehre, oder die philoſophiſche Moral; die Religionsphiloſophie oder die natürliche Theologie; das Naturrecht oder die Philoſophie des Rechts; die Naturphiloſophie; die Politik oder Staatsklugheitslehre; die Geſchichte der älteren und neueren Philoſophie; die Pädagogik oder Erziehungslehre. — Zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften gehören: die Geometrie; Trigonometrie; Mechanik; die Statik oder Lehre von

dem Gleichgewichte fester Körper; die Hydrostatik oder die Lehre von den Gesetzen des Gleichgewichtes flüssiger Körper; die Hydrodynamik oder die Lehre von den beweglichen Kräften des Wassers; die Hydraulik oder Wasserleitungskunst; die Aereometrie oder Luftmeßkunst; die Optik oder Sehekunst (wozu die Katoptrik oder Spiegelkunst, die Dioptrik oder Sehekunst durch gebrochene Strahlen, und die Perspektive oder Fernzeichenkunst gehören); die Astronomie; die mathematische Geographie; die Seefahrerkunst; die Gnomonik oder die Kunst Sonnenuhren zu verfertigen; die Fortifikation oder Befestigungskunst; die Artilleriewissenschaft oder Geschützkunst; die Baukunst; die Algebra; die Rechnung des Unendlichen. Von den hier angeführten mathematischen Wissenschaften werden nicht alle auf den Hochschulen vorgetragen, weil es dafür besondere Institute giebt, wo viele dieser Wissenschaften ausschließlich gelehrt werden, wie z. B. auf den Bauakademien oder Bauschulen, auf den Ingenieur- und Artillerieschulen ꝛc.; indessen giebt es doch Lehrer dafür auf mehreren Deutschen Hochschulen, da es immer Studierende von andern Fächern giebt, die wohl dieses oder jenes mathematisches Kollegium hören, weil sie einmal davon Gebrauch zu machen gedenken, oder sie auch ein Interesse an einer oder der andern dieser Wissenschaften haben, und deshalb dürfen sie auch auf Hochschulen nicht fehlen, besonders an Orten, wo keine besondern Institute dafür vorhanden sind. — Die Studierenden der Philologie, die sich dem Schulfache ganz widmen, und sich sowohl für die Hochschulen, als auch Gymnasien oder gelehrten Schulen ausbilden, hören folgende Vorlesungen: Griechische und Lateinische Grammatik und Kritische Erklärungen der alten Schriftsteller in den verschiedenen Zweigen, worüber sie geschrieben haben; Erklärung der Deutschen Sprache und Gram-

matik nebst den alten Deutschen Schriftstellern; über Sprachlehren der alten Völker; Mythologie der Griechen, Römer ꝛc.; Geschichte und Erklärungen der Alterthümer; Geschichte der Orientalischen Literatur; über die Erziehung ꝛc. Der Studierende, welcher sich der Philologie ausschließlich widmet, hört nun auch noch, außer den angeführten Vorlesungen über die alten Sprachen ꝛc., mehrere philosophische, mathematische und naturhistorische Kollegia; dann Vorlesungen über die Geschichte und Geographie, und auch über Kunstgeschichte und Kunstlehre, weil dieses Alles für den künftigen Lehrer entweder einer Hochschule, oder eines Gymnasiums, oder sonst eines wissenschaftlichen Instituts von großer Wichtigkeit ist; denn der Philolog kommt in so viele Fälle, wo er über diesen oder jenen Gegenstand befragt wird, und auch über Kunstgegenstände der Alten, weil man nur von ihm, der sich auch mit den Alterthümern beschäftiget hat, Aufschluß darüber erwartet. Dieserhalb bedarf der Student in diesem Zweige des Wissens auch ein vierjähriges Studium, um sich gehörig zu seinem Berufe vorzubereiten, wozu auch noch neuere Sprachen kommen, besonders die Französische. — Der Student, welcher sich den Staatswissenschaften, und den Kammerwissenschaften, oder ökonomischen Wissenschaften widmet, um Regierungsbeamter zu werden, hat auch ein weites Feld vor sich; denn außer den gewöhnlichen philosophischen Kollegien, die bei allen Studierenden in der Regel vorangehen, hat er zu hören: Encyklopädie und Methodologie sämmtlicher Staats- und Kameralwissenschaften, wozu man die Nationalökonomie oder Staatswirthschaft, die Finanz- und Polizeywissenschaft, das Staats- und Völkerrecht, und die Diplomatie rechnet; die Landwirthschaftslehre mit Inbegriff des Gartenbaues, der Seidenwurm- und Bie-

nenzucht; die Hausthierkunde, in Beziehung auf die Züchtung, Pflege und Benutzung derselben; die Thierheilkunde, so weit sie dem Regierungsbeamten nützt, um Vorschläge bei pestähnlichen Krankheitszuständen des Viehes zu thun ꝛc.; die Landbaukunst, nur die Principien derselben, um auch hier Vorschläge in Beziehung auf die Anordnung der Häuser, Ställe, Scheunen ꝛc., ihre Bauart ꝛc. zu thun; das Jagd- und Forstwesen, und die Fischerey; die Bergwerkskunde; die Stadtwirthschaftslehre im Allgemeinen; die Technologie oder Gewerbskunde; die Mechanik oder Maschinenkunde, mit Inbegriff der Dampfmaschinenkunde; die Fabriken- und Manufakturenkunde; die Handels- und Seefahrtskunde; die Stadtbaukunst (eine Uebersicht derselben, besonders der öffentlichen und Prachtbauten); die Gewerbs- und Handelsgeschichte; das Erziehungs- und Schulwesen, und seinen Einfluß auf den Staat, besonders der Einfluß der gelehrten Schulen: Gymnasien, Lyceen und Universitäten; die Polizeywissenschaft; die Finanzwissenschaft; die Statistik der Europäischen, und des Staats insbesondere, worin jede Hochschule liegt; die Regalienkunde und Einschreitungen des Fiscus; das Staats- und Völkerrecht; die Politik und Diplomatie; Technologische Excursionen in die Handwerksstätten und Fabriken. Hierzu kommen nun noch mehrere Grundwissenschaften, über die der Kameralist, wenn er sie nicht schon vorher, ehe er die Hochschule bezieht, betrieben haben sollte, noch Vorlesungen hören muß, wie die Naturgeschichte, Physik, einige Zweige der Mathematik und die Chemie. Einsichten in diese Studien sind durchaus nothwendig, weil man sich sonst keinen richtigen Begriff von vielen Gewerben und Künsten machen kann, so auch bei dem Berg-, Forst- und Bauwesen. Um ein tüchtiger Staatswirthschafter und Ka-

meralist zu werden, gehört auch ein vierjähriger Aufenthalt auf den Hochschulen, und dann noch ein bedeutender Privatfleiß, öfteres Repetiren und Nachlesen in anerkannten, werthvollen Staatsschriften, wie z. B. im Lüder ꝛc. (s. auch die Art. Staatswissenschaft, Staatswirthschaft und Staatsverwaltung in der Encyklopädie, und auch den Art Kammerwissenschaft, Th. 33, wo auch zugleich ein Plan beigefügt worden, wie der Kameralist ein Triennium hindurch seine Studien in jedem Semester einzurichten habe). Daß sich auch bei diesem so vielen Gegenstände umfassenden Studium keine genaue Vorschriften für den Studierenden festsetzen lassen, wie er seine Studien hier nach der Reihefolge zu betreiben habe, wird man schon aus den oben angeführten Vorlesungen, und aus dem eben angeführten Plane derselben, Th. 33, ersehen. Auch muß selbst hier noch ein Unterschied bei den Studierenden der Staatswissenschaften gemacht werden, nämlich ob sich der Studierende bloß mit den Finanz- und Polizeywissenschaften begnügen, und also als Kameralist in den Staatsdienst treten will, oder ob er bei der Regierung und bei der Diplomatie eine Anstellung sucht; denn hiernach hat er noch seine Studien besonders einzurichten, und kann dieses oder jenes oben angezeigte Kollegium weglassen, weil es ihm wenig Nutzen bringen, und eine Zeit in Anspruch nehmen würde, die er auf andere Weise besser benutzen kann. So z. B. dienen dem Diplomaten, außer der Lateinischen Sprache, auch noch die neuern Sprachen, besonders die Französische und Englische, in ziemlicher Fertigkeit, um sich darin sowohl mündlich, als schriftlich auszudrücken; hierzu würde nun noch gehören: das Staatsrecht und die Politik oder Staatskunst, das Völkerrecht, die Statistik der Staaten im Allgemeinen, wie insbesondere, wo sie die wichtigsten Zweige speciell berührt, die auf diesen oder jenen Staat einen besonderen Ein-

fluß haben, beſonders die Landwirthſchaft und die Viehzucht, das Berg- und Forſtweſen, die Fabriken, Manufakturen und der Handel, um hiernach mit den fremden Staaten Handelsverbindungen zu eröffnen, wodurch ſich alſo die Nationalökonomie herausſtellt, die der Studierende der Diplomatie hauptſächlich zu beachten hat. Hierzu kommen nun noch die nöthigen philoſophiſchen Kollegia, Geſchichte, Geographie, Wappenkunde, Urkundenkunde, Kunſtgeſchichte, Regalienkunde, und einige andere Kollegia, die ſich aus dieſem Zweige ergeben, dagegen ergeben ſich nun ſehr ſichtlich diejenigen Vorleſungen, die der Kameraliſt und Regierungsbeamte zu hören hat. — Bis zu den 1770ger Jahren waren nur ſehr wenige Lehrſtühle auf den Hochſchulen für dieſe Wiſſenſchaften eingerichtet, da man aber ihren Nutzen mehr und mehr einzuſehen anfing, fand man auch auf den mehrſten gut eingerichteten Akademien oder Hochſchulen Lehrſtühle dafür, und der Beifall, mit welchem ausgezeichnete Lehrer (wozu auch Johann Beckmann auf der Göttinger Univerſität gehörte, der ſich durch viele Schriften darüber ausgezeichnet hat), ſie lehrten oder vortrugen, hat zu ihrer Aufnahme ſehr Vieles beigetragen; ſo daß man ſchon eine fünfte Fakultät ganz eigens für dieſe Wiſſenſchaften errichten wollte; indeſſen iſt es bis jetzt unterblieben, und die Studenten, welche ſich derſelben widmen wollen, werden bei der philoſophiſchen Fakultät inſcribirt, worunter man Alles zu vereinigen geſucht hat, was die drei andern Fakultäten Theologie, Rechtsgelahrtheit und Medizin ausſchließen. — Die Studierenden der Naturwiſſenſchaften haben nun den Zweck, als Lehrer in dieſen Wiſſenſchaften aufzutreten, oder es ſind Mediziner, Apotheker, Kameraliſten, Oekonomen, Forſtmänner, Bergleute, welche einige von dieſen Wiſſenſchaften noch zu ihrem beſonderen Studium ſich auserſehen haben und darüber Vorleſungen hören. Es

gehören hierzu: die Physik oder Naturlehre; die Experimentalphysik; die Akustik; die Optik, nebst ihren Nebenzweigen; die Meteorologie oder Witterungskunde; die physikalisch-Klimatologie; die mathematische Geographie; die Botanik oder Kräuterkunde (wozu die Physiologie der Pflanzen, die botanischen Demonstrationen und Excursionen gehören); die Naturgeschichte (Zoologie: Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische); die Zootomie oder Thierzergliederungskunst; auch trägt man die Naturgeschichte der Vierfüßer, die Ornithologie und die Ichthylogie noch besonders vor; die Entomologie oder Insektenkunde, Naturgeschichte der Insekten; die Helminthologie oder die Naturgeschichte der Eingeweidenwürmer; die Mineralogie (Fossilienkunde und Geognosie); die Chemie und Experimentalchemie; die Hylognosie; die technische Chemie; die Pharmacie. Auch der Geschichte und Geographie hat man noch in den Lections-Verzeichnissen einiger Hochschulen einen besondern Platz eingeräumt; indessen werden Vorlesungen über diese Zweige des Wissens nur von den oben erwähnten Fakultätswissenschaftern mit gehört. Es sind: die Universalgeschichte; alte Geschichte; neuere Geschichte; neueste Geschichte, von der Französischen Revolution 1789 an; Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums; Spezialgeschichte einzelner Staaten und einzelner Völker, sowohl in der älteren, als neueren Zeit; Geschichte der verschiedenen Volksrevolutionen; Kriegsgeschichte insbesondere; Religionsgeschichte; biographische Charakteristiken der berühmtesten Männer in der älteren und neueren Zeit, in allen Zweigen der Weltverhältnisse; Geschichte der Alterthümer; Chronologie, Geographie und Ethnologie von Europa; Geographie und Ethnologie von

ſeyn, um ſich zu dem Examen vorzubereiten, der ſeiner wartet, ſobald er die Univerſität verlaſſen hat; denn in der letzten Zeit muß noch viel repetirt, viel excerpirt und viel memorirt werden; es müſſen diejenigen Gegenſtände, worauf beſonders beim Examen Gewicht gelegt wird, mehrere Male durchgenommen, ja es müſſen oft ſelbſt noch Repetitionen in den Sprachen vorgenommen werden, um zierlich Latein zu ſchreiben oder wenigſtens in der ächten Latinität nicht zurück zu bleiben. Der letzte Semeſter iſt derjenige, der die Studioſen am meiſten in Thätigkeit erhält, und wo noch nachgeholt wird, was noch nachzuholen iſt; denn das ſtrenge Examen iſt beſonders anziehend für den Theologen; er muß alle ſeine Geiſteskräfte zuſammen nehmen und ſeinen ganzen Muth, um zu beſtehen; denn die Kandidaten werden zwei Tage hintereinander eingeſchloſſen, und von einem ab- und zugehenden geiſtlichen Herrn beaufſichtiget, damit ſie nicht untereinander ſprechen, nicht eſſen, nicht rauchen ꝛc.; ſie dürfen nur die heilige Schrift in der Urſprache, Papier und Schreibmaterialien bei ſich haben. Sie müſſen ſchriftliche Probearbeiten in Deutſcher und Lateiniſcher Sprache anfertigen, eine Predigt über ein gewiſſes Thema, und einen Abſchnitt aus der Kirchengeſchichte bearbeiten; auch müſſen ſie eine Stelle aus dem neuen Teſtamente überſetzen und interpretiren; dann werden einige dogmatiſche Fragen an ſie gerichtet, die ſie zu beantworten haben. Nach dem ſchriftlichen Examen erfolgt der mündliche, und wenn dann der Kandidat in Allem zur Genüge beſteht, auch das Catechiſiren gut ausfällt, ſo muß er eine Probepredigt halten, wozu ihm der Text geliefert wird, und beſteht er auch hierin, welches in der Regel keinen Zweifel übrig läßt, da die Kandidaten ſich ſchon vorher darin üben, ſo wird er als beſtanden entlaſſen; wenn aber dem Kandidaten zu wiſſen gethan wird, daß er ſich nach einem oder zwei Jahren zu einer andermaligen Prüfung zu melden habe, ſo iſt er durchgefallen,

und muß dann noch ein oder zwei Jahre von Neuem eine Universität besuchen, oder sich durch eigene Hülfe zum Examen tüchtig machen, welches Einige thun; Andere beziehen wieder die Hochschule, wenn sie noch mit so vielen Geldmitteln unterstützt werden können, um ein anderes Studium zu beginnen; z. B. Philologie, Philosophie, Jurisprudenz, Kameralia ꝛc. Bei bemittelten Studiosen geht nun dieses wohl an, nicht so bei den armen, die mit vieler Mühe und Beschwerde ihre Studierzeit durchgebracht haben. Indessen kann man auch sagen, daß es bei diesen selten geschieht, daß ein Kandidat durchfällt; denn weil sie schon auf den Fleiß angewiesen sind, oft selbst noch für ihre reicheren Commilitonen Arbeiten übernehmen, um sich noch etwas zu verdienen. Trifft es nun diese, so sind sie allerdings gezwungen sich selbst fortzuhelfen. Auch hat das Beginnen eines neuen Studiums in einem andern Fache, außer der Theologie, schon darum große Schwierigkeiten, weil die Kollegia viel theurer zu seyn pflegen, als bei jener, wie z. B. bei der Jurisprudenz und der Medizin; wer daher von Hause nicht gute Wechsel beziehen kann, darf sich darauf nicht legen; auch muß bei der Medizin noch promovirt werden, wenn man seine Laufbahn als Arzt eröffnen will, und dieses ist auch kostspielig. Bei dem Juristen ist nun das Doktor werden nicht nöthig, um angestellt zu werden, und wenn man auch Doktor der beiden Rechte (Doctor juris utriusque) wird, so zeigt dieses zwar wohl von den Fähigkeiten des Kandidaten, weil man es rite werden muß; allein es ändert doch nichts in der juristischen Laufbahn, indem der Doktor in den Preußischen Staaten eben so gut Auskultator, Referendarius seyn und dabei seine Examina bis zum Assessor machen muß, als derjenige, der diese Würde nicht erlangt hat, indessen giebt es doch mehr Ansehen; dagegen kann der Philolog oder Philosoph weit leichter mit der Erwerbung seines Doktortitels durch-

kommen, mit wenigeren Kosten, auch ohne Examina, wobei ihm doch eine Stelle als Lehrer ꝛc. wird, die ihn ernährt, jedoch nicht überall; denn in den Preußischen Landen müssen sich die Philologen, ehe sie zum Lehreramte gelangen, einem Examen unterwerfen, und dann ein Jahr hindurch auf einem der Gymnasien des Staats in einigen Lehrgegenständen Probeunterricht ertheilen. Dieses sind Reflexionen, die derjenige anstellt, welcher im letzten Semester vor seinem Abgange von der Hochschule, mit seinen Angelegenheiten oder seiner künftigen Bestimmung beschäftiget ist. Der Jurist bildet sich als Auskultator und Referendar bei dem Gerichte aus, ihm bleibt immer noch Zeit übrig, seinen Examen zu höheren Stellen zu machen, welcher mündlich und durch zwei Proberelationen und drei Instruktionen geschieht, und mit dem Vorexamen, wo er verlangt wird, kommt er wohl durch, wenn er sich noch vorher in denjenigen Grundwissenschaften umsieht, welche die Basis der Rechtswissenschaften bildet. Die Strenge im Examiniren der Rechtskandidaten wurde schon zu Anfange dieses Jahrhunderts bei den von der Hochschule kommenden Individuen im Preußischen geschärft; denn auf mehrere Preußische Universitäten erging der Befehl, dahin zu sehen, daß die jungen Rechtsbeflissenen sich nicht so auf das handwerksmäßige Erlernen des bloßen bürgerlichen Privatrechts beschränken sollten, besonders da man die Bemerkung gemacht habe, daß man nur suche einen Vorrath von Definitionen und Lehrsätzen, die zu diesem gehörten, auswendig zu lernen, auch sich damit beschäftige, die am meisten praktischen Titel des Allgemeinen Landrechts zu lesen, oder höchstens auswendig zu lernen, wodurch man glaube, schon ein brauchbarer Preußischer Rechtsgelehrter zu seyn. Da es nun von selbst in die Augen leuchte, daß das Landrecht nicht richtig verstanden noch angewendet werden könne, wenn der Geist nicht durch das Studium der Philosophie zum gründlichen

Nachdenken gewöhnt worden, und besonders durch ein philosophisches Naturrecht mit den ersten Begriffen und Grundwahrheiten, worauf jede positive Gesetzgebung, also auch das Landrecht, beruhete, bekannt geworden sey, und da auch der Preußische Jurist sehr oft in Lagen und Umstände kommen könne, wo er ohne richtige Begriffe von dem allgemeinen und dem besondern Europäischen Völkerrechte, so wie von den staatsrechtlichen Verhältnissen seines Vaterlandes gegen andere Staaten, den Pflichten seines Amtes und den ihm darin zu machenden Aufträgen, kein Genüge leisten könne, so sollten die Examen der Rechtskandidaten künftighin auch auf das Naturrecht mitgerichtet und zugleich darauf gesehen werden, ob der Kandidat von dem Völkerrechte und dem jure publico wenigstens so viel Kenntniß erlangt habe, daß er sich in vorkommenden Fällen durch fortgesetztes eigenes Studium und fleißiges Nachlesen bewährter Schriftsteller darin so viel, als es die Lage seines jedesmaligen Amtes und Verhältnisse erforderten, forthelfen könne. Dieses sollte jedes Mal in den Prüfungszeugnissen der Wahrheit gemäß bemerkt werden. Bei den Medizinern genügt in einigen Staaten, wie z. B. im Preußischen, eben so wenig die Promotion, wie bei dem Juristen, denn alle Aerzte und Wundärzte, auch die Pharmaceuten, welche das Recht zu praktisiren erlangen wollen, müssen sich bei der Ober-Examinations-Kommission für die höhere Staatsprüfung der Medizinalpersonen noch einem Examen unterwerfen, wenn sie in andern Staaten mit ihrem Doktordiplome und den nöthigen Bescheinigungen von der Hochschule gleich praktisiren können; und der Kameralist wird von einer Regierungskommission examinirt ꝛc. ꝛc. Dieses sind nun, wie schon bemerkt, die Betrachtungen, die der Student im letzten Semester vor seinem Abgange von der Universität zu machen gezwungen ist; mit demselben verschwindet sein akademisches Bürgerrecht, und mit diesem

die kurze Freiheit ſeiner erlangten Selbſtſtändigkeit, und das Philiſterleben thut ſich ihm oft mit lichten, oft aber auch mit dunklen, trüben Farben auf, nachdem das Wetterglas ſeiner Studien geſtiegen oder gefallen iſt, und ihm die eben überrechneten Examina, um ſich im praktiſchen Leben zu produziren, wenig oder viel Mühe und Sorgen machen. Die letzten ſechs Wochen beſchäftigen ihn die Abgangszeugniſſe, und Alles, was er noch vor ſeiner Abreiſe zu reguliren hat, wozu auch die Schulden gehören. Auf der Berliner Hochſchule muß jeder Abiturient oder Abgehende wegen ſeines Abgangszeugniſſes ſich perſönlich bei dem Univerſitätsrichter melden, welcher die Ausfertigung beſorgt, und welchem hierzu der in allen Kolumnen vollſtändig ausgefüllte Anmeldungsbogen, nebſt einem, von dem Univerſitätsregiſtrator ausgeſtellten, Vermerk über das Datum der Immatrikulation ꝛc., ſo wie die Abgangszeugniſſe der früher beſuchten Univerſitäten und das von den Inländern beizubringende Schulzeugniß oder das Zeugniß der wiſſenſchaftlichen Prüfungskommiſſion überreicht werden, nachdem die Vorlegung derſelben auf der Quäſtur Behufs der nöthigen Eintragungen vorgängig Statt gehabt hat. Dieſe Anmeldung zum Abgangszeugniſſe muß ſpäteſtens ſechs Wochen vor dem Abgange der Abiturienten erfolgen. Auf der Quäſtur wird nun das Abgangszeugniß, welches von dem Rektor, dem Univerſitätsrichter und dem Dekan, von welcher Fakultät der Studierende iſt, vollzogen, auch von dem ſtellvertretenden Regierungsbevollmächtigten gezeichnet wird, von den Abgehenden gegen Bezahlung der Gebühren in Empfang genommen. In die Abgangszeugniſſe werden aufgenommen: 1) in Hinſicht des Fleißes ſämmtliche von dem Abgehenden gehörten Vorleſungen, nach der Reihefolge der Semeſter, und bei jeder der Vermerk, ob er derſelben regelmäßig oder mit beſonderem Fleiße, oder unterbrochen und unordentlich beigewohnt hat; wobei auch noch berückſichtiget wird,

ob derſelbe nur das Nothdürftige für ſeine künftige praktiſche Laufbahn gehört, oder ſich auch den allgemeinen Wiſſenſchaften, namentlich den humaniſtiſchen Studien, und beſonders der Lateiniſchen Sprache, ſo wie auch der Geſchichte und Philoſophie, als die wahren Grundlagen einer wiſſenſchaftlichen Ausbildung gewidmet hat. — 2) In Hinſicht der ſittlichen Aufführung wird, bei Aufnahme der etwa ertheilten Verweiſe und Strafen, und der Veranlaſſung dazu, ein möglichſt beſtimmtes, genau und charakteriſtiſch bezeichnendes Urtheil über das ganze ſittliche Verhalten des Abiturienten aufgenommen. — 3. In Anſehung der ökonomiſchen Verhältniſſe werden die gegen den Abgehenden eingegangenen Schuldklagen, nach Maaßgabe ſeiner Verſchuldungen, berückſichtiget, und die geſtundeten Honorare für gehörte Vorleſungen beſonders vermerkt. — 4. Wegen der Theilnahme an geheimen Verbindungen, wird bemerkt, ob der Abgehende einer ſolchen ſchuldig oder verdächtig geworden iſt. — Ein vorläufiges Abgangszeugniß darf nur dann ausgeſtellt werden, wenn der Nachſuchende nachweiſet, daß er ſich bereits zu dem eigentlichen Abgangszeugniſſe gehörigen Orts und unter Beobachtung der erlaſſenen Vorſchriften gemeldet habe, und durch eine Beſcheinigung des Univerſitäts-Richters, von dem das vorläufige Abgangszeugniß mit zu vollziehen iſt, darthut, daß gegen ſein Betragen weder in disciplinariſcher, noch ökonomiſcher Hinſicht irgend etwas Nachtheiliges zu erinnern iſt; wenn ihm das Letztere aber nicht atteſtirt werden kann, indem ihn ein Tadel trifft, ſo geringe auch deſſen Veranlaſſung ſeyn mag, ſo darf unter keinen Umſtänden ein vorläufiges Abgangszeugniß ertheilt werden. Bei der Ablieferung des vorläufigen Abgangszeugniſſes, muß der Empfänger die vollen Gebühren für das wirkliche Abgangszeugniß erlegen, wogegen ihm Letzteres nachher ohne weitere Unkoſten eingehändiget wird; für das vorläufig-

Abgangszeugniß hat er aber außer den üblichen Kopialien nichts weiter zu entrichten. — Aehnliche Abgangszeugniſſe werden nun auch auf andern Hochſchulen ertheilt. Ein Mehreres über das Studieren auf den Hochſchulen, ſ. den Art. Studieren in dem folgenden 177ſten Theile.

De jure potandi in den Facetiis facetiarum. Pathopoli, 1657. (Dieſe Poſſe enthält die damaligen Studentenbeluſtigungen in einem ernſthaften witzigen Tone erzählt, mit dem Motto: Bibat qui volet, nos non dignamur cum votis sanitatis. Qui nunquam animo sanus est, nec sanus reddi potest.

Joh. Eph. König, über das akademiſche Studium und akademiſche Leben, Nürnberg, 1781. — Deſſen akademiſches Lehrbuch für ſtudierende Jünglinge aus allen Fakultäten. Nürnberg, 1785.

Dissertatio de norma actionum studiosorum, seu von dem Burschen-Comment, edita ab Renommista rerum bursicosarum experientissimo, eodemque intrepido horribilique, Martiali Schluck, Raufenfelsensi, 1780.

Studenten-Lexikon. Halle.

Der deutſche Student. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. Stuttgart, 1835. — Einzelne Aufſätze über Studenten und Univerſitäten: in dem Hannöverſchen Magazine; in den gelehrten Beiträgen zu den Braunſchweigiſchen Anzeigen; in Schlözers Staatsanzeigen; in dem Wittenberger Wochenblatte; in dem Leipziger Intelligenzblatte; in Hennings Genius der Zeit, in den Schleswig-Holſteiniſchen Provinzialblättern; in den Literatur-Zeitungen, der Zeitung für die elegante Welt; in dem Freimüthigen; in dem Morgenblatte ꝛc. ꝛc.

Ende des Hundert und ſechs und ſiebzigſten Theils.

Gedruckt bei A. W. Krauſe, in Berlin.

Stanford University Libraries
3 6105 014 896 893

AE
27
K8
v.176

STACK

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.